


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA





# Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

## Fünfzehnter Jahrgang

April 1918–September 1918

## Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

# Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XV. Jahrgang.*



## I. Romane, Novellen und Gedichte



## II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen



* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

## III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

## IV. Biographisches

## V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde



## VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik



## VII. Neues vom Büchermarkt

Seite

## VIII. Unsere Kunstbeilagen



## IX. Offene Briefe



## X. Kunstbeilagen



## XI. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Seite

Franz Blum-Beckers/Julius Bachem






Fünfzehnter Jahrgang April 1918

# Idealpolitiker / Von Else Hasse

Meister Klinger schuf ein Bildwerk, das er ‚Das Drama' nannte. Da steht ein Recke der Vorwelt, starrt mit glühenden Augen in die Ferne, von wo die Feinde kommen, und wuchtet mit stemmendem Fuß eine mächtige Baumwurzel aus der Erde, um sich zu verteidigen, sich und die Frauen, die hinter einem Erdhügel kauern, schwätzend und schwärmend, der nahenden Gefahr nicht achtend, und ihr unvermutet erliegen würden, wenn der Mann nicht wäre. Er hat den *vorausschauenden Blick* und will kämpfen, weil er muß. Wird er das Drama aufhalten können, den Untergang, das Ende?

Man könnte sich den dargestellten Vorgang recht gut auf unsere Zeit übertragen denken und hinter den Hügel im Rücken des Kämpfers allerlei Schwätzer und Schwärmer versetzen, ja sogar Menschen von höherem Sinn, Sterngucker, die ein erschautes Ideal einsenken möchten in die untere Welt, bald, morgen schon, ohne Erwägung des Möglichen, ohne Rücksicht auf das Bestehende, ohne Ausblick auf vorhandene Gefahren, ohne Kenntnis der Feinde.

Wir haben in Deutschland — in Hügelsicherung — viele solcher, denen aus ihrem Planen und Verhalten zwar keineswegs ein persönlicher Vorwurf gemacht werden könnte, die gleichwohl aber den Fluch ihres angestammten Volkes auf sich herablenken. Einige unter ihnen leben ganz in geistigen Fremdländern, andere so hoch im Blauen und zugleich in purpurner Seelentiefe, daß sie die Farben und Gesetze des mittleren Lebens nicht erkennen können und ein feuriges Gesetz aus ihrem Innern zündend

in das Weltgetriebe werfen möchten, damit es die Schlacken aus den alten, eisenfesten Ordnungen ausbrenne und dieselben umschmelze in einen Weltzustand, den ihre Hoffnung mit himmlischem Blau übermalt.

In keinem Lande der Welt hat es so viele Befürworter einer unbedingten Versöhnungspolitik und soviel überzeugte Weltbürger gegeben als in Deutschland, nirgends soviel volksgläubige Sozialisten und Demokraten, die die Behauptung: Vox populi, vox dei! für eine unumstößliche Wahrheit halten, hoffende Idealisten, denen die Entwicklung des Staates zum Gottesstaat für nahe bevorstehend gilt, sobald sich nur die Obrigkeit zu nachgiebiger Friedfertigkeit verstehen würde. Ihre Voraussicht in Ehren! Aber ihr Blick schweift zu weit hinaus und sieht über zu viele Tatsachen der Gegenwart hinweg.

‚Sieh nicht zu weit und nicht zu nah, mein Sohn Lebelang!' ermahnt in einer alten indischen Erzählung der sterbende Brahmane seinen Erben und will damit sagen, daß, wer zu nahe sieht, zu viel Selbstsucht und Furcht im Auge trägt, und wer zu weit sieht, oftmals auch zu weit in seiner Selbstentäußerung geht und seinem schwärmerischen Hoffen. Der vorausschauende Blick des Politikers, der das Rechte treffen will, ergeht sich zwischen Furcht und Hoffen mitteninne, richtet sich erst auf bestehende Tatsachen, dann auf nächste Möglichkeiten, zieht Volks- und Feindesart genau in Betracht, wandelt ihr Bild nicht nach idealen Maßen um und läßt die Einsicht walten, daß zwar einzelne und reife Seelen, mit dem feurigen Gesetz der Liebe im Innern, jetzt schon als Weltbürger, Menschenbrüder, Gotteskinder leben können, die rohe Masse aber längst noch nicht, und daß der Staat ein weltliches Gebilde ist, dem nur sehr langsam das Siegel Gottes aufzudrücken wäre. Ließe sich schon morgen ein Staat zum Gottesstaate umprägen in der Weise, daß er sich nach außen und innen jeden Machtgebrauchs entäußerte, so lebte er in kürzester Frist nicht mehr. Der Staat ist aber eben der ‚Sohn Lebelang', der fortbestehen muß und sich nicht schnell über seine erdhafte Art hinausentwickeln kann, denn er ist das Kind irdischer Verhältnisse, das Geschöpf des Massencharakters und wird sich nur mit diesem wandeln können. Wollte das Geschöpf den Schöpfer zu weit überholen, so würde es — als vorzeitig eingerichteter Freiheits-, Friedens- und Gottesstaat — alsbald an der Rückständigkeit des Massencharakters, an der Knechtsgesinnung der meisten und am Vernichtungswillen seiner Feinde wehrlos zugrundegehen müssen.

* * *

Idealpolitiker und Demokraten haben immer dem zu weitschauenden Grundsatz gehuldigt, daß freiheitliche Einrichtungen freie Menschen und Weltfriedensgerichte friedliche Völker schaffen würden; auch wähnten manche, daß Gott durch seine Kirche, wenn sie in den Staaten führend wäre, eine baldige Menschheitsverbrüderung bewirken könne.

Gott wirkt aber nicht in der Enge und Vermischung, nicht beschränkt durch weltliche Einrichtungen, die, wie schiedlich, friedlich und freiheitlich sie auch sein mögen, noch niemals einen Menschen zu jener inwendigen Freiheit und Friedsamkeit erzogen haben, welche die allein sichere Grundlage einer wirklichen, nicht scheinbaren Weltfriedens- und Volksbefreiungspolitik wäre. Der Mensch wird nicht frei durch die Freiheit, die man ihm gibt, sondern durch die, die er sich nimmt — auf geradem Wege zu seinen reinen, unvermischten, unbeschränkten Idealen nimmt, die hoch über weltlicher Enge und menschlichen Einrichtungen schweben müssen. Diese Ideale bleiben dann nur klar und den aufschauenden Blicken sichtbar, wenn sie nicht zu nah gesehen, nicht herabgezogen werden in ein Nebelreich: in die mangelhaften Zustände und unzulänglichen Ordnungen dieser Welt. Gott im Staatsgesetz wäre nicht mehr Gott und der Friedensschluß im Weltgerichtspalast kein Frieden, der den Bruderbund der Seelen förderte, und die sozialdemokratische Freiheit würde nicht die Herrschaft der Freien, sondern der Unfreien begründen.

Das eben ist der irrende Weitblick und zugleich die Kurzsichtigkeit politischer Stürmer und Weltbeglückungsdränger — ihre Torheit, die zum Drama führen muß —, daß sie das einzig Richtige: die langsame Hinbewegung und Hinordnung der Welt zu Gott und allen Idealen, umkehren wollen, so zwar, daß diese vorschnell hinabgerissen werden in die Welt, gewaltsam, wenn es sein muß — wie es eine russische Revolutionärin letzthin aussprach: daß eine ‚Schreckensherrschaft' nötig wäre, um den ‚geläuterten Sozialismus' aufzurichten! Unsere Sozialisten reden nicht dergleichen, bekunden aber doch die nämliche Neigung: höhere Ordnungen durch niedere Mittel und Menschen vor der Zeit aus den Wolken in die Wirklichkeit einzuführen, ohne zu bedenken, was daraus entstehen muß, wenn man das Oberste zuunterst und das Unterste zuoberst kehrt.

Wenn man Sonntags auf allerlei Verkehrswegen große Trupps von jugendlichen Arbeitern aus Kriegswerkstätten beobachtet, siebzehnjährige Burschen, am Arm das Mädel im Samtkleid, mit bauschenden Pelzgehängen und zerwühltem Haar, wie sie nach Jungensart johlend, possenreißend und Vorübergehende beiseitestoßend, ihrem Vergnügen nachgehen, ohne Gefühl für den Ernst der Zeit, ohne Herzensregung für die Blutenden und Wunden draußen, wenn man sie hört, wie sie mit englisch-französischen Schmähworten auf den ‚Militarismus' schimpfen und mit russischer Ungebühr nach einem ‚Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen' brüllen, während sie doch die ersten wären, die dem hernach verarmten, knauserigen, steuerhungrigen Staat noch vollends das Blut aussaugen möchten — und wenn man dann bedenkt, daß diese da, die keine Ahnung davon haben, was es heißt: frei durch Triebbeherrschung und Opfersinn, frei durch Vernunft, frei durch Befolgung göttlicher Liebesgesetze zu sein, als Werkzeug demokratischer Volksbefreiung gemißbraucht werden, so frägt man sich: Was

sind das für Männer, die mit solchen Genossen ihre Massenstreiks ausführen? Sind es nur Schwätzer, die sich selber dahin überreden, daß die Stimmen der Urteilslosen und ihr Votum wie ein Gottesurteil geachtet werden müßten? Oder sind sie so sehr Schwärmer, sich einzubilden, es könne durch die Friedlosesten ein Frieden, durch die Unfreiesten die Freiheit errungen werden? Fehlt ihnen wirklich jegliche Voraussicht der Schreckensherrschaft, die daraus folgen muß, wenn die Unfreien nach Unabhängigkeit schreien und die Unreifen sich erdreisten und die Rohen bevollmächtigt werden, indem man sie als Machtmittel gebraucht?! Sehen sie — hinter den sieben Hügeln ihrer Theorien — den inneren Feind nicht?

Diesen kommenden Feind bezeichnete schon Goethe mit den Worten: ‚Großer Dünkel und allgemeine Begriffe sind immer auf dem Wege, das größte Unheil in der Welt anzurichten.‘ Theoretische Begriffe, aus keiner Erwägung des Möglichen, keiner Rücksicht auf Bestehendes, sondern aus idealistischer Eigenwilligkeit hervorgegangen, die eine Umordnung der Welt zu nahe wähnt, und jener großgezogene Dünkel der Urteilslosen, Unreifen, Unfreien: das sind die Unheilstifter, die jeder Einsichtige vorausschauend ins Auge fassen müßte. Die Schwarmgeister aber, die die Feinde herbeirufen, darf man nicht in Furchtsamkeit zu nahe sehen — wie es leider manche schwächliche Regierung getan hat —, freilich auch nicht in zu weitem Abstand betrachten, hoffend, daß ihre Ungeduld, mit der sie der Entwicklung vorgreifen und die religiöse Hinbewegung zu einem Ideal — dem Frei- und Mündigwerden aller — überhetzen wollen, nicht gar viel schaden könne. Ein Ideal vor der Stunde der Reife verwirklichen zu wollen, hat immer Nerven, Blut und Leben gekostet. Und der Wahn, einen vollkommeneren Weltzustand mit den unvollkommensten Menschen herbeiführen zu können, bestraft sich durch Rückschläge in die Barbarei.

Das lehrt jeder Blick in die Geschichte. Trotzdem beharren die Stürmer und Dränger auf dem widersinnigen Vorhaben, durch Gewalt der Unguten bessere Staatseinrichtungen zu schaffen, damit diese wiederum bessere und brüderliche Menschen schüfen, und durch die Untersten das Oberste, ein hohes Schiedsgericht, einzusetzen, damit auch dieses unverträgliche Gemüter zur Friedsamkeit erhebe. Als ob ein Schiedsgericht den Massencharakter ändern könnte! Und als ob Schiedsgerichtsbeschlüsse, um sowohl gerecht zu sein als rechtskräftig zu wirken, nicht vom gehobenen Charakter aller und von der allgemeinen und gleichen Gewissenhaftigkeit getragen werden müßten! Warum sehen die Schwärmer das nicht voraus? Warum erwarten Theoretiker von staatlichen und zwischenstaatlichen Neuordnungen stets eine innere Erneuerung? Weil sie *das Wesen des Menschen und des Staates verkennen*, gleichwie sie immer auch *das Wesen des Ideals verkannten*, das uns von ferne leuchten muß, auf daß wir in Bewegung bleiben, zu ihm hin.

* * *

Die Verkennung des Menschen ist ein Fremdgewächs aus romanischen Ländern und rührt bekanntlich aus der Rousseauzeit um 1789 her. Damals, als man Gott entthronte, verlegte man das Göttlich-Gute aus jenseitigen Tiefen der Seele in den natürlichen Menschen hinein, ihm zueignend, was bisher als Gnadengabe Gottes angesehen war.

Die französische Anschauung untergrub die alte deutsche Menschenkenntnis, die aus den tiefgründigen Betrachtungen der Mystiker und aus zahllosen Dichterworten zu uns spricht, und verflachte sie, unter dem Einfluß nicht bloß gallischer, auch britischer und endlich deutscher Denker und Demokraten, immer mehr. Und die Hoffnungen, welche man auf den natürlichen Menschen setzte, glitten in soziale und ethische Bewegungen hinein, stärkten den Demokraten das Rückgrat, berauschten die Idealpolitiker und übertrugen sich auch auf den Staat in der Weise, daß man ihn als einen Geburtshelfer der natürlichen Menschengüte ansah: er, der ihr freies, friedliches Sichausleben lange unterband, könne — so wähnte man — es ebensowohl entbinden.

Darum rief man nach dem Rechts-, Freiheits- und Friedensstaat. Indem der Staat jedem das gleiche Naturrecht zubilligt und gleiche Entwicklungsmöglichkeiten offenhält, jeden beizeiten mündig spricht und allen die gleichen Freiheiten zuteilt, jeden zum gleichwertigen Bruder des anderen macht und ihn dadurch friedlich stimmt, jedem ein Wohlleben und gleichen Anteil an irdischen Gütern gewährleistet, werde er — das war die Überzeugung — durch seine Ordnungen und Einrichtungen den Menschen dahin bringen, daß er nicht nur ein guter Staatsbürger, sondern auch Weltbürger sein könne. Die Staaten müßten nur erst einmal ihren Bürgern Gleiches bieten, dann würden auch die nationalen Ungleichheiten ausgeglichen werden.

Auf diese Weise sollte der Sozialismus zum Internationalismus werden, und der Staat, das Gebilde der Menschen, wurde zu einer Gottheit, von der man glaubte, daß sie wohl imstande sei, dem alten Gott und seiner Kirche die Erziehung aller zur Menschlichkeit abzunehmen. Man sah das alles hoffend nahe und merkte nicht, daß mit dieser Erwartung der alte Irrtum wiederauflebte, um deswillen Moses die Gesetzestafeln vom Sinai im Zorn zertrümmerte. Kann der mit Händen gemachte Gott die Seelengüte neu beleben? Kann das Geschöpf seine Schöpfer bessern? Nur in dem Falle, daß Gott ihm seinen Odem einbliese! Was dem Staat bisher erziehliche Obmacht verliehen hatte, war eben die von Gott verordnete Obrigkeit, die als solche angesehen wurde und sich ergänzend anschloß an die kirchliche Stufenordnung von Priestern, Kirchenvätern, Heiligen, Aposteln und Christus als dem gottmenschlichen Oberhaupt, alle ewig tätig als Hinordner zu Gott. Wo diese Ordnung nach oben hin und das Verordnetsein von oben her wegfällt, wo es kein Gottesgnadentum mehr geben soll und jedermann sich anmaßt, von Natur Mensch und Manns genug zu sein, ebenso gut und klug wie die Höheren und Höchsten, da kann ein Staat weder erziehen noch regieren und entartet zum zerbrechlichsten Gebilde.

Der Staat des russischen Arbeiter- und Soldatenrats, der ohne anerkannte Rangordnungen — menschliche, bürgerliche, militärische — bestehen will, erlebt zurzeit die Folgen. Ein Staat der Gleichen — der gleich Urteilsberechtigten, Befehlsberechtigten, Besitzberechtigten —, in welchem schließlich keiner dem andern mehr Scheu, Achtung, Ehrerbietung, Fügsamkeit entgegenbringt, muß in lauter Anarchisten zerfallen, die mit Gewalt widereinander toben. Anarchie an Stelle der sozialistischen und weltbürgerlichen Brüderlichkeit! Und das kann nicht anders sein, denn Gleichheit ist widernatürlich, und die einander angeglichenen Menschen, die sich zu nahe sehen, ohne gegenseitig etwas Höheres als den Dünkel der Berechtigungen in ihren Augen zu erblicken, können nicht anders, als sich selbstsüchtig und furchtsam befeinden.

Ein solcher Aufstand aller gegen alle wird in Dostojewskys ‚Raskolnikow' beschrieben und liest sich wie eine Prophezeiung auf jüngste Vorgänge in Rußland. Der Dichter weist mit entsetzter Gebärde auf Volksmassen hin, die sich für vollberechtigt, frei, mündig, unfehlbar klug halten, und klagt:

‚Alles ging durcheinander, keiner verstand mehr den andern, jeder dachte, daß er allein im Besitze der Wahrheit sei, quälte sich ab, auf die andern schauend, schlug sich die Brust, weinte und rang die Hände. Man wußte nicht mehr, wer und was zu verurteilen war, was böse, was gut sei; man wußte nicht mehr, wer anzuklagen, wer zu verteidigen sei. Man mordete einander in wahnsinniger Überreizung; man zog gegeneinander mit Heeren, aber diese Heere begannen sich schon auf dem Marsche untereinander selbst zu vernichten; sie lösten ihre Ordnungen, fingen untereinander zu kämpfen an, erschlugen sich und fraßen einander auf. In den Städten läutete man den ganzen Tag die Sturmglocken, man rief die Menschen zusammen, aber wer es tat und wozu es geschah, das wußte kein Mensch, — alles war fassungslos. Selbst die einfachsten Handwerke ruhten, weil jedermann seinen Verstand zu hoch hielt und mit nichts einverstanden war. Der Ackerbau wurde eingestellt. Die Leute liefen in Haufen umher, begannen sich gemeinsam an etwas zu begeben und schwuren, davon nicht abzustehen, — aber bald begannen sie etwas Neues vorzunehmen, als was sie im Auge gehabt; sie fingen an, sich zu beschuldigen, zu schlagen, zu töten. Feuersbrünste brachen aus, Hungersnot folgte. Alles ging zugrunde . . .'

Obwohl der allgemeine Zusammenbruch eine weltbekannte Folge von Revolutionen ist, scheint doch jedes Volk, das zu der Einbildung gebracht wird, selbstherrlich zu sein, durch Blut und Feuer der nämlichen Erfahrung hindurchzumüssen und das, sobald es, sich verkennend, auf fremde Theorien hört. Wir wissen, daß gewisse Lehren, die englische Demokraten ersonnen, aber nur halb in die Wirklichkeit übertragen haben, und die, zusammen mit der Rousseaulehre, die Franzosen dazumal revolutionierten, von jüdischen Sozialisten auf die Spitze getrieben worden sind, wissen, daß diese Fremdlehren nicht zuerst in Rußland, sondern in Deutschland die willigsten Ohren fanden bei jenen Idealpolitikern, die mit deutscher

Gründlichkeit tun wollten, was man im Ausland nur vorübergehend und zum Schein getan. Und heute wäre es den Schein- und Gewaltdemokraten eine Lust, wenn dem deutschen Michel die Jakobinermütze über beide Ohren gestülpt werden könnte und eben von Händen, die nicht seine eigenen sind.

Der Deutsche hat das einheimische Gute stets zu nahe, zu bescheiden, mit zu nüchternen Augen angesehen und das Fremde, was weit her war, mit schwärmerischen Blicken in sich aufgenommen. Daher die Überfremdung deutschen Wesens und Geistes mit ausländischen Hirngespinsten, die um so beklagenswerter ist, als der Deutsche über viel höhere Auffassungen, nicht bloß vom Wesen des Menschen, sondern auch des Staates verfügt. Es ist ihm schädlich, heute mehr denn je, wenn er den jüdischen Geist in Staats- und Reformfragen zu viel hineinreden läßt, denn dieser hat keine Staats- und Vaterlandsgefühle von wurzelechter Art, er kennt den Volksstaat nationaler Prägung nicht, nur den Handelsstaat und Gleichberechtigungsstaat, den er darum anerkennt, weil das ‚auserwählte Volk' selber mehr Überordnungs- als Unterordnungsinstinkte besitzt und — politisch ohne Haus und Hof — in Gastländern die Vornehmheit des Gehorsams nicht so bereitwillig pflegt. Gleichberechtigung verpflichtet nicht mehr zur Fügsamkeit und ist die neue Form, in der gewisse Politiker sich selber und dem Volke schmeicheln — und diese Art der Schmeichelei ist weniger deutsch als jüdisch. Der jüdische Geist, zumal in seinen fanatischen Vertretern, sieht sich selbst zu nah und unbescheiden groß und ist zu selbstisch und zu furchtsam, weshalb er den wirklich Größeren samt allen übergeordneten Machthabern zur Selbstentäußerung zwingen möchte mit freilich zu weitschauendem Hoffen und Hinausschwärmen über die Grenzen des Möglichen und Gedeihlichen.

Eine aufgenommene Fremdanschauung, soweit sie gefährlich ist, muß in klarer Voraussicht als feindlich bekämpft werden. Der Rückschlag gegen den jüdischen Angleichungssozialismus hat denn auch längst mit dem Drange eingesetzt, die persönlichen und völkischen Wesensverschiedenheiten überall herauszuarbeiten. Weil eben Gleichheit der Natur fremd ist, darum — so sagt der russische Prophet an anderen Orten —

‚... gibt es für den Menschen keine beständigere Sorge, als nur rasch den aufzufinden, vor dem er sich zu beugen habe. Denn der Mensch sucht sich vor etwas zu beugen, das unstreitig dessen wert ist, so unstreitig, daß davor sich gemeinsam und insgesamt zu beugen alle Menschen sich einigen müßten'.*

Der Mensch sucht nach Menschen, die nicht durch gleiche Rechte, gleichen Vorwitz etwas bedeuten, sondern durch Überlegenheit ihrer geistigen und Gewissenskraft und nicht von Staatswegen etwas sind, sondern aus ihrer innersten und göttlichen Natur heraus, und die Betrachtung — nicht der allgemeinen und gleichen Menschlichkeit — viel-

* Dostojewsky: ‚Die Brüder Karamasow'.

mehr der Volkscharaktere und besonderen Persönlichkeiten, der Würdigen, Großen, Mächtigen von Gottes Gnaden, führt zu vertiefter und politisch verwertbarer Menschenkenntnis.

* * *

Derjenige Mensch, welcher — ungleich dem erträumten Rousseauschen — aus seiner wirklichen Natur heraus etwas bedeutet, ist zunächst der nationale Mensch. Die nationale ist eine innerlichere Wesensart, und der Nationalstaat, als ihre Schöpfung, ist geworden, nicht gemacht, gewachsen, nicht erzwungen, aus eingeborenem Drange, nicht aus erborgten Ideen, hervorgegangen. Er ist deshalb lebensfähiger als ein durch Vergewaltigung von heute auf morgen entstandener sozialistischer Staat, den Schwarmgeister zu einer starren Gottheit ermächtigen wollen, die alles weiß und kann und tut; der Nationalstaat verrichtet, ordnet, regelt nur das, wozu ihn kluge Voraussicht der Volksvertreter ermächtigt. Er mag weniger Freiheiten, aber — in Friedenszeiten — mehr Schonung und Schutz des Lebens gewähren; seine Fürsorge ist väterlicher, er achtet besser auf den einzelnen, er wägt seine Gaben nicht bloß nach Menschenrechten, auch nach Leistungen ab; ihm ist daran gelegen, mehr und mehr Persönlichkeiten aus der Herde der Gleichen herauszuheben — Urteilsfähige, die zum Befehlen und zum Erwerb geistiger und wirtschaftlicher Besitztümer taugen —, damit sie die Volkserziehung und -entwicklung weiterführen. Somit ist der Nationalstaat auch volksfreundlicher als der sozialistische, und wo er eine demokratische Verfassung ausbildet, wird dieselbe dem Volke wesensähnlicher sein müssen als eine nach fremden Hirngespinsten gestaltete, und auf die Dauer nichts enthalten dürfen, was die gedeihliche Entfaltung der Volkskräfte hindert. Denn der Nationalstaat ist um des Volkes, nicht um eines politischen Ideals willen da.

Nationale wider Idealpolitiker, Kerndeutsche wider Sozialdemokraten! Dieser Kampfruf mußte einmal ertönen. Allen völkisch Gesinnten in unserem Vaterlande wird zugebilligt werden müssen, daß sie der Gefahren achten, die im politischen Idealismus liegen; daß sie die eigene Volksart genau in Betracht ziehen und ihr Bild nicht nach idealen Maßen umwandeln; daß sie den politischen Vorwitz von allerlei Unmündigen als einen inneren Feind bekämpfen und den Sinn des Volkes auf Höheres als nur politische Freiheit hinzuordnen suchen; daß sie die so schwierige Verbrüderung der Deutschen vorbereitend pflegen durch Kameradschaftlichkeit, geschichtliche Erinnerungen, Einfühlung in die angestammte Wesensart und durch alle möglichen Vereinigungen; daß sie ihnen Führer weisen in hergebrachter Rangordnung, indem sie einsehen, wie nötig die Mannen- und Kaisertreue für Erziehung und Bestand des Volkes ist; daß sie endlich die völkische Selbsterhaltung als erste Pflicht und das Weltbürgertum, den Bruderbund der Menschheit als eine letzte Möglichkeit betrachten, auf die sich nicht alle Hoffnungen stürzen dürfen, solange es Feinde ringsum gibt. Der Nationale erkennt seine Feinde besser als der Demokrat, und den vorausschauenden,

vorwarnenden Blick auf sie gerichtet zu haben, ist das Verdienst der Alldeutschen, die nach verstärktem Grenz- und Staatsschutz riefen.

Der Nationalstaat bedarf fester Abgrenzungen. Bestände die Welt aus lauter sozialistischen Staaten, die einander ähneln und deren Menschenmassen einander angeglichen sind, so wären Grenzen etwas Unwesentliches, und es bliebe sich für jeden Bürger ziemlich gleich, wo sie liefen und ob er diesseits oder jenseits lebte. Da dergleichen Staaten aber vorderhand nicht bestehen können in Ermangelung geeigneten Menschenmaterials und weil die Bürger überall völkisch gebunden sind, so müssen eben diese in Sicherung hinter einer Schutzwehr leben.

Grenz- und Staatsschutz erfordert eine genaue Kenntnis desjenigen Massencharakters, der die umliegenden Staatsgebilde schuf und trägt. Was für augenfällige und gemeinsame Züge diese Charaktere aufweisen, welche Hauptansprüche die fremde Volksseele an Welt und Leben stellt, ob mammonistische, machtpolitische oder weltbürgerliche Neigungen in ihr vorangediehen sind, auf welche Machenschaften sie sich einzulassen liebt, das muß der nationale Schutzpolitiker sehen, danach muß er sich klarblickend richten.

Denn leider läuft ja in der Politik alles auf Gegenseitigkeit hinaus; da darf einer nicht in gutem Glauben auf Sicherheitsmaßregeln verzichten, die der andere noch gebraucht. Ein guter Glaube kann Berge versetzen und das Unmögliche möglich machen, im Völkerverkehr aber nur, wenn's ein allgemeiner Glaube wäre. Welcher Staat mit einem edlen Beispiel vorangehen wollte, der müßte eine zur Nachfolge willige Völkermehrheit hinter sich haben, sonst stände er morgen allein und erlebte das Drama seines Untergangs. Mancher Idealpolitiker, der selbst ein idealer Mensch ist und seinem Volke einen Vorsprung im Guten wünscht, übersieht die bittere Notwendigkeit des Schritthaltenmüssens; von seiner Charakterhöhe aus, der er die Massenmenschen zu nahe wähnt, zielt er mit seinen Vorschlägen viel zu weit und bedenkt die ethische Rückständigkeit der Politik nicht, die an den Massencharakter gebunden ist und erst fortschreiten würde, wenn alle Völker und Weltpolitiker als Kameraden in gleichem Schritt und Tritt gehen wollten.

‚Es ist dem Menschen ein Strick, sich mit Heiligem übereilen' (Spr. 20, 25) — ihm und dem Volke, dem er angehört, ein Strick, der es dem Henker ausliefern kann! Gerade die Vorläufer unter den Idealpolitikern, die nicht international, sondern übernational denken, weil sie im Gemüt die völkischen Schranken überwunden haben, entsichern ihren Heimatsstaat durch ihre edelsten Charaktereigenschaften, wenn diese ebenda als politische Schrittmacher auftreten, wo die Feinde im Nachtrab bleiben und bleiben wollen. Der Idealist, der ihren Fortschritt zu nahe sieht, als eine Sache von morgen, und ihn durch sein Entgegenkommen fördern möchte, vergißt oft jede Vorsicht, wie er denn überhaupt allen Feindesmachenschaften gegenüber vergeßlich ist, um durch keine unzeitige Er-

innerung die für demnächst zu erwartende Sinnesänderung zu vereiteln. Er will böser Anschläge nicht eingedenk bleiben, er darf nicht richten und mag dem Sündlosen das Wort heiligen Zornes: ‚Ihr Heuchler!‘ nicht nachsprechen, selbst wenn er von Erzheuchlern umgeben wäre, die sich doch durchschaut sehen müssen! Er erhebt keine Vorwürfe, weil er gewöhnt ist, immer sich zuerst und kräftig zu beschuldigen, den andern aber zu entschuldigen. Durch viele Nachsicht gegen ihn, viele Anerkennung seiner Vorzüge und vieles Nörgeln am eigenen Leib und Volk kann ihm die angestammte Art fast verleidet werden; nicht als ein Überfremdeter, aber ihr Entfremdeter steht er seiner Sippe zuweilen gegenüber, und lieber will er sie als den Feind mißverstehen, lieber fremde Wehrgewalt, etwa den englischen ‚Marinismus‘, als Lebensnotwendigkeit begreifen, als den deutschen ‚Militarismus‘ verteidigen, der doch nur den Grenzschutz eines offen wohnenden, immer wieder überfallenen Volkes darstellt; lieber den deutschen Schwertarm fesseln, als zuerst die Weltkriegshetzer; lieber sein Volk zu entsagungsvoller Rücksichtnahme auf kleine Völker, die ihm den Krieg erklärten, mahnen, als England ein gleiches gegenüber Irland, Indien, Ägypten, Burenland, Griechenland anempfehlen; lieber etlichen Französlingen, die zu Frankreich wollen, Vorschub leisten, als den Wünschen des befreiten Baltenvolkes, das seinem Deutschtum seit Jahrhunderten die Treue wahrte, mit ausgestreckter Hand entgegenkommen — immer in der Hoffnung, den Feind mit schonender Ritterlichkeit über goldene Brücken hinweg rasch zu besserer Einsicht zu fördern.

Mit alledem wird Germania aber leider in den Augen derer ins Unrecht gesetzt, die weder Demut noch Großmut in der Politik verstehen können. Großmut wirkt selten auf einen einzelnen, auf die große und feindliche Masse nie: diese legt moralische Stärke als physische Schwäche aus, die es ihr gestattet, mit dreisten Zumutungen alle Grenzen zu überschreiten und von dem, der sich ‚mit Heiligem übereilt‘, zu heischen, daß sein Volk vor allen anderen und ganz allein sich aller Kriegsgewinne und Machtsicherungen entschlagen solle, auch wenn es sieghaft sei.

Und er, der in diesen Zeiten doch die Erfahrung machen konnte, daß Überschätzung des Gegners in gutem Glauben gefährlich ist, und der den Massencharakter, welcher hinter kriegsverlängernden Entschlüssen der Feinde stand, ein wenig kennen lernen mußte, kann er — der freilich stets zu hoffnungsselig ins Weite schaut — noch dazu raten, ein sicherndes Machtgehege preiszugeben in der Annahme, einen Gegner durch solch großmütigen Verzicht von einem Machtmißbrauch zurückzuhalten? Dürfen jene Idealpolitiker, die *jede Machtentfaltung verabscheuen*, in ihrer Verkennung von irdischen Notwendigkeiten zu weit gehen?

Ein Politiker, der das Rechte treffen will, wird Macht nur als Mittel zum Zweck der völkisch-staatlichen Selbsterhaltung erstreben; als Zweck an sich gefährdet sie den Staat und verdirbt den Volkscharakter. Nationale Machtpolitik ist ein leicht zu übertreibender Familienegoismus der Völker,

die alsdann auch die entferntesten Verwandten — von hundert Äckern einen Kloß — in ihr Gehege einkreisen möchten. Panslavisten sind Imperialisten geworden, denen die Macht immer mehr zum Selbstzweck wurde, so daß sie heute noch, in ihrer neuen Maske als Sozialisten, ein Gewaltregiment führen, und Briten, die den unverschämten Satz aufstellten: ‚Die ganze Welt muß englisch werden', wollen ein Volk nach dem andern mit eisernen Fäusten packen und ihrer Volksart angleichen — als neue Verwandte! Diesem Bestreben hat sich der Deutsche, der nicht im entferntesten an die Gründung eines alldeutschen Weltreiches dachte, ja sich sogar um seine Nahverwandten viel zu wenig kümmerte, mit Fug und Recht zu widersetzen, und ebensowohl muß er sich gegen die Politiker des guten Glaubens wenden, die den Massencharakter in feindlichen Völkern verkennen, in einem Vertrauen, das sich halb und halb noch auf die Rousseaulehre von der natürlichen Menschengüte stützt und das doch, um nicht kläglich zusammenzubrechen, auf viel tiefere Wurzelschichten der Seele gegründet sein müßte.

Der das Vertrauen tragende göttliche Urgrund der Seelen ist freilich noch nirgends bloßgelegt, und das Gewissen — als Unterbau für den künftigen Aufbau einer Weltgemeinde von unter sich verschiedenen Volksstaaten — ist längst nicht überall gefestigt genug. Nur eine allgemeine und gleiche Gewissenhaftigkeit aber würde die Machtentfaltung überflüssig machen und die Konkurrenz der Mächte, wodurch einstweilen noch der rücksichtslose Machtgebrauch des einen oder andern Staates abgeschwächt wird, durch einen Wettbewerb in der Rechtschaffenheit ersetzen.

Solange aber räuberische Übergriffe von Staat zu Staat vorkommen können, muß eine Schutzwehr an der mutmaßlichen Einbruchsstelle liegen. Denn in jedem noch nicht völlig Ehrlichen werden Diebesgelüste ermutigt, wenn vor dem nachbarlichen Eigentum nur das Recht Wache hält, und nicht die Macht. Macht, die der Selbstverteidigung dient, schlägt ja weder die Gewissenhaftigkeit noch die Friedensliebe und den guten Glauben tot. Dem gutgläubigen und besseren Deutschland ist jedenfalls gelungen, was den Besseren in Frankreich, England, Italien noch nicht gelang: den Frieden öfters auch durch die Regierung anzubieten und zu Bedingungen, die beinahe unter der Selbstbehauptungsgrenze lagen und den Stempel der bisher obsiegenden Macht viel weniger trugen als Bedingungen der Gegenpartei. Auch haben führende Politiker und Heeresleiter Deutschlands, die immer eine maßvolle und vornehme Sprache führten, das Schmähen und Schänden feindlicher Kollegen nie mit einem rohen Machtwort erwidert. Daß wir wahrlich nicht von Machtbegier verseucht sind, ist daraus zu ersehen, daß Deutschland von der Frage: ‚Belgien — oder nicht?' tief im Gewissen erregt wird, während man sich drüben in England oder Frankreich mit voller Gemütsruhe sofort einig ist, sobald es gilt, sich etwas anzueignen, und auch keinerlei Bedenken tragen würde, die gepanzerte Faust auf das Pfand zu legen, das wir, nach unseres Kanzlers

Wort, nicht behalten, nur gegen feindliche Bemächtigung vertraglich schützen wollen.

Einer rechtlichen Machtsicherungspolitik können wir nicht entraten. Und wie die Welt zurzeit noch beschaffen ist, so wäre gerade dem Besseren unantastbare Macht zu wünschen, da nur der Mächtige und Starkbewehrte neuen und besseren politischen Sitten Geltung verschaffen könnte, so lange bis das christliche Gewissen in den Massen ihm entgegenriefe: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide!' Darum — auf daß es einmal so weit käme — verpflichtet Christus jeden einzelnen im Gewissen, ihm nachzufolgen, damit der Massencharakter sich allmählich hebe; denn das erkannte er am ehesten, daß ohne sein Gehobensein ein Staat der Macht nicht entraten und auch der beste Staatsmann seine Macht nicht zum besten gebrauchen könnte.

* * *

Allerdings hängt ein gewissenhafter Machtgebrauch zunächst vom Träger der Macht ab. Angebliche Idealpolitiker vom Schlage der Wilson und ihre Gesinnungsgenossen in allen Landen möchten nun Könige und Kaiser als verantwortliche Träger der Macht ausschalten oder dieselben doch jederzeit von einer Mehrheit beaufsichtigen lassen; sie halten die Beschlüsse eines solchen Aufsichtsrats oder einer Volksabstimmung für jedenfalls besser als sogar die Entscheidung eines im Gewissen ringenden Herrschers und meinen, daß sich sein Ja oder Nein neben dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen nicht behaupten könne.

Aber Volksbeschlüsse können nie so eindeutig sein als eine königliche Gewissensentscheidung. Und die Macht, die ein Demos durch seine Vertreter ausübt, geht langsamer und seltener ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem Gewissen ein als die konstitutionell begrenzte Macht eines Monarchen von Volkes Vertrauen und Gottes Gnaden. Er ist am ehesten ein solcher, der nicht zu nahe sieht: in selbstischer Eifersucht nicht zu viel für seine Macht befürchtet, und nicht zu weit sieht: nicht mit schwärmerischen oder gierigen Blicken zu viel von seiner Macht erhofft. Die Machenschaften unserer Feinde vor und in dem großen Kriege haben es deutlich erwiesen, daß es überwiegend die demokratisch regierten Völker und ihre Führer gewesen sind, die nach Machtgewinnen trachteten, weil sie Deutschland zu nahe sehen, mit dem kurzsichtigen Auge einer falschen, eifersüchtigen Furcht.

Ein Präsident oder allmächtiger Minister in einer Demokratie, der kurzfristige Verantwortlichkeiten trägt und nach wenig Jahren oder Monden, ungekränkt an Leib und Leben, sich in die Verantwortungslosigkeit zurückziehen kann, ein solcher, der es seinem Nachfolger überläßt, eine verfehlte, wohl gar vermessene Machtpolitik fortzusetzen oder abzubrechen, ein Beauftragter, hinter dem beeinflußte Massen, nicht selten auch eine gekaufte Mehrheit steht, ist weder innerlich noch durch Überlieferung gezwungen, seine Macht in gutem Sinne zu gebrauchen. Fällt er durch ihren Mißbrauch,

so schadet ihm das weit weniger als einem Herrscher, der in seinen Sturz nicht nur sein ganzes Haus und dessen kommende Geschlechter, sondern auch die Untergebenen und Würdenträger mit hineinreißt, die seine Staatsordnung verkörpern. Indem der Deutsche einen verantwortlichen Monarchen über sich setzt, müßte er damit schon der demokratischen Welt bewiesen haben — wenn sie dergleichen Erweise nur begriffe! —, daß er sich einen gemäßigteren Machtgebrauch, ein steteres Regiment, eine einheitlichere Politik wünscht als jene.

Soweit Politik überhaupt ideal sein kann, ist sie es in einem Staate, der in seinem ganzen aristokratischen Aufbau wie ein Hinweis auf höhere Ordnungen wirkt, und der, wenn er sich zu sehr demokratisierte, die Welt ungefähr so schädigen würde, wie man eine Stadt schädigte, deren Zinnen und Türme man abträgt. In einer solchen Stadt verflachte das Gemüt, — und müßte nicht in Deutschland viel tiefe Liebe zum Vaterland und Väterwesen versanden, wenn diejenigen nicht mehr oben stünden, die sich als dessen lebendige Vertreter von Gott berufen fühlen? Sie, als Gottes Beauftragte, sind mehr als der Staat, den man zur Gottheit machen wollte, an sie heftet sich mit Recht ein größeres Vertrauen als an ihn. Wohnt das feurige Gesetz von oben ihren Seelen inne, dann werden sie — wie es so mancher deutsche Kaiser und König schon getan — auch den Massen des Volkes zu einem inneren Aufstieg und dem Staat zu längerem Leben verhelfen können.

Ludwig XIV. mit seinem ‚L'état c'est moi!' züchtete die Revolution; Friedrich der Große, der sich den ersten Diener des Staates nannte, hat die heutige wundervolle Hingabe breiter Volksmassen an die Staatserhaltung mit verursacht, und durch Kaiser Wilhelm I. wurde diese zu einer allgemeinen Herzensangelegenheit. Unser Volk begafft die Großen nicht nur, sondern läßt sie in seiner Seele weiterwirken. Höchstes Glück der deutschen Erdenkinder ist nicht nur der Besitz, auch der Anblick einer Persönlichkeit, die ihnen zum Vater und Führer werden kann. Sie wollen sich vor einem beugen, der ‚unstreitig dessen wert ist', und lieben den, den sie krönen und belehnen. Er ist ihnen, als selbständiges und doch abhängiges Organ im Staatsorganismus, als sein Haupt, aller Sorge wert und — ohne ihn weder zu nahe noch zu weit und hoch zu sehen — verlangen sie doch, daß er, im Geiste über die Masse des Volkes erhoben, ein Vorausschauender sei, der alle Feinde kommen sieht und kämpfen will, wofern es not tut.

Jetzt zumal fordern die Vorsichtigen und Klarsehenden von ihm, daß er nicht bloß die Flutwellen feindlicher Völker mächtig genug zurückdämme und den Staat nach außen sichere, ihm einen Frieden erstreitend, bei welchem er bestehen kann, — sie erwarten mehr: auch im Innern soll er ein Versöhner und Erzieher zur Friedsamkeit und Freiheit sein, soll ebenso für Selbstbestimmungsrechte des Volkes wie für das Kronrecht starke Sicherungen schaffen und dem Allerfeindlichsten, der Selbstentfremdung durch ausländische Theorien, kräftig wehren.

Das letztere wird nur durch Verinnerlichung deutsch-völkischen Empfindens möglich sein. Und gehen wir unserer angestammten Art in der Seele nach, so erfühlen wir nicht nur die kernigen Schichtungen und Jahresringe, die wesensverwandte Ahnen in unserem Innern zurückgelassen haben; wir stoßen schließlich auch auf einen Kern von unirdischer Herkunft, auf eine Wurzel aus göttlichem Samen. Nur mit dieser und dem um sie gewachsenen Stammholz vermögen wir — gleich jenem Urgewaltigen, der mit Baumwurzeln kämpft — den inneren Feind zu schlagen, der uns durch naturwidrige und gottlose Fremdlehren fällen will. Er muß mit Gott bekämpft werden, denn er kämpft wider Gott, — daher denn diejenigen, denen die Hinordnung der Seele zu Gott sowie der Kirche und des Staates am Herzen liegt, mit dem extremen Sozialismus nicht zusammengehen noch eine ‚Mehrheitspartei' mit ihm bilden dürften! Nur ohne ihn und nur mit Gott ist noch etwas zu hoffen, wie für eine tiefere Erkenntnis des Menschenwesens, so für eine weise umgrenzte Selbstbestimmung und für den wahren Frieden.

Ein Weltweiser hat einmal vierzehn Irrtümer aufgezählt, die am häufigsten in der Welt begangen werden; unter diesen nennt er: ‚Eine Gemeinsamkeit der Meinung in der Welt zu erwarten; das Bestreben, alle Anlagen gleich zu formen; Urteil und Erfahrung bei der Jugend zu suchen; unser Maß von Recht und Unrecht festzusetzen und die Menschen danach zu beurteilen; nur das zu glauben, was unser beschränkter Geist fassen kann; zu erwarten, daß man alles verstehen könne; nur zeitlichen Gütern nachzuleben.' Das alles sind Irrtümer derer, die sich der Menschheit vollends als Idealpolitiker zu empfehlen glauben, wenn sie, nach Mündigsprechung jeden Menschenverstandes, einzelne und Völker dazu auffordern, ihr Maß von Recht und Unrecht als bestimmend über alle völkerrechtlichen und Verfassungsfragen zu setzen.

Welcher Mensch — sein ureigenes Wesen und den göttlichen Kern desselben erfühlend — Gottes Bestimmungen und sein Maß von Recht und Unrecht über alles Denken und Tun setzt, der allein hat ein Recht auf Selbstbestimmung; allen andern muß dies Recht beschränkt werden, weil es allzu leicht zum Unrecht in ihren Köpfen und Händen wird. Mögen sie mitbestimmend raten und taten, aber nicht ohne Vereinbarung mit verantwortlichen Führern von Gottes Gnaden über sich bestimmen, weder im persönlichen noch politischen Leben.

Jenes Selbstbestimmungsrecht, das den Völkern von demokratischen Machthabern aufgedrängt werden soll, überspannt sowohl den Dünkel der vielen, die alles verstehen und beurteilen zu können meinen, als auch das Nationalgefühl, das — unvertieft zu reinem völkischen Empfinden — in Hochmut und trotzige Abschließungssucht ausartet. Sehr richtig ist behauptet worden, daß dieses Recht ‚die Auflösung alles Staatslebens, die Anarchie im Völkerleben sei',* denn die größeren politischen Gebilde zer-

* Joseph Graßl: ‚Äußere und innere Kämpfe'. ‚Hochland', Jan. 1918, S. 397.

fielen natürlich, wenn alle fremden Volksteile, ob groß oder klein, mit plötzlichen Absonderungsgelüsten hervortreten und sich zu selbständigen Staaten erklären wollten. Darauf würde England und Amerika am letzten eingehen, wiewohl sie es recht gerne sähen, wenn Österreich durch dies neue ‚Recht' doch noch zerstückelt und Deutschland hinterrücks verkleinert und entsichert würde. Eine abermalige und ärgere europäische Kleinstaaterei wäre die gefährliche Folge: Kleinstaaten bilden immer eine Versuchung für Großstaaten, sich ihrer zu bemächtigen oder sie mindestens für ihre Zwecke auszunützen. Viele kleine Gernegroßstaaten würden also nur neue Angriffs- und Kriegsgelüste herausfordern — wen hätte England je in Ruhe gelassen, den es als ‚Schutzstaat' oder ‚Stützpunkt', als Handelskolonie gebrauchen oder als Konkurrenzstaat ausplündern und mattsetzen konnte? Nichts, auch nicht das geringste Anzeichen berechtigt zu dem Vertrauen, daß es von seiner bisherigen Politik lassen werde; ja es würde obendrein als heimlicher Zwietrachtstifter in Kleinstaaten, die noch unverträglicher als die großen zu sein pflegen, umgehen und eine verschwiegene Lust daran haben, dem europäischen Staatenbund ebenso entgegenzuwirken als einem künftigen Bruderbund der Menschheit.

Also diente auch das Selbstbestimmungsrecht den Völkern, gleichwie den Bürgern, keineswegs zum Frieden, und der Sozialismus, der allen Menschen ein Zusammenleben ohne Mord und Totschlag verspricht, hat bereits in Rußland sich selber widerlegt. Der Frieden ist keine Frucht jener Irrtümer, die den Menschen in jedem Fall an die eigne Urteilskraft, das eigne Rechtsgefühl verweisen, und die wahre Verbrüderung ist kein Werk der Demokratie, sondern der Religion.

Es wäre das einzige Hemmungsmittel demokratischer Überhebung mit ihrem Gefolge von völkerzerfleischenden Leidenschaften, daß man allen als religiösen Sinn des Menschenlebens ein Sichhineinbewegen in das tiefste Selbst, danach in Gott und in die Allgemeinschaft lehrend nahebrächte. Nur durch ihr Tiefstes, das ihnen nicht zu nahe ist und doch auch nicht zu weit, nur durch den göttlichen Kern in ihren Seelen, werden Menschen zu gleichwertigen Brüdern — und sollten sich darum zu diesem Allgemeinsamen hintasten, sich auf Gott als den Wurzelgrund aller Seelen hinbesinnen. Ihm sind sie in geschwisterlicher Verschiedenheit entsprossen, aber mit dem Abstand von Gott wachsen auch die menschlichen Abstände, und Verschiedenheit wird zu gehässiger Gegnerschaft überspannt! Wie weit sich indessen alles, was aus ihm hervorging, durch Eigenwuchs und Eigendünkel von ihm entfernen mag: es bleibt ihm dennoch, wenn nicht im Bewußtsein, so doch im Wesen, verbunden — und zu dem gottverbundenen Wesentlichen in allen Seelen müssen wir Beziehungen suchen. Die innerste ist die friedlichste Beziehung, ist die einzige, die Gewissensbedenken einschließt und zur Versöhnlichkeit verpflichtet und zur Liebe hinführt. Diese allein brächte uns einen ‚Verständigungsfrieden', der unendlich mehr leisten würde als Friedensgeschwätze, Friedensschwärme-

reien und Friedensbedingungen glimpflichster Art. Wir können also nicht mehr und nicht weniger für den Weltfrieden tun, als in uns selber Frieden herzustellen. Gottesfrieden in und mit allen Menschenseelen würde die Welt zum Gottesstaate machen, in welchem keine Grenz- und Machtübergriffe mehr vorkommen würden, Fürsten und Führer nicht mehr zu regieren brauchten und eine heilige Anarchie herrschen dürfte, weil jeder sich zum Rechten bestimmte, aus göttlichen Wesenstiefen heraus. Das aber ist ein Idealzustand, der in weiter und hoher Ferne leuchtet und den wir nicht zu nahe wähnen dürfen.

Immerhin: ‚Wir müssen nach dem Himmel zielen, um den Waldessaum zu treffen!' Wahrhaft edle Idealpolitiker, die mit aufschauendem Blick den Pfeil ihrer Sehnsucht nach oben entsenden, würden am besten tun, wenn sie tieferliegende Ziele gar nicht erst ins Auge fassen und nur die Doppelbewegung der Seelen: hinauf zu Gott und hinab in göttliche Tiefen des Gewissens und der Liebe betreiben wollten. Nicht die Politik der großen Reformen, sondern der kleinen Wandlungen durch Gedanken, die die Seelen schrittweis fördern, ist christliche und darum beste Politik. Wer Christus folgen will, ihm, der ‚am unstreitigsten dessen wert ist,' muß wohl, gleich ihm, jede Einmischung in weltliche Reichsgeschäfte ablehnen und nur das eine tun, was not ist: Gott den Menschen so tief zu Gemüte zu führen, daß vor ihm ‚sich gemeinsam und insgesamt zu beugen alle Menschen sich einigen müssen'. Eine solche Tat — auch wenn sie nur versucht wird, — steht himmelhoch über einem politischen Rat, und wäre es der weiseste, der dem feindlichen und eignen Volk noch nicht zu friedlichem Leben gedeihen könnte, solange die Volkscharaktere weder national vertieft noch religiös gehoben sind.

Daß sich alle zu Gott hinordnen möchten, wird jeder wünschen; ehe aber nicht alle Völker in ihm eins geworden, werden zumal wir angefochtenen Deutschen die nächsten Folgerungen aus unserer Lage ziehen müssen und den Ausbau äußerer und innerer Sicherungen nicht versäumen dürfen: noch muß der Herrscher ein breites Schwert über Macht und Rechte und Verträge halten und Sorge tragen für die Verdeutschung deutschen Wesens, die Verinnerlichung des Nationalgefühls, welches die unumgängliche Übergangsstufe zu weiterer Selbstvertiefung bildet.

Kehren wir uns ab von urdeutschem Empfinden und einer deutschen Politik, wenden wir die Augen von den Gefahren unserer Lage, ohne kluge und klare Voraussicht, dann freilich würden wir — vielbefeindet und überfrembet — wie in einem Drama erliegen und verenden.

# Julius Bachem / Von Martin Spahn

Am 22. Januar 1918 ist 72jährig Julius Bachem verschieden. Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Zentrumspartei ging mit ihm hinüber, ein Charakterkopf, dem auch Andersgerichtete in wie außer der Partei aufrichtige Achtung zollen mußten, ein Politiker, dem für das ihm gleichaltrige Geschlecht geradezu typische Geltung zukam.

Julius Bachem gehörte dem Kreise führender Männer der Zentrumspartei an, die auf Windthorst folgten und von Windthorsts Tode im Frühjahr 1891 bis zum Kriege die Partei geistig beherrschten. Gleich mehreren andern des Kreises behauptete er gern, daß er Windthorsts Schüler sei und auf Windthorstsche Art Politik treibe. Er hat es sehr gefördert, daß der Verlag der ‚Kölnischen Volkszeitung' das erste größere Lebensbild Windthorsts herausgab, und das Buch als erster vor Brandts und Franz, vor Hertling und Hitze, Gröber und Porsch bevorwortet. Ohne Zweifel war sein parteipolitisches Denken und Verhalten von dem hervorragenden Parlamentarier, der die Partei in den ersten beiden Jahrzehnten ihres Bestandes geleitet hatte, stark beeinflußt. Aber der Unterschied der Generation machte sich doch geltend. Der Hannoveraner Windthorst lebte und webte noch bis zuletzt in der großen Frage des Jahres 1866, ob großdeutsch oder kleindeutsch, ob Deutscher Bund oder Deutsches Reich. Er trieb im Reichs- und Landtage, auch wenn es sich um rein gesetzgeberische Aufgaben handelte, in Wahrheit auswärtige, europäische Politik. Julius Bachem dagegen und seine Altersgenossen machten vorzüglich Verfassungs- und innere Politik. Pflanzte sich in ihnen schon die Denkart älterer fort, die ihnen in der parlamentarischen Laufbahn vorangegangen waren, so war es mehr die Sinnesart der beiden anfangs der siebziger Jahre von Windthorst in den Hintergrund gedrückten Brüder Reichensperger, Peter Reichenspergers vor allem.

Peter Reichensperger hatte sich 1848 entschlossen auf den Boden des Anschlusses der Rheinprovinz und Westfalens an den preußischen Staat gestellt und bis 1866 seine und seiner Gesinnungsgenossen Aufmerksamkeit nur noch darauf gerichtet, die Entwicklung der preußischen Verfassung in konstitutionellem Sinne zu bestimmen. Ähnlich bekannten sich auch die Zentrumsführer der Generation von 1891 bis 1914 nicht mehr bloß aus klugem Opportunismus und in nüchterner Würdigung des Zwanges der Umstände, sondern mit Wärme zum Reiche und verwandten alle ihre politische Tatkraft darauf, bei seinem Aufbau mitzuwirken. Ihre Einwirkung erfolgte wesentlich in demselben Geiste und mit denselben Zielen, wie ehedem die Einwirkung der Reichensperger.

Die Reichensperger waren als Verfassungspolitiker echte, rechte Liberale. Der ideale Verfassungszustand war für sie ein Konstitutionalismus, der in der liberalen Idee vom Rechtsstaate wurzelte, so wie sie in Belgien, Frankreich und Südwestdeutschland zu Hause war, sich aber dem preußischen Machtstaate anpaßte und insbesondere die geschichtlich gewordene Stellung der Monarchie

dort achtete. Die parlamentarisch tätigen Führer der Jahre nach 1891 haben die gleiche Richtlinie im Tagestrubel parlamentarischer Verhandlungen und Beschlüsse vielleicht nicht immer eingehalten. Können wir die Richtlinie trotzdem klar erkennen und verfolgen, so verdanken wir es Bachem.

Auch Julius Bachem hatte sich in den siebziger Jahren zum Abgeordneten wählen lassen. Aber kurz vor Windthorsts Tode wurde er aus der parlamentarischen Laufbahn geschleudert und ist in der ganzen Zeit, in der er darauf nach Windthorsts Tode eine führende Rolle zu spielen vermochte, nicht wieder ins Parlament zurückgelangt. Dafür gewann er die geistige Muße, was in seinen Zeitgenossen an politischen Vorstellungen wirkte, in seinem Geiste sich ausreifen zu lassen. Er übernahm mit der zweiten Auflage die Schriftleitung des von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Staatslexikons. Durch ihn wurde das Staatslexikon zu dem köstlichen Spiegel, worin die das parlamentarische Verhalten des Zentrums regelnden Gedankengänge fast ungebrochen, in schöner Klarheit und Ordnung aufblinken. Es war bezeichnend, daß unter den Stichwörtern des Staatslexikons ein Mann wie Edmund Jörg, der Redakteur der historisch-politischen Blätter, fehlte. Als ich bei der dritten Auflage Julius Bachem darauf aufmerksam machte, gab er zur Antwort, daß man nicht jedem im Staatslexikon ein Denkmal setzen könne, der sich einmal auf katholischer Seite hervorgetan habe. Der Fall war bezeichnend. Die Katholiken, deren Denken sich nicht in den Bahnen des Konstitutionalismus bewegte, blieben von der Generation, die 1891 bis 1914 das Ruder lenkte, unbeachtet. Alle wichtigen Beiträge des Staatslexikons, die sich mit dem Wesen des Staates und der Bestimmung seiner Aufgaben sowie mit der Erläuterung seiner Verfassungsformen beschäftigen, lehren jenen schon von Peter Reichensperger erstrebten kompromißhaften Konstitutionalismus, der sich die Ideen von 1789 mit dem monarchischen Prinzip der deutschen Staatsentwicklung in Einklang zu bringen bemühte. Es ist daher auch kein Zufall, daß das letzte von Julius Bachem herausgegebene Buch, eine Schrift zum Jahrhundertgedächtnis der Angliederung der Rheinlande an Preußen, in einer Verherrlichung Peter Reichenspergers gipfelte und den großen Ertrag der preußischen Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts darin sah, daß jener Kompromiß-Konstitutionalismus zum Ziele gelangte, sich anscheinend als die den deutschen Verhältnissen angemessene Staatsform auswies. Über der Arbeit am Staatslexikon war der Kölner Anwalt, der zugleich tagaus tagein in den Redaktionsräumen der ‚Kölnischen Volkszeitung' saß und das in jenen Jahren wichtigste Blatt der Partei mitredigierte und schrieb, gleichsam zum Exponenten der ganzen geistigen Entwicklung der Partei geworden. Darin besteht die wesentliche Bedeutung von Bachems Lebenswerk, daß der ideelle Gehalt der politischen Betätigung des Zentrums durch ihn zum formelhaften Niederschlage kam, daß sich die Partei auf sich selber besann und auf diese Art von ihm in ihrem Fortschritt entscheidend gefördert wurde.

Der Konstitutionalismus, zu dem sich Julius Bachem mit seinen Freunden bekannte, ist von der Linken gleich bei seiner Begründung als Schein-Konstitutionalismus mit Spott und Hohn überschüttet worden. Heute hilft ihn die Zentrumsfraktion des Reichstages als Glied der Reichstagsmehrheit überwinden. Er hatte nie festen Boden unter den Füßen, keinen rechten Halt in sich selbst; denn er wollte Unvereinbares, Volkssouveränität und ein starkes Königtum, miteinander verbinden. Deshalb erzog er seine Vorkämpfer, ohne daß sie sich über die Ursache hinreichend Rechenschaft gaben, vor allem zu klugen, besonnenen Taktikern in der Presse wie in den Kammern. Die parteipolitische Lage spiegelte 1891—1914, gleich stark wie sich Rechte und Linke im Reichstag gegenüberstanden, das Stärkeverhältnis der Elemente wider, das die Verfassung in jener Übergangszeit vom alten, geschichtlich gewordenen preußischen und deutschen Machtstaat zur parlamentarischen Demokratie bestimmte. Hier und dort fand sich der gleiche Widerspruch, durch das annähernde Gleichgewicht der Kräfte gebändigt und oft versteckt. Wie sich das Zentrum für den Kompromiß-Konstitutionalismus ins Zeug legte, so hielt es zwischen den Parteien die Mitte, verbündete sich bald mit der Rechten, bald mit der Linken und übte die Macht, weil weder die Rechte noch die Linke stark genug war, sich selbst den Zutritt zur Herrschaft zu erzwingen.

Auch Julius Bachem erfüllte sich mit dem Geiste dieser Taktik. In den siebziger und achtziger Jahren, als Windthorst noch lebte, war sein angeborenes Temperament mehr als einmal leidenschaftlich ausgebrochen. Später beherrschte er sich völlig. Die langjährige Zusammenarbeit mit einer von ihm im Grunde so tief verschiedenen Natur wie Cardauns in der Schriftleitung der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ mag das Ihre dazu beigetragen haben, ihn glatt zu schleifen. Das meiste tat doch die allgemeine Stimmung der Generation, mit der zusammen er die Partei führte. Julius Bachem ging in der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ den Fragen, die sich aufdrängten, gewiß nicht aus dem Wege. Aber er behandelte sie immer vorsichtiger, vermied immer mehr, das Wesen der Dinge selber zum Vorschein zu bringen und darauf hinzuweisen. Noch deutlicher, man möchte sagen noch kälter zeichnete sich seine wesentlich taktische Art in den zahlreichen Aufsätzen ab, die er in dem Jahrzehnt vor dem Kriege im ‚Tag‘ veröffentlichte. Er hat in dieser großen Zeitung, die zum Wahlspruche hat: ‚Keiner Partei dienstbar, freies Wort jeder Partei‘, andersgesinnten Lesern bei allen die Allgemeinheit erregenden Anlässen wieder und wieder den Standpunkt annehmbar zu machen versucht, den seine Fraktion einzunehmen für gut fand. Man kann in der Behutsamkeit schwerlich weiter gehen, nicht auf eine Weise Politik betreiben, die noch mehr bloß rechnerisch ist, noch weniger aus sich herausgeht. Eben dadurch aber sind die Beiträge zum ‚Tag‘ in ihrer Art nicht minder wie das Staatslexikon von geradezu dokumentarischem Werte für den Begriff des Zentrums nach Windthorsts Tode.

Die Erziehung zur Taktik, die Neigung zum Kompromiß beherrschte Bachem auch in seinen kirchenpolitischen Interessen. Er hat sich in den siebziger Jahren einen Namen in der Öffentlichkeit zuerst durch den Prozeß geschaffen, den die Regierung in der Kulturkampfshitze wegen der vermeintlichen Marpinger Muttergotteserscheinungen heraufbeschwor. Bei aller offen bekannten Gläubigkeit hielt sich Julius Bachem in späteren Jahren doch, wie es Cardauns in der Kölner Gedächtnisfeier für ihn umschrieben hat, ‚von schwarm-geisterischen Bestrebungen' ängstlich fern. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er der Paritätsfrage. Konfessionelle und konstitutionelle Interessen berühren sich vielleicht in keiner andern Frage des zeitgenössischen Staatslebens so nahe. Im neuen Jahrhundert erfaßte ihn der Zank, ob das Zentrum eine politische oder konfessionelle Partei sei, und der damit eng zusammenhängende Streit über die christlichen Gewerkschaften mit leidenschaftlicher Gewalt. Wenn die eine der beiden um den Sieg ringenden Richtungen als Kölner Richtung bezeichnet wurde, war es nicht zuletzt Bachems wegen. In diesem Streit war er nicht nur ein Führer neben andern, sondern der Führer. Er entfaltete in ihm eine ganz ungemeine Rührigkeit auf die mannigfaltigste Art und Weise. Er steigerte ihn auch zum Sturme dadurch, daß er im Jahre 1905 den Ruf ausstieß: ‚Heraus aus dem Turm.'

Noch so rücksichtsvoll formulierte Einwendungen gegen die Stellung, auf die er sich im Streit um das Wesen der Partei festgelegt hatte, nahm er übel. Vielleicht verriet sich darin doch ein unwillkürliches, nur nicht eingestandenes Gefühl dafür, daß religiösen Interessen auf die Dauer mit einer wesentlich taktischen Behandlung nicht gedient ist, wie übrigens auch staatlichen nicht. Sonst war Bachem ein Mann, der gern mit sich reden ließ. Er war ein ausgesprochener Parteimann, aber kein enger Geist. Im Zentrumslager wahrte er wie keiner unter seinen Altersgenossen mit allen Strömungen Fühlung, die der seinen nicht geradezu feindlich begegneten. Noch bis zuletzt bemühte er sich ehrlich um ein wenn nicht Verstehen, so doch Zusammengehen mit ihnen. Die rheinische Zentrumspartei wird den Ausfall seiner Persönlichkeit noch schwer vermissen. Seine große Begabung, seine männliche Persönlichkeit, sein Gemüt und Humor befähigten ihn dazu, auch Andersdenkenden gegenüber großmütig zu sein. In der christlichen Gewerkschaftsbewegung waren ursprünglich wichtige Voraussetzungen lebendig, die durchaus der Richtung widerstrebten, welche die Partei seit 1891 innehielt. Julius Bachem beeinflußte ihre Führer in beständigem Austausch mit ihnen so tief, daß jene Voraussetzungen zwar nicht ausgeschaltet, aber auch nicht in voller Kraft wirksam wurden. Es wäre undankbar von mir, wenn ich nicht in diesem Zusammenhange auch herzlich dessen gedenken wollte, wie freundlich und achtungsvoll wir uns seit unserer näheren Bekanntschaft im Frühjahr 1907 stets begegneten und wieviel ich, neben aller Verehrung für das Menschliche in ihm, dem Gespräch mit ihm, wie seiner Beobachtung

im engeren Kreise der Parteifreunde bei schwierigen Erörterungen, verdanke. Er ging so weit, vor der letzten Auflage des Staatslexikons in mich zu dringen, daß ich den Beitrag über die politischen Parteien neu bearbeiten möchte. Ich lehnte ab, weil ich mich zu einer zusammenfassenden Darlegung des deutschen Parteiwesens noch nicht fähig fühlte, weil ich mich aber auch bei dieser wichtigen Aufgabe in gar zu deutlichen und störenden Widerspruch gegen die Hauptmitarbeiter hätte setzen müssen. Vergessen werde ich ihm die aufrichtig gemeinte Gebärde nie.

Politiker haben zunächst für das Bedürfnis des Tages zu sorgen. Die führenden Zentrumspolitiker, die Windthorst ablösten, haben dieses erste Gebot erfüllt. Sie haben parlamentarisch und publizistisch reiche Erfolge zu verzeichnen. Da der Abend für ihr Geschlecht gekommen ist, sehen sie einige der Ihren auf Ministerstühlen, einen sogar in der Stellung des deutschen Reichskanzlers, andere ebenfalls in hohen Verwaltungs- oder richterlichen Posten. Ihr parlamentarischer Einfluß wirkt noch zur Stunde nach, wenngleich die Bedingungen für ihn schon entschwunden sind, weil das Gleichgewicht der Kräfte zwischen der Rechten und Linken im Reichstag nicht mehr besteht. Julius Bachem blieb bis zum Ende der schlichte Schriftleiter der ‚Kölnischen Volkszeitung' und Herausgeber des Staatslexikons, der Mann der Beratungen hinter verschlossenen Türen. Er hatte an den äußeren Ehren, die die andern empfingen, keinen Anteil. Der Krieg drängte ihn zu guter Letzt noch selbst von seiner Zeitung fort, der er sein ganzes Mannesleben, fast ein halbes Jahrhundert der Arbeit schon von 1869 an gewidmet hatte. Ein schweres körperliches Leiden machte ihm die letzten Leidenstage schmerzensreich. Für die Nachwelt aber wird sein Bild neben dem seiner Altersgenossen in der Partei, deren Laufbahn glänzender endete, nicht verblassen. Im Gegenteil! Ihr Wirken hat erst durch Julius Bachems Mitarbeit das Profil für alle Zeiten erhalten. Nur dank ihm zeichnet sich ihr Einfluß auf unser öffentliches Leben in reizvoller, sich einprägender Linie gegen den Hintergrund des Zeitalters ab. Er ruhe in Frieden!

# Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
## Von Leo Weismantel

DRITTES BUCH. Der Tod von Teufelshausen.

Wie eine Katze kauerte der Glasbläser Bernhard in einer Ecke seines Häuschens. Horch! — das klang dem Bernhard wie Glockenklang, der zu Festen ruft, — das blies wie eine Fanfare auf die grüne Wiese, wo Herren und Frauen in seidenen Kleidern lustwandeln. Goldstücke waren es, Goldstücke, die der Glasbläser von einer Hand in die andere fallen ließ.

‚Hu—itt! — hu—itt! — hu—hu—itt!‘ Wer rief so? ‚Glasbläser Bernhard! Hu—hu—itt! Wo hast du das Geld her? das güldene Geld her? Hast du's gestohlen in der dunklen Nacht, als der Berg fiel und kein Mensch dachte, die Truhe zu verschließen? — Hu—hu—itt! Meinst, das Geld kläng klingel—lingel—klang wie Glocken zum Fest! Rief dich trara, trara — zu den vürnehmen Herren und Frauen auf die Wiese? Hu—hu—itt! Hu—hu—itt!‘

Bernhard lachte. Ruf's, Kibitz! ruf's ‚Hu—hu—itt‘ — Ich schieß dich tot! Mausetot, rufst du noch einmal dein Hu—hu—itt, und sagst zu den Nachbarn, ich sei ein Dieb.

‚Hu—hu—itt!‘ rief der Kibitz überm Dach.

Bernhard sprang vors Haus, raffte einen Stein auf und warf, — der Vogel flog auf und davon, —

Doch dann rief er von einem Baum aus der Nähe, — rief: ‚Hu—hu—itt, — hu—itt, — hu—itt!‘

Bernhard kauerte sich wieder in sein Eckchen. Er zog seine Feuersteine aus der Tasche und brannte einen Kienspan an, denn es war stockfinster um ihn herum.

Und jetzt sah er das Geld und zählte es, — sehen mußte er's, zählen mußte er's können, damit er wisse, wie reich er sei. Was war ihm der Glanz im Finstern ganz allein? Wie das blinkte und gleißte! Sehen wollte er dies Gold, wie's in der Sonne blinkte, — rollen sollte es in der Sonne, sollte ihm tausenderlei werden: Haus und Hof und Weib und Kind, —

Da drang einer zu dieser Stunde in seine Hütte ein und ertappte ihn. Bernhard sprang auf, ihm entgegen, — es war sein Bruder Nikolaus! ‚Ich soll's nicht sehen dürfen, dies Geld, Nikolaus, noch nicht einmal ich, bei dem Kienspan da. Und erst recht nicht mein Bruder, und die da draußen schon erst gar nicht!‘

‚Hu—hu—itt! Hu—hu—itt!‘ klang's vom Dach.

‚Wer hat dich hergeführt? Was willst du? Sag, was willst du?‘

‚Wer mich hergeführt hat? Der Kibitz, der auf deinem Dach schreit.‘

‚Hihihihi,‘ lachte der junge Glasbläser närrisch, — ‚du willst

mich ins Sperrhaus bringen, Brüderchen! Hinter Schloß und Riegel! Daß du wieder der einzig Glasbläser bist von ganz Teufelshausen, —'

‚Ich bin kein Glasbläser mehr, Bruder Bernhard; ich bin nur der Knecht meines Herrn Heinrich Löhmer fortan. Ich will nicht Feindschaft setzen zwischen dir und mir. Ich komme zu dir als der Bote meines Herrn. Du hast ein Goldtrühlein gefunden und aufgebrochen, — es gehört dir nicht.'

‚Willst mich ins Sperrhaus bringen?'

‚Nicht ins Sperrhaus, — und auch nicht wieder in die Not. Mein Herr Heinrich Löhmer ist wieder da; der alte Herr Dekan selbst hat ihn geholt. Und mein Herr läßt dir sagen: ‚Trag das Geld zu meinem Herrn, der wird's wieder in die Truhe legen. Tu's, Bernhard, — daß der Kibitz fortfliegt von unserm Dach! Tu's, Bernhard, — es ist unser beider Vaterdach. Du selbst darfst's nicht klingen hören bei Nacht, sonst hört's auch der Kibitz; du darfst's nicht ansehen beim Kienspanlicht, sonst sieht's auch dein Bruder. Das Geld kann dir nie Haus erkaufen und Hof und Weib und Kind, — bring's dem Herrn zurück, — und der wird dir doppelt so viel wiedergeben. Und wenn dich dann die Leute fragen: „Wo hat der nur das Geld her?", so kannst du sagen: „Von unserm Herrn Heinrich Löhmer."'

Da sprang der junge Glasbläser auf, warf das Geld in die Luft, daß es aufflatterte wie Spreu, und umarmte seinen Bruder, küßte ihn, tanzte mit ihm im Kreise, —

Dann lasen sie das Geld wieder zusammen, banden's in ein Tüchlein und machten sich auf, es noch in der Nacht zurückzubringen zu Heinrich Löhmer.

* * *

Als sie die Gasse hinabschritten, ging eine Gestalt vor ihnen über den Weg.

‚Heinrich Löhmer! —'

‚Ich bin nicht Heinrich Löhmer!'

‚Ich erkenn Euch, Herr. So seid Ihr zu uns gekommen in der Osternacht; das ist derselbe Mantel, — derselbe Hut, —'

‚Ich bin Heinrich Löhmer nicht. Doch grüßt ihn von mir, wenn ihr ihn seht.'

‚Welch Kennzeichen sollen wir ihm sagen, Herr, wenn er wissen möchte, wer Ihr seid, woher Ihr kommt?'

‚Sagt ihm, ich sei der, gegen den das Kräutlein Teufelsabbiß gewachsen sei.'

‚Hi—hi—hi—hi —' Bernhard, der junge Glasbläser, pfiff wie ein Mäuslein. Von wannen geschieht's, daß der Tod leibhaftig so

einherspaziert mit Mantel und Schlapphut? — Ihr seid ein Schalk, Herr —'

‚Ihr seid ein Doktor, Herr: ich verstehe,' meinte Nikolaus.

‚Nehmt's, wie ihr wollt. Sagt eurem Herrn, daß ich heut' übers Jahr wiederkäm nach Teufelshausen, dann käm ich zu ihm um sechs Uhr des Nachmittags. Dann soll er mir ins Gesicht schauen.'

‚— ist das so köstliche Schau, daß der Herr sich drob freute ein ganzes Jahr, oder ist's gar so schrecklich, daß er sich davor fürchtete die gleiche Zeit?' sagte der junge Glasbläser höhnend und trat einen Schritt näher, dem Fremden unter den Hut zu schauen.

‚Laß das, Freund! Was mich anschaut, stirbt.'

Und von der Hand des Fremden, der sachte den Glasbläser zurückstieß, ging ein solcher Schauer aus, daß Bernhard zusammenfuhr wie eine Blume, auf die ein Spätreif fiel.

‚Wollt Ihr sagen, daß unser Herr sterben müßt in einem Jahr? —'

‚Find' ich ihn unvermählt in einem Jahr, so muß er sterben, — sagt es ihm. Ist aber Mari Madlen sein Weib, so ist all meine Macht dahin.'

‚Herr, Ihr macht seltsame Scherze, —'

‚Dies soll euch Zeugnis sein: Geht von hier die Straße hinab bis in der Häuser zwölftes. Dort werdet ihr euren Herrn finden, Pläne schmiedend, wie er Herr werde der Dinge. Und wenn ihr zu ihm kommt, wird er in großer Not sein, und er wird zu euch sagen: „Nun sollen alle Seelen des ganzen Dorfes mir gehören bis auf eine, — wie aber soll ich teilhaftig werden des Eigentums, das mir gehört? Ich bin wie einer, dem ferne Länder zugesagt sind, reiche Schätze und ein königlicher Thron, aber ich habe kein Schiff, das mich über das Meer trüge in dies mein Land. Wie war ich voller Mut und Zuversicht, als nichtige Hemmnisse mir noch im Wege standen. Sie zu besiegen schien mir schon Ruhmes genug, und ich dachte, ich käm voran, — nun ich aber am Meere stehe und über die Wellen blicke, sehe ich, daß ich nur niedrige Berge überschritten habe dieses fremden Landes: ich Tor, wie hatte ich geglaubt, auch über das Meer wandern zu können, nur weil die Berge des Landes mich nicht versinken ließen! —"'

Dann ging der Fremde in den nächsten Hof; dort brannten Lichter und dröhnte Hämmerschlag.

‚Was will er beim Schreiner Gerz?'

‚So er der Tod ist, wie er sagt, wird er ihm vielleicht helfen Särge machen. Der wird dem Gerz ein willkommener Geselle sein, denn Arbeit hat er diese Nacht noch überviel bis zum morgenden

Tag. Es sind der Toten viele, die begraben sein wollen zu Teufelshausen.'

Dann gingen die beiden Glasbläser weiter, und ins zwölfte der Häuser traten sie ein.

Heinrich Löhmer saß dort im Schein eines Kienspanes. Die Brüder erschraken, da sie die Worte des Fremden so wahr fanden.

Und sie fanden alles so, wie er es vorausgesagt hatte.

‚Diesen Fremden muß ich sehen,' sagte Heinrich Löhmer und ging ihnen voran auf die Straße.

* * *

Weit auf stand das Tor der Werkstatt, darinnen der Schreiner Gerz noch schaffte tief in die Nacht; unbeholfene Gesellen rumorten um ihn her, maßen ein Brett am andern und schnitten sie gleich; der Meister aber schlug die Bretter zu Särgen zusammen, und andere wieder strichen die Särge an mit braunschwarzer Lackfarbe.

Drei Sturmlaternen, die Nachbarn von ihren Zugwägen genommen und dem Meister geliehen hatten, baumelten an einem Seil wie Waschstücke, die zum Trocknen ausgehängt sind.

Und kaum war der Meister mit einem Sarg zu Ende, erschien am Tor ein verzerrtes Bauerngesicht und rief: ‚Macht noch einen Sarg, Gerz, — noch einen Sarg!'

Dem Gerz brannte die rote Nase vom Branntwein. Er hatte die Wasserflut verschlafen und den Sturz des Bergs, — aufgeweckt hatten ihn die Bauern, damit er Särge mache.

‚Särge kriecht ihr, Särge, soviel ihr wollt! Aber Sargsprüche mach' ich euch keine!'

‚Laß deine Sprüche nur! —'

Ein Fremder kam hinzu, hockte sich mit seinem Mantel auf den Rand der Hobelbank und zog den Schlapphut tiefer ins Gesicht, daß ein Schatten drüberfiel.

‚He, zigeunert ihr auch schon da herum, ihr Hyänen des Schlachtfeldes?' zeterte der halbtrunkene Schreiner. ‚Wo's ein Spektakulum gibt, seid Ihr da! He, seid Ihr gekommen, als sei zu Teufelshausen Jahrmarkt, und das Leid sei ausgelegt auf Schaubudentischen zu eines jeden Kauf und Bewunderung und Kurzweil?'

‚Ich kam, Euch die Totensprüche machen zu helfen, Schreiner Gerz. Ihr habt doch keine Zeit dazu. Habt doch zu jeder Zeit noch einem jeden Sarg sein Sprüchlein mitgegeben. Davon war Euer Handwerk berühmt, Meister Gerz, — es wird nun zuschanden kommen, wenn Ihr nur holperige Särge liefert wie die Schreiner aller anderen Dörfer, schlechtere noch, einfach genagelte; und die Gesellen, die Ihr euch zusammengelesen habt noch in der Dämmerung, scheinen mir eher Holzknechte zu sein denn zünftige Schreiner.'

‚Ei, ist denn meine Schand schon so weit gedrungen, fremder

Herr, — wo kommt Ihr denn her, daß Ihr solches vernommen und nun kommt, für mich die Sprüchlein zu machen und Euch ein Handgeld zu verdienen vom Gerz und einen Trunk Schnaps dazu?‘

‚Ich bin Dichter und komme aus Würzburg. Dort bin ich heute morgen aufgebrochen zu Euch.‘

‚Der Teixel, müßt Ihr Beine haben, Herr Dichter! Ein Gaul, der das versuchen wollt', von Würzburg an einem Tag hier herauf zu kommen, blieb auf halbem Weg liegen.‘

‚Schwätzt nicht, Meister, — bei wem steht Ihr?‘

‚Beim Kunkels Valentin, — was soll ich Euch sagen vom Kunkels Valentin?‘ besann sich der Gerz.

‚Nichts, Meister. — Ihr sollt Euch her an die Hobelbank setzen und mit dem Federkiel schreiben, was ich Euch sage.‘

‚Ihr scheint mir hier bekannt in Teufelshausen, Herr Dichter!‘

‚Die Dichter brauchen nichts zu wissen, Meister,‘ scherzte der Fremde, ‚— aus ihnen spricht das Ungewußte. Habt Ihr, Meister Gerz, wenn Ihr für Eure Särge die Totensprüche geschmiedet, Euch nicht gar oft selbst erstaunt, daß Ihr von dem Toten ein Wort geschrieben, das Euch selbst erst durch Eure Reime zugekommen war?‘

Der Schreiner gaffte.

‚Schreibt!‘

Der Gerz tat, wie ihm befohlen war.

Und der Fremde sagte ihm den Spruch in die Feder:

‚Hier liegt der Kunkels Valentin.
Der Schnitter Tod warf ihn dahin;
Doch wie's von ungefähr geschehn,
Hat keines Menschen Aug' gesehn.
An zween Dingen kunnt er sterben:
Erst kunnt ein Bergsturz ihn verderben,
Zudann ein Beil ihn niederschlagen;
Was ihn nun traf, das müßt ihr fragen;
Die Wunde, die dem armen Tropf
Weit aufgeklafft an dem dürren Kopf; —
Die Wunde spricht: „Schlug mich ein Stein,
Soll also eure Lehre sein:
Media vita — mitten im Leben —
In morte sumus — sind wir vom Tod umgeben.
O halt dich allzeit wegbereit,
Die Reise gehet lang und weit.“
Auch spricht die Wund: „Schlug mich ein Beil,
Davon ward Valentin dies Teil:
Weil er auf keckem, lüsternem Gang
In ein gar fremd Geheimnis drang.
Meid ein Geheimnis fremder Leut,

Davon ward keiner noch gescheit,
Doch mancher fand dran schlimme Not,
Geheimnis schlägt sein' Wisser tot.''

Der Gerz schob die Feder unachtsam beiseite. —

Ein Geselle kam herein. ‚Meister, Ihr sollt den Spruch dem Valentin nicht auf den Sarg nageln! —'

‚Warum? —'

‚— das mit dem Beil — —'

Der Meister aber nagelte den Spruch auf den Sarg, nagelte noch neun Bildchen in Kreuzesform darum. — ‚So, und nun tragt den Sarg fort!'

Wieder kam der Geselle: ‚Meister, Ihr solltet —'

‚Packt Euch! — Der Arbeit gibt's noch überviel diese Nacht. — Und nun, Herr Dichter, fahret fort!'

Wie Wolken sich am Himmel zusammenziehen, drängten sich die Arbeiter und Gesellen zu Hauf und bischbelten und flüsterten leise, ängstlich und verstohlen blickend nach Meister Gerz, — den Fremden aber sahen sie nicht; sie hörten nur den Meister mit sich selbst reden, als sei noch jemand bei ihm; sie sahen den Meister Sargspruch auf Sargspruch aufs Papier schreiben, dabei sagte er halblaut Geheimes vor sich her, das sie erschauern machte.

* * *

Kaum eine Stunde war vergangen, daß die Gesellen den Sarg des Kunkels Valentin hinweggetragen hatten, da gab's ein Geraune und Schleichen vor des Schreiners Tor. Gestalten huschten dort im Halbdunkel um die Knechte, die in einem fort Särge herausbrachten und forttrugen in die Häuser.

‚Sagt, ist der Gerz des Branntweins voll?'

‚Was, wissen wir's?' sagten die Gesellen.

‚Der Veronika hat er einen Spruch auf den Sarg gemacht, pfui der Schand! Hat einer von euch sie je für eine Dirn gehalten und für ein ehebrecherisches Weib? Je nur einer? Was fällt dem Gerz ein, daß er sich aufwirft zum Verteidiger ihrer Tugend und uns anklagt? Ei, sie war eine Rose im Mai und eine Lilie, die im umzäunten Garten stand: aber unsere Gier und Sündhaftigkeit wollte sie sündhaft haben, sie niederziehen in den Pfuhl unserer Schuld und Schand!'

Und ein anderer schrie: ‚Wer sagt, kein Stein hätt' sie getroffen? Ei, was fällt dem Gerz ein, daß er von Unzucht schreit und von Gewalt und von der Gnade des Tods, die diesem Leib zuteil geworden, da er die geheime Schand, die einer ihm antat, nun nicht tragen muß durch ein langes Leben. —'

‚Wer hätte ihr Gewalt angetan? Etwa du?' fragte ein dritter. — ‚Etwa ich?' schrie ein vierter. ‚Haben die Leute nicht von dir gesagt,

ihre Tugend sei dir wie eine Frucht, die am Baume hing über dem Gartenzaun und das Begehren derer reizte, die des Wegs vorüber kämen.' —

Und immer mehr wurden der Kläger.

Und sie wollten hinein, den Gerz zur Rechenschaft zu ziehen. ‚Schlagt ihm aufs Maul, dem Gerz, — daß es auf ewig verstumme!'

In diesem Augenblick kam Heinrich Löhmer hinzu mit den beiden Glasbläsern.

‚Was gibt's, ihr Leute?'

‚Was sagt der Gerz?'

Sie horchten auf; da hörten sie seine Stimme vom Branntwein trunken lachen, dann einen Spruch stockend — wie er ihn niederschrieb — halbversweise vor sich hinsagen:

‚— ach sie haben
Hier geheime Sünd begraben,
Legten Mord in einen Schrein,
Schraubten ihn gar fest darein,
Warfen ihn mit Erde zu,
Meinten, nun sei ewig Ruh.
Schuld, vergraben in der Erden,
Muß zu Korn und Keim einst werden,
Quillt und reckt sich, schießt empor,
Eine Lilie bricht hervor
Feuerrot von wildem Brand.
Feuerlilie hat's bekannt,
Rote Feuerlilie spricht:
„Wandrer, steh und halt Gericht!
All verborgenes Geschehen
Bricht ans Licht und wird gesehen,
Jedes heimliche Verbrechen
Kommt zutag — Gott wird es rächen!"'

‚Hört Ihr ihn, Heinrich Löhmer? Er will das ganze Dorf in Schimpf und Schand und in das Sperrhaus bringen!'

Die Bauern drängten in die Werkstatt.

‚Schlagt ihn tot, den Schuft!' schrie's irgendwoher.

Da sahen sie zu ihrem Grauen, daß der Gerz sich aufbäumte mit wehrenden Händen gegen ein Unsichtbares: ‚Wer bist du?' schrie er. ‚Wie ist dein Gesicht so voller Schrecken, Dichter —?' Er wollte hinweg, tat einen grillen Schrei, stolperte, fiel vornüber in den offenen Sarg und blieb so liegen mit dem Gesicht nach unten.

Die Bauern standen starr vor Entsetzen.

‚Den hat der Teufel geworfen, — er liegt auf der Nase,' sagte einer.

Heinrich Löhmer war der einzige, der den Fremden im schwarzen

Mantel und großen Schlapphut sah, wie er langsamen Schritts, als sei nichts geschehen, durch eine Hintertüre aus der Werkstatt in den Garten ging.

‚War das jener, von dem ihr spracht?‘ Er faßte einen der Glasbläser am Arm.

Doch die hatten ihn nicht gesehen.

‚Herr,‘ sagten da die Bauern zaghaft zu Heinrich Löhmer, — doch sie verstummten schüchtern, als er aufblickte. Er aber sah, daß sie hilflos waren und von ihm Hilfe begehrten.

‚Eines wird euch not sein,‘ sagte er ihnen, ‚— daß ihr Ruhe bekommt vor dem, was geschehen ist. Geht hin, nehmt Sensen und Gabeln als Waffen zu euch und stellt euch an die Marke des Dorfes. Gegen Morgen werden Gaffer kommen aus den Nachbardörfern, — laßt keine dieser Gaffer herein!‘

Und dann wandte er sich zu anderen. ‚Nehmt Kienspäne,‘ sagte er zu diesen, ‚legt die Toten in die Särge und bringt sie insgesamt vor die Kirche, — noch in dieser Stunde! Sagt's euren Weibern! Noch eh die Sonne aufgeht, müssen unsere Toten unter der Erde sein.‘

Sie drängten sich an ihn heran, schluchzend griffen sie nach seinen Händen und dem Saum seines Mantels und drückten ihren Mund darauf.

‚Herr,‘ sagte einer zu ihm, ‚— wird auch der alte Herr Dekan unsere Toten segnen, daß keiner etwas sagen kann über uns?‘

‚Wenn es euch not tut, will ich ihn darum bitten.‘

Er schritt hinweg, und die Bauern sahen ihn durch die Dunkelheit in die Gasse einbiegen, die zum Pfarrhof führte.

* * *

Alsobald ward, da er am Pfarrhof pochte, Heinrich Löhmer aufgetan, denn der alte Herr Dekan lag die ganze Nacht im Gebete für die Toten von Teufelshausen.

‚Was führt Euch unter mein Dach, Heinrich Löhmer?‘

‚Was führte Euch zu mir in den Haßwald? Dekan, es ist immer ein Unheil, wenn von uns beiden der eine des andern bedarf. Es ist, als wolle uns das Unheil noch zusammenschmieden,‘ fügte er scherzend bei.

‚Unser Werk, Heinrich Löhmer, ist ein winzig Ding. Gottes Hand führt den Weltenwagen über uns hinweg, wie der Bauer die Pferde über kleine Kieselsteine führt, die auf dem Wege liegen.‘

‚Viele wurden sündhaft in letzter Nacht, alter Herr Dekan. Sünde geschah, die Ihr hasset wie ich, — aber das Volk, dem ich Befreiung bringen wollte, ist voller Schuld geworden —‘

‚— ohne Eure Schuld und doch durch Euch. Um eines wart Ihr stärker als ich, Heinrich Löhmer: Ihr habt ihre Begierden geweckt; seht, Ihr wart wie ein Steinhauer, der einen Felsen löste im Berg,

damit ein Haus daraus gebaut werde; aber der Fels ist, da er ins Wanken kam, niedergefahren und hat die Steinhauer allesamt erschlagen.'

,Es schreit ihre Seele, Dekan; sie möchten frei sein von Schuld; sie fürchten die Vergeltung, Dekan. Das Sperrhaus fürchten sie und die Vergeltung. Und sie sündigen weiter, solange sie Sperrhaus und Hölle noch fürchten.'

,Welchen Weg wollt Ihr sie führen? Sie gehören Euch, Heinrich Löhmer.'

,Der Gerz ist tot, Dekan!'

,Herr Jesus!' Der Greis fuhr auf vor Entsetzen. ,War das ein Mord? Eure Stimme tat so —'

,Der Gerz war ein Fant und mußte Branntwein getrunken haben. So tat er wie ein Narr um sich und enthüllte geheime Tat in Sprüchen, die er auf die Särge nagelte. Vielleicht war's das, was ihn nun selbst in den Sarg warf. — Helft uns die Toten begraben, Dekan, — noch in dieser Nacht, — noch eh die Sonne aufgeht. Wir wollen dies eine Mal nicht Richter sein noch einander zuteilen; Euch gehören diese Toten wie mir.'

,Ihr wollt mich zum Knecht haben, Heinrich Löhmer. Glaubt Ihr, daß Ihr so das Volk aus der Verzweiflung führen könnt?'

,Geheimnisse müssen gehütet und begraben werden, alter Herr Dekan, — so lange, bis wir die Kraft besitzen, die uns zukömmt: niederzureißen die Sperrhäuser und aus unseren Gehirnen zu treiben die Hölle!'

,Ihr werdet Macht über die Schuldvollen erhalten, Heinrich Löhmer, durch diese Eure Tat. Nichts kettet die Menschen mehr zusammen als die Furcht vor der Enthüllung eines gemeinsamen Geheimnisses. Ihr werdet zu schweigen wissen, Heinrich Löhmer, — Euch schlagen sie nicht wie den Schreiner Gerz —'

,Werdet Ihr mir zu Willen sein?'

,Ja. — Mein Amt verbietet es mir nicht. Doch wisset, Heinrich Löhmer, nur ein einziger Weg führt aus der Schuld: offenes Bekenntnis und freiwillige Sühne: Sperrhaus und Fegfeuer sind ewig wie die Schuld. Hier läßt sich nichts umgehen; nur ein Befreier, nur Gott Sohn Erlöser sprengt diesen Bann.'

,Was ist, alter Herr Dekan, daß Ihr so bereit seid, mir zur Macht zu verhelfen? Welch Zeichen ist Euch gegeben, daß ich fallen werde?'

,Also steht geschrieben: Als unser Herr Jesus Christ noch auf Erden ging, kam der Böse zu ihm, ihn zu versuchen. Und da sie standen auf der Zinne des Tempels, sprach der Böse zum Herrn: Sieh die Stadt und die weiten Gefilde, — alle Reiche der Erde sollen dir untertan sein, und du sollst über sie herrschen. All dies will ich dir

geben, so du nur in einem mir zu Diensten bist: Tritt hinaus von der Zinne des Tempels in die Luft. Es wird dir kein Leid geschehen. Denn also ist gesagt vom Sohne des Allmächtigen: Siebentausend Engel sind zu seinen Diensten bereit und stets um ihn. Ihre Hände werden aufhalten die siebentausend Engel, und du wirst auf diesen Händen hinwegschreiten durch die Luft.'

,Und warum trat der Herr nicht von der Zinne des Tempels in die Luft, Herr Dekan?'

,Weil er zerschmettert wäre auf dem Pflaster des Tempelhofes. So groß ist das einzig Wahre, das an sich glaubt, daß es der Bestätigung seines Glaubens nie bedarf, — nie das Orakel stellet über sich.'

Sie traten hinaus vor den Pfarrhof.

Geschäftig huschten die Gestalten der Bauern, der Särge tragenden, durch die Gassen.

,Waren sie Eurem Wink je so gehorsam wie dem meinen, Dekan? Seht, wie sie schnellfüßig sind!'

,Das ist die Macht, die dem Herrn Jesus Christ versprochen war vom Bösen Geist, da er ihm alle Reiche der Erde zeigte. Der Böse hält Wort, Heinrich Löhmer, — das habe ich nie bezweifelt. Und da er auch zu Euch gekommen war und sprach, wie er ehedem gesprochen hat zu unserm Herrn: „Tritt hinaus von der Zinne des Tempels in die Luft", — da tratet Ihr hinaus, Heinrich Löhmer, und versuchtet Euch.'

,Klug wisset Ihr Parabeln zu stellen, Herr Dekan. — Seht, wie die Bauern schnellfüßig geworden sind!' Heinrich Löhmer blieb stehen, — da drang die Morgensonne aus der Nacht wie eine rote Fackel. Der Lindwurmstein droben auf dem Hexentempel lag da wie ein blauschwarzer Eisenblock, aber er lag wie in einer Esse und fing an zu glühen wie schmelzendes Erz. Heinrich Löhmer stemmte beide Arme an die Brust und sog die Luft ein, — und es war ihm, als brächte dieser Luftzug ihm das ganze Dorf, als verschlucke sein Mund die Häuser und die zappelnden Menschen mit ihren Särgen und den Hexentempelberg und die ganze Rhön — und alle Reiche und Meere der Welt. —

,So wird es geschehen: Menschen sind wie Mari Madlen, — sie gehen frei und unbehindert den Weg ihrer Bestimmung, und schlug die Welt sie in tausend Ketten, — und Mari Madlen wird den Weg gehen, den ich gehe, — und sie wird mir sein ein königliches Gemahl. Und es sind Menschen, träge, zaghafte, — die muß die Wahrheit in Fesseln schlagen, — o Dekan, was liegt an diesen Fesseln, ob sie aus Eisen sind oder Gold oder nur geflochtenem Stroh, — nur an Fesseln lassen sich diese Zaghaften den Weg voranzerren zu ihrer Bestimmung. Also, wie ich erkannt habe, werde ich tun. Und es wird

ein Hirte sein, Dekan, und eine Herde, und es wird ein König sein und ein Reich.'

‚Das Reich,' sagte der Dekan, ‚das Euch der Böse versprach, — und das Euch gehören wird von dem Augenblick, da Ihr hinaustretet von der Zinne des Tempels in die Luft, bis zu dem Augenblick, — da Euer Haupt zerschmettern wird auf den Steinen des Tempelhofes —'

‚Das wird sein um die sechste Stunde des Tages, da geschrieben wird der erste Mai des Jahres eintausendachthundertfünfzig und fünf, — so genau wißt Ihr das wohl schon, Dekan?' höhnte Heinrich Löhmer.

‚Ja, des bin ich gewiß.'

So kamen sie zur Kirche.

* * *

Es standen schwarze Totenladen, immer sieben in einer Reihe, zu Teufelshausen vor dem Kirchlein, dessen Turm ein Blitzstrahl halb zertrümmert hatte.

Und als die Glocke seltsam, wie zerbrochen, rief, da kamen Männer und Frauen und stellten sich ringsum.

Die Totenladen waren geschlossen.

Und die Augen der Stehenden und Wartenden starrten hin auf die kleinen, hölzernen Gemächer, darinnen nun die lagen, die der Berg erschlug, — die der Berg erschlug —. Wer sah sie noch?

Da war des Rumpels Bastel, des mit der Soldatenkappe, kleines Schwesterlein. Das lag da in einem der Särge. In welchem wohl? Sie hätten's gern noch einmal gesehen, das frische Ding mit den blonden Zöpfen, die immer noch in der Rührlöffelsgasse herumflogen, wenn das Maidje schon längst um die Ecke gesprungen war.

Irgendwo — irgendwo lag auch die lahme Dorothe; war ganz lahm geworden jetzt, ganz lahm; sie, die sie um ihrer Sehnsucht willen geliebt hatten, wenn auch manches dieser Weiber, mancher dieser Männer sie ob ihrer Verstocktheit gotteslästerlich beschimpft hatte.

Da lagen viele noch — viele noch. Wie sahen sie alle aus? Ach, da kamen seltsame Gerichte zutage: die Erinnerung sieht schärfer, wissender als das Auge des Leibes.

Da war's, als richte sich ein Mann auf aus dem Sarg, halb, rücklings auf seinen Knien hockend, und hielt ein zerbrochenes Schatzkästlein in den Händen.

Und dort ein Weib, das hielt eine Lilie in der Hand; die Lilie war ihr zerfetzt, das Weib senkte den Kopf über die Blume und ließ Tränen darauf fallen.

Und dort wieder ein Mann, dem stak ein Beil im Kopf.

Nun rissen die Lebenden die Augen auf und gafften die schwarzen Särge der Toten an, als ob sie erkennen wollten: geschlossen sind doch

die Totenladen, wir können nichts sehen als die Deckel und die neun Papierbildchen, die in Kreuzesform aufgenagelt sind einem wie dem andern, und alle andern Gesichte sind Ausbund phantastischer Lüge.

Da kam der Dekan in priesterlichen Gewändern, und um dieselbe Stunde kam auch Heinrich Löhmer herbei. Das Volk erschrak, als es die beiden so beisammen sah.

Den Pakt hatten die zwei geschlossen, die an der Spitze des Zuges gingen, der alte Herr Dekan und Heinrich Löhmer; als ginge Gottvater selbst dorten in goldgesticktem Chorrock und daneben der leibhaftige Gottseibeiuns mit Hörnern und Bocksfuß, so waren die Bauern erschüttert über das Ungewöhnliche, ihnen Unerfaßbare dieses Geschehens. Und seltsame Stimmen riefen ihnen zu aus dem Wind; die Vögel pfiffen's ihnen zu aus den Hecken und Bäumen, an denen sie vorüber kamen; die Fenster der Häuser taten sich auf, und Fratzengesichter wurden sichtbar und riefen:

,He he he he, —
Droben im Haßwald liegt ein Stein — liegt ein Stein. —
Was steht auf dem Stein — auf dem Stein? —
Droben im Haßwald liegt ein Stein,
Drauf soll ein Pakt geschrieben sein,
Daß Christi Bräute, der Christenheit Seelen
Sich müßten dem Teufel zusamt vermählen,
Nur eine einz'ge, einz'ge Maid
Sei vor dem Geißenfuße gefeiht. —
Droben im Haßwald liegt ein Stein. —'

Eine seltsame Angst ergriff sie. —

An rasselnden Stricken ließen sie die Toten hinab in die Gräber, nicht achtend, was sie taten.

Da war's ihnen plötzlich, als bewegten sich die Toten in ihren Särgen, als keiften die Toten und wehrten sich, daß die Bauern sie verscharrten. Die da unten rumorten, pochten an die Deckel, strampelten mit den Beinen und schrien: ,Schuld wollt ihr begraben! Habt uns eingesperrt in schwarze Totenladen, wollt uns in die Erde vergraben, hi hi hi! Aussprossen wird das Geheime aus dem Dunkel der Verborgenheit, wie Gras wächst aus der Erde, wie am Weibe offenbar wird die geheimste Sünde, da sie ein Kind wird gebären —'

Erde kollerte auf die Totenladen, erst in kleinen Brocken, von Händen geworfen, dann von Schaufeln geschüttet; — der Dekan, Heinrich Löhmer gingen hinweg, und die Bauern flüchteten hinter ihnen drein, teils in die Kirche, teils zurück in ihre Häuser. Die Totengräber schaufelten, so schnell sie schaufeln konnten. —

Und es ward stille und einsam im Friedhof.

Und als die letzten hinweggingen und am Tor aufatmeten von schwerer Arbeit, da war es ihnen, als hörten sie's leise hinter sich

knistern wie vom wachsenden Gras, — es war ihnen, als sähen sie die Gräber voller roter Feuerlilien und voller Blutstropfenblumen und Teufelssporen, — und der Wind fächelte drüber hin, daß der unheimliche Garten schwankte und wogte wie eine unendlich weite Wiese.

Ein paar Silberwölkchen jagten am Himmel wie kleine Lämmer, die mutwillige Sprünge machen, da es Frühling geworden.

## Die Versammlung der Bauern.

Im Saale der Dorfschenke saßen sie auf langen Bänken, saßen stumm und mit hängenden Köpfen, nur hin und wieder sprach einer ein nichtssagendes Wort.

Da dachte der Jägerschuster daran, daß er in diesem Saal sich die Liebe ertanzt hatte, — dort — dort in jener Ecke hatte er der Dirn etwas Heimliches ins Ohr gesagt, und da sie es nicht recht verstanden hatte, da hatte er sie fortgezogen durch jene Tür, durch den Garten hinunter an den Bach, wo die Erlenbüsche stehen.

Da dachte der Hofbauer daran, daß er auf demselben Platz sitzend gar manchen Bartel Wein hatte springen lassen. Er protzte gern zur Kirchweihzeit und hielt oft zwölf Burschen und zwölf Mädchen, die um ihn saßen, frei. Die Musik mußte ihm dann einen eigenen aufspielen. Er nahm sich eine Dirn, die er wollte von den zwölfen, und die andern mußten zusehen, wie er tanzte, und sie mußten, damit er sie weiter frei halte, ihn bewundern.

Da dachte wohl der Schneider, daß er einst einmal da draußen vor dem Bretterverschlag gestanden und durch eine Ritze hineinzuschauen versucht hatte in den Saal, — denn da saßen alle, alle Bauern mit Weib und Kind, die Sechser zahlen konnten, für jede Person einen Sechser; in der Ecke aber stand eine Schaubühne, auf der fremde Seiltänzer ein Stück spielten, das ‚Genoveva‘ hieß und in dem eine lebende Hirschkuh — so hatten sie preisend vorher durch Anschlag an vielen Stellen im Dorfe verkündet —, eine leibhaftige Hirschkuh vorkam. Damals hatte der Schneider keinen Sechser von seinem Vater erhalten können. ‚O jemine,‘ dachte der Schneider heute, ‚damals war ich meinem Vater gram, und heute könnt' ich meinem eigenen Kind keinen Sechser geben, ein Spektakulum zu schauen; auch mein Kind müßte heute an der Bretterwand stehen und versuchen, durch eine Ritze nur ein Lichtlein all der Herrlichkeit zu finden.‘

So saßen sie alle in langen Reihen.

An der Stirnseite des Saales war ein Tisch aufgebaut wie eine Kanzel und ein Thron zugleich; dorten saß Heinrich Löhmer; fremde Diener standen ihm zur Seite, vor ihm aber hockten kleine, dick-

bäuchige Säcke, aus denen Geldstücke schimmerten wie Weizenkörner aus der Metze.

Es war, als ginge ein geheimes, eigenartiges Licht aus von diesen Säcken und dem gleißenden Gold, das sie bargen, — und dies Zauberlicht ergoß sich über die Versammlung der Bauern und ließ sie glauben, die Sonne sei heute heller denn je.

Und sie sahen im Glanz dieses Lichtes Heinrich Löhmers Gestalt und Gewandung königlich und prunkvoll, — sahen sein Schloß am Meer, sahen seine Schiffe, die auf allen Meeren schwammen, und sahen all die kostbaren Schätze, die sie bargen in ihren Bäuchen, wie jene Säcke auf dem Tische dort gespickt mit Gold und edlem Gestein.

Und einer der Männer um den andern trat an diesen Tisch und ward begabt von Heinrich Löhmer mit Rat und mit dem, was aus den Säcken blinkte.

Es war, als der Weber heranhumpelte und sein hageres Weib mit ihm gegangen kam, daß dies geschah:

‚Ich habe Euch rufen lassen, Weber, — Euch fiel das Häuschen ein und der Webstuhl ging in Trümmer. Was war Euch der Webstuhl wert?‘

‚Was kümmert's Euch, Heinrich Löhmer?‘

‚Wollt Ihr mir gram sein, Weber? Ist's nicht gerechte Buße, daß ich Euch das Geld erstatte für jenes Kirchenfenster? —‘

‚Ihr habt eure Schuld bezahlt, Heinrich Löhmer; Ihr habt mir meine Ehre wiedergegeben, — was brauch ich sonst?‘

‚Er ist ein Schwätzer,‘ keifte das Weib, ‚er ist ein Schwätzer, Herr! Ihr wollt das Geld nicht geschenkt, das uns gehört — und wir können's Euch nicht schenken.‘

‚Was war Euer Webstuhl wert, — ich will ihn Euch ersetzen.‘

‚Ich will nichts weiter!‘

‚Ihr müßt doch wieder schaffen und Brot verdienen können!‘

‚Ei ja, Herr,‘ schrie das Weib, ‚sagt ich's Euch nicht? Er ist ein Tollian geworden seit jener Nacht.‘

‚Ihr könnt das Geld doch nehmen sonder Bedenken, Weber,‘ fuhr Heinrich Löhmer fort. ‚Ist's nicht sogar Eure Pflicht, da ich mein Unrecht gutmachen will, daß Ihr mich nicht von Euch weiset?‘

‚Ihr habt recht, Herr! Gebt das Geld den Armen! Schenkt's ihnen in meinem Namen! —‘

‚Ei, seht den Narrhans an! Ich bin mit dir gegangen, ich war ja dein Weib,‘ sagte die Weberin; ‚— ich hab mit dir Hunger gelitten und Durst, bin in schlechten Fetzen gelaufen wie du, weil's so unser Schaffen war; — aber wenn's nicht mehr so sein muß in Zukunft, Weber, und du willst's von dir werfen aus Übermut, — dann geh ich nicht mehr mit, daß du's weißt!‘

‚Was war der Webstuhl wert?‘

‚Gut hundert Taler,' verlangte das Weib.

‚Was braucht Ihr für euer Häuschen?'

‚Gut dreihundert, Herr.' —

Der Weber lachte gutmütig.

‚Was sagt Ihr dazu, Weber? An hundertfünfzig Taler bin ich Euch schuldig für das Fenster.'

Der schüttelte den Kopf. ‚Hundert Taler — der Webstuhl, dreihundert — das Häuschen! Kaum die Hälfte davon, Herr! Das Weib hat der Teufel geritten, seid sie Euer Geld gesehen. — Sonst war sie brav und getreu, nun ist sie ein Widerpart geworden. Seht, Herr, das habt Ihr angestellt. Ich will Euer Geld nicht!'

‚So sagt mir, Weber, warum Ihr es nicht wollt?'

‚Weil ich Euch sonst zu Gefallen sein und jenen Teppich weben müßt. Und das will ich nicht, Herr.'

‚Ihr sollt es nicht müssen, Weber —'

‚Ich weiß, darauf verharrtet Ihr heute nicht mehr, — aber Euer Geld verharrte drauf ohne und wider Euren Willen. Denen, die da hocken, seht einmal ins Gesicht, Herr! Legt einmal Euer Ohr denen ans Herz und horcht! Seit der bösen Nacht ist mir wie denen allen ein Rufer in die Seele gekommen. Wohl hatte uns ehedem tausendmal der alte Herr Dekan das gleiche gepredigt, aber seiner hatten wir nicht geachtet; wir hatten von der Lehre gehört und der geheimen Offenbarung des Herrn, aber wie Kinder, die von märchenhaftem Geschehen hören, an dessen Wahrhaftigkeit wohl auch glauben; daß ihnen selbst so etwas begegnen könnte, daran glauben sie nicht. Nun aber ist es uns allen, als spräche Gott oder dessen Widersager selbst zu uns. Die ehedem blind waren, sind nun sehend, die Harthörigen hörend geworden.'

‚Sieh,' ruft's in einem, ‚dies alles schenkt euch euer Herr, Heinrich Löhmer; dies Gold ist der Kaufpreis für eure Seelen; ich werde Haus und Hof, ich werde einen trefflichen Viehstand von ihm erhalten! Wie trefflich wird er alles leiten! Hört nur!'

Und sie hörten auch auf Heinrich Löhmer, aber ohne Unterlaß spricht jene innere Stimme mit — alles zerzausend, was er sagt.

‚Und mit wem redet Ihr, wenn Ihr zu mir sprecht, Weber?' fragte Heinrich Löhmer, ‚mit Gott oder dem Teufel oder einem Dritten?'

‚— mit dem Teufel!'

Die Männer, die in der Nähe saßen, lachten hell auf und verhöhnten den Weber, der davonhumpelte. ‚Ihr tut noch alle, was ich nun tue!' rief er denen zurück.

‚Und was tust du?'

‚Ich geh zum Juden und leih zu Wucherzinsen, daß ich dem da nicht in die Hände falle, der uns alles schenkt!'

Sein Weib aber redete auf Heinrich Löhmer ein: ‚Er ist ein Narr geworden, ein doppelter Narr; der Webstuhl ist unter Brüdern mehr denn hundert Gulden wert und das Häuschen —‘

Heinrich Löhmer schob ihr Geld zu.

Sie krallte danach und lief hinaus.

* * *

Und da der Weber weggegangen war, hörten die Bauern eine Stimme in sich reden, die sprach:

‚Sieh, wie er unsere Berge kennt! Aus den Mooren wird er Ackerland, aus der Heide wird er Wälder zaubern! Die Mauer will er wieder aufbauen droben am Schneidersacker! Hört ihr! Der Bergsturz kann dann wohl wieder kommen, aber nie mehr über unser Dorf, nie über unsere Kinder und Kindeskinder. Schneider, du wirst deinen Acker dazu hergeben müssen!‘

‚Wozu? Wozu meinen Acker hergeben müssen, — grad meinen?‘ rief's im Schneider.

‚Zum Wohle aller. Kriegst ja Gold dafür!‘

‚Ich will kein Geld dafür,‘ zeterte der Schneider, ‚meinen Acker will ich behalten, — Vater und Mutter haben sich dort schon abgemüht alle Tage ihres Lebens —‘

‚Ist das drei Batzen wert?‘

‚Keinen einzigen Batzen wert! Kein Kaufenswert! Aber Labsal für meine Seele wie Tau für die Blumen.‘

Ein Haufen kam herangedrängt.

‚Einer nach dem andern, — wie ich euch rufe —‘ warf Heinrich Löhmer in sie hinein.

‚Ein besonderes Begehren haben wir, Herr —. Dort hinten sagte einer, du wollest eine Zwingburg bauen droben im Haßwald auf der Gemeinde Grund und Boden, ganz für dich allein. — Was begehrst du, Herr, für dich allein?‘

‚Nichts.‘

‚Hört ihr! Nichts! — Und wie steht es mit der Burg?‘

‚Keine Zwingburg — ein Haus wie anderer Menschen Häuser; nur soll seine Wirtschaft ein Vorbild sein für euch alle. Nichts begehr ich, was mir nicht zukömmt. Unser aller Wohl ist unser aller Pflicht, meine wie die eure. Muß nicht ein Lenker sein und Leiter all der tausend Hände, — nur für alle soll sein Lenken und Tun sein, nicht für sich. Wer mir nicht glaubt, noch mir folgen will, — was kettet ihn an mich? — Ich schenke ihm dies Lehen, das er heute von mir holt, und dann geh er seines Weges.‘

‚Ein Gaukelspiel sei das, Herr! Wohl würdet Ihr so tun, aber unsere Seele tät's nicht lassen.‘

Da kam ein zweiter Haufen hinzu — lärmend und tosend und den ersten verhöhnend: ‚Ei, seht die Zungenspalter, die Ohrschlitzer!

— Also bauen wir dem Herrn ein Haus, daß er sich darob freue an eigenem Besitz! Ihr aber werdet sein Haus eine Zwingburg nennen!'

‚Eine Zwingburg wollen wir ihm bauen über unserem Dorf? Ei, davon wissen wir aus alten Zeiten! Er soll den Zehent von uns fordern! All das Land soll sein Eigentum sein, das er uns nur zum Lehen gibt! Fronten wollen wir ihm? Wir sollen denen freundlich zu Gesicht sein, die seine Schmeichler sind, auch wenn wir sie hassen! Wir wollen lügen, wenn er es will? Wir wollen unseren Töchtern und Weibern die Ehre schänden lassen, wenn er es will?'

Heinrich Löhmer erschrack. — ‚Ihr sprecht Wahrheit?' —

Sie lachten.

Ja, er wußte es, — sie sprachen jene Wahrheit, die sie verspotteten, um sie durch ihr Gelächter zu einer Lüge zu stempeln.

Zaghaft teilte er das Gold aus unter sie, — dann ward seine Hand wieder festen Griffs.

Dem Teufel, der lauerte auf der Höh, zu der Heinrich Löhmer emporstieg, — würde Heinrich Löhmer fürder nicht dienen als ein Knecht; aber einem jeden der Bauern sah er ins Gesicht, — einem jeden, dem er Geld gab.

Leise, ganz leise rief's in einem jeden, da Heinrich Löhmer zu ihnen sprach. Doch da er geendet hatte und sie zur Gegenrede aufforderte, blieben sie stumm.

‚Nehmt das Geld nicht!' rief die Stimme Gottes in ihnen. Und manche gingen hinaus.

‚Ist's euch recht so, wie ich's euch vorgeschlagen habe?' fragte Heinrich Löhmer.

‚Ja, ja!' riefen die Heuchler und streckten die Hände aus, und er legte ihnen Goldmünzen hinein.

Und andere wieder riefen: ‚Topp, unsere Not muß ein Ende haben!'

* * *

Pfiffig saß der Bernhard Rumpel in einer Ecke. ‚Es schloß schon mancher einen Pakt mit dem Teufel und hat den Bocksfüßigen geleimt! Ei, potz tausend und der allzu kluge Teufel! Irgendwo hat seine Klugheit ein Loch! Such's, Bastel! — Rumpels Bastel, such's! Und dort schlüpfst du dann hinaus!'

Dann ging er zum Tisch und griff dreimal in den Sack, den Heinrich Löhmer ihm hinhielt, und füllte seine Taschen.

‚Ich werd's getreulich zählen, Herr,' beteuerte er, ‚und Euch auf Heller und Pfennig wieder geben,' — er hob die rechte Hand zum Schwur empor, doch heimlich streckte er die Schwurfinger der Linken hinter seinem Buckel von sich in die Tiefe.

‚Mit dem Schwur, den ich da getan habe,' pfiff er später vor

sich hin, als er durch die Dorfgassen schlich, ,— mit diesem Schwur hat's seine eigene Richtigkeit, — die Rechte schwört, die Linke schwört es ab; Heinrich Löhmer, was bin ich dir nun eigentlich schuldig?'

## Ite — missa est!

Ein Glöcklein rief. Von wannen kam's? Es kam vom Turm zu Teufelshausen. Der Dekan rief mit dem Glöcklein, damit, wer ihm treu verblieben, zur Messe komme.

Wenige waren's, die kamen. War sonst das Kirchlein viel zu eng gewesen für die wachsende Gemeinde, nun war's so groß, so groß! Die zur Andacht kamen, dachten: Hier könnten wir tanzen.

Der alte Herr Dekan hockte im Beichtstuhl, und die wenigen Kirchengänger kamen zu ihm wie damals zur Beicht, eins nach dem andern.

Dann, da sie freigesprochen von ihren Sünden wieder in den Bänken knieten und sich reinen Herzens wähnten und der Dekan die Messe begann, ward es seltsam trübe in dem Kirchlein, als käm's von einer überirdischen Nacht.

Die Knienden schauten sich verwundert um. Sie konnten sich keine Antwort geben, lasen in des Nachbarn und der Nachbarin Angesicht die gleiche Frage: ,Wird's nicht Tag, Herr; steigt die Sonne nicht höher am Himmel?' Und eine wilde Sehnsucht nach Licht faßte sie, das flutet wie ein Quell aus den Bergen.

Aber das bißchen Sonne, das durch die getrübten, matten Scheiben hereinfiel zu ihnen, zeigte auf ein Bild, das an der Wand hing, und glitt dann hinüber zu einem zweiten Bild, als wolle es die Gedanken der ungestümen Beter lenken. Auf den Bildern aber, über die das Licht hinwanderte, geschah es, daß Christus, der Herr, verurteilt wurde und daß er das Kreuz auf sich nahm, daß er Maria begegnete, seiner Mutter, und den weinenden Frauen; daß Simon von Cyrene ihm half und Veronika ihm das Schweißtuch reichte; daß er fiel, dreimal fiel.

Sie glotzten die Bilder an. ,So, Herr,' beteten ihre Lippen, ,wie der Hirsch verlangt nach dem Wasserquell in durstigen Tagen, verlangt meine Seele nach dir, o Herr, in den Tagen der Trübsal!' Aber da sie so beteten, merkten sie, daß diese Worte eingelernt seien, nicht aus der Tiefe des Herzens kamen. Und ein unendliches, ohnmächtiges Weh kam über sie.

Und die römischen Soldaten und die Henkersknechte auf den Stationsbildern gewannen Leben und Bewegung, drehten sich um, hoben die Hände, einer um den andern, zu zweien, zu Hauf. Die Andächtigen erkannten sich selbst und ihresgleichen auf diesen Bildern: die gemalten fremden Gesichter wurden zu jenen ihres eigenen Hauptes, des Dekans, Heinrich Löhmers, Mari Madlenens, der beiden

Glasbläser, der lahmen Dorothee, — aller, aller derer von Teufelshausen.

‚Wir schlagen ihn ans Kreuz!' riefen die Soldaten und Henkersknechte den Betenden zu, ‚— wir haben ihn schon mit Geißeln gepeitscht und mit Dornen gekrönt, und jetzt schlagen wir ihn ans Kreuz. Seht! Seht da! Ha ha ha ha! Wir reißen ihm die Kleider vom Leib und reißen sie ihm aus den klebenden Wunden; wir nageln ihm die Hände und Beine ans Holz, wir richten den Kreuzesstamm auf und stoßen ihn fest in die Erde. Hurra! Stoßt fest, fest! Daß der am Kreuz es spüre! Wir tränken ihn mit Essig und Galle, da er durstig ist, und durchstechen ihm die Seite noch, wenn er tot ist. Wir versiegeln den Stein vor seinem Grab und halten Wache dabei mit Schwertern und Lanzen, — seht, so hassen wir ihn! Sagt, ob unser Haß echt sei? Echt wie eure Liebe! Ha ha ha ha! Wie eure Liebe!'

Und die Betenden schrien auf in ihren Herzen: ‚Lieben wir ihn nicht? Lieben wir ihn denn nicht? Seht, wir weinen doch um ihn! Aber was vermögen wir gegen eure Übermacht? Ja, wir müssen ihn doch lieben! Um unsertwillen hat er das alles gelitten und zu uns gesprochen: „Nehmt auch ihr euer Kreuz auf eure Schultern und folget mir nach!" Sind wir nicht voller Leid, und tragen wir's nicht um seinetwillen, — weil er uns also glauben hieß?'

Es lachten die Soldaten und Henker: ‚Was entschuldigt ihr euch mit unserer Übermacht? Liebte nur ein einziger von euch so den Herrn, wie wir ihn hassen, wir könnten ihm nichts antun von all dem Leid.'

Ängstlich blickten und horchten die Bauern und Bäuerinnen nach den Bildern, und sie sagten bei sich: ‚Geht das Fieber uns in den Köpfen um? Wie sollten sich die Bilder bewegen? Wie sollten gemalte Menschen reden können? Und was geht das uns an? Haben wir nicht unsere Schuld bekannt, und hat der alte Herr Dekan uns nicht freigesprochen von Schuld, von Schuld, selbst von der größten Schuld? Wir wollen gut sein!'

‚Aber ihr seid es nicht!'

Wer rief da? Ein klein Vögelein? Eine Drossel war durch das zerbrochene Fenster hereingeflogen und piepte in das Beten und Singen des Herrn Dekan. Die Drossel war's, die also zu sprechen schien. —

‚Wir wollen Gott lieben!'

‚Aber ihr liebt ihn nicht!' sang wieder die Drossel.

‚Aber wir wollen — wir wollen — wir wollen! Haben wir keinen freien Willen?'

‚Wohl habt ihr einen freien Willen; ihr könnt Gebote halten und sie übertreten; aber a l l e Gebote zu halten wird eine Gnade

sein, die nur dem zuteil wird, der liebt! Haß aber und Liebe sind Fluch oder Segnung, die sich erfüllen selbst wider euren Willen. Ihr glaubt, ihr könntet sie mit eurem Wollen euch erpressen? Hi hi hi hi!'

,Nein, das können wir nicht, kleine Drossel; nein, das können wir nicht,' sagten einige, stiegen auf und verließen das Kirchlein.

Aber ein paar noch kauerten da.

,Nun, dann mag's sein, — mag's sein,' sagten die einen.

,Dann mag uns der Teufel holen, wir entrinnen ihm nicht,' sagten andere.

Wieder andere aber beharrten: ,Wir wollen! Wir wollen!'

,Ihr seid die Dümmsten, seid schon die Allerdümmsten, — ihr mit eurem Wollen!' — — —

Ein Schellenklirren ging durchs Kirchlein, feierlich still. Und da der alte Herr Dekan jetzt sagen wird — so wußten die Bauern —, da er segnend sagen wird über Brot und Wein: ,Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut,' — da wandelt sich das Brot in den Leib, der Wein in das Blut des Herrn. Nur Brot und Wein sieht das Auge, aber der Herr ist die Speise, der Herr ist der Trank und in beiden ganz und ungeteilet.

Mürrisch, mit verbissenen Lippen knieten die einen und bekreuzigten sich, — verhaltenen Erschauerns die andern.

,Herr, nun bist du da! Wirst uns Speise sein und stärken unsern Leib und unsere Seele.' —

Und dann gingen sie alle zum Tische des Herrn, und der alte Herr Dekan legte einem jeden von ihnen die himmlische Speise auf die Zunge.

Da kam ein seltsames Träumen über sie von einem Märlein, das ihnen war erzählt worden. Von einem Knaben sagte das Märlein, — von einem Heidenknaben, der einst unerkannt und aus frevler Neugier dem Abendmahl der Christen zugesehen hatte, und der — da der Herr ihn zu sich berufen wollte — mit einem seltsamen Gesicht begnadet worden war, daß er sah, wie aus der Hand des Priesters zu dem Mund eines jeden von diesen, die zum Tische kamen und nur Brot zu essen schienen, ein lieblich Kind einging — bei den einen frohlockend, bei den andern voller Wehr. Und die Bauern von Teufelshausen hatten Angst, nun möge auch unter ihnen im engen Kirchlein einer sein, der des gleichen Gesichtes teilhaftig werde in diesem Augenblick. Und sie spähten, ob sie selbst den Herrn erschauen könnten aus der Gestalt der Hostie, damit sie erführen, ob sie Begnadete seien oder Gottlose.

Und dann brannte es in ihren Herzen lichterloh: der Wille war erloschen, und es kam über sie wie süßer Lohn; es war dem einen, als fiele Feuer vom Himmel und verzehrte ihm das Haus; es war

dem andern, als sei ihm eine Wiese in der Brust, und Blumen sproßten darauf vieltausendschön. Haß und Liebe gingen um sonder Überlegung, blind wütend wie ein Sturm oder sanft wie ein im Wind sich wiegender blühender Kirschbaum.

Nun hatten sie das Brot gegessen, nun würden sie gering schätzen müssen alle Güter der Welt und heimgehen in jene Heimat, aus der dieses Brot war gesendet worden; kleine Geschichten fielen ihnen ein, — von einem Musikanten, der gezogen war über das Meer bis ins Land Amerika, dem Ruhm und Ehre die Neue Welt schon entgegentrug, — da ist er heimgekehrt, arm wie zuvor in die Rhöner Berge, den Menschen da drüben ein unerklärlich Rätselbild; die Bauern von Teufelshausen aber wußten: die Brotkruste der Heimat, die er mit sich geführt hatte auf seiner Wanderschaft, hatte der Musikant zernagt, da kam das Gebot über ihn zu jener Stunde. — Dann fielen den Bauern von Teufelshausen tausend Geschichten ein, eine war wie die andere, alle waren sie wie die von dem Musikanten, nur andere Menschen kamen drinnen vor. Nur eine Geschichte war anders — nur eine: die von Heinrich Löhmer. Auch von ihm wußten sie nun, daß er den Talisman der Brotkruste nicht gehütet hatte, und dann hatte auch er heimgemußt, — aber er war zu ihnen gekommen mit all seinem Glanz und seinem Reichtum; ihm hatte die Welt nichts rauben dürfen. Warum ihm, dem einen, nicht? Weil er des Teufels war.

Und nun hatten sie selbst jenes Heimatbrot gegessen, auf dem Fluch lastet oder Segen; — auf den Lippen war's ihnen zerflossen, keiner ihrer Zähne hatte das Heilige berührt. — Wie töricht erschien ihnen nun jener weltlich-wahnwitzige Rat, nicht zu essen von diesem Brot. Leicht erschien es ihnen nun, allen Reichtum und alle Begehrlichkeit dieser Erde zu lassen, so sie nur hinfänden in ihr Heimatland, in denen die Seele Ruhe findet und in Freude frohlockt.

Horch! Horch!

Da verstanden sie die Sprache der Vögel und der Tiere, und selbst die Bäume hörten sie reden und das Gestein.

Und sie machten sich auf die Wanderschaft und gingen gen Osten, und alsbald kamen sie an eine tiefe Schlucht. Finsternis und erstarrende Kälte lag darinnen; von Pferden und Reisenden, die in sie hineinsteigen wollten, lagen bleiche, regengewaschene Gerippe da am Boden, — von seltsamem Drachengewürm bewegte sich's dort im tieferen Dunkel.

‚Wie sollen wir zu Gott gelangen und nach dem Lande des ewigen Lebens?‘ fragten sich die Ankömmlinge und sahen sich in der Runde um, als glaubten sie irre gegangen zu sein.

‚Ihr seid auf dem rechten Weg, — durch diese Schlucht müßt ihr in die Tiefe steigen,‘ gab ihnen eine Stimme Antwort, und sie

sahen einen Engel schwebend über der Schlucht. ‚Siebenmalsieben der Tage müssen hingegangen sein über die Erde, ehe ihr hindurchgewandert seid durch diese Schlucht der Finsternis.‘

Und die Angekommenen folgten der Stimme des Engels. Langsamen Schrittes tasteten sie sich voran; da erstarrten die Kleider an ihren Leibern, und der Wein, den sie in Schläuchen mit sich führten, und das Brot froren zu Eis.

‚Unser Fuß tritt auf hartes Gebein,‘ riefen sie.

‚Das sind die Verzagten, die Zweifler, die hier niedersanken, weil's ihnen an Mut gebrach,‘ antwortete der Engel.

‚Zermürbtes Gebein zerbricht wie dürres Holz unter unseren Schritten, wohin wir uns wenden, —‘

‚Das sind die Mürrischen und Unzufriedenen, die mit Gott hadern wollten, —‘

‚Und jene, wer sind jene? —‘

Dann verhallte die Stimme des Engels. Nur dann und wann ward sie gehört von jenen, die zögernd vorangingen.

Und als um waren siebenmalsieben Tage, hörten die, die durch die Schlucht sich hindurchgeschleppt hatten, einen so wunderlieblichen Gesang, daß sie in verzückter Andacht lauschten. — — —

Doch als die Männer und Frauen, die also in göttlicher Verzückung lagen im Kirchlein zu Teufelshausen, aus ihren Gesichten erwachten, betete der alte Herr Dekan am Altar mit ausgespannten Händen; ‚ite,‘ — verkündete er ihnen, — ‚ite, missa est, — geht von hinnen, — es ist vollbracht!‘

## Der Mahner.

Eine Halle war aufgerichtet aus schlichten Brettern; da standen große eiserne Kochherde, Geschirre hingen an allen Wänden, standen die Tische entlang: des ganzen Dorfes Speise und Trank ward hier geschenkt. Die Männer hockten da und aßen im Schein der Sturmlaternen, die hineinbrannten in die Dämmerung des Tages, ihr Frühbrot; Frauen und Mädchen gingen um mit vorgebundenen Schürzen und aufgekrempelten Ärmeln, sie alle zu bewirten. Heinrich Löhmer ging zwischen ihnen durch. —

Da schlich sich der rothaarige Lehrer heran an Heinrich Löhmer und sagte: ‚Es fehlt eine unter all diesen Mädchen und Frauen, — eine fehlt, Herr, — die schönste Wirtin des Dorfes, — das Brot, das deren Hand berührt, nährt nicht nur den Leib; macht ihn auch, wenn er krank ist, gar gesunden; und der Trunk, den sie bietet, stillt nicht nur den Durst; macht auch, daß das traurige Herz mutig werde und lustig; daß die Klagenden wieder singen, die Wehschreienden frohlocken, die Lahmen die Krücken wegwerfen

knistern wie vom wachsenden Gras, — es war ihnen, als sähen sie die Gräber voller roter Feuerlilien und voller Blutstropfenblumen und Teufelssporen, — und der Wind fächelte drüber hin, daß der unheimliche Garten schwankte und wogte wie eine unendlich weite Wiese.

Ein paar Silberwölkchen jagten am Himmel wie kleine Lämmer, die mutwillige Sprünge machen, da es Frühling geworden.

## Die Versammlung der Bauern.

Im Saale der Dorfschenke saßen sie auf langen Bänken, saßen stumm und mit hängenden Köpfen, nur hin und wieder sprach einer ein nichtssagendes Wort.

Da dachte der Jägerschuster daran, daß er in diesem Saal sich die Liebe ertanzt hatte, — dort — dort in jener Ecke hatte er der Dirn etwas Heimliches ins Ohr gesagt, und da sie es nicht recht verstanden hatte, da hatte er sie fortgezogen durch jene Tür, durch den Garten hinunter an den Bach, wo die Erlenbüsche stehen.

Da dachte der Hofbauer daran, daß er auf demselben Platz sitzend gar manchen Bartel Wein hatte springen lassen. Er protzte gern zur Kirchweihzeit und hielt oft zwölf Burschen und zwölf Mädchen, die um ihn saßen, frei. Die Musik mußte ihm dann einen eigenen aufspielen. Er nahm sich eine Dirn, die er wollte von den zwölfen, und die andern mußten zusehen, wie er tanzte, und sie mußten, damit er sie weiter frei halte, ihn bewundern.

Da dachte wohl der Schneider, daß er einst einmal da draußen vor dem Bretterverschlag gestanden und durch eine Ritze hineinzuschauen versucht hatte in den Saal, — denn da saßen alle, alle Bauern mit Weib und Kind, die Sechser zahlen konnten, für jede Person einen Sechser; in der Ecke aber stand eine Schaubühne, auf der fremde Seiltänzer ein Stück spielten, das ‚Genoveva‘ hieß und in dem eine lebende Hirschkuh — so hatten sie preisend vorher durch Anschlag an vielen Stellen im Dorfe verkündet —, eine leibhaftige Hirschkuh vorkam. Damals hatte der Schneider keinen Sechser von seinem Vater erhalten können. ‚O jemine,‘ dachte der Schneider heute, ‚damals war ich meinem Vater gram, und heute könnt' ich meinem eigenen Kind keinen Sechser geben, ein Spektakulum zu schauen; auch mein Kind müßte heute an der Bretterwand stehen und versuchen, durch eine Ritze nur ein Lichtlein all der Herrlichkeit zu finden.‘

So saßen sie alle in langen Reihen.

An der Stirnseite des Saales war ein Tisch aufgebaut wie eine Kanzel und ein Thron zugleich; dorten saß Heinrich Löhmer; fremde Diener standen ihm zur Seite, vor ihm aber hockten kleine, dick-

,— es ist gut so.'

Da kam der Lehrer an Heinrich Löhmer heran: ,Sagt mir, Herr, was ist diese Mauer dann noch wert, wenn Mari Madlen tot ist?'

,— steht's so schlimm um sie?'

,Sie ist schön, Herr; tausendschön! Das fieberrote Köpfchen liegt ihr in weißen Kissen, sie sinnt vor sich hin und redet irre: „Er hat den Berg zur Seite gelenkt, aber Zwietracht kam unterdessen in die Menschen, wütender wie siebentausend stürzende Berge. Und nun baut er wieder eine Mauer gegen den Hexentempel und den Haßwald, — was mag, während er sich um Steine kümmerte und Pflanzen und Tiere, was mag währenddessen an schrecklichem Unheil geschehen an mir. Es ist des Menschen erste Weisheit, daß er von empfangenen Leiden lerne, sonst wird er nie die Leiden los."' Der rothaarige Lehrer schielte zur Seite.

,Das hat sie dir gesagt? Die Schülerin ward früh ihres Meisters Herr.'

,— ich log Euch an, Herr, — grollt nicht ihr darum! Sie sprach ja keins dieser Worte; ich, ich log Euch an. Warum vergaßt ihr sie so sehr, Herr?

Sinnend ging Heinrich Löhmer hinweg.

* * *

Droben am Haßwald baute Heinrich Löhmer ein Haus, das die Bauern die Burg nannten; allen sollte es ein Lehrhaus sein, sie aber empfanden es mit seinen trotzigen, wuchtigen Mauern hier an dieser, dem ganzen Tal gebietenden Stelle als eine Zwingburg. Fremde Arbeiter, kleine, untersetzte Gestalten mit zigeunerhaftem Wesen bauten hier an der Grundmauer.

Der rothaarige Lehrer trat hinzu und sprach zu Heinrich Löhmer: ,Die Mauern werden viel zu dünn; Ihr denkt nur an Wind und Wetter; nicht an die Bauern dort drunten, die weit gefährlicher sind als Wind und Wetter. Denkt Ihr, Herr, noch an jenen Tag, da sie sich gegen Euch erhoben? Es ist noch nicht lang her, —'

,Warum sollten sie sich gegen mich erheben? Tu ich ihnen nicht stündlich Gutes an?'

,Ihrem Leib wohl, Herr; doch ihrer Seele Gewalt!'

,Habe ich je dem Willen eines von ihnen Gewalt angetan?'

,Ihr nicht, Herr; aber Eure Gaben: es ist gesetzt, daß die Dinge des Leibes die Seele zu Hundeknechten machen können und zu Weibsdirnen. Das ist wie der Lauf der Bäche und der Fall der Steine, die keinen Widerstütz haben, Herr. Darum solltet Ihr die Mauern noch so dick machen lassen, sie werden immer noch viel zu dünn sein, sie werden Euch zu keiner Zeit schützen vor denen da unten: Führt in Eure Burg, wenn Ihr sie herrlich nach Euren

Plänen aufgeführt habt, jene Königin, der allein die Widerspenstigen gehorchen, weil ihr Anblick voll Anmut ist und voller Engelshuld, weil ihre Rede wahrhaftig ist und tönend wie der Gesang der Waldvögel, und weil ihre Hand so weich ist und liebevoll wie kühler Wind, der über Fieberstirnen streicht.'

‚Ist's je geschehen, daß ein Prinz sich eine Prinzessin holte ins Schloß, ehe noch der First auf den Mauern stand? —'

‚— dann gab's wohl solche Prinzen nicht, die so in Not waren, daß nur eine Prinzessin ihnen den Bau des Schlosses hatte schützen müssen —'

‚Was sprichst du von Not?'

‚— seht Ihr sie nicht, Herr?'

Der Lehrer lockte Heinrich Löhmer beiseite — ‚Sie wird ein Kindlein gebären, Herr —!'

‚Wer? Von wem sprichst du?' Heinrich Löhmer hatte ihn an beiden Schultern fest gepackt, daß der rothaarige Lehrer vor dem Freudwilden in die Knie sank.

‚Von Mari Madlen und ihrem und Eurem Kind, Herr.'

Dann machten sich beide auf und gingen zu Tal, — die Arbeiter steckten hinter ihnen die Köpfe zusammen und flüsterten.

‚Seht, Herr, — das Maidje hätt' daran sterben können, wie sie daran genesen kann, wenn sie's erfährt.'

‚Weiß sie es nicht?' Heinrich Löhmer blieb erstaunend stehen.

‚Vom Doktor weiß ich es, Eurem knusperdürren Gesellen; ich habe ihn heimlich zu ihr geholt, er kam gegen Euren Befehl; nun seid ihm nicht mehr gram drum, Herr.'

‚— sie weiß es nicht? —'

‚Wir haben gefürchtet, es könnt ihr schaden, wenn sie's erführe und Ihr wärt noch erzürnt auf sie.'

Sie bogen um die Ecke in das Dorf.

Da kam ihnen der alte Herr Dekan entgegen.

Heinrich Löhmer erschrak und blieb stehen; jählings kam ihm zum Bewußtsein, daß er den Weg, den er ging, nicht gehen durfte.

‚Wohin so eilig des Wegs?' fragte der alte Herr Dekan freundlich und mit dem Kopfe zum Gruße nickend.

‚Seid Ihr so mißtrauisch, daß Ihr stets Wache steht, alter Dekan?' entgegnete Heinrich Löhmer mit kaum verhaltenem Grimm.

‚Bot ich Euch keine freundliche Anrede?' sagte der Dekan. ‚Heinrich Löhmer, was redet der Grimm aus Euch zu mir? Geht Ihr auf verbotenen Pfaden, daß Ihr mich für einen Wächter empfindet, wenn ich, mich zu lustieren an frischer Luft und der Weite der Natur, aus meinem Pfarrhof nur hervorkomme? Hat mich Gott hierhergeführt zu heiliger Tat, während ich mir vorkam, nur der blinkenden Sonne zuliebe einherzugehen?'

‚Gebt nur acht, alter Herr Dekan, daß Ihr die heilige Tat nicht versäumet, mich fernzuhalten von einem armen, kranken Mädchen.‘

‚Begehrt Ihr das? Ich glaube nicht, Heinrich Löhmer, daß Ihr wortbrüchig würdet. Warum soll ich Unedles von euren Worten denken? Ich habe es nie getan.‘

Der Lehrer horchte auf.

‚Ich danke Euch, alter Herr Dekan,‘ — er zögerte einen Augenblick, dann kam's wie ein schwergewordenes Geständnis: ‚Ich war auf dem Wege zu Mari Madlen.‘

Der Dekan zuckte auf — ‚Was ist geschehen, daß Ihr das tun wolltet wider den Vertrag?‘

‚Mehr Euch zu sagen, ist meine Pflicht nicht, Dekan.‘

‚— weil dies Mehr Eure Entschuldigung brächte, ich kann es mir nicht anders denken.‘

‚Ich danke Euch, Dekan, — ich danke Euch von Herzen, —‘ Heinrich Löhmer drehte sich um und ging den Berg, raschen Schrittes, wie er gekommen war, wieder hinan. Des rothaarigen Lehrers hatte er nicht mehr geachtet; auch der Dekan achtete seiner nicht und ging kopfschüttelnd vorüber.

* * *

Als Heinrich Löhmer am nächsten Morgen schon vor Sonnenaufgang aus seinem Zelte kam, das fremde Diener ihm aufgerichtet hatten, stand der rothaarige Lehrer da und wartete seiner.

‚Denket, Herr, an Mari Madlen.‘

Heinrich Löhmer stand da mit gespreizten Beinen, mit verschränkten Armen und sann nach.

‚Was wird er tun mit Mari Madlen?‘ dachte der Lehrer — und er war willens, für sie zu reden. ‚Was hat sie Euch getan, Herr, daß Ihr ihrer nicht mehr achtet? Hat sie Euch nicht ihre Liebe geschenkt; ihre Liebe, die lieblicher duftet als alle Rosen der Welt. Hat sie Euch nicht ihren Leib geschenkt; ihren Leib, den elfenbeinweißen, seidenzarten, der so voller Keusche ist? Hat sie nicht mit ihrem Leben das Eure geschützt, als die Bauern mit Steinen nach Euch warfen und mit spitzen Eisen nach Euch schlugen? Herr, was hat sie Euch denn so Schlimmes angetan, das alles dies aufwäge?‘

‚Was hat Gottes Sohn getan, daß Gott Vater alle Leiden der Welt auf ihn gelegt hat?‘

‚Soll Mari Madlen büßen für uns alle, Herr? Ihr tut ja wie jener Gott, den Ihr beschimpft, von dem Ihr uns abtrünnig macht, Herr.‘

Heinrich Löhmer lachte auf und ging voran.

* * *

Nun stand er allein da, der rothaarige Lehrer, dachte nach über all dies Unverstandene, das sich wie eine Mauer vor ihm aufreckte, über die er nicht schauen, auf die er nicht klettern konnte. Und doch war es ihm so bitter not, über diese Mauer in das jenseitige Land zu schauen —

Dann sah er Mari Madlen vor sich, geschmückt wie eine Braut, doch ein Kindlein saß ihr auf dem Arm.

Und einen Schrei vernahm er, — einen Schrei, den siebenhundert Stimmen schrien: ‚Seht sie, die einherging als Marienbildjungfrau von Teufelshausen, — ihre Ehr' ist hin, — ihre Schande kommt über uns, — schlagt sie tot! schlagt sie tot!'

Er dachte an den seltsamen Gang, da er und Mari Madlen, sich liebend noch, vom Haßwald niederstiegen an jenem Tag, an dem Heinrich Löhmer zum zweitenmal nach Teufelshausen kam, — dachte an die seltsamen Gesichte, die ihnen erschienen waren.

Da wußte er, daß die Bauern Mari Madlen töten würden, wüßten sie um ihre Schuld und ihre Schande.

Und nur einer konnte sie retten, —

‚Droben im Haßwald liegt ein Stein, —'

— so pfiff's dem rothaarigen Lehrer um die Ohren, schlug ihm wie Windsturm ins Gesicht.

Da empfand er ein unsägliches Grauen vor Heinrich Löhmer; Heinrich Löhmer war ihm der schreckliche Höllenfürst und zog Mari Madlen zu sich in die Tiefe, —

Und als der Lehrer drei Nächte so hingebracht hatte in Angst und Not, und aufstieg der vierte Tag, da kam ihm eine Erkenntnis zu, die also zu ihm sagte: ‚Du hast Mari Madlen geliebt und liebst sie noch und wirst sie lieben müssen in Ewigkeit, — wie ein Segen oder ein Fluch liegt die Liebe über deinem Haupte. Du sollst ihre Liebe nicht begehren und ihrem Herzen keine Gewalt antun. Aber du sollst zum Opferlamm werden, aus dem die eigene Glut schlägt wie Feuer, das den Holzstoß erfaßt, der aufgeschichtet ist zum Altar. Dieses sollst du tun: gehe hin zu Mari Madlen und begehre sie zu deinem Weibe; die Ehre, die deine Liebe ihr antut, wird sie bewahren vor der Schande ihrer Sünde und die Höllengeister, die ihre Hände schon ausgestreckt haben nach ihrem Kleid, sie zu erfassen, werden zurückschrecken, als hätte in Feuer gegriffen das Fleisch ihrer Hände.'

Und der rothaarige, sechsundzwanzigjährige Lehrer war willens, gehorsam zu sein jener Stimme, die aus ihm sprach und ihm gebot.

### Die Werbung des Lehrers.

Als das Fieber sie verließ, war Mari Madlen bleich geworden wie Alabaster. Nun saß sie wieder in einem weißwollenen Bett-

mutzen und einem weißen Unterrock am Fenster und lehnte sich, wie die Sonne am Himmel vorwärts ging, dem Lichte und der Wärme nach, damit sie wieder rote Lebensfarbe in ihren Körper empfange.

Und wenn das Licht und die Wärme so streichelte und über die Stirne strich, daß sich die Augenlider schlossen und der Leib sich wohlig bog, konnte Mari Madlen an ihr Glück denken.

Sie sah wohl auch durch das Fenster, wie die Menschen, die die Gasse heraufkamen und die Gasse herunterliefen, finster waren im Gesicht und daß ihre Hände sich oft krampfhaft ballten, aber ihr Denken war noch so voll Schwäche und Mattigkeit, daß sie die Behaglichkeit der Sonnenwärme nicht abstreifen und mit fremder Not ein Mitleiden haben konnte.

Erst als sie schon eine ganze Stunde gesessen und von der steinernen Schule der breitschulterige, strähnig-rothaarige Lehrer herüber kam in ihre Stube, nach ihrem Befinden zu fragen, ihr über die durchsichtigen Finger hinauf- und hinabzustreichen, rückte sie vom Fenster um einen Schritt rückwärts in den Schatten, fühlte alsogleich an den Schläfen ein kühlendes Gleiten und in den Augen die Stärke, wach zu bleiben und um sich zu schauen.

Ihr Bettmutzen war am Hals geöffnet, die Krause hatte sich, als Mari Madlen beim Eintritt ihres Besuches den Körper leicht hob, auf die Seite geschoben. Dort sah nun der Lehrer, als er bei dem Mädchen saß, eine kristallene Ader quer verlaufen, in der es im ewigen Gleichtakt pochte.

Er starrte, während er sprach und Mari Madlen vor sich hinsann, an diese Stelle und empfand ein leises Begehren, das dort pochende Leben zu küssen. Da winkte Mari Madlen in ihrem Sinnen, als wolle sie lästige Fliegen von dort verscheuchen und hüllte die Halskrause zusammen.

Der weiche Spitzenunterrock war an den Knien verschoben, daß der auf dem Schemel stehende Fuß über die Knöchel frei war: er war in einen engen weißen Strumpf gekleidet und stak in schwarzen, mit dicken roten Rosen bestickten Straminschühchen.

Der Lehrer starrte, während er sprach, nach diesem Bein und empfand eine wilde Lust, es mit seinen Händen zu umfassen und seine Lippen darauf zu pressen. Da glättete die sinnende Mari Madlen, als sei ein kalter Zug um ihren Leib gezogen, ihren Rock, daß er über das Bein im engen weißen Strumpf herabfiel und selbst die schwarzen. mit dicken roten Rosen bestickten Straminschühchen und den bemalten Holzschemel verdeckte. Sie griff nach dem Fenster, als käme von dort ein Windhauch, aber das Fenster war ja gar nicht geöffnet. Sie blickte einen Augenblick ängstlich um sich her.

Der Mari Madlen lag der weiße, weiche Spitzenrock und der

zarte, blendende Mutzen so eng am Leibe, daß dessen ganze Lieblichkeit in zarten, neblig verwirrten Linien und Rissen erschien.

Und der Lehrer sprach, da seine Seele sich bemühte, Mari Madlen ähnlich zu sein:

‚Ich hörte junge Quellen in den Bergen reden,
Ich sah tausendfältige Knospen blühen,
Ich habe die Erdfelder angefühlt,
Sie taten feucht und fiebrig glühen.
Ich sah ein Fräulein, das redete wie die jungen Quellen in den Bergen,
Und seine Augen schauten mich wie die Knospen an,
Die Hände taten sich flatternd regen,
Als trieb der Feldwind sie mir entgegen.
Da schrie ich auf, daß sich Gott erbarm,
Da rafft' ich das Fräulein in meinen Arm,
Wie man schweres Korn zusammenrafft
Und heim in seine Scheune schafft,
Als hätte sich, wer weiß, wie's geht,
Für mich das ganze Jahr verdreht
Und im Mai schon sei Herbst in Busch und Hag
Und heut' ein reicher Erntetag.‘

Draußen an dem Fenster schlurchte der Rumpel vorbei und fluchte.

Mari Madlen hob ihren Körper schreckhaft in die Höhe, schob mit den Beinen, sich gegen den Stubenboden und gegen den Fußschemel stemmend, ihren Lehnstuhl einen zweiten Schritt zurück, tiefer in die Stube und tiefer in den Schatten. Sie schuckerte auf.

„Huh, — 's ist kalt!‘

Er sagte, daß es doch Sommer draußen sei und heiße Luft.

Sie sah ihn mit angstvollen Augen an, wie ein Reh den Jäger, der am Waldrand im Busch steht; dann raffte sie rasch den großen faltigen Schal auf, der vordem, als sie noch am Fenster und in der Sonne gesessen war, hinter ihrem Rücken an der Stuhllehne lag, und zog ihn wieder über die Schultern und hüllte sich ganz darein, daß ihre Gestalt vermummt war. Nur ihr Flachsköpfchen guckte noch vor, — aber die Kühle stärkte sie letzten Endes und ihre Augen waren klar und fest, ihr Mund heiter und zuversichtlich.

Sie sagte dem Lehrer, sie könne sein Weib nicht werden.

Er wollte wissen, warum.

Da schwieg sie.

Sie saßen lange nebeneinander und schwiegen, dann stand er auf, drückte ihr schluchzend die Hände und ging hinüber in seine steinerne Schule.

Und als er weggegangen war, weinte auch sie.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Geschichte einer Konversion
## Von Edna

Ueber meinem Kinderbett hing ein kleines silbernes Kruzifix und ein Portefeuillebild der Madonna della Sedia; beides kam mir von meiner Mutter — daneben hing ein Stich, Jesus mit der Ehebrecherin: ‚Und Jesus bückte sich und schrieb auf die Erde.' Ich habe mich oft in meinem Bette aufgestellt, um die Worte zu lesen, die der Mann auf dem Bilde auf die Erde geschrieben. Diese geheimnisvollen Worte, die nie jemand uns wiedergegeben hat. — Geheimnisvoll und unverstanden blieb für mich auch der Sinn des Kreuzes. Man hat es mir nie erklärt, und erst nach und nach dämmerte es mir, daß dieses Symbol mit einer Religion zusammenhing, von der man in meines Vaters Hause nicht sprach. Meine Mutter war tot; ihr milder, weicher, frommer Einfluß fehlte dem ernsten Haus, das ganz unter dem Banne meines großen Vaters stand. — Er war eine mächtige Natur, in ihrer ganz besonderen Eigenart nur als Engländer denkbar. Das starke Selbstbewußtsein des Engländers, das man kaum Stolz nennen kann, weil es so unwillkürlich und selbstverständlich aus der Erziehung hervorgeht, und des Engländers eigenartige, ich möchte sagen oft so kindliche Einseitigkeit — waren bei meinem Vater gemildert durch seine große Welt- und Menschenkenntnis, durch sein weitherziges Verständnis für a l l e s Edle und Gute, auch wenn es nicht seine Sprache sprach. Seine Absonderlichkeiten, die absolute Gleichgültigkeit für alles Herkömmliche, für die Anschauungen und Urteile seiner Nebenmenschen, waren auch englisch und wurden nie schrullig und kleinlich. Man fühlte eben, das war eine große Natur, die auf eigenen Füßen ging. Er hatte auch die Gelehrsamkeit des englischen Gentleman, die auch auf so ganz eigenen Füßen steht und die den großen Zauber persönlichen Denkens, Urteilens und Empfindens behält, weil sie der eigentlichen Schulung entbehrt. — Schönheit war in gewissem Sinne Lebensbedürfnis für ihn, Schönheit der Natur, Schönheit der Formen, Schönheit der Sprache, Schönheit im Denken und Handeln. Alles Edle und Schöne spiegelte sich in seinem großen Geiste wieder, und alles, was durch seine Hände ging, gestaltete sich wieder zu irgendeiner vollendeten Form; und doch, obgleich er alle edlen Handlungen bewunderte, glaube ich, daß freiwillige Armut, Opfer, Entsagung, kurz alle eigentlichen christlichen Tugenden ihn ebenso befrembeten, wie sie dereinst der antiken Welt rätselhaft erschienen sind — und selbst die vollendete ethische Schönheit des Christentums ließ ihn kalt und brach sich an der Mauer, die ihn von jedem religiösen Empfinden abschloß. — Er hatte eine unbegrenzte Verehrung für alle Menschen, deren Leben mit ihrem Glauben in Einklang stand, begegnete ihnen mit großer Zartheit und hörte ihnen ohne Widerspruch zu, wie er auch eine geradezu rührende Bescheidenheit hatte vor jedem positiven Wissen, vor jeder geistigen Arbeit. Menschen, die, wie das ja oft vorkam, dem zer-

setzenden Einfluß seines Verstandes keinen Widerstand leisteten, schätzte er, glaube ich, nicht hoch ein. Aber der dogmatische Glaube wie auch das Christentum selbst waren für ihn die Lüge. Diese Überzeugung beherrschte ihn so vollkommen, daß er, dessen verfeinerte (fastidous) Natur jeden Schmutz wie einen physischen Ekel empfand, in seiner Bewunderung Voltaires dessen niedrig-schmutzige Natur übersah. Ich glaube, daß seine puritanische Mutter, die er sehr geliebt, ihn in einem gewissen Abscheu vor jeder Religionsform auferzogen hatte, aber auch jedes religiöse Gefühl war seiner Natur fremd. ‚La velléité de tomber à genoux', wie Renan es nennt, war ihm ganz unverständlich. Er kannte nur das männliche-stolze Ertragen des Unabänderlichen, wie es dem alten Römer eigen war, und wie die alten Römer konnte er sehr stolz und hart sein. Selbstbeherrschung, Selbstdisziplin und absolute Wahrhaftigkeit waren für ihn die Grundprinzipien des Lebens und der Erziehung, und das macht leicht hart. Aber nie hat man umsonst an sein Gerechtigkeitsgefühl appelliert, oder hat er einer gegnerischen Überzeugung, wenn sie ihm frei gegenübertrat, seine Achtung versagt. — Ob meine sanfte Mutter, die er so über alles liebte, in religiösen Dingen einen Einfluß gehabt hätte? Er hatte anstandslos die katholische Taufe der Kinder zugegeben. Da aber meine Mutter gleich nach meiner Geburt die Augen schloß, wurde ich wohl katholisch getauft, aber in der Erziehung duldete er keine Einrede mehr. Er vertrat die Ansicht, daß ein Kind frei von jeder religiösen Bevormundung aufwachsen müsse, um später als reifer Mensch die ihm passende Religionsform wählen zu können. —

Als ich sieben Jahre alt war, sprach mir meine Großmutter zum erstenmal von meiner Mutter und zeigte mir das Bild des jungen Mädchens im weißen Kleid, mit der weißen Blume im blonden Haar und den wundervollen braunen Augen. An diesem Tag begann mit einem Schlag mein bewußtes inneres Leben, und von diesem Tage an trug ich wie in einem verborgenen Schrein die Liebe und das Denken an sie in meinem Kinderherzen und hütete es wie ein Heiligtum. Dieses Verhältnis zu der geliebten Toten klingt fast unnatürlich — und doch muß ich es schildern so, wie es war, denn mein späteres religiöses Leben, ja ich möchte sagen mein ganzer merkwürdiger Werdegang, wurzelt in dieser Liebe und in der Sehnsucht nach ihr. Hier setzt der wunderbare Einfluß ein, der mich auf verschlungenen Pfaden schließlich zum Heiland geführt hat. Man kann darüber denken, wie man will, man kann es schließlich natürlich finden, daß ein Kind so leidenschaftlich den Weg zu der nie gekannten Mutter sucht, oder man kann an das Wunder der Mutterliebe glauben, für die es keinen Tod und keine Trennung gibt, ich weiß es nicht, ich versuche nicht zu erklären, versuche nur wahrheitsgetreu zu schildern, was ich jetzt noch klar und deutlich empfinde. Ich war ein sehr heftiges, leidenschaftliches Kind, sehr verschlossen, sehr schwer zu erziehen; ich liebte wilde Spiele mit wilden Buben — konnte dann wieder Stunden mit meinen Büchern und wachen Träumen im Waldesschatten liegen. — Aber unter all diesem Kindestreiben lebte still im

innersten Herzen die heiße Liebe fort — wie ein verborgenes Glück. Ich fühlte meine Mutter immer da, immer ganz mein, als wären wir zwei allein auf der Welt; es war mir selbstverständlich, mit ihr zu reden, und einigemale glaubte ich, sie zu sehen. Wenn die Menschen von den Verstorbenen sprachen, so sagten sie, sie sind im Himmel. Das gab mir viel zu denken. Ich trachtete es mir vorzustellen, wie es dort sein müsse, wo meine Mutter war, und suchte in meinen Büchern nach; was ich aber in meinen Mythologien fand, schien mir nie schön genug für sie. Daß Achilles' Schatten Blut trinken muß, um nur auf Stunden ein Scheinleben zu erlangen, verletzte mein heiligstes Empfinden; ich konnte mir meine Mutter nicht anders vorstellen, als wie ich sie auf dem Bilde sah mit der weißen Blume im blonden Haar. — In meinem neunten Jahr führte man mich zu ihrem Sarg, der in der kleinen Gruft — freistehend, mit toten Kränzen bedeckt, schwarz und still vor mir lag. — Ich hatte das Gefühl, das sei etwas, das zu ihr gehörte, und hätte den Sarg gern gestreichelt — aber sie war das nicht, das wußte ich. Es gab ja nichts Lebendigeres für mich als meine tote Mutter. — —

Mit sieben Jahren fing ich auch an zu lesen, und diese Kinderlektüre war ein originelles Gemisch. Ich weiß nicht recht, wer sie überwachte; ich erinnere mich hauptsächlich in diesen ersten Jahren auf die griechische Mythologie und römische Sagenwelt, auf Auszüge aus Homer und auf Schillers Dramen. Wie alle Engländer liebte mein Vater seine Klassiker und war mit den Helden Homers auf vertrautestem Fuß, und meine nur zu rege Phantasie fand in Homer reichste Nahrung. Es kamen mir aber noch genug andere Bücher in die Hand, denn meine Lesewut war unersättlich, und oft genug konnte man mich in der geliebten Bibliothek finden, in der mein Vater den größten Teil des Tages zubrachte, in irgendeinem Winkel kauernd, versunken in irgendeinen Folianten! Mein Vater las auch viel vor, am liebsten Shakespeare und Goethe, und seine klangvolle Stimme gab Shakespeares Gestalten wunderbares Leben. Und so bin ich unter den großen Geistern aufgewachsen, die seine ständigen Begleiter waren. Es wurde auch vor mir über alle Tagesfragen diskutiert, neue und alte Probleme erörtert. — Damals begannen die Naturwissenschaften ihre siegreiche Entfaltung. — Moleschott war oft wochenlang ein Gast des Hauses — und die Wunder des Mikroskop, der Spektralanalyse, der chemischen ‚Verbindungen' — gaben mir eine Ahnung von den Wundern des Weltalls. So wurde auch der Verstand zu all dem Geheimnisvollen, was uns umgab, hingezogen, und unzählig waren die Fragen, die ich mir stellte, nach dem Urgrund aller Dinge. — Unvergeßlich ist mir, wie mein Vater eines Abends von dem Leuchten der Sterne sprach und mir erklärte, daß das Licht, das wir sehen, Jahrhunderte gebraucht habe auf seiner Wanderung durch das Weltall, bis es unserem Auge sichtbar werden konnte. Die Lehre der Ätherschwingungen begriff ich nur halb, meine Phantasie aber träumte wunderbare Dinge von dem weiten Wandern zerstreuter Lichtfunken, die von irgendeinem großen Lichtzentrum zur Erde gesandt wurden. Dann

grübelte ich wieder darüber nach, wie sich all das Wunderbare selbst erschaffen haben sollte — ein Sandkorn mußte doch wenigstens zuerst dagewesen sein? — — Ich lernte leicht und gern, faßte eine wahre Leidenschaft zum Altertum und wurde geschichtlich nun auch mit dem Christentum bekannt. Die Überwindung des Heidentums und der antiken Welt durch das Christentum war mir nicht recht verständlich. Das Geheimnis des Kreuzes, der Geist der Demut, der Feindesliebe war meinem in den Begriffen des Altertums wurzelnden Empfinden etwas ganz Fremdes. Vom Heiland selbst, außer als geschichtlichem Faktor, war nie die Rede. Seine Lehre war für mich nur eine der verschiedenen religiösen Phasen, die von Zeit zu Zeit die Menschheit in Streit und Widerstreit stürzen und Stürme des Fanatismus hervorrufen. — — Einmal begegnete ich in einem Wartezimmer einem Buch, in dem das Wort stand: ‚Kommet zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid' — das ergriff mich tief — ich wollte aber nicht fragen, wer das war, der so sprechen konnte, mit solcher Autorität und solcher Milde zugleich. —

In meinem dreizehnten Jahre kam ein großer Kummer über mich, mit dem ich innerlich nicht fertig werden konnte. Ich war ja wehrlos dem Leben gegenüber. Die Liebe zu meiner Mutter war eine Kraft zum Guten, eine Kraft des Lebens; eine Kraft des Trostes war sie nicht. — Ich wurde krank und erholte mich nur langsam. Da trat in meinem vierzehnten Jahr ein neuer Einfluß in mein Leben. — Mein Vater hatte sich bald nach seiner Ansiedlung in der Schweiz (also in meiner frühesten Kindheit) sehr angefreundet mit einer Familie R..., die am Vierwaldstätter See lebte. — Das urgemütliche Haus, das sie bewohnten, malerisch durch seine altertümlichen Erker und Giebel, lag, von hohen, alten Linden umschattet, auf einer Höhe über dem See und hatte eine wundervolle Fernsicht auf die geliebten Berge. — Es war ein Milieu, wie man es öfters in der Schweiz findet. In einem schönen Rahmen, tüchtige, verständige, etwas nüchtern veranlagte Menschen, die ein starker französischer Einschlag vor schweizerischer Schwerfälligkeit bewahrt — On aime la bonne chère et le mot pour rire, und ist heiterem Lebensgenusse nicht abhold. — Gute Rechner, die mit festen Füßen auf dem Heimatboden stehen, haben die Schweizer dabei einen weiten Blick für große Politik und für alle weltbewegenden Fragen. — Der älteste Sohn, eine innerliche, etwas einsame Natur, wuchs in dieser Umwelt auf, ohne zu ihr zu gehören. — Mein Vater nahm ein ganz besonderes Interesse an dem jungen Menschen, bei dem er die gleichen geistigen Neigungen fand. Paul hatte auch den Hang zur ‚Bücherei' — war noch voll junger Ideale und Schönheitsdrang — trotz seiner ernsten Lebensauffassung ein liebenswürdig heiterer Gesellschafter, besonders für uns Kinder; er war zwölf Jahre älter als sein jüngerer Bruder und ich, und dennoch gab er sich sehr viel mit uns ab, und wir brachten ihm zerbrochenes Spielzeug und brennende Fragen! Besonders für mich hatte er eine unerschöpfliche Güte und sprach und forschte und zog das ver-

schlossene Kind, so viel er konnte, an sich heran, so daß ich ihm vertraut wurde wie einem älteren Bruder. Wie er nun im Sommer 1861 zu uns kam, hatten wir uns zwei Jahre nicht gesehen. Er hatte große Reisen gemacht, kam viel ernster, viel reifer davon zurück; mich fand er halberwachsen, verschlossen, verbittert und so unglücklich, wie es eben nur Kinder manchmal sein können. Was wohl kein anderer junger Mann von 26 Jahren getan hätte, für Paul war es etwas Selbstverständliches, abgesehen von unserer Kinderfreundschaft, sich dieses kranken Gemütes anzunehmen und es dem jungen Leben zurückzugeben. Er kannte die merkwürdigen Verhältnisse des Hauses genau, und obgleich er meinen Vater sehr verehrte, sagte ihm sein gesunder Sinn, daß man dem Einfluß dieser Erziehung entgegenarbeiten mußte, um zu heilen und zu retten. Er selbst hatte sich durch Jahre des Zweifels aus einer Atmosphäre oberflächlichen religiösen Lebens zu tiefem, warmem, ihn ganz erfüllendem Glauben durchgerungen und konnte sehr gut beurteilen, was es unter den eigenartigen Verhältnissen meines Vaterhauses, bei meinem komplizierten, schwierigen Charakter und ganz eigentümlich entwickelten Gefühlsleben für mich bedeuten würde, zu glauben, zu hoffen und zu lieben! Aber er war sich auch der Schwierigkeiten bewußt, die ihm begegnen würden. — Als Kind soll ich einmal gesagt haben: ‚Ich weiß zu viel und zu wenig, das macht mir das Kopfweh.‘ Mit diesem ‚Zuviel und Zuwenig‘ mußte Paul rechnen, und mit einer rührenden Zartheit, einer unerschöpflichen Geduld trachtete er, den Boden vorzubereiten für die Saat der Ewigkeit. Es war kein gut bearbeiteter Boden, den er vorfand. ‚Schwere Steine‘ — unglaubliches Geröll lag auf der weichen, jungen Erde und hielt die belebenden Sonnenstrahlen von ihr ab. Er fing damit an, mir von Gott zu sprechen — und durch die Schönheit der geliebten Schweizer Heimat, durch die Wunder der Schöpfung mich zum Schöpfer zu führen, der uns die Sehnsucht nach ewiger Schönheit ins Herz gelegt. — Ganz allmählich kam er dann zu dem einen, den Gott gesandt, um uns den Weg zu zeigen, der zum Vater führt. Gott als unsern Vater erkennen und seiner unermeßlichen, unbegreiflichen Liebe vertrauen, das war die Summe der Lehre, die er mir für den Anfang ins Herz legen wollte. Paul ahnte nicht, wie nah das Ende dieses Anfangs vor uns stand, aber für eine Seele wie die seinige ist ja alles menschliche ‚Tun‘ nur ein ‚Anfang‘, den man vertrauensvoll in Gottes Hände legt, damit Er das Werk vollende; und dieses Vertrauen zu dem Vater im Himmel, das suchte er mir vor allem klarzumachen; das kindliche, frohe, felsenfeste Vertrauen war für ihn die Wurzel alles Glaubens. Ich erinnere mich sehr gut auf eines seiner Worte: ‚Lassen Sie jetzt nur einmal den Verstand beiseite, il se débat dans le vide, vor einem Problem, das er nicht lösen kann, und öffnen Sie weit das Herz, um die frohe Botschaft darin aufzunehmen.‘ Ein langes Leben liegt zwischen dem Heute und diesen jungen, vergangenen Tagen — und doch fühle ich jetzt noch den Frühlingszauber dieses Er=

wachens. Paul sprach nicht viel über das, was ihm am meisten am Herzen lag — er mußte und wollte mir Zeit lassen, all das Neue in mir aufzunehmen und langsam zu verarbeiten. Was er von mir wollte, war ja ein vollständiges Umarbeiten feststehender Begriffe. Mehr noch als seine Worte wirkte sein ganzes Wesen auf mich ein und auch auf meinen Vater. Es ging wie Tauwind durch das kalte, ernste Haus. Eine klare Heiterkeit, etwas Gutes, Frohes war um ihn — aber unter seiner lieben, entgegenkommenden Art empfand man deutlich einen starken, auf ein festes Ziel gerichteten Willen — ich fühlte instinktiv: er war eins mit seinem Gott, und wenn mir auch manches schwer verständlich schien, so zog mich doch schon ein tiefes Sehnen nach seinem Frieden. Im Herbst brachten wir dann einige Zeit bei seinen Eltern zu; es waren schöne Tage. Paul sprach nicht mehr viel über ernste Dinge mit mir; ich glaube, er wollte mich vor allem heiter sehen, und wir wußten beide wohl schon, daß seine Worte nicht mehr aus meinem Herzen verschwinden würden. Ehe wir Abschied nahmen, sagte er: ‚Ich gebe Ihnen als Wahlspruch Ihres Lebens „Durch Nacht zum Licht". Halten Sie in finstern Tagen am Lichte fest, an der Hoffnung, an der Freude.' Paul ging für den Winter nach Ägypten, wir nach Nizza. Als wir im April zurückkehrten, wurde auch er bald erwartet. Aber er brachte den Typhuskeim aus dem heißen Klima mit und starb drei Wochen nach seiner Heimkehr. Es war ein tiefer Schmerz für mich, den treuen Freund zu verlieren, aber etwas von seiner friedvollen Heiterkeit schien auch im Tode noch fortzuwirken. Als ich an seinem Grabe stand, da sprach das große, weiße Kreuz trostvoll zu mir, von dem äußeren Verlust, der sich in inneren, unvergänglichen Reichtum verwandelt — wie damals in der Trauer um meine Mutter —

„I felt though left alone
His being working in mine own
The footsteps of his life in mine" — — —

Durch Pauls Tod wurde aber auch das religiöse Gefühl vertieft und geklärt, und das, was er für mich noch auf dem Herzen hatte, das predigten nun die Einsamkeit und die Erinnerung. — Aber ebenso selbstverständlich blieb ich auf dem Punkte stehen, wo seine Lehre aufgehört. Mein Gott und ich waren gleichsam allein auf der Welt, kein Buch erzählte mir von den verschiedenen Religionsformen oder vom Heiland selbst. — Gleich nach Pauls Tod entschloß ich mich zu einem für mich wichtigen Schritt, und dieser Schritt brachte mich in Verbindung mit einer herrlichen, alten Frau, die dann für kurze Zeit Pauls Werk weiterführte. Lady T . . . war eine unserer Nachbarn; sie hatte sich als Witwe mit ihren Kindern in der Schweiz angesiedelt. Sie war immer mütterlich freundlich für mich gewesen, doch hatte ich sie bis jetzt immer nur bei Kinderfesten oder dergleichen gesehen. — Ich wußte, daß mein Vater sie außerordentlich hoch hielt, auch wegen ihres enormen Wissens und der Charakterstärke, mit der sie schwere Schicksale getragen hatte; ich ahnte, daß sie sehr gut und sehr fromm und sehr

klug war. So faßte ich mir ein Herz und schrieb an sie, ich hätte glauben gelernt und könnte ohne diesen Glauben jetzt nicht mehr sein; aber ich wüßte nicht, ob ich glauben dürfe wegen meines Vaters; jedenfalls meinte ich, ich müßte es ihm sagen, um nicht unwahr zu sein. Lady T . . . schrieb mir eine reizende Antwort; mütterlich sprach sie zu dem einsamen Kind und in einer reiferen Sprache zu dem jungen Wesen, dessen frühzeitige Entwicklung sie mit rührender Zartheit behandelte. Sie sagte, daß ich vor allem recht hätte, an Aufrichtigkeit und Wahrheit festzuhalten, und daß man sich seines Glaubens und seines Gottes nicht schämen dürfe. — Ich könnte aber ganz ruhig sein; mein Vater würde keine Einwendung machen; im Gegenteil meinen Freimut und meine Überzeugung achten und meiner weiteren religiösen Entwicklung gewiß nichts in den Weg legen. Dann sprach sie mit hoher Achtung von meinem Vater, auch von seinen Eigenheiten; wenn sie auch anderer Ansicht sei als er, auch was Erziehung beträfe, so wisse sie doch, daß seinen eigentümlichen Ideen nur edle Motive zugrunde lägen. — Kurze Zeit darauf sprach Lady T . . . mit meinem Vater, und von diesem Tage an hörte ich nie mehr ein Wort aus seinem Munde, das meinen Glauben hätte verletzen können. Wahrscheinlich auf Veranlassung von Lady T . . . bekam ich nun auch Religionsstunden von einem freundlichen alten Pfarrer. Aber da diese Stunden sich nur um das Alte Testament drehten und im Herbst wegen Erkrankung des Pfarrers aufhörten, so kam ich wieder nicht über die Anfangsgründe hinaus. So verging der Winter. — Im März kam Lady T . . . auf sechs Wochen zu uns und mit ihr das Christentum. Zum ersten Male bekam ich eine Bibel in die Hand, zum ersten Male betete ich mit ihr das Vaterunser. Ich glaube nicht, daß man sich einen Begriff davon machen kann, was es heißt, wenn sich diese Wunderwelt plötzlich einem 16jährigen Gemüt erschließt. — Es war auch die große Sprache, die mich packte, die prachtvollen Bilder, die tiefe mystische Poesie. Aber vor allem war es doch wieder der Einfluß der von großen Prüfungen und Erfahrungen gereiften Seele, der auf mich einwirkte, und die mir den Sinn der Lehre des Heilands eröffnete. — Ich hatte aber auch da noch so viel zu lernen, vor allem so viel umzulernen, und auch hier wieder war die Zeit so kurz. Im Mai erkrankte Lady T... als eines der ersten Opfer der damals noch fast unbekannten Diphtherie und starb in wenigen Tagen. — Das war noch ein härterer Schlag als Eduards Tod. Ich war kein Kind mehr und erkannte voll und ganz, was der Verlust dieser mütterlichen Frau für mich bedeutete — für meine 16 Jahre! — —

Nun war ich wieder allein mit meinem Gott, aber ich hatte gelernt, das Vaterunser zu beten, und ich hatte meine Bibel und ein anglikanisches Prayerbook (d. h. das Ritual der anglikanischen Kirche), und so baute ich mir nun mit ungeschulten und ungeschickten Händen einen inneren Tempel auf, in dem ich meinen Gottesdienst hielt — und auch bis auf einen gewissen Grad dem Kirchenjahr folgte. — Dieser innere Tempel, der meinem Gott und meinen Toten gehörte, blieb unberührt von allen Ent-

wicklungsphasen des weiterschreitenden Lebens. — Ich wurde mit 16 Jahren schon mehr oder weniger als Erwachsene behandelt, und mehr und mehr lenkten mich neues heiteres Treiben, die verschiedensten Menschen und Vergnügungen auf ganz andere Bahnen. Die Welt kam mir freundlich entgegen — und von meiner so abgeschlossenen Bergeshöh' und von meinem mich so ausfüllenden schwärmerischen Kinderglauben ging es nun in die meist oberflächliche Alltagsexistenz der Menschen hinein und ließ mir nicht viel Zeit zur Vertiefung. — Renans ‚Vie de Jesus' kam mir damals in die Hände und ist vielleicht das einzige Buch dieser Jahre, das mein religiöses Denken anregte. Der Zauber von Renans Sprache war für mich mit meinem ausgesprochenen Verlangen nach Formenschönheit an und für sich hinreißend, und ich prüfte nicht lange, ob seine Auffassung von der Gottheit meinem festen Glauben an einen persönlichen Gott entsprach. Newman sagt: ‚Der Zweck der Bildung ist das Vergleichenkönnen.' Diese Bildung fehlte mir gänzlich, und so frug ich auch nicht lange, ob Renans schwer zu definierender Gottesbegriff nicht in das Gebiet der schönen Phrasen gehörte. Was die Kritik der Evangelien anbelangte, so konnte ich dagegen natürlich in keiner Weise aufkommen und mußte sie über mich ergehen lassen, aber ihre ganze Auffassung des Heilandes kam mir unlogisch und verletzend vor. Soviel ich verstehen konnte, ließ Renan die Frage offen, ob Jesus halb und halb sich und andere täuschen wollte. Das Wichtigste aber von allem, die Beweise, die Renan gegen die Gottheit Christi ins Feld führt, die machten auf mich relativ wenig Eindruck, weil meinem lückenhaften Bildungsweg jede Belehrung über diesen transzendentalen Punkt gefehlt hatte. Der Heiland war für mich der gottgesandte Mittler, und das genügte mir. — Renans Zerpflücken des Johannes-Evangeliums bestärkte mich aber wohl in dieser Auffassung, und dadurch wurde, was ich damals natürlich nicht ahnen konnte, mein Glaubensleben an jeder Weiterentwicklung gehemmt und gleichsam verknöchert — und es bedurfte ganz besonders eingreifender Schicksale, um mich aus der Enge und Armut meiner Unwissenheit ‚ins weite zu führen' — in den Reichtum des vollen Glaubenslebens.

Einen Sommer brachte ich in England zu und ging dort mit meinen Verwandten in die Anglikanische Kirche. — Mein Onkel Norbert, dem meine Freigeisterei kein Vergnügen machte, schrieb mir damals, ob ich mich vielleicht der Englischen Kirche anpassen wollte? Das leuchtete mir aber absolut nicht ein, und von der Höhe meiner 18jährigen Weisheit antwortete ich ihm ungefähr folgendes:

‚Nein, die Kirche gefällt mir gar nicht, und ich habe das Gefühl, daß es eine Unwahrheit ist, mich dort zu befinden, denn ich kann an nichts teilnehmen. Weißt Du, da sind Menschen, und über diesen Menschen steht ein anderer Mensch, der mir etwas vorerzählt, was mich entweder langweilt oder ärgert — und das gemeinsame Beten ist mir unsympathisch, und die Musik stört mich im Denken. — Da bin ich doch viel lieber mit meinem Gott allein.' — Was ich mir vielleicht selbst nicht einmal klar

machte, war, daß das Bitten im Gebet meinem unbeschreiblichen Hochmut gegen den Strich ging. Das Flehen um Hülfe kam mir wie Charakterschwäche vor. — — Und so verging wieder ein Jahr, und der Sommer brachte uns den bösen Krieg zwischen Österreich und Preußen — von dem wir alten 66er zeitlebens die Narben mit uns herumtragen werden. — Ich hing ja mit allen Fibern an dem Heimatland meiner Mutter, an all den lieben Verwandten, bei denen ich so viel glückliche Zeiten verlebt hatte. Auch mein Vater war dem Herzen nach Österreicher — so weit es eben für einen Engländer möglich ist, ein zweites Vaterland zu adoptieren. Dieser Sommer traf mich ohnedies in einer kranken Phase von Zerfahrenheit und Unruhe; es war wie eine Strömung, die mich leise immer weiter von dem Frieden meiner Toten, von meiner Mutter wegzog. Ich kämpfte dagegen, denn auch nur die leiseste Entfremdung von meiner Mutter war eine Qual. — Als ich dann im Herbst für den ganzen Winter nach Böhmen kam, zog es mich mächtiger als je zu ihr und zu allem, was ihr nahegestanden, und da kam es mir nach und nach, ob die katholische Kirche, die Kirche der sie angehört hatte, und von der ich ja nahezu nichts wußte, mir doch vielleicht helfen könnte in dem mühsamen Ringen nach innerem Frieden, in den mühsamen inneren Kämpfen. Ich war zwar in dem festen Begriff aufgewachsen, daß es für die denkenden Menschen unmöglich sei, katholisch zu *werden*, aber ich war in einer Verfassung, wo man imstande ist, vieles zu überwinden. Und so wandte ich mich an eine meiner Tanten um Rat. Sie machte keinerlei Bemerkung zu meinem Wunsch, so wie überhaupt meine Verwandten nie auch nur mit einem Wort versuchten, mich zu beeinflussen; aber sie verschaffte mir einige Stunden bei einem befreundeten Geistlichen. — Von diesen Stunden ist mir keine Erinnerung geblieben als die rührende Geduld, mit der mein Lehrer meine unglaublichen Fragen beantwortete. — Bald darauf verlobte ich mich und heiratete im Sommer. Komischerweise wünschte ich die katholische Kindererziehung und freute mich auf die katholische Trauung; ein Beweis, wie es mich trotz allen ‚Nichtverstehens‘ — zur katholischen Kirche hinzog.

* * *

Durch meine Verheiratung im Sommer 1867 kam ich in eine ganz katholische Umwelt. — Sowohl auf dem Lande wie in der Welt und den neuen Freundschaften — auch zu lieben alten Damen, die ganz besonders liebevoll für mich waren und bei denen ich unbewußt sehr viel lernte. — Nirgends ließ man mich fühlen, daß ich nicht ‚dazu‘ gehörte; man sprach und handelte ganz unbefangen in meiner Gegenwart, und ich machte bei meinen Besuchen auf dem Lande, so gewiß selbstverständlich alle Privatandachten, das Beten mit den Kindern usw., kurz das katholische Leben mit. — Aber trotz aller freundlichen Aufnahme hatte ich doch das deutliche Gefühl, nirgends recht hinzupassen. Die innerlich abgeschlossene Atmosphäre meines Vaterhauses, mein so ganz eigentümlicher, einseitig aufgebauter

Entwicklungsgang waren keine erleichternde Vorbereitung für das Außenleben, in dem ich nun nach verschiedenen Seiten hin einen Platz einzunehmen hatte. Da fühlte ich zum erstenmal die Schwierigkeiten, die sich in der Welt an alles Absonderliche knüpfen, und erkannte zugleich die Wohltat, die es sein müßte, einem festen Gefüge anzugehören. — Von allen Seiten stürmten neue Eindrücke auf mich ein. Weltleben im Winter, viel Sommergeselligkeit, größere Reisen, Wochen an der Nordsee — dazwischen Wintermonate in Cannes, wo ich in meines Vaters Hause die alte geistige Atmosphäre wiederfand — das alles riß mich aus meiner Traumwelt heraus; es war ein Dasein von Kontrasten, in dem ich mich bewegte, in dem die Genußsucht der Jugend mit tiefem, innerm Unbefriedigtsein abwechselte. So kam mir nach und nach eine wirkliche Sehnsucht, mich irgendwie an gleichdenkende Menschen anschließen zu dürfen, um nicht so ganz allein zu stehen und in gewisser Beziehung auch für mein inneres Leben festeren Boden unter den Füßen zu haben. — Der Protestantismus, soviel ich damals davon wußte, schien mir das einzige zu sein, in dem auch ein so sehr flüssiger Begriff wie mein Glaube einen geschützten Platz finden konnte. Er erschien mir wie eine Art Sammelname, ein Begriff, der auf liebevollste Weise hundert Schattierungen des Glaubenslebens in sich aufnahm und mit seinem Namen deckte; man mußte Christ sein, das war genug, und man konnte sich sogar Christ nennen, ohne an die Gottheit Christi zu glauben. — Und so benützte ich eine Frühjahrsreise an den Bodensee, um mich in der Schweiz in die reformierte Kirche aufnehmen zu lassen. Daß ich aber doch mehr suchte und zu finden hoffte als nur eine äußere Form, hätte mir klar werden können, da ich nach meiner Aufnahme mit einem so eigenwehen Gefühl von Kälte und Enttäuschung nach Deutschland zurückkehrte. — Und es war doch alles so poetisch gewesen, so verknüpft mit Kindheit und Jugend. — Der alte Pfarrer, der mir eine Zeitlang Unterricht erteilt, dessen ehrwürdige Gestalt mir eine Erinnerung war an unvergeßliche Jugendzeiten, das stille Schweizer Dorf, umgeben von den Heimatbergen, dazu ein warmer Frühlingstag — allein mit meinen Gedanken und Träumen. Und dennoch? — Wie fehlerhaft dieser Schritt für mich war, welch bitteres Unrecht ich mit meiner kurzsichtigen Beurteilung auch dem Protestantismus angetan, das war ich wohl damals gar nicht imstande zu erkennen. Ich frug niemand um Rat, sprach nur zuletzt mit einer klugen, erfahrenen alten Frau, einer frommen Protestantin, die mich seit meiner Kindheit kannte, über den Schritt, den ich vorhatte. — Sie sagte mir viele Jahre später: ‚Du machtest mir damals schon den Eindruck, katholisch zu sein. Aber Gottes Fügungen in deinem Leben waren so auffallend, daß ich mich nicht getraute, dir eine Bemerkung zu machen, du hättest es mir auch nicht geglaubt. Ich war überzeugt, daß du den Weg zum Heiland finden würdest, so oder so — und das war doch die Hauptsache.‘ — Meine gute, alte Freundin hatte wohl recht gesehen, denn es war die große katholische Bewegung, welche plötzlich die Welt in Aufregung

versetzte, die auch mich aus meiner geistigen Abgeschlossenheit wachrief und zum erstenmal Verstand und Kritik in Glaubenssachen aufs lebhafteste anregte — die Unfehlbarkeitserklärung und der Kulturkampf.

In unserm jungen Kreis war wenig Interesse für diese aufregende Zeit, aber es lag in der Luft, und einige ältere Herren brachten auch in die Salons eine gewisse Propaganda gegen die Unfehlbarkeit hinein. Diese Herren gehörten zu dem mir verhaßten verschwommenen deutschen Liberalismus. Ich war nicht umsonst als Tory aufgewachsen, und hinter diesem Liberalismus witterte ich natürlich auch preußischen Einfluß. — Und so komisch es eigentlich für mich war, mich über die Unfehlbarkeitsdebatten aufzuregen, von denen ich natürlich nicht das erste Wort verstand, nahm ich augenblicklich Partei für Rom gegen die Altkatholiken, noch ehe sie sich selbst so nannten, wohl anfänglich, weil es mir eine von Preußen ausgehende Bewegung schien und dieselbe gegen altes Herkommen und Tradition gerichtet war. Ich las den ‚Janus' mit größtem Interesse, fand die Logik absolut falsch und konnte in meiner Einfalt gar nicht verstehen, warum sich die Katholiken in diesen Kampf hineinziehen ließen. — Wie nun der Kulturkampf und die von Preußen unterstützte Altkatholikenbewegung losbrach, da triumphierte ich und warf mich mit leidenschaftlichem Eifer ins Zeug. — Es war nicht nur mein Haß gegen Preußen, nein, entrüsteter Haß gegen Bismarck und seine schreiende Ungerechtigkeit gegen die armen preußischen Katholiken, seine höhnische Vergewaltigung der Seelen und der persönlichen Freiheit — es schien mir auch eine unbegreifliche Torheit und Verblendung des großen Staatsmannes, mit solchen Mitteln gegen die katholische Kirche kämpfen zu wollen. Hatte man je eine geistige Macht mit der Polizei nutzbringend bekämpft? — Ich las nur noch die ‚Germania' und Schriften, die auf die einschlägigen Fragen Bezug hatten, freute mich, in Rankes ‚Geschichte der Päpste' eine scharfe Verurteilung der durch die deutschen Fürsten geleiteten Reformbewegung zu finden — und trachtete, mich nebenbei auch etwas über die geschichtliche Entwicklung der Kirche zu unterrichten. — Eine Freundin sagte mir damals: ‚Du bist auf dem besten Weg, katholisch zu werden!' Das ärgerte mich, man brauchte doch nicht gleich katholisch zu werden, wenn man Sinn hatte für die Logik der Weltgeschichte und sich über Ungerechtigkeiten empörte! —

Einen großen Eindruck machte mir die Vorrede zu Gregorovius' ‚Geschichte der Stadt Rom'. — Die prachtvolle Abhandlung über die providentielle Stellung Roms in der Weltgeschichte öffnete mir den Blick für die großen Linien, in denen Gott Geschichte schreibt — zum erstenmal kam mir eine Ahnung, daß man an eine große historische Umwälzung nicht mit kindlicher Unwissenheit herantreten dürfe — und so begann ein ganz langsames Kennenlernen einer ganz fremden Welt und Lebensanschauung und ebenso langsam auch ein fast unbewußtes Ablegen einer Unmasse von vorgefaßten Meinungen — allmählich dämmerte mir der logische Zusammenhang gewisser Wahrheiten. Sehr früh überraschte mich der Vergleich der

katholischen Kirche mit einem Gebäude, in dem jedes Steinchen seinen ihm angewiesenen Platz einnimmt und nicht entfernt werden kann, ohne dem Ganzen Schaden zuzufügen — où tout se tient. — Das viel angefeindete Dogma vom Fegfeuer schien mir vor allem zu diesen Steinchen zu gehören. Wie der Protestantismus ohne Fegfeuer durchkam, war mir ganz unverständlich, es machte mir den Eindruck eines fehlenden Gliedes, einer zerrissenen Kette. Und warum wollten sie uns den Trost nehmen, für die Verstorbenen zu beten? Das Bedürfnis danach wurzelt doch so tief im Menschenherzen. Es konnte nicht Gottes Wille sein, uns jede Möglichkeit zu nehmen, unseren Verstorbenen noch Beweise unserer Liebe zu geben. Wenn es mir nicht ganz widersinnig vorgekommen wäre, ich hätte schon in diesen frühen Jahren viele Messen für meine Verstorbenen lesen lassen. Überhaupt, wie manches Katholische hätte ich damals getan, wenn ich meinem unlogischen und doch richtigen Empfinden gefolgt wäre, wenn nicht die Angst vor dem ‚Andächtigschwärmen‘ mich wie in einem Banne festgehalten.

Damals brachte ich schon oft stille Augenblicke in katholischen Kirchen zu und kam mit einem tiefen Ruhegefühl ins unruhige Leben zurück. Wie oft dachte ich, es muß gut sein, diese Heimat zu haben. Einmal war ich zwei Tage in Sacré Coeur in Riedenburg, um meine Schwägerin wiederzusehen. Man nahm mich sehr liebevoll auf — und es war mir wie ein Losreißen, den Klosterfrieden verlassen zu müssen, und doch verstand ich den Zauber nicht, der auf mich wirkte, ahnte nicht, was mich so mächtig anzog. Ich fühlte nur, welche Kraft und Ruhe darin lag, wenn das ganze Leben, aus einem Guß gestaltet, in einem mächtigen Gefühl aufgeht. — Ja manchmal kamen Augenblicke, wo ein Wort, ein Lächeln, der Ausdruck ernster Augen mir von einer Glaubenswelt sprach, deren innerster Kern mir rätselhaft blieb. So manche Menschen streuten damals Samenkörner aus, die erst später in meiner Seele zur Reife gelangten. Goethe sagt mit Recht: ‚Die Zeit, die der Same unter der Erde liegt, ist die wichtigste im Pflanzenleben.‘ — Wer kann von all dem unbewußten Keimen und Drängen und Reifen, von all dem geheimnisvollen ‚Werden‘ in der Seele ein richtiges Bild geben? — Wenn das, was so lange Zeit als Same sich langsam entwickelte, plötzlich in die Erscheinung tritt, so staunt man es an wie ein Wunder, und doch ist es nur die letzte Stufe eines langen Entwicklungsprozesses, nur ein äußeres Zeichen eines innern Vorganges. — In meiner lückenhaften Kenntnis aller katholischen Dinge hatte ich mir einen bestimmten Begriff von der Kirche zurechtgemacht, an dem ich haften blieb trotz langsam dämmernder Erkenntnis der Wahrheit, der nebenbei auch recht bequem war, weil er mich weiteren Nachdenkens enthob. — Der katholische Glaube, meinte ich, sei eben eine Gefühlssache, wie die Liebe zum Vaterland, die Liebe zum Elternhaus — eine Gefühlssache, die kritischem Denken nicht standhalten konnte. Daß man als reifer Mensch zum Katholizismus übertreten könne, alles das glauben, was die Kirche ‚zum Glauben vorstellt‘, begriff ich einfach nicht, aber es kam mir

nie ein häßlicher Gedanke, ein feindseliges Gefühl gegen die Religion, der meine Mutter angehört hatte. Das habe ich mit Freuden bezeugen können, als ich dann später katholisch wurde. — Im Gegenteil, in my heart of hearts, I had a funny sort of protecting tenderness for every thing connected with the Church of Rome'* — konnte nicht vertragen, wenn man über sie loszog. Newman erklärt so prachtvoll diese komplizierten Seelenvorgänge —: The miles over which my soul hat to pass could not be annihilated even though I had been in possession of some clearer view than I had then, that Rome was my ultimate destination — great things take time. —**

Um diese Zeit kamen mir auch die Schriften Max Müllers, Bournoufs Mythologie comparée, Röths Abendländische Philosophie in die Hand. Ich hatte mich immer ein wenig mit Mythologie beschäftigt. Jetzt verblüffte mich mehr als je ‚der gemeinsame Gedanke', der allen Mythologien zugrunde lag, der geheimnisvolle Urgrund, aus dem sie hervorgegangen und der zum Christentum zu führen schien. In den Vedas traten diese geheimnisvollen Urgedanken am deutlichsten hervor. Um mich besser zu unterrichten, nahm ich Stunden bei einem Sanskritprofessor, der zufällig ein katholischer Geistlicher war. Er führte mich in die Weisheit und Schönheit der indischen Religionsphilosophie ein. Dieses Vertiefen in die Vedas, deren mystische Poesie einer gewissen Seite meiner Natur entsprach, brachte mich dem positiven Glauben nicht näher. Es war wohl Schönheit und Harmonie, was ich damals suchte, nicht die Wahrheit. — Erst in den schweren Lebenskämpfen, die einige Jahre später an mich herantraten, streckte ich die Hände aus nach dem lebendigen Gott. Aus den Vedas, aus Faust und den Questions contemporaines von Renan zimmerte ich mir damals eine Art Religionsphilosophie zusammen, die mich, ich möchte sagen, mit reiner Luft umgab. — Herders Philosophie der Menschheit, Shakespeare, Tennyson, George Elliot und so mancher andere, das waren die Freunde der einsamen Stunden, and they were good company. Aber der Friede, den sie mir brachten, hatte ein schmerzlich resigniertes Lächeln. Spinoza sagt irgendwo: ‚Und das Leben wird zum Denken.' — Ich meinte damals manchmal, ja das ist wohl das einzige, und dann schauten wieder Welt und Jugend zu allen Fenstern herein. —

Zwei Eindrücke aus diesen Werdejahren kann ich nicht übergehen, weil sie mir einen dauernden Eindruck hinterließen. Der eine war eine Schulprüfung — der andere ein Traum. — Ich hatte noch nie einer Schulprüfung beigewohnt und wandelte an einem schönen Junitag etwas gelangweilt mit einigen Gutsnachbarn zum Schulhaus hinauf, das auf einer An-

* ‚Ich hatte eine seltsame Art von schützender Zärtlichkeit für alles, was mit der römischen Kirche zusammenhing.'

** ‚Die Strecken, die meine Seele zurücklegen mußte, konnten nicht ausgeschaltet werden, selbst wenn ich im Besitz von klareren Anschauungen gewesen wäre, als ich sie hatte, daß Rom meine letzte Bestimmung sei. Gut Ding will Weile.'

höhe neben der Kirche lag. Es war ein hübscher Blick von dort oben in das weite, grüne Tal. Warme Luft strömte zu den niederen Fenstern herein, draußen lockte goldener Frühlingszauber und zog meine Gedanken in die Ferne. — Da hörte ich halb zerstreut, wie der Pfarrer die Frage aufrief: ‚Wozu sind wir auf Erden?‘ — Das riß mich aus meinen Träumen. Mit einer gewissen Spannung wartete ich auf die Antwort. Wie konnte das Kind eine Antwort finden auf die bange Rätselfrage, die in Jahrtausenden noch niemand gelöst? — ‚Um Gott zu lieben, ihm zu dienen und die ewige Seligkeit zu erlangen,‘ war die einfache Erwiderung. — Man muß meine phänomenale Unwissenheit in gewissen Dingen in Betracht ziehen, um den Eindruck begreifen zu können, den dieser auswendig hergesagte Katechismussatz in mir hervorrief. Wenn das wahr wäre, wenn das die Lösung wäre aus Zwiespalt und Zweifel? — Es klang so einfach, so einfach, daß ein Kind es verstehen konnte: ‚Um Gott zu dienen und die ewige Seligkeit zu erlangen.‘ Lag da wirklich der Weg zum Frieden? — Aber was war dieses ‚Dienen‘ — von dem das Kind sprach? Wer von uns diente Gott? Diejenigen, die sich der leidenden Menschheit widmeten, vielleicht? Aber wir andern? Trachteten wir nicht alle vielmehr, Gott uns dienstbar zu machen, unsern Wünschen, unserem Streben? Und die ewige Seligkeit? War sie des Opfers wert, welches in dem ‚Dienen‘ lag — das heißt in dem Aufgeben all des warmen, vollen, vielgestaltigen Eigenlebens? — Ein Satz Mussets wollte mir nicht aus dem Sinn:

‚Vous les voulez trop purs, les heureux que vous faites
Et quand leur joie arrive, ils en ont trop souffert.‘

Aber trotz inneren Widerspruchs und mangelhaften Verständnisses gingen diese Katechismusworte fortan immer neben mir her. —

Auf einer meiner vielen Bodenseefahrten übernachtete ich in Ulm — und machte an dem warmen Frühlingsabend einen Gang durch die fremde Stadt. Ich kam an einer Kirche vorbei, aus deren halboffener Tür die Orgel klang. Natürlich ging ich hinein. Es war eine Maiandacht, der Hochaltar in Lichterglanz und Weihrauch gehüllt, eine dichtgedrängte Menge, die in stiller Andacht teils in Bänken, teils auf dem Boden kniete, und hoch erhoben die goldene Monstranz, mit der der Segen erteilt wurde. Ich kniete mitten unter dem Volke, von einem unklaren Gefühl beherrscht. — Und aus diesem unklaren Empfinden ist wohl der Traum entstanden, der in dieser Nacht zu mir kam. Mein Traum begann mit einer Erinnerung; ich war wieder ein halbes Kind und wanderte mit Paul R . . . in den Schweizer Tobeln zu einem Aussichtspunkt, den ich besonders bevorzugte; — von einer Art Plattform beherrschte der Blick eine tiefe Schlucht, deren gegenseitiges Ufer sich ebenfalls hoch und steil aufbaute. Felsenstücke in wirrem Durcheinander, von rankendem Grün umwachsen, bildeten die Ufer des kleinen Baches, der lustig plätschernd in der Tiefe dahinzog; auf dem gegenüberliegenden Saum der Schlucht sah man über weite, grüne

Wiesen. Viele Blumen blühten an den steilen Abhängen und strebten bis an den Rand des Plateaus empor. Paul wollte mir einige pflücken und bückte sich so weit vor, daß ich erschrak . . . Damit brach die Erinnerung ab, und der Traum begann. Paul war verschwunden; mächtige Flügel hoben mich von dem Plateau empor, und ich fühlte mich mit einem köstlichen freien Gefühl über den Abgrund fliegen. Aber kaum flog ich dahin, fühlte ich schwere Gewichte an meinen Schultern hängen — und sie zogen mich tiefer und tiefer hinab. Der Abgrund breitete sich aus — das andere Ufer stieg plötzlich unerreichbar weit, und eine namenlose Angst überfiel mich. Mit der Angst zugleich aber erwachte ein so intensives Gottvertrauen, wie ich es in solcher Stärke weder früher noch später je empfunden habe, das feste Bewußtsein, daß ich nicht untergehen könne, solange ich an diesem Vertrauen festhielte. Und mehr und mehr sank ich in den Abgrund, meine Flügel streiften schon den Boden, das andere Ufer stand hoch und drohend vor mir . . . immer höher stieg die Angst und kämpfte mit dem wunderbaren Vertrauen, welches wie eine geheimnisvolle Macht mich emporhob — da plötzlich kniete ich auf dem anderen Ufer und hatte keine Flügel mehr — und vor mir lag ein weites, schimmerndes Land und wie in lichte Nebel gehüllt eine kleine Kapelle voll Lichterglanz und Weihrauch — und aus dieser Kapelle kam ein Zug weißer Gestalten mir langsam entgegen — und die erste war meine Mutter . . .

Dieser eigentümliche Traum hat mich wie ein stärkender Gedanke durch ein langes Leben begleitet — meine eigenen Flügel konnten versagen — aber Gottes Beistand nie. —

Einige Jahre vergingen; im März 18 . . starb mein Vater. — In diesem Jahr fingen langsam und stetig schwere Wolken an, am Horizont aufzusteigen. — Meine Familie hatte sich in ein schwieriges finanzielles Unternehmen eingelassen; das schien nun von allen Seiten bedenklich ins Wanken zu geraten. Zuerst meinte man, mit einigen Opfern und Sanierungen durchzukommen, aber immer drohender kam die Sorge eines vollständigen Zusammenbruchs auf uns zu. Es war ein Auf und Ab von Versuchen, gewisse Vereinbarungen zustandezubringen, und von schweren Depressionen und fruchtloser Arbeit. Mir dämmerte es erst nach und nach, wie schlimm die Sache ausgehen konnte, und meine Hauptsorge galt, meiner alten Großmutter, die viel bei uns lebte, unsere schweren Verwicklungen zu verbergen, und vor allem die Situation so weit zu retten, daß sie, die Achtzigjährige, davon unberührt blieb; das war der mich beherrschende Gedanke. Aber die Dinge ließen sich nicht aufhalten und bald wurde die Krisis drohend, und ich arbeitete mit ganzer Kraft mit an den endlosen Besprechungen und Berechnungen. Das war keine Zeit zum Träumen und Grübeln, es war ein stummes Händefalten, ein halb unbewußtes, beständiges Ringen mit dem Engel: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.' — Eine Zeit, in der im innersten Innern der Seele eine mächtige Strömung das schwankende kleine Schiffchen dem großen Meere zutrieb. —

Einmal ging ich in sorgende Gedanken versunken durch den Park; da sagte plötzlich etwas ganz deutlich (ich wußte nicht, war es in mir oder außer mir): ‚Du wirst doch keine Ruhe finden, bis du nicht den Heiland gefunden hast.‘ Ich erinnere mich so gut auf die fast unwillige Bewegung, mit der ich mich halb umdrehte und die Achsel zuckte, wie um etwas Lästiges abzuschütteln. Ich glaube, ich antwortete ganz laut: ‚Um Gottes willen, nur jetzt keine religiösen Skrupel, ich habe wirklich anderes zu tun.‘ — Ich dachte nicht weiter über dieses eigentümliche Zwiegespräch nach; erst später verstand ich, daß da etwas aus den Tiefen der Seele ans Licht steigen wollte. —

Im September . . . erreichte die Krisis ihren Höhepunkt; es standen vielleicht nur noch einige Tage zwischen uns und dem vollständigen Ruin. — An einem dieser Tage trieb mich die Unruhe in den Wald. Als ich nach meinem langen Spaziergang aus dem Wald heraustrat, war das Tal zu meinen Füßen schon in Dämmerung gehüllt. Die Sonne ging langsam hinter einer hohen Wolkenwand zur Ruhe. Tiefe Schatten lagen auf dem Schloß, zu dem ich in quälender Angst hinunterschaute; dort wartete meine Großmutter ahnungslos, bis uns der Abend bei der gemütlichen Lampe wieder vereinigte. Gab es noch eine Möglichkeit, die Katastrophe von ihr fernzuhalten? Die scheidende Sonne warf mir noch ihre letzten Strahlen zu; sie fielen auch auf ein hohes Kruzifix, das in meiner Nähe stand. An diesem Kruzifix war ich in den vielen Jahren wohl tausend- und tausendmal achtlos vorübergegangen; jetzt sah ich es plötzlich, und es war mir, als zöge es mich zu sich hin, — fast automatisch folgte ich einem innern Drang, und ich kniete mich auf die Holzbank vor dem Kreuz und legte die Hände um den rauhen Kreuzesstamm. — Was ich betete, weiß ich nicht; wie merkwürdig es für mich war, alle Selbstbeherrschung vergessend, auf freiem Felde, — in der Nähe des Dorfes, vor einem Wegkreuz zu knien, das überlegte ich nicht; es war wohl einer der geheimnisvollen inneren Vorgänge, die halb unbewußt nach außen in die Erscheinung treten. — Ich ging ruhiger nach Hause und fand die Herren von der Stadt zurückgekehrt mit guten Nachrichten. Große Opfer mußten gebracht werden, aber die Gefahr des Zusammenbruchs war vorbei. — Bald darauf reiste Großmutter nach Venedig, noch immer ohne Ahnung von dem zermalmenden Unglück, das vor der Türe gewartet und das Gottes Gnade von uns abgewendet hatte. Es war ausgemacht, daß ich ihr bald folgen würde, denn man konnte sie nicht mehr lang allein lassen. Nach ihrer Abreise wurden noch die verschiedenen geschäftlichen Dinge geregelt, und Totenstille folgte auf die aufgeregte, arbeitsreiche Zeit. — Es war eigen diese Totenstille in dem großen Schloß, die Totenstille der Erschöpfung in mir. Ich ging mechanisch meiner Arbeit nach, mein Denken war wie unter einem schweren Druck. — Ein einziges Buch, das ich zufällig in die Hand bekam, fesselte mich für Augenblicke; ‚Sybille‘, ein Roman aus Feuillets katholisierender Zeit, den ich früher gleichgültig gelesen, ein vollständig katholisches Buch

voll warmer Frömmigkeit, die aber einen Stich ins Exaltierte hatte, eines der Dinge, die mir damals wie jetzt höchst antipathisch waren. Dennoch tat mir das Buch wohl, und ich frug nicht, warum. — Ich war eben schon nah am Ziel. — Gleich nach Weihnachten fuhr ich mit meinem Mann für den Nachmittag nach der Stadt. Mit einem späten Zug kamen wir zurück. — Es war einer von den Tagen, wo meine Gedanken keine guten Begleiter waren und die Flügel achtlos am Boden schleiften. — Wegen der Kälte hatte uns ein geschlossener Wagen abgeholt; wir waren kaum von der Station abgefahren, ich starrte in schweren Gedanken in die Nacht hinaus, da bemerkte ich, daß ein Bauernwagen, dessen Pferde scheu geworden, uns im raschen Tempo vorfuhr, und unsere Pferde nahmen gleich das rasende Tempo auf — die Alleebäume flogen immer rascher an uns vorbei, wo sie aufhörten, kam eine Brücke — dicht an der Brücke ein steiler Abhang. Wir hatten kaum Zeit, an diesen Abhang zu denken, so waren wir auch schon über die Böschung hinüber; der Wagen rutschte den Abhang hinunter und überschlug sich am Rand des Baches. Die dicken Pelze, von denen das Coupé überfüllt war, minderten uns den furchtbaren Anprall. — Der arme alte Kutscher wurde aber rücklings vom Bock heruntergeschleudert und lag mit zerschmettertem Schädel auf dem hartgefrorenen Boden. Der Bediente, ein junger Mensch, fiel auf die Pferde, rutschte an ihnen herunter und brachte so die Geschichte zum Stehen. Mein Mann arbeitete mit seiner Bärenkraft mich und sich aus dem umgestürzten Wagen heraus und eilte zur kaum verlassenen Station zurück, um Hilfe zu holen. Ich blieb allein bei dem Sterbenden. — Es war eine wunderbare, klare, kalte Winternacht — glitzernd lag das Mondlicht auf der weiten, schneebedeckten Ebene. In der lautlosen Stille hörte man nur die röchelnden Atemzüge des armen Markus, und sie fanden ein packendes Echo in meinem Herzen. So wie dieser brave, fromme, alte Mann könntest auch du daliegen, mit dem nahenden Tod vor dir, und wie würdest du vor deinem Richter bestehen? — Es ist etwas sehr Merkwürdiges, der direkte Kontakt der kleinen Menschenseele mit dem lebendigen Gott. — Es war wohl nur ein kurzer Augenblick, dieses erschütternde Erkennen der eigenen Armseligkeit, aber es war der entscheidende Wendepunkt des Lebens, — und wie ich später, innerlich durchschüttelt, zitternd vor Kälte und Aufregung, hinter den schnaubenden und zitternden Pferden den langen Weg nach Haus zurücklegte, da wußte ich genau, daß noch ein anderer Weg vor mir lag. Auf der schneebedeckten Ebene, neben dem Sterbenden, war mein Gewissen erwacht. Die erschütternde Einfachheit der Dinge lag plötzlich scharf und klar vor mir. Im Angesicht des Todes, da gab es kein geistreiches Spielen mehr mit dem Ernst des Lebens, da hielt keine Selbsttäuschung mehr stand, da gab es nur noch ein J a — oder ein N e i n. Wohin der neue Weg mich führen würde, ahnte ich immer noch nicht, aber daß ich ihn gehen würde, daß ein zwingendes Etwas mich vorwärts trieb, das fühlte ich mit großer Klarheit. — Vorerst gab es aber keine Zeit

zu Reflexionen. — Ich hatte noch viele und sehr komplizierte Dinge in Ordnung zu bringen, ehe ich Deutschland verließ, dann die Reise nach Venedig, wo ich nach all der Übermüdung und Aufregung erschöpft ankam. Meine Großmutter fand ich sehr hilfsbedürftig und fast blind, und so waren meine Tage voll ausgefüllt. — Mein inneres Leben, zurückgedrängt, schien zu warten auf das, was kommen würde. Es kommt oft vor, daß in Zeiten, wo in dem geheimnisvollen Unterbewußtsein innere Erregungen nach Klarheit ringen — ein Lied, eine Strophe, ja selbst ein Bild — dieser Zeit sozusagen einen Stempel aufdrücken — so ging es mir in diesen Wochen mit einer Strophe aus ‚Dreizehnlinden':

‚Denn die Kreatur ist Gottes,
Und sie kann ihm nicht entfliehen,
Einmal, früher oder später,
Liegst du doch vor seinen Knieen.'

Es kam die Osterzeit heran, und ich schickte mich an, in dem protestantischen Betsaal zum Abendmahl zu gehen. — Dieser Betsaal war in einem alten Palazzo untergebracht; da ich wegen mangelnder Zeit der Predigt nicht anwohnen konnte und etwas zu früh kam für die Abendmahlfeier, wies man mir einen kleinen Warteraum an. — Es war einer der gewölbten, kleinen, wie aus Stein gehauenen Zwischenräume, die sich in den alten Palästen finden. Schwere, altertümliche Möbel, schwere Vorhänge an den hohen, schmalen Bogenfenstern. Ein warmer Sonnenstrahl fiel in das Düster hinein, und im Licht dieses Sonnenstrahls las ich den englischen Kommunionservis im englischen Prayerbook — wie ich das schon oft getan. — Während ich die bekannten Worte las, da packte es mich plötzlich: ‚Aber das ist ja alles Unsinn, wenn es nicht die Gottheit ist — und wenn es die Gottheit ist, warum liegen wir nicht auf den Knien?' — Ich kann diesen Zustand von Hochspannung und Erregung nicht mit Worten schildern. Jeder, der Ähnliches erlebt, weiß, daß Worte nie ganz — und nie ganz richtig — wiedergeben können, was in den Seelen vorgeht; ‚They half reveal and half conceal, the thoughts within'. — Wie in einem wachen Traum folgte ich dem Küster, der mich abholte, die Treppe hinauf in den Betsaal und blieb nah bei der Türe stehen. Wie im Traum sah ich in den kahlen Raum und auf die Menschen, wie im Traum hörte ich die Vorbereitungsanrede des Predigers, wie im Traum schaute ich zu dem großen Kruzifix empor, das über seinem Haupt an der kahlen, weißen Wand hing; — in mir sagte es immerfort: ‚Und wenn es die Gottheit ist, warum liegen wir nicht auf den Knien?' — Und da schien es mir, als wenn die Züge des Gekreuzigten sich verklärten, — und plötzlich schrie etwas in mir auf: ‚Du bist die Gottheit — und du lebst, und ich muß zu dir.' — Von der nächsten Viertelstunde habe ich keine klare Erinnerung. Wie ich in der Gondel saß und dem Gondoliere mechanisch ‚Nach Hause' zurief, da sah ich wieder die warme, farbenreiche Schönheit des italienischen Frühlings, mein liebes, altes Venedig und die stillen, dunklen Kanäle, und zugleich kam mit den

altgewohnten Selbstbeherrschung auch die Erinnerung wieder, daß meine Großmutter auf mich wartete. Und während ich so dachte, wurde es ganz still in mir, — es war wie ein tiefes Atemholen, und diese Ruhe ist dann immer dieselbe geblieben in allen späteren Stürmen und Sorgen des Lebens. — Alles Sehnen und Suchen war zu Ende. — —

Meine Großmutter starb 14 Tage später; sie wurde in einer Seitenkapelle der Kirche S. Maria del Giglio aufgebahrt, vor ihrer letzten Reise in die böhmische Heimat. — Ich war noch viel bei ihr, und auch später saß ich manche stille Stunde in der Kirche; in mir war alles wie in Ruhe getaucht. Alles um mich her war mir so heimatlich vertraut, als hätte ich das ganze Kirchenleben längst gekannt. Und dabei doch nie ein klarer Gedanke, daß ich katholisch werden müsse! — Ich wußte in diesen Wochen wirklich nichts anderes, als daß ich den Heiland gefunden hatte und daß er für alles übrige sorgen würde. — Auch in den Sommermonaten, die ich zu meiner Erholung in Böhmen zubrachte, dachte ich nicht viel weiter — bis meine Freundin, die wußte, wie es bei mir aussah, mich frug: ‚Wann läßt du dich in die Kirche aufnehmen?' Da antwortete ich so gewiß selbstverständlich: ‚Im Herbst.' — Wie wir dann das weitere besprachen und sie mich fragte, zu welchem Geistlichen ich gehen würde, meinte ich wieder: ‚Du wirst sehen, das macht sich alles von selbst; ich muß zum Heiland — da gibt's kein Hindernis mehr.' — Und es gab auch keine Hindernisse und keine Schwierigkeiten mehr; nach kurzer Vorbereitung wurde ich im Advent in die Kirche aufgenommen. Die lange, mühsame Wanderung war zu Ende — like long disquiet merged in rest. — —

* * *

Damit hat auch diese kleine, sehr notdürftige Skizze ihr Ende gefunden. — Vielleicht tue ich aber nicht unrecht, wenn ich die ernste Stimmung dieser Zeilen durch den Bericht über meine erste Entrevue mit Pater B., meinem späteren Beichtvater, etwas erheitere, denn ihre unfreiwillige Komik ist mir erfrischend im Gedächtnis geblieben. — Pater B. war der einzige Geistliche in C., den ich wenigstens dem Namen nach kannte — und rühmlich kannte, und da ich absolut unwissend war über alles, was zu einer Aufnahme gehörte, so ging ich frisch darauf los. — Zum Glück gab mir eine Freundin ein paar vorstellende und erklärende Zeilen an Pater B. mit. Wie ich an der Klosterpforte um Einlaß bat, war mir dieser Brief doch ein Trost, denn auf einmal fühlte ich mich doch recht allein und befangen. Bis jetzt hatten sich alle Evolutionen meines langen Werdeganges im tiefsten Innern abgespielt, nun stand ich auf einmal einer mir ganz unbekannten Wirklichkeit gegenüber; die schwere Pforte öffnete sich, und ich stolperte durch einen halb dunklen Vorraum, einige Stufen hinauf, tastete mich zu einer Tür, die in einen schmalen Gang führte. — Ein starker, säuerlicher Geruch von frischem Hausbrot kam mir entgegen, und da stand auch eine andere Tür vor mir, die in das eigentliche Pforten-

zimmer führte, wo die gehäuften braunen Brotwecken auf Seitentischen lagen. Ich bin seitdem in diesem Pfortenzimmer und mit den guten Pfortenbrüdern sehr vertraut geworden, aber der bekannte Brotgeruch erinnert mich immer wieder an den verblüffenden Eindruck dieser ersten Stunde! Der Bruder gab ein Glockenzeichen, um Pater B. herbeizurufen, und während ich wartend dastand, machte ich mir plötzlich, ich weiß selbst nicht warum, den Eindruck eines Schulmädels, das auf den Lehrer wartet. — Und alles kam mir unglaublich merkwürdig vor. — War dieses Schulmädel wirklich die an einschneidenden Welt- und Lebenserfahrungen überreiche 35jährige Frau? — Pater B. begrüßte mich sehr kühl und förmlich und führte mich ins Sprechzimmer. O dieses Sprechzimmer! — Es hatte eine zweite Tür, die in die Pfarrei führte; der Tisch, an dem Pater B. und ich Platz nahmen, stand zwischen diesen zwei Türen. Aus der einen Tür kamen die Menschen, die in die Pfarrei wollten, aus der andern diejenigen, die ihre Anliegen erledigt hatten. An beiden Türen wurde erst geklopft, dann geknixt, und in der Mitte sollte ich reden! Und dabei hatte ich auch die Empfindung, Pater B. recht ungelegen gekommen zu sein. — Innerlich lächelnd mußte ich an die fixe Idee gewisser Kreise denken, denen die katholische Kirche wie eine monströse Spinne vorkommt, mit langen Fangarmen, immer bereit, unvorsichtige Fliegen in ihre Netze zu ziehen! Hier war eine Fliege, die es gar nicht anders verlangte als hineingezogen zu werden, und die nicht wußte, wie es bewerkstelligen. — Endlich brachte der Brief meiner Freundin die Geschichte ins Rollen. — Sie endete mit der Bemerkung, sie hoffe, Pater B. würde mir den Schritt, den ich vorhatte, so viel wie möglich erleichtern, denn ich hätte schon viel durchgemacht. — Nachdem Pater B. den Brief laut gelesen, schaute er auf, schaute mich an und frug: ‚Halten Sie das für etwas Besonderes?‘ — Diese mir ziemlich unvorbereitend kommende Frage gab mir eine gewisse Haltung wieder, und ich vermute, ich antwortete vernünftiger, als Pater B. erwartet hatte, denn er sagte dann etwas freundlicher: ‚Bitte, sagen Sie mir, was Sie zu diesem Schritt veranlaßt?‘ — Nun war das leichter gesagt als getan. Kaum hatte ich stotternd angefangen, ging es wieder klopfend und knixend an uns vorüber! Wäre ich nicht zu ergriffen gewesen, so hätte mein Sinn für Komik den Sieg davongetragen; die Empfindung einer nicht ganz wohlwollenden Atmosphäre lag lähmend auf mir. Doch mit meinem Ziel vor Augen mußte ich vorwärts, und so fing ich zu reden an und überschüttete den guten Pater wahllos, ohne Ordnung und Zusammenhang, mit den Erlebnissen der letzten Jahre und dem zwingenden ‚Muß‘, welches mich in die Kirche trieb, nicht ahnend, daß mein ungestümes Klopfen an der Kirchentür nicht zu den Alltäglichkeiten gehört, und daß vieles, was ich in meiner Naivität ganz natürlich fand, den erfahrenen Geistlichen an den Schrecken aller Schrecken — die exaltierten Frauenzimmer — erinnern mußte. — Er schwieg eine Weile, ich glaube, er suchte wie festen Boden zu gewinnen, — und dann entspann sich ungefähr folgendes Gespräch:

Pater B.: ‚Was haben Sie gelesen?'

Ich (sehr befangen): ‚Nichts.'

Pater B.: ‚Wirklich nichts?'

Ich (immer dümmer werdend): ‚Ich kann mich nicht erinnern.' —

Pater B. (in stiller Verzweiflung): ‚Aber Sie müssen doch etwelche Bücher in Händen gehabt haben!'

Ich (lebhaft und vergnügt): ‚O Bücher, natürlich; ich bin ja in der Bibliothek meines Vaters aufgewachsen; ich meinte, Sie sprechen von religiösen Büchern.'

Pater B.: ‚Also religiöse Bücher haben Sie niemals gelesen?'

Ich (nachdenklich): ‚O niemals, außer der Bibel.'

Pater B. (ein Lächeln unterdrückend): ‚Das ist doch etwas!'

Ich (sehr ängstlich): ‚Darf ich meine Bibel behalten?'

Nun kamen wir endlich ins richtige Fahrwasser. Es ist ein bekanntes, in Mißverständnissen wurzelndes Vorurteil, daß Katholiken die Bibel nicht lesen dürfen. Für Pater B. war es eine positive Kränkung, diesem Vorurteil immer wieder zu begegnen. Jetzt wurde er lebhaft und sprach schön und anregend von der großartigen, ganz auf die Hl. Schrift aufgebauten Liturgie der Kirche, von seinen geliebten Psalmen, dem Kirchenjahr usw., kurz von dem Jahrhunderte alten kirchlichen Geistesleben. — Dann besprachen wir den notwendigen Unterricht; es fing an, ganz gemütlich zu werden, aber ich war mit meinem Unverstand noch nicht zu Ende. Stotternd kam ich mit der Frage, ob denn dies alles sei, ich hätte so viel Schwereres erwartet, und bat Pater B. eindringlich, mich nicht zu schonen, ich wäre ja bereit, jedes Opfer zu bringen usw. usw. — Eine Weile brauchte es doch, bis Pater B. anfing zu verstehen, daß ich irgendeine ungeheuerliche Idee mit mir herumtrug — vom berühmten sacrifizio del intelleto — oder derartigem. Ob ihm dabei nicht eines seiner geflügelten Worte: ‚Man muß ja nicht immer die Krebse mit den Schalen verzehren' — einfiel? Jedenfalls hatte er ein menschliches Rühren mit meinem abnormen Zustand und fing an, mir das ‚Verhältnis der menschlichen Vernunft zum Glauben' zu erklären, und sprach mit der Begeisterung des Denkers und der Freude des Gelehrten von der reichen Geisteswelt, die mir bisher verschlossen geblieben war.

Es würde den Rahmen dieser Blätter und vor allem mein schriftstellerisches Können bei weitem übersteigen, ihm in diesem hohen Flug folgen zu wollen und den umwälzenden Eindruck, den mein geistiges Leben dadurch erhielt, zu schildern. — Ich ging sehr reich nach Hause zurück — and feeling very small. — —

# Briefe an einen Staatsmann, die neueste Literatur betreffend

## Erster Brief.

Über die Persönlichkeit Strindbergs. ‚Der bewußte Wille in der Weltgeschichte.‘ ‚Historische Miniaturen.‘ Heidenstams historische Romane. Der deutsche historische Roman der Gegenwart: Ricarda Huch, Enrica von Handel-Mazzetti, Max Brod, Klabund, Alfred Döblin. Gedanken über ein deutsches Epos.

Lieber Freund,

Immer bewegter tönt aus Deinen letzten Briefen die Klage, daß Dich der diplomatische Dienst im Ausland der Beschäftigung mit den literarischen Neuerscheinungen entziehe — daß Du fern von Büchern, literarischen Freunden und freien Mußestunden nur mit Wehmut an die schönen Heidelberger Jahre zurückdenkst, da wir beide gemeinsam die neuen Dichtungen der Zeit lasen und in oft heftig bewegter Aussprache unser Urteil klärten, unsere ästhetischen Anschauungen festigten. Vier trennende Jahre sind nun seit dem Abschluß unserer gemeinsamen Studienzeit verflossen — Du wurdest hart und fest in dem taterfüllten Getriebe politischen Wirkens — ich begann, was damals in chaotischen Sehnsuchten in mir flackerte, ausreifen zu lassen zu dichterischer Gestaltung. So empfinden wir es heute stark, welche Kluft der Berufung und des Berufs den Rhythmus unseres Lebens trennt — und doch: das gemeinsame Erleben entscheidender Jünglingsjahre hat uns so fest verbunden, daß nicht nur eine menschliche Wärme, sondern auch ein gemeinsamer Interessenkreis uns stets unsere innere Nähe offenbart. So fühle ich es immer wieder in den weltanschaulichen und literarischen Bemerkungen Deiner Briefe, wie die befruchtenden Elemente von Gesprächen noch in Dir lebendig fortwirken, die wir an stillen Abenden auf Deinem trauten Zimmer oben am Schloßberg führten. Der Gedankenaustausch, der damals abgebrochen wurde — den möchtest Du, so schreibst Du, gerne fortgesetzt sehen, und Du bittest mich, Dir über die literarischen Neuerscheinungen in der Heimat zu berichten und lesenswerte Bücher Dir zu schicken. Gerne soll es geschehen — darf ich doch hoffen, daß dieser Gedankenaustausch unsere geistige Gemeinsamkeit wieder fester binde und daß ich von der ruhigen Klarheit Deines dem literarischen Alltag entfernten Urteils wertvolle Anregung erfahre.

Indem ich nun noch einmal die literarischen Bemerkungen Deiner letzten Briefe durchlese, fällt es mir auf, daß Du in Deinen Betrachtungen über die verschiedensten Dinge immer wieder auf Strindberg zu sprechen kamst als dem Geiste, in dem alle Fäden der modernen europäischen Literatur sich kreuzen. Es hat Dir zu denken gegeben, wie schnell der Ruhm Ibsens als eines der ‚großen Genies‘ der Weltliteratur wieder verhallt ist und einer sehr viel bedächtigeren Einschätzung, ja bei der jüngsten

Generation geradezu einer lauen Gleichgültigkeit hat weichen müssen. Du hast Dir nun, ohne rechte Entschlossenheit, sie bejahend oder verneinend zu beantworten, die Frage vorgelegt, ob der Weltruhm Strindbergs von längerer Dauer sein werde, ob auch Strindberg nur wie Ibsen der typische Repräsentant seines Zeitempfindens sei oder ob er eines der dichterischen Genies ist, gegen deren überzeitliches Werk die Zeit so machtlos ist, daß ein Shakespearesches Stück heute noch ebenso jung und eindrucksvoll wirkt als vor dreihundert Jahren.

Ich muß Dir bekennen, daß ich Deine Frage unbedingt verneinen würde. Auch Strindberg scheint mir fast in demselben Maße Exponent der Zeitstimmung, wie es einst Ibsen gewesen ist. Ibsen gehört einer Generation an, welche die Welt noch ganz positivistisch betrachtete und in den gesellschaftlichen und sozialen Fragen die entscheidenden Probleme sah. Mit einem lebendigen Sinn für die Möglichkeiten der naturalistischen Bühne verdichtete er die aktuellen Fragen des Tages zu dramatischen Gesprächen, die dem Bedürfnis einer Zeit antworteten, welche nicht mehr Verlangen nach dem großen dramatischen Schicksal und dem hohen Kothurn trug, sondern in dem problematischen Konversationsstück jene Verknüpfung eines intellektualistischen Raisonnements und einer psychologischen Gestaltung fand, welche ihrem Geiste entsprach.

Aus ähnlichen Motiven, aus denen Ibsen vor zwanzig Jahren der gefeierte moderne Dichter war, ist es, so scheint mir, Strindberg heute. Er hat den Positivismus Ibsens überwunden, nach einer relativ kurzen naturalistischen Epoche suchte er vorzudringen in transzendente Tiefen. Aber er ist in der dunklen Nacht der Seele steckengeblieben, rang sich nicht durch zu erlöster Klarheit. Die Welt der Gespenster hält ihn gefangen. Mit Ergriffenheit habe ich die fünf Bände seiner Lebensgeschichte gelesen, besonders das ‚Inferno‘: Qualvoll ringt ein Mensch fast bis ans Tor der Gnade und findet doch nicht Einlaß — immer neue Versuchungen, immer neue Schemen martern ihn, suchen ihn zu zerstören mit Ungewißheit und Zweifel. Diese peinigende Zerrissenheit hat auch dem dramatischen Werke Strindbergs ihr Kainszeichen aufgedrückt und ihm nicht die klare Monumentalität der großen Dichtung geschenkt. Eine zersetzende transzendente Psychologie geht durch alle seine Werke, peitscht das Blut, wühlt die Nerven auf, macht die hilflose Kleinheit des Menschen bewußt, den fremde Dämonen ihrer unheimlichen Macht unterwerfen. Wie alle Dinge, so wird auch das Weib in der Dichtung Strindbergs zum Gespenst. Die Frau ist nicht mehr ein psychologisches Phänomen und ein gesellschaftliches Problem wie in der flächenhaften Betrachtung Ibsens, sie ist eine transzendente Macht geworden. Aber nicht das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht, die Beatrice des Paradiso, sondern der Vampyr des Inferno, die gleißende Buhlerin, welche die Kraft des Mannes aussaugt.

Gerade die dichterisch intensivsten Stücke Strindbergs spielen alle in dieser Erlebenssphäre: sie alle sind ‚Gespenstersonaten‘, ‚Scheiterhaufen‘,

‚Totentanz'. Auch sein ‚Damaskus' bedeutet nicht die Zuversicht einer Wiedergeburt im Geiste Gottes, sondern die Resignation eines Zusammenbruchs. Und doch tönt aus der rauschhaften Qual dieser ‚Inferno'-Welt immer wieder der Sehnsuchtsschrei nach Erlösung, und zuweilen fällt ein Gnadentau aus einer höheren Heimat in den Schmerz der Auflösung und der Vernichtung. Strindbergs ‚Advent' ist vielleicht seine schönste Dichtung, sicher aber der künstlerische Niederschlag seiner verheißendsten und zukunftsstärksten Erlebnisse. Hier wird der Gnade sieghafte Macht, hier wird Glaube, daß sie triumphierend der Not des Infernos entreißt. Auch sonst noch zuweilen tönen diese Adventglocken in die Strindbergsche Welt, doch ihnen folgt keine Weihnacht: Christ wird uns verheißen, doch nicht geboren.

Manchmal habe ich das Gefühl, daß Strindberg ganz nahe daran ist, aus der qualvollen Selbstzernichtung in die Welt des Glaubens hineinzuführen. Am stärksten im ‚Rausch'. ‚O, ave crux, spes unica,' ist dieses Stückes Leitmotiv. Hätte Strindberg den Mut gehabt, den Abbé, den er zum Träger dieses Gedankens macht, mit derselben Kraft zu gestalten wie die übrigen Personen des Dramas — die qualvolle Atmosphäre zerwühlender Erotik wäre zerbrochen, und eine Fanfare des Christentums wäre überzeugend kund geworden. Hier nun aber läßt sich deutlich beobachten, wie Strindberg vor dem letzten entscheidenden Schritte zurückschreckt: Der Abbé bleibt ungestaltet, blutlos, Typ ohne Leben, während die Gestalten des Zwischenreiches mit ihrer grauenhaften Unerlöstheit den Rhythmus der Dichtung bestimmen.

In dieser Sehnsucht nach Glauben, den er doch nicht positiv zu erfüllen wagt, scheint mir nun Strindberg typisch für das Gepräge dieser glaubenslosen, glaubenssehnenden Zeit. Daß Strindberg der Dichter ist, der dies Weh gestaltet, das die Tausende leiden und nicht sagen können, das macht ihn zum bewunderten Dichter der Gegenwart. Aber das, so meine ich, macht auch zugleich seine zeitliche Relativität und Vergänglichkeit: eine Epoche, die wieder schlicht und selbstverständlich zu glauben vermag, wird in der Welt Strindbergs einen Hexenkessel sehen, der reich ist an spontanen künstlerischen Intuitionen, von dem sie aber einen reinen, edlen Genuß und erhebende Erbauung nicht zu empfangen vermag. Gerade wir Katholiken, die wir eingewirkt sind in ein objektives Glaubensleben und teilhaftig der Gnadengeschenke unserer Kirche, sollten, so dünkt mir, die ungeklärte Dumpfheit der Strindbergschen Welt in ihrer ganzen Unzulänglichkeit empfinden. Wir leben in der Kindschaft Gottes und im unzerbrechlichen Rhythmus eines sieghaften Glaubens: die großen Hymnen des Mittelalters und die Dramen Calderons — sie sind Werke aus unserer Welt.

Das soll uns freilich nicht hindern, auch den positiven Seiten im Schaffen Strindbergs gerecht zu werden. Und eines der zukunftstragenden Momente in seinem Werk — symptomatisch für die Tendenzen dieser Zeitepoche — ist seine Einstellung zur Geschichte. Dem naturalistischen Dichter war die Geschichte nur wertvoll als Magazin bunter Kuriositäten, aus dem

er sich Kostüme holte, wenn er es für gut befand, seine psychologischen Probleme in Figuren vergangener Epochen Gestalt werden zu lassen. Das dynamische Moment der Geschichte trat zurück; die soziologisch betrachtete Geschichte hatte keine dichterischen Möglichkeiten mehr; der historische Roman und das historische Drama blieben dem Formalismus klassizistischer Epigonen oder der gequälten Milieuschilderung moderner Mitläufer überlassen. Erst die neue Sehnsucht nach einer ins Metaphysische hineinragenden Weltanschauung hat auch die Betrachtung der Geschichte neu vertieft und die dichterischen Möglichkeiten ihrer Gestaltung wieder offenbar werden lassen.

Erinnerst du dich noch, wie unerträglich uns die Lektüre Freitags und Dahns wurde, weil sie den männlich dahinbrausenden Strom der Geschichte mit einem Wust sentimentaler Anekdoten überdeckten? Damals flüchteten wir uns zu Konrad Ferdinand Meyer, — dort empfanden wir den herben Ton der Historie und die Wucht weltgeschichtlicher Entscheidungen. Und doch ließ uns dieses auch bei dem vielbewunderten Verfasser des ‚Jürg Jenatsch' und des ‚Heiligen' unbefriedigt, daß die Entscheidungen der Willkür der Einzelseele zu obliegen scheinen — und man nicht das Walten einer höheren Macht fühlt, die über die Geschicke der Kreaturen entscheidet. Wir vermißten diese metaphysische Vertiefung des historischen Geschehens ebenso in den modernen historischen Romanen wie bei den zünftigen Geschichtsforschern. Da wiesest du mich mit sicherem Blick auf das Buch hin, wo eben das, was wir ersehnten, auf das herrlichste erfüllt war. — Du zeigtest, wie in den historischen Büchern des Alten Testamentes die Geschichte des jüdischen Volkes zugleich als Geschichte der göttlichen Vorsehung erscheint.

Auch Strindberg will sich nicht mit den Anekdoten der Weltgeschichte und dem autonomen Handeln der Menschen begnügen. Der Dichter ahnt das Wirken tieferer Kräfte. Staunend steht er vor der Dynamik des historischen Lebens und fragt nach seinem Geheimnis. In einem Büchlein, ‚Der bewußte Wille in der Weltgeschichte'*, hat er seine Gedanken niedergelegt. Indem er die Hauptmomente aus der flutenden Fülle irdischer Geschehnisse zusammendrängt, wird ihm ihr innerer Zusammenhang, ihre geheime Teleologie offenbar. Weder eine mechanistische Erklärung noch Hegels pantheistische Geschichtsphilosophie vermag ihm diesen seltsamen Zusammenhang zu deuten. Er sieht sich zu einer theistischen Deutung hingedrängt. ‚Steht der bewußte Weltwille über allem, lenkend, ordnend? Das letzte scheint am wahrscheinlichsten, wenn man einen so wohlgeordneten Feldzug wie die Christianisierung Europas sieht, wo jede Truppenbewegung in einem Hauptquartier bestimmt zu sein scheint und die Befehlshaber ihre Ordre ausführen, ohne die Absicht, die in dem Ganzen liegt, zu kennen.' So hat die Sendung jeder geschichtstragenden Persönlichkeit ihren tieferen

* Dieses Buch ist wie die anderen Werke Strindbergs in deutscher Übersetzung bei Georg Müller in München erschienen, als Einzelband einer großangelegten Gesamtausgabe! (D. Red.)

Zweck im Zusammenhang des großen Weltenplans, dessen der Handelnde selbst sich meist gar nicht bewußt zu werden vermag. ‚Die Sterblichen handeln unbewußt und ohne das Ziel zu kennen, aber ein bewußter Wille benutzte alle widersprechenden Kräfte, den Höhenflug des Geistes und das Erdstreben der Materie, das Gute und das Böse, die Selbstsucht und die Aufopferung, die Sonderung und die Sammlung, und bisweilen schien das Ziel der Geschichte im Gesichtskreis hervorzuschimmern, um wieder zu entweichen und von neuem sich zu zeigen. . . Der große Synthetiker, der die Gegensätze vereinigt, die Widersprüche löst, das Gleichgewicht aufrecht erhält, ist kein Mensch und kann nichts anderes sein als der unsichtbare Gesetzgeber, der in Freiheit Gesetze nach veränderten Verhältnissen ändert: der Schöpfer, der Auflöser und Aufrechterhalter, er mag genannt werden, — wie man will.‘

Die dichterische Erfüllung zu dieser theoretischen Erörterung sucht Strindberg in seinen ‚Historischen Miniaturen‘ zu geben. Er greift Situationen aus dem Geschichtsverlaufe heraus, die nicht einzelne anekdotische Schicksale gestalten sollen, sondern an symbolischem Beispiel den bewußten Willen in der Weltgeschichte zur Erscheinung bringen. Es ist Strindbergs künstlerische Absicht, aus Mosaikstücken, die von der Pharaonenzeit bis zur französischen Revolution reichen, das Epos der Weltgeschichte zu gestalten. Wie in den Erzählungen des Herodot und in der Geschichtserzählung des Thukydides Verhängnis und Vergeltung als allgegenwärtige unsichtbare Gestalten uns entgegentreten, so will Strindberg in der objektiven Erzählung dieser Miniaturen den Plan Gottes offenbar werden lassen, dem die Helden der Geschichte zu dienen bestimmt sind.

Die vermessenste Aufgabe, die ein Epiker sich zu stellen vermag, aber sicher auch die erhabenste: die ganze Weltgeschichte als Werk der göttlichen Vorsehung darzustellen, das erhabene Gedicht des Schöpfers in zusammengeballter Form nachzudichten. Vergleicht man die Ausführung Strindbergs mit der gigantischen Verwegenheit seines Planes, so ist man von ihrer Dürftigkeit überrascht. Es ist nicht gelungen, aus den Mosaiks einen architektonischen Tempel zu bauen; das Buch ist ungleichmäßig und zerklüftet; die größeren historischen Zusammenhänge sind meist didaktisch angedeutet, aber nicht künstlerisch Fleisch geworden. Wohl sind zuweilen einzelne Menschen zu Repräsentanten kollektiver Gewalten geworden: Horaz und Vergil begegnen sich als Vertreter einer sterbenden und einer sieghaften Welt; die römischen Kaiser und die Christen der Katakomben stehen sich gegenüber als die Vertreter des fleischlichen Scheins und der geistigen Macht. Aber in anderen Miniaturen, wie etwa der Gegenüberstellung Friedrichs des Großen und Voltaires, ist diese Symbolik nicht überzeugende Gestalt geworden, und eine Skizze wie die von Peter dem Großen ist eine pathologische Studie, nicht ein Stein im Bau der Weltgeschichte. Die Szenen aus dem mittelalterlichen Leben sind vollends mißlungen; hier werde ich nie das Empfinden los, daß ein moderner, nervöser Mensch sie schrieb, dem die

geballte Kraft und steile Glaubensmacht dieser Zeit fremd ist. Vor allem aber ist Strindberg aus der Idee des metaphysischen Geschichtsepos immer wieder in die psychologische Analyse gefallen; man bleibt an den Einzelfiguren haften, statt dem rauschenden Strom der Geschichte sich hingeben zu können; man wird zu dem Glauben an den bewußten Willen in der Weltgeschichte höchstens lehrhaft überredet, aber nicht dichterisch überzeugt.

Ich denke, Du wirst es nicht leichtfertig von der Hand weisen, lieber Freund, wenn ich ausspreche, daß auch die Unzulänglichkeiten der „historischen Miniaturen' in der weltanschaulichen Halbheit Strindbergs ihre tiefste Wurzel haben. Mir scheint: die Aufgabe, die er sich in diesem Werke stellte, kann man nur lösen, wenn man in gläubiger Andacht die Vorsehung Gottes in der Geschichte anschaut, die wir in allen Handlungen der Menschen sich manifestieren sehen, aber deren Ziel und Plan dem Geiste sterblicher Wesen undurchdringbar ist. Strindbergs rastloser Geist, der immerfort zwischen den verschiedenen Weltanschauungen hin und her pendelt, hat diese Freiheit und Einheit des Standpunktes nicht. Bald erscheinen geschichtliche Vorgänge in seiner Darstellung planlos und abstrus, so daß wir an den bewußten Willen des Weltenlenkers nicht recht zu glauben vermögen, bald wieder meint Strindberg, das Endziel der Menschheitsentwicklung als die Erfüllung eines demokratischen Humanitätsideals determinieren zu dürfen.

Der Schwede Verner von Heidenstam stellt sich nicht so vermessene Aufgaben wie sein genialerer und abgründigerer Landsmann; aber in dem engeren Bezirk, der das Reich seines Schaffens ist, schenkt er vollgültigere dichterische Leistung.

Heidenstam hat eine zweibändige Dichtung geschrieben: ‚Die Schweden und ihre Häuptlinge'.* Die Nationalgeschichte Schwedens, von der gestaltenden Kraft eines Novellisten erzählt. Aber diese Erzählung hat nicht den Ehrgeiz, einen philosophischen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, wie die Miniaturen Strindbergs, sie bescheidet sich, farbig und anschaulich zu schildern. Die Fülle der historischen Ereignisse wird mit einem für das Wesenhafte und Lebendige geschärften Blicke angeschaut; das kollektive Geschehen ist auf eine Anzahl markanter Persönlichkeiten konzentriert und wird so überschaubar, plastisch und überzeugend. Obwohl Heidenstams epische Strenge auf jede geschichtsphilosophische Reflexion Verzicht leistet, hat er doch ebenso gut wie Strindberg die naheliegende Gefahr des Anekdotischen vermieden: ein Strom epischer Einheit rauscht durch dieses Buch; man fühlt, daß eines Volkes Geschicke sich vor uns abrollen, und empfindet jedes Ereignis, das uns berichtet wird, als einschneidendes Schicksal in dem Leben des schwedischen Volkes. So wird aus diesem Buche die Geschichte der Heimat überzeugende und einprägende Gestalt; mir scheint, wir, die wir

---

* Die Hauptwerke Heidenstams sind in deutscher Übersetzung bei Albert Langen in München erschienen. (D. Red.)

ein gleichwertiges Werk deutscher volkstümlicher Geschichtserzählung nicht besitzen, müssen den jungen Schweden beneiden, daß ihm ein Künstler von Heidenstams Rang die Vergangenheit seines Volkes lebendig macht.

Das Ziel dieses Buches, das Jahrhunderte umspannt, zwang zu abrißhafter Kürze. Heidenstams Epikerfreude an der verweilenden, ausmalenden Episode konnte nur zuweilen ganz sich entfalten. So drängte es ihn nach einem Stoff, der gewaltige historische Dimensionen hatte und doch ein beschauliches, episches Ausgestalten zuließ. In Karl dem Zwölften, dem Abenteurerkönig der Schweden, fand Verner von Heidenstam seinen historischen Helden. Um seine Gestalt fügte er einen ganzen Novellenkranz. Weit rankten sich in des Dichters Phantasie die Episoden dieser Zeit, in der sein Vaterland von dem Helden emporgetragen wurde zu welthistorischem Ruhm und sank mit seinem Sturze. Aber diese Mosaiks band Heidenstam nicht lose wie eine Perlenschnur; er ordnete sie nach dem geheimen Gesetze einer epischen Symmetrie, schuf aus ihnen das große Romanepos ‚Karl der Zwölfte und seine Krieger'. Die kompositionelle Aufgabe, die an Strindbergs unendlichem Stoffe mißlang, ist an dem bescheideneren Stoffe Heidenstams Erfüllung geworden: aus Mosaiks wurde eine organische Einheit. Wie in den großen Volksepen ein machtvoller Rhythmus die weit auseinandergebreiteten Geschehnisse zusammenhält, so ist es auch in dem bewundernswerten Werke des modernen Dichters gelungen.

Ich wünschte sehr, lieber Freund, daß Du an stillen Abenden in Deiner Einsiedelei hoch über dem Bosporus dies wundervolle Buch zur Hand nimmst und in ihm lebst und träumst. Ich kenne wohl, Du Vielgeschäftiger, Deine scheue Angst vor umfangreichen Romanen. Aber wie Du Dich einst nach langem Widerstreben von mir überreden ließest, in Gottfried Kellers ‚Grünem Heinrich' zu blättern, und dann das Buch nicht lassen konntest, ehe Du die vier Bände köstlichen Erzählens ganz zu Ende gelesen; wie Du einst, als ich Dir Reymonts ‚Polnische Bauern' schenkte, unwillig behauptetest, kein moderner Mensch könne solche endlosen Bücher lesen, und dann auf der langen Seereise mir plötzlich die Worte schriebst: ‚Die „Polnischen Bauern" sind kein moderner Roman; sie sind ein mythisches Epos, das Unsterblichkeit in sich trägt; ich danke Dir von Herzen,' — so, lieber Freund, wirst Du auch hoffentlich diesmal Deine Hemmungen überwinden und erkennen, daß die Gegenwart nicht nur in dem Polen, sondern auch in dem Schweden einen großen epischen Dichter besitzt. Ich will Dir andeutend einiges erzählen von dem reichen Inhalt dieses herrlichen Werkes, auf daß Dich das Verlangen packt, die zwei Bände, die ich Dir sende, nicht verstauben zu lassen, sondern ihren köstlichen Reichtum zu schlürfen.

Vierzehnjährig gelangte Karl der Zwölfte zur Herrschaft. Er ist nun König, ganz sein freier Herr, kann tun, was ihm in den Sinn kommt, und kein Mensch wird ein einziges Wort des Vorwurfs wagen. Herr ist er über ganz Schwedenland. Tatkraft rauscht in der jungen Seele auf. Es ist ihm gewiß: Europa wird staunen. . .

Nach dieser ahnungsvollen Ouvertüre setzen des Epikers wilde, jauchzende Trommelwirbel ein. Mit übermütigen Genossen zerschlägt der knabenhafte König Fensterscheiben der Häuser, enthauptet er Kälber. Blut lustvoll geschlachteten Viehs rinnt durch den königlichen Palast. Bunter Faschingsglanz soll die große Sehnsucht tatbegehrender Jugend stillen. Ballete, Maskeraden, teppichbelegte Straßen, Komödianten. Doch sie geben nur Rausch, versagen Erfüllung. So sucht der junge König einen anderen Weg für seine sehnende Kraft, findet ihn in der Umkehr zu strenger Pflicht.

Was die Torheit der Knabenstreiche nicht gab, schenkt der große Ernst des heldischen Krieges. Die Zuversicht des Jünglings dringt jauchzend ein in das Heer, beseelt die Männer, macht die Alten wieder jung. Karl ist der große Held der Schlachten und der Triumphe.

Vermessener Sinn wagt das Unmögliche. Der König des verwegenen Krieges will das kleine Schweden zum Sieg führen über das unendliche Rußland. Mit bezwingender Gewalt hat Heidenstam geschildert, wie die Kriegsfurie in der eigenen Brust den König in immer neue Gefahren, Nöte, Abenteuer hineindrängt.

Aber die zernichtende Niederlage bricht über ihn herein, die unvermeidlich war. Karl der Zwölfte flüchtet mit geringen Resten seines Heeres in die Türkei, begibt sich unter des Sultans Schutz. Doch noch immer nicht entmutigt, noch immer voll der kühnsten Hoffnungen, sucht der Rastlose, die Osmanen zum Krieg wider Rußland zu begeistern. Das Wunderbare geschieht: Der verarmte und einsame Flüchtling ohne Macht erobert durch den unwiderstehlichen Bann seines heldischen Wesens die Seele eines ganzen Volkes. Man schießt für ihn Freudensalven ab, man brennt die Lichter in den Türmen der Moscheen. Mehr noch: Man läßt sich von ihm zum Kampfe gegen die Russen drängen. Schweden und Türken lassen gemeinsam ihr Blut in dem Kampfe, der nicht zu glücklichem Ausgang führt. Karl der Zwölfte aber grollt dem voreiligen Frieden. So bleibt der ungeladene Gast im Lande der Türken und wartet auf neue Gelegenheit. Der Sultan freilich verspricht sich nichts mehr von dem starren Fremdling. Wohl ist der fremde König ein großer Held, aber es stehen keine realen Kräfte hinter ihm. ‚Die Schweden sind zu arm, um große Taten vollführen zu können.'

Karl der Zwölfte aber bleibt, will die Türken zu neuem Krieg entfesseln, unter der Fahne Mohammeds über die Russen triumphieren. Gleich einer Burg am Rhein erhebt sich bei Bender der steile Wohnsitz des schwedischen Königs. Von hier schweift der Blick auf Carlopolis, die neue Stadt der heimatfernen Schweden, weit über den dahineilenden Dnjestr. Mit paradiesischen Farben schildert der Dichter die seltsame Residenz des schwedischen Abenteurers im Lande der Türken. ‚Vor dem Königshause lagen zahme Rehe, den Blick nach der Schwelle gerichtet, um dem König zu folgen, so oft er ausging, und Schmetterlinge mit großen Flügeln ließen sich arglos auf der gelben Hochquartiersfahne nieder, die mit den fremden

drei Kronen in ihrem Wappenschild in den Boden gepflanzt war, vor den Trommeln und Musketen der Schildwache. Im Schatten der Maulbeerbäume auf dem mit Gras und Blumen überwachsenen Hügel am Rande des Wassers saßen nackte und badende Krieger, ohne an frühere Trübsal zu denken, denn sie vergaßen den brennenden Schmerz der Wunden, sobald sie geheilt und vernarbt waren. Andere prüften scherzend ihre Musketen an Schnepfen und Hasen oder streiften in den Feldern umher zwischen Baumwollstauden und weidenden Büffelherden bis nach den langgestreckten, abgerundeten Bergen, die mit ihrem schwarzblauen Kranze die ganze schöne Gegend umrahmten.‘

Doch jäh zerbricht das Idyll. Die Türken sind des ungebetenen Gastes überdrüssig geworden, empören sich gegen ihn, den sie einst vergotteten. Übermacht überwältigt die Schweden. Vom Rauch bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt, mit zerfetzter Uniform muß sich Karl der Zwölfte nach langer, tapferer Gegenwehr den Türken ergeben. Auf purpurgesatteltem Schimmel reitet er in die Gefangenschaft, während hinter ihm der lohe Brand der Ruinenstadt zum Himmel schwelt.

Und dann steigt jene unerhörte Szene empor, die Dich fühlen machen wird, daß es eines großen Dichters Werk ist, von dem ich rede. Num Eddaula, der Häuptling der Brüderschaft der Wahrsprechenden, kommt zu dem gefangenen König. Der weise Moslim predigt dem stolzen Schweden die Demut., warnt ihn vor der zerstörenden Kraft der Hoffart. ‚Nie erhob Gott in seine rechte Hand einen durchsichtig reineren Edelstein als Dich, und nie warf er im Zorn sein eigenes Werk so tief ins Dunkel zurück. . .‘ Wenn der König vor Gott bestehen will, muß er die Kraft haben, dem Ruhm und dem Glanz entsagen zu können. Denn Ruhm ist eitel; er ist nur Irrtum und Schein. Nicht darauf kommt es an, wie die Menschen uns beurteilen, die nur die glitzernden Außendinge sehen, sondern wie wir bestehen vor Gott. Und Eddaula tut die entscheidende Frage: ‚Hast Du den Mut, als ein Vergessener zu sterben?‘ Aber keine Antwort wird ihm.

Am nächsten Morgen ist Num Eddaula vor dem Zelte des Königs hingerichtet. ‚Der Diener begrub den Leichnam abseits zwischen zwei Zypressen. Als das Grab zusammengeschaufelt war, übersäte er es mit Maiskörnchen für die Tauben, die zu Hunderten aus Gebüschen und Bäumen herbeiflogen. Bald entsproßten der Erde Sträucher mit weißen Blüten. Müde Soldaten und Hirten fanden hier einen schattigen Fleck und legten sich oft zu einer Ruhestunde ins Gras. Es war ein heiliger Raum. Hier ruhte ein vergessener Mensch.‘

Verkleidet ist der Schwedenkönig in kühnem Ritt zu den Seinen zurückgekehrt. Das Volk ist in Not. Der Feind dringt in seine auswärtigen Besitzungen. Nur noch Stralsund ist in schwedischen Händen. Der König fühlt sich wie der Kapitän eines untergehenden Schiffes. Er vermag die Niederlage nicht abzuwenden, muß mit den Seinen zurück in die enge schwedische Heimat.

Das also war das Ergebnis seines Heldenlebens. Er hatte — ein schwedischer Alexandros — die Welt erringen wollen in kühnem Eroberungszuge. Sollte er nun verdammt sein, der Düngerhaufen und Sennhütten seiner Heimat zu warten?

Neuer Krieg bricht herein, Kampf gegen die Norweger, Not um die heimatliche Scholle, bittere Verarmung. Es gibt keine Waren in den Kaufläden mehr, kein Getreide in den Mühlen, keine Hände, die den Hammer schwingen, kein frohes Lachen, keine gemütlichen Winterabende um das Feuer des Heimes. Der König, einst der verehrte Held, erscheint nun als der grause Abenteurer, als der Verderber des friedlichen Schweden. Wie von einem Frühlingsmorgen, so munkelt man schon im Volke von dem Tage, an dem Karl der Zwölfte sterben und die fürchterliche Kriegsfurie seiner Hand entfallen werde. Aber noch immer führt der König die Soldaten mit alter Rüstigkeit. Zwar sein narbiges und zusammengebissenes Gesicht ist mit den Jahren von Sonne und Frost gedunkelt worden. Eine tiefe Falte liegt eingefurcht zwischen den Augenbrauen. Aber die heldische Seele fürchtet keine Gefahr. Das Mißgeschick hat sie gehärtet wie den Körper die Strapazen. Der König ahnt vielleicht die schwarze Wolke, die über seinem Haupte hängt, aber das erfüllt ihn nicht mit Bangigkeit, sondern mit der getrosten Ruhe einer entschwundenen Jugend. Im Volke aber zerbricht aller Glaube an den König; man sieht, wie das einst mächtige Schweden zerstückt wird, wie Gottes Hand sich von den Taten des Herrschers abgewendet hat.

Das Schicksal, das über Karl des Zwölften Haupt sich ballte, muß sich entlösen. Aber es entlöst sich mild und versöhnlich. Es schenkt ihm den schlichten Soldatentod, den Tod des Vergessens. So fällt Karl der Zwölfte: eines nachts auf dem Walle, einsam wie ein geringer Wachtposten.

Selbst bei dieser zusammengeballten Übersicht wirst Du empfunden haben, lieber Freund, daß es sich in dem Werke Heidenstams um etwas ganz anderes handelt als um eine naturalistische Geschichtserzählung. Die Handlung ragt überall ins Metaphysische oder vielmehr — das Transzendente ist in allem Erdengeschehen gegenwärtig. So fühlen wir auch in dem Epos Heidenstams den bewußten Willen in der Weltgeschichte, die geheimnisvolle Lenkung einer höheren Macht, deren Ursprung nicht erkannt und deren Ziele nicht durchschaut werden können.

Psychologie und Raisonnement, die in den Prosawerken des neunzehnten Jahrhunderts überhand genommen haben, sind in dem großen Werke Heidenstams nicht zu Worte gekommen. Hier herrscht wirklich epischer Stil: alles Fühlen, Wollen, Denken der Menschen ist in handelnde Dynamik umgesetzt. Geschehnisse reihen sich an Geschehnisse, und alle diese Begebenheiten, die rauhen wie die zarten, greifen an unser Herz, weil in ihnen sowohl der Pulsschlag der Ewigkeit als das kräftige Blut der Gegenwart lebendig ist.

Diese überzeugende Blutwärme, die den Leser packt, fortreißt

und erbeben macht, vermisse ich in dem großen Roman des dreißigjährigen Krieges, den Ricarda Huch uns jüngst gegeben hat.* Ihre Geschichtserzählung gibt nur das bewegte, aber blutleere Spiel von Marionetten; sie besitzt eine Virtuosität, die man bewundern kann, aber die nicht zu erwärmen vermag. Heidenstams kräftiges Epos ist imstande, ein Volksbuch im edelsten Sinne zu werden; Ricarda Huchs blasiertes Werk ist in die Kreise des Ästhetentums gebannt.

Wie stark heute auch bei uns in Deutschland die Sehnsucht nach großen historischen Stoffen und ihrer großzügigen dichterischen Bewältigung ist, mag Dir der Umstand zeigen, daß zu gleicher Zeit wie Ricarda Huch auch die Antipodin Enrica von Handel-Mazzetti ihr großes Epos vollendete, die Romantrilogie ‚Stephana Schwertner'.** Auch stofflich steht diese Dichtung dem Werke Ricarda Huchs nahe: sie spielt in Steyr kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege, und auch in ihr quillt aus der Wirrung des Glaubenskampfes das historische Geschehen. Aber die Aufgabe, die Enrica von Handel-Mazzetti sich setzt, ist bescheidener als das Unternehmen Ricarda Huchs. Dort das große Schicksal der Völker, hier nur ein winziger Ausschnitt aus dem historischen Leben. Und dennoch, auch diesem episodischen Schicksal wohnt das ganze Erleben der Zeit inne; die Kämpfe der Religion, welche ganz Europa bewegen, spiegeln sich in dem Mikrokosmos von Steyr.

Enrica von Handel-Mazzetti hat die belebende Wärme, welche der kühlen Kunst Ricarda Huchs abgeht: sie versteht es, vergangenes Schicksal uns zum Leben zu wecken, daß wir es empfinden wie selbst erlebtes Glück und Leid. Über die kosmische Weite Heidenstams und seine ruhige epische Fülle verfügt die bescheidene Kunst der deutschen Dichterin freilich nicht. Enrica von Handel-Mazzetti hat nichts von gemeißelter Objektivität. Man spürt das erregte Flackern ihres Herzens in dem Rhythmus der Darstellung. Manchmal stören peinlich naturalistische Züge, manchmal nähert sich die Dichterin bedenklich weichlicher Sentimentalität: doch zumeist hat sie die Zügel der Darstellung straff in Händen und weiß auch die Töne des Unterbewußtseins klingen zu machen, vom zarten Traum bis zur schaurigen Vision.

Bewundernswert an dem Roman Enrica von Handel-Mazzettis ist es, wie seine Gestaltungskraft erwächst aus einer lebendigen katholischen Frömmigkeit und wie er sich doch freihält von jeder konfessionellen Parteilichkeit. Enrica von Handel-Mazzetti ist viel zu sehr Künstlerin, um der Versuchung zu erliegen, die Protestanten als schwarze und die Katholiken als weiße Raben zu schildern. Sie weiß, daß es auf beiden Seiten Gerechte und Ungerechte gibt, Trug und Verleumdung, Rechtschaffenheit und innige Gottesliebe. So leuchtet aus dem glaubensstarken Werk der katholischen Dichterin die warme Güte einer milden Toleranz.

---

* Ricarda Huch, ‚Der große Krieg in Deutschland', Leipzig, Inselverlag, 1914.

** Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung, 1914.

Auch Max Brods Roman ‚Tycho Brahes Weg zu Gott'* spielt in den Jahren vor dem dreißigjährigen Krieg. In Deinem letzten Briefe fragtest Du mich, ob es berechtigt sei, daß dieser Roman eines Autors, in dessen bisherigen Werken Du auch nicht einen Funken Dichtertum entdecken konntest, von einem großen Teil der Presse als eine bedeutende künstlerische Leistung gepriesen werde. Die Lobpreisung des Brodschen Romans beruht, so scheint mir, auf einer Verwechslung. Ein sehr intelligenter Psychologe hat sich zwei Typen des Gelehrten konstruiert: Tycho Brahe, der seine Wissenschaft der weltlichen Eitelkeit unterstellt, Kepler, der sein persönliches Selbst ganz unterwirft dem Dienst am objektiven Werk. Um diese beiden Charaktere von allen Seiten zu spiegeln, wird die nicht sehr geschickte, oft bis hart an die Grenze des Kolportagehaften abirrende Handlung erfunden. Alles Psychologische in diesem Buche ist scharf, gescheit und überzeugend. Aber alles dichterische Gestalten ist Brod versagt; episches Leben ist nicht Fleisch geworden in seinem knöchernen Werk. Die historischen Kostüme des siebzehnten Jahrhunderts schlottern über Menschentypen des neunzehnten Jahrhunderts wie rasch übergeworfene Faschingsgewänder. Den Gestalten Max Brods fehlt das Blut: sie sind konstruiert, nicht geschaut, — analysiert, nicht gedichtet. Sei unbesorgt, lieber Freund, Du brauchst das Buch nicht zu lesen; bis Du in die Heimat kommst, wird es längst der Vergangenheit anheimgefallen sein.

Max Brod, so sehr er sich auch als ein Junger gebärdet, steht am Ausgang einer überlebten Zeitströmung, nicht am Anbeginn des neuen Werdens. Die richtungweisenden Menschen der jungen Generation sehnen sich danach, gerade das psychologische Zersetzen und die intellektualistische Analyse zu überwinden, sie drängen nach flutendem Leben, rauschenden Bildern, nach der kraftvollen Entfesselung einer starken Vitalität. Ein lehrreiches Gegenbeispiel zu dem Buche Max Brods ist Klabunds ‚Moreau, Roman eines Soldaten'.**

Du wirst vielleicht verwundert aufhorchen, lieber Freund, den Namen Klabund in diesem Zusammenhang wieder zu vernehmen. Du erinnerst Dich sicher auch noch jenes längst verklungenen Sommertages in Heidelberg, als uns plötzlich im Schaufenster ein grelles Versbuch entgegenleuchtete mit dem schreienden Titel: ‚Morgenrot, Klabund! Die Tage dämmern!' Irgendetwas zog uns unwillkürlich an; wir gingen in den Laden, kauften das Buch und — während wir an dem heißen Nachmittag den Philosophenweg gingen und der Ruch der glühenden Rebhügel uns ins Blut drang — lasen wir einander die Verse Klabunds vor. Unser Eindruck war eine seltsame Mischung von Abscheu und unwillkürlicher Bewunderung. Eine heiße Vitalität glühte aus diesem jugendlich unreifen Buch wie eine lohende Fackel. Meist verschleuderte sich diese Vitalität in Ekelhaftigkeiten, Absurditäten,

* Leipzig, Kurt Wolff, 1916.
** Berlin, Erich Reiß, 1916.

Zynismen; zuweilen aber kamen Töne, die uns aufhorchen machten: Du, das ist ein Dichter. Besonders ein Gedicht, Du wirst Dich erinnern, hatte eine leuchtende Melodie, die uns, so sehr wir auch Klabunds Zotenton ablehnten, gewaltsam gefangen nahm, das Gedicht von den Wickingern, in deren Augen es blaue Fjorde rauscht, die das Nordlicht rosa überglänzt.

Waren diese frühen Gedichte des jungen Klabund nur ein vergängliches, rasch aufflackerndes Morgenrot? Sollte der sehnenden Stimme des leidenschaftlichen Jünglings nie Reife und Erfüllung werden? Man mußte es fast befürchten, wenn man seine sentimentalen Feuilletons im ‚Berliner Tageblatt‘ las und die primanerhaften Zotengedichte, mit denen er sich dann von den Konzessionen seiner Tageblattarbeit erholte.

Der Roman ‚Moreau‘ hat uns, die wir an den Künstler Klabund glaubten, die schöne Bestätigung gegeben, daß der Dichter in ihm trotz aller Verführung stark und schaffend war. Hier, in der Zucht eines großen historischen Stoffes, ist die zügellose Kraft Klabunds zu straffer Form gereift.

Klabund hat eine neue Form des historischen Romans zu finden gesucht. Seine Vorgänger häufen Geschehnisse, malen Episoden, gestalten mit Wohlbehagen die Kompliziertheit des Lebens. Klabund sucht Prägnanz. Er opfert das Detail der markanten Linie, den Reiz der Episode der monumentalen Wucht. Man hat das Gefühl: er möchte die Weltgeschichte in einige geballte Taten zusammenpressen. Bei Ricarda Huch erscheint das geschichtliche Leben wie ein breiter, behäbiger Strom, bei Enrica von Handel-Mazzetti wie ein ruhiger, die ganze Menschenseele spiegelnder See, bei Verner von Heidenstam wie das rauschende Schäumen geheimnisüberdunkelter Katarakte; bei Klabund ist die Historie ein schmaler Sturzbach, der mit brausender Gewalt die steile Klamm heruntertost.

So wird in der Gedrängtheit einer scharf pointierten Novelle ein großes Romanschicksal gestaltet. Es ist ein Buch, das Du lieben wirst, denn es hat männliche Kraft, hat den starken Rhythmus handelnden Lebens. Das Schicksal des französischen Generals rollt sich in surrender Geschwindigkeit ab: Jugend und Berufung, Triumph und Verfall. Moreau ist der Typ des großen Soldaten, unerschrocken und ohne Falsch, rücksichtslos und doch von kindlicher Einfalt. Ihm tritt Napoleon Bonaparte gegenüber, der selbstsüchtige und listenreiche, der durch alles Wissen des Lebens gehetzte Mann der brutalen Macht. Hier durchbricht Klabund die Dimension des Sinnlichen: der historische Kampf dieser beiden Menschen wird symbolisches Ringen metaphysischer Kräfte. Der bittere Hohn der Weltgeschichte, die hier mitnichten Gottesgericht ist, fügt es, daß der Unreine herrlich triumphiert und der Reine schmählich untergeht.

Klabunds neuester Roman ‚Mohammed‘* sucht den Stil des Moreau fortzusetzen, doch, wie mir scheint, mit minderem Glück. Der abrupte Stil

* Berlin, Erich Reiß, 1918.

Klabunds, schrill wie Kommandoton, vermag eher kongeniale Gestaltung für das Leben eines Soldaten zu finden als für die Kontemplation eines religiösen Menschen. Historie und Legende, die sich um die Gestalt Mohammeds drängen, werden auch hier in kühner Beherrschung des Stoffes lapidar komponiert. Aber es fehlt die Einheit eines überlegenen Standpunkts: bald ist die Legende gläubig hingenommen, bald aufklärerisch psychologisiert. Es fehlt die fortreißende Überzeugungskraft, mit der vielleicht nur der innig gläubige Mensch den religiösen Stoff zu beseelen vermag. Klabund ist heimischer im Reich des Sinnlichen als im Reich des Übersinnlichen; auch sein religiöser Roman bleibt in der Sphäre der Vitalität.

Dieses Einwandes kann ich mich auch gegen eine sonst so außerordentliche Dichtung wie Alfred Döblins chinesischen Roman ‚Die drei Sprünge des Wang-lun'* nicht ganz erwehren. Das Buch eines echten, verschwenderisch reichen Dichters, der nicht nur über die elementaren Grundfarben Klabunds verfügt, sondern über eine Palette aller schillernden Töne und Abstufungen, die in ihrem Reichtum an Heidenstam gemahnt.

Wang-lun, der Sohn eines armen Fischers, ein Charakter, in dem berechnende Verschlagenheit und transzendentale Entrückung seltsam sich mischen, ist die tragende Persönlichkeit der weitgreifenden Geschehnisse. Nach verwilderter Jugend gefürchteter Häuptling einer Räuberbande geworden, wird ihm der Widersinn des Banditendaseins immer mehr bewußt. So sehnt er Scheidung ‚von denen, die im Fieber leben, von denen, die nicht zur Besinnung kommen'. Ringt sich durch zu dem Mysterium der Selbstüberwindung. ‚Ich will arm sein, um nichts zu verlieren . . . Nicht handeln; wie das weiße Wasser schwach und folgsam sein; wie das Licht von jedem dünnen Blatt abgleiten.' Doch nie war Wang-luns Macht über seine Genossen größer als nun, da er den wilden Räubergesellen die Lehre des Wu-wei, die Lehre der Wahrhaft-Schwachen verkündet. ‚Wir sind Ausgestoßene und wollen es eingestehen. Wenn wir schwach sind, sind wir doch stärker als alle anderen. Glaubt mir, es wird uns keiner schlagen; wir biegen jeden Stachel um . . . Wir wollen sein, was wir sind: schwache, hilfsbedürftige Brüder eines armen Volkes.'

Der Häuptling einer kleinen Räuberbande wird Führer einer Sekte von Tausenden. Doch die Materialität des Lebens bricht schütternd ein in die reine Lehre des Wu-wei. Das Dilemma Askese oder Leben im Fleische schafft klaffenden Zwiespalt. Die heilige Prostitution schwellt empor zu orgiastischen Greueln. Fackelglanz abgründiger Szenen tut sich schreckhaft auf.

Grausame Verfolgung der Sekte durch den Staat zerstört vollends das edle Streben nach Selbstüberwindung. Reizt auf zu blutiger Abwehr, macht aus weltabgewandten Sektierern religiöse und politische Rebellen. Der Kampf der Wahrhaft-Schwachen wider die Staatsgewalt wird zum gewaltigen Volkskrieg der mystischen Verehrer des Tao gegen die Staats-

* Berlin, S. Fischer, 1915.

moral des Kung-fut-se, der Ming-Dynastie gegen die Mandschu. Wildes Morden gellt über die gelbe Erde; grausiges Blutbad vernichtet die Anhänger Wang-luns.

Da — im Abendrot der Vernichtung wird Wang-lun bezwungen vom Ekel über die Greueltaten, durch die sein Weg geschritten. In innerer Umkehr findet seine Seele zurück zu der reinen Lehre des Wu-wei. Nur durch Ergebung und Sanftmut können Last des Lebens und Eisenhiebe des Leidens überwunden werden. Nun berauschen schäumende Ekstasen die dem Untergang Geweihten. Die Pforten des Westlichen Paradieses sind gnadereich für sie aufgetan . . .

Was diese Dichtung in dem Leser zurückläßt, ist Rausch glühenden Lebens, wild hingespritzte Farbenfülle, geheimnisvoller Duft fremder Zonen. Kein weichliches Verweilen in lyrischen Stimmungen, kein abstraktes Reflektieren — auch in der Dichtung Döblins drängt sich episch Geschehnis an Geschehnis: es ist wie bei Heidenstam echter epischer Stil. Aber freilich: der Schwede ist ruhiger, breiter, monumentaler; das Tempo Döblins ist forcierter, nervöser, von ruheloser Dynamik. Wie ein brennender Wald, so knistert und flackert es in der Dichtung Döblins, breitet sich aus, entfaltet grellen Glanz — bis plötzlich die entfesselte Lohe zu Boden sinkt in verglühendem Untergang.

Alfred Döblin ist ohne Zweifel eine der allerstärksten dichterischen Potenzen im heutigen Deutschland. Dennoch: zweierlei fehlt seinem Werk zum großen Epos. Zunächst die Wurzelhaftigkeit des Stils und die Allgemeingültigkeit des Stoffes. Verner Heidenstam gestaltete in seinem Romanepos einen zentralen Stoff aus der Geschichte der eigenen Nation, schuf ihn zum bleibenden Symbol schwedischen Lebens. Alfred Döblin aber griff zu einem Stoffe, der keine Beziehungen zu Rhythmus und Gehalt des deutschen Lebens hat; er erzählte uns Begebenheiten der chinesischen Geschichte, Taten von Menschen, die uns fremd sind an Rasse, Sitte und Schicksal und die deshalb auf uns oft als exotisch bunte Kuriosität wirken statt als Symbol unseres eigenen Schicksals.

Und noch ein anderes. Religiöse Erregung schwillt in der großen Romandichtung Döblins zu unerhörter Macht an, peitscht Menschen auf zu außerordentlichen Taten, schüttert das festgefügte Gebäude des Staates, führt verzückt dem Tode entgegen. Doch eines, was den wahrhaft religiösen Dichtungen eignet, fehlt diesem Werk: die Kraft, den Leser selbst unter den Bann religiösen Erlebens zu zwingen, ihn reiner das Buch weglegen zu lassen, als er vor seiner Lektüre gewesen — es fehlt die Kraft der Bekehrung.

Die Bücher, von denen ich heute gesprochen habe, werden dies auch Dich empfinden lassen, lieber Freund: wie stark in unserer deutschen Literatur die Sehnsucht ist nach einem historischen Roman großen Stils. Das Verlangen nach einem Epos, das von großen Menschen und leuchtenden Taten

erzählt, konzentriert sich heute auf die Form des historischen Prosaromans. Es fehlt uns in unsrer modernen Literatur ja ganz an einem epischen Versstil, der ein Werk von dichterischen Dimensionen zuläßt. Der Hexameter wirkt für unser Gefühl fremd wie ein Anachronismus — Frenssens ‚Bismarck'-Epos hat es erst jüngst wieder erwiesen. Gleichmäßige Reimpaare und auch die Nibelungenstrophe haben für das moderne Empfinden etwas leierkastenhaft Monotones. Die beweglichere Stanze wird vielleicht im anmutigen Märchenepos wieder auferstehen; im ernsten historischen Epos bedarf die deutsche Sprache eines herberen Verses. Die Terzinen haben eine südliche Künstlichkeit, die dem deutschen Sprachgeist nicht recht entspricht; nur Dichter von romanischer Formgewandtheit wie Theodor Däubler dürfen sich ihrer zuweilen ungestraft bedienen, und selbst der Dichter des ‚Nordlicht' verwendet sie nur spärlich, in buntem Wechsel mit anderen Versmaßen. Sollte unserer Zeit wieder ein Versepos höheren Stils geschenkt werden, so wird es einer formalen Neuschöpfung bedürfen.

Vorläufig muß der historische Prosaroman als Surrogat dienen. Aber immer mehr hat er die Tendenz, seinen Stil loszulösen von naturalistischer Lässigkeit. Seit Nietzsches Beispiel ist in unserer Prosadichtung ein neuer Drang nach rhythmischer Hämmerung des Stiles erwacht, der die Prosa der Erhabenheit des Verses nähert. In den Dichtungen von Thomas Mann, Klabund und Alfred Döblin, so verschieden das Tempo ihrer Prosa auch ist, ist doch diese gemeinschaftliche Tendenz unverkennbar. So ist die Prosaform nicht mehr künstlerische Ungeformtheit: unsere Gegenwart schafft wieder einen Prosastil von kunststarker Formung.

So laß uns hoffen, daß es der deutschen epischen Dichtung gelingt, dieses formale Können auch an einem wirklich großen Stoff zu erproben, der Allgemeingültigkeit hat und unser Innerstes zu bewegen vermag.

Ich will, lieber Freund, bevor ich für heute von Dir Abschied nehme, Dir noch einen Plan andeuten, der mich seit langem beschäftigt. Wäre es nicht ein wundervoller epischer Stoff, die Geschichte unserer Kirche, ihre bescheidenen Anfänge und ihre wachsende Macht zu schildern, alle die Wirrungen und Spaltungen, die sie bedrohten und doch die Stiftung Christi nicht zu zerstören vermochten? Wäre es nicht der historische Stoff, an dem sich am herrlichsten und überzeugendsten der bewußte Wille in der Weltgeschichte dartun läßt, die Vorsehung Gottes, welche es zuläßt, daß die Pforten der Hölle anstürmen wider seine Kirche, aber der seine Gründung dennoch nicht untergehen läßt; sondern sie führen wird zu Triumph und Verklärung.

Wenn Du, lieber Freund, in den nachdenklichen Tagen der Fastenzeit durch die Stadt der Moscheen und Minarette nach der stillen Kirche San Giorgio a Monte schreitest, um den Leib des Herrn zu empfangen, dann überdenke auch einmal meinen Plan eines Epos, das die schicksalsvolle Geschichte unserer Kirche verherrlicht, und schreibe mir, was Du Dir von diesem Unternehmen erhoffst.

# Kritik

## Französische Romane / Von Hermann Bahr

2.

Wo immer man einen der Romane Baumanns aufschlägt, man denkt sogleich an Balzac. Aber das will zunächst noch gar kein Werturteil sein. Man sucht nur im ersten Erstaunen irgendeinen Namen für das überwältigende Gefühl einer Unermeßlichkeit. Man will irgendwie den Schrecken, das Entsetzen, die Seligkeit nennen — Schrecken, Entsetzen und Seligkeit nicht bloß über den Riesenschritt und die Räuberfaust dieser Romane, sondern über die ganz andere Welt, in die sie uns entführen. Man hat einen Roman erwartet, man war auf ‚Literatur' gefaßt und — ist von einem Element verschlungen. Die gewohnten Maßstäbe versagen, das Urteil verstummt, unser Geschmack begreift, daß er hier gar nicht gefragt wird; hier kommt's gar nicht dazu, daß uns etwas gefällt oder mißfällt: wir sind hier in einer selbstlautenden Wirklichkeit von solcher Eigenmacht, daß sie durchaus nur an sich selber gemessen, daß ihr Gesetz nur aus ihr selber geholt werden kann. Um das Erratische dieser Erscheinung neuen Geschlechts auszudrücken, an der es fast phantastisch wirkt, daß sie sich in dem üblichen gelben Bande zeigt, als wär's ein beliebiger Roman, sagt man Balzac, von dem man ja doch auch eigentlich nie begreifen kann, daß er seinen Purpur in das literarische Gewand steckt. Das Gefühl, das man gleich bei den ersten Worten Baumanns hat, das Gefühl, daß es hier von Anfang an um etwas ganz anderes geht als sonst in Romanen, nicht etwa bloß dem Grade nach, auch nicht der Begabung nach (wir sind hier in einer Region, wo das Wort Begabung überhaupt kein Unterkommen mehr hat), sondern dem Wesen nach, das drängt dem Leser zunächst den Namen Balzac auf. Wie recht es aber hat, merkt er erst am Ende. Wenn er nämlich beide Romane Baumanns kennt, sich nun aufatmend besinnt und das Ungeheure, von dem er noch glüht, stammelnd zu begreifen versucht, wird er dann allmählich erst inne, daß wirklich beide, Baumann und Balzac, durch ganz dasselbe von dem, was man sonst jetzt Literatur nennt, getrennt sind. Goethe, menschlich und künstlerisch größer, auch als Balzac, trennt sich nicht von ihr. Auch Shakespeare nicht, auch Cervantes nicht. Aber Calderon, Dante, die Nibelungen, die griechischen Tragiker, Homer, das Gilgameschepos trennen sich von ihr. Man wird gleich sehen, daß damit kein Werturteil gemeint ist; ja nach den künstlerischen Gewohnheiten unserer Zeit mag es eher ein Tadel für die Reihe Balzac—Gilgamesch sein. Unsere Zeit fordert vom Kunstwerk, daß es ein völlig in sich geschlossenes, aus eigener Kraft um sich kreisendes, seinen eigenen Sinn selbst erfüllendes Wesen sei. Der Künstler fühlt sich als Gott, aus nichts erschafft er eine Welt und gibt ihr die Kraft, fortan aus sich selbst zu leben. Sie braucht ihn dann nicht mehr; er ist nur der primo motore, fortan nimmt sie, wie die Sterne, selbst ihren Lauf. Der Künstler schafft dann noch andere. Sie mögen sich untereinander zuweilen gleichen als Geschöpfe desselben Vaters, zuweilen aber gleichen sie sich auch gar nicht; und ob sie sich gleichen oder nicht, jedes dieser Geschöpfe lebt sein abgesondertes Leben für sich: es braucht den Vater nicht mehr, es braucht die Geschwister

nicht, mit ihm ist etwas in seiner Art Einziges, Einmaliges, Unvergleichliches, Unersetzliches, Unwiederbringliches da, das sich selber völlig genügt, das auf nichts anderes deutet als immer nur wieder auf sich selbst zurück, das den Anspruch macht, in seiner Art so vollendet zu sein, daß diese Art damit erschöpft ist. Den entfliehenden Augenblick, einen niemals wiederkehrenden Atemzug zu verewigen, ist der Ehrgeiz dieser Künstler mit ihren Werken. Der höchste Fall davon ist Shakespeare. Bewußt hat es keiner leidenschaftlicher begehrt als Flaubert. Goethe nennt freilich einmal seine Werke ‚einen Komplex von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die aufeinander hinweisen'. So sahen sie für ihn aus, der sich in allen wieder fand, so sehen sie für uns aus, die doch nur immer ihn in allen suchen. Im Grund ist's aber doch kaum zu fassen, daß der Werther und die Wahlverwandtschaften, daß Prometheus und die Marienbader Elegie von derselben Welt sind. Sie haben ein Jenseits gemeinsam, ihre Herkunft. Im Diesseits ihrer eigenen Existenz sind sie voneinander geschieden. Die Vollkommenheit, mit der jedes nicht nur von den anderen, sondern auch vom Vater, ja von der ganzen Schöpfung geschieden ist, um selber eine Schöpfung, für sich ausreichend, zu sein, ist das einzige, was sie miteinander gemein haben. Und gerade nach der Annäherung an diese Vollkommenheit, nach dem Grade der Abgeschiedenheit eines Kunstwerkes von seinem Schöpfer und allen Geschöpfen zur alleinigen Vollendung in sich selbst, pflegen wir es heute zu schätzen. Gerade darin, daß mit ihm etwas erschaffen wird, daß etwas erscheint, was es vor ihm noch nicht gab, daß mit ihm etwas verschwände, was durchaus niemals wiederkommen kann, finden wir seine Bedeutung, und nur nach dieser erschaffenden Kraft gilt uns der Künstler. In jungen Jahren schrieb ich einen Satz, den die Wiener Sezession dann auf ihr neues Haus gesetzt hat: ‚Seine Welt, die niemals noch war, die niemals mehr sein wird, zeige der Künstler!' Der Satz enthält das bewegende Motiv der Künstler seit der Renaissance, ja man könnte sagen: seit der byzantinischen Kunst. Erreicht hat es selten einer, aber wenigstens den Anschein wollen sie sich alle geben, den Anschein, der Künstler habe hier ein inneres Stück von sich abgelöst und mit belebender Kraft angehaucht. Baumann aber gibt sich diesen Anschein nicht, und das ist es, was ihn in die Reihe Balzac-Gilgamesch stellt. Der Leser Balzacs steht über wogendem Nebel, ein ungestalt dampfendes Meer vor sich; auf einmal zerreißt der Dunst an irgendeiner Stelle und läßt Gestalten: Tal, Fluß, Wald, Häuser und Menschen, sehen, wir ahnen eine Welt, aber schon entzieht sie sich uns wieder, doch nur, um sich an einer andern Stelle wieder aufzutun: wir empfinden dabei den Dichter nicht als ihren Schöpfer, sondern er zieht bloß den Vorhang weg, nie ganz, immer nur einen Augenblick, aber doch lang genug, um uns wissen zu lassen, daß der Nebel, in dem wir stehen, überall Land bedeckt, daß hinter dem Augenschein, der unser irdisches Leben trügt, Wahrheit liegt. Und wie, wenn der Nebel sich auch nur einen Atemzug lang teilt und sich gleich wieder schließt, wir fortan die selige Gewißheit haben, daß überall Land ist, wie das Stück, das uns schon wieder entflieht, uns für ein Ganzes bürgt, uns des Ganzen versichert, wie wir, wenn sich auch der Vorhang wieder schließt, nie mehr vergessen, daß es bloß ein Vorhang ist, so genügt es, Balzac ein einzigesmal, von welcher Stelle seines Werkes auch immer aus, erlebt zu haben, um eigentlich schon des Ganzen teilhaft, um eines ungeheuren Zusammenhangs fortan ahnungsvoll gewiß zu bleiben. Ja wir wären dieses ungeheuren Zusammenhangs auch dann gewiß, wenn wir nur einen einzigen Band der Comedie humaine hätten. Wir sind des ungeheuren Zusammenhangs beim

ersten Band gewiß, den uns der Zufall in die Hand gibt. Ja man darf sagen: die verwirrende Fülle der sämtlichen Bände, so tausendfältig sie glänzt, bringt uns im Grunde nichts Neues mehr, sie bestätigt nur überall wieder jenes erste Erlebnis einer hinter dem Augenschein ruhenden, der menschlichen Willkür entrückten Welt, deren Schöpfer ja dieser Dichter gar nicht, deren Zeiger er nur ist und die vielleicht morgen wieder ein anderer zeigen wird; sie bleibt ja dieselbe, sie zeigt sich bei Balzac nicht anders als im Inferno, am Hofe Etzels oder in der Antigone, höchstens das Licht wechselt, sie bleibt dieselbe; nur daß einer die Kraft hat, mit zeigender Hand bis an sie zu dringen, und uns einen Abglanz von ihr bringt, darauf allein kommt es an! Daher auch das Merkwürdige, daß wir kaum bemerken, wie schlecht Balzac eigentlich ‚komponiert‘: er will ja gar nicht, wie die Künstler, ein Gleichnis der Schöpfung geben, ein Siegel der Welt, ein ‚Kosmöschen‘, wie Kurt Hiller neulich gespottet hat, sondern er will uns mit aufleuchtenden Blitzen zeigen, was hinter den Gleichnissen ist, das, wovon sie Gleichnisse sind. Der Künstler seit der Renaissance geht darauf aus, in seinem Weltbild immer mehr das Objektive so zu verdrängen, daß davon zuletzt nur ein rein subjektiver Ausdruck übrig bleibt, seine ‚Impression‘ davon, während Balzac sein Subjekt im Objektiven ertränkt und dann noch dort bis in die Tiefen dringt, bis zu den Müttern: er geht die Natur durch, bis ins Übernatürliche hinein. Er weiß, daß die Wahrheit jenseits ist, jenseits vom Subjekt nicht nur, sondern auch noch jenseits vom Objekt, erst in Gut und Böse, in der Ewigkeit, in dem, der allein sagen kann: Ich bin, der ich bin!

Nochmals: Kein Werturteil ist's, wenn hier Baumann mit Balzac verglichen wird. Es soll nur rein sein Gebiet abgesteckt, es soll die Grenze gezogen werden zwischen ihm und der übrigen Literatur. Auch er ist wie Balzac kein ‚Schöpfer‘ in dem jetzt üblichen Sinne: er sondert nicht aus sich Gestalten seiner eigenen inneren Welt ab, nein, er sucht im Scheine seiner eigenen inneren Welt den hinter ihr verborgenen Grund auf, und diesen schauend erkennt er dann an den Erscheinungen der Zeit die Züge der Ewigkeit wieder. Veränderlichen Begebenheiten des Tages die leise Spur des unvergänglichen Gesetzes abzuhorchen, sinnt seine Kunst: jenes Wiedererkennen der einen sich in allem vollstreckenden Wahrheit in ihren wechselnden Masken stellt sie dar. Er steht damit völlig außerhalb aller Literatur, wie nach Balzac nur noch Hello (an den er übrigens nicht nur in dem gebannten Hinstarren auf die Zeichen der Übernatur, sondern auch durch seine hymnische Sprachgewalt erinnert). Wie Balzac bedient er sich der herkömmlichen Mittel der Literatur ganz frei, den Ehrgeiz der phrase bien faite kennt er nicht, ja er stößt sie zuweilen mit dem Fuße weg, ungeduldig und voll erbitterter Verachtung. Denn er will nur eins: die Wahrheit entblößen. Die Leidenschaft, mit der er überall nach ihr greift und sie sozusagen auf der Straße anfällt, hat etwas Erschütterndes. Überall ist sie ja für ihn, er muß ihr nur das Gewand abreißen, in das Menschentrug sie versteckt hat. Wo er damit anfängt, ist ihm ebenso gleich, wie wann er aufhört: wir sind ja doch überall an der Wahrheit, überall auf dem Weg zu Gott. Und was der Mensch aber auch davon ergreift, alles Irdische bleibt doch Stückwerk. Nirgends maßt Baumann sich ein artistisches Streben nach Vollkommenheit an, er stößt nur wie ein Raubvogel auf seine Beute herab; aber da doch auch noch das kleinste Stück, das er an sein Stückwerk anstückt, noch von der ganzen Wahrheit blutet, wird hier eine viel höhere Vollkommenheit erreicht: keine künstliche, wie sie der Artist seinem Werke ansetzt oder zufügt, sondern die lebendige des unzerstörbaren Zu-

sammenhangs mit der Urwahrheit. Es ist das Gegenteil von bewußter Komposition. Seine Romane bewegen sich in Zufällen wie der Sinn des Lebens selbst. Sie bewegen sich auch gern im Verruchten, sie sind voll Sünden, es wird oft tiefe Nacht darin, doch immer geht dann aus ihr die Sonne wieder auf. Er peinigt zuweilen seine Gestalten so, daß eine einmal zu Gott schreit: ‚Mais aussi pourquoi avez-vous fait un monde où il peut y avoir tant d'infamie?‘ Und der Leser möchte mitschreien vor unerträglichem Entsetzen, doch seine Qual erstickt, denn eben aus der Tiefe des Leids steigt ja der Sinn des Leids empor, und jener vermessen zweifelnden Frage wird die tröstende Antwort: ‚Le sacrifice est la vie du monde, depuis l'herbe, immolée sans le savoir al'agneau qui broute, jusqu'a l'Homme-Dieu, qui a rénové, qui rénovera la terre par le Sang des Justes, des Martyrs, et par le Sien!‘ Uns ist es gegeben, frei zu werden, indem wir unseren Willen aufopfern: dann erleiden wir das Leid nicht mehr, es wird uns zur eigenen Tat, und so wird's uns zum Lohn. Das ist die große Kraft, die unser Glaube dem Menschen schon hier auf Erden gibt: er lehrt ihn alle Notwendigkeit in Freiheit verwandeln, und nur wer den Willen Gottes annimmt, kann erst das Leben bejahen; nur wer das Martyrium sucht, findet hier auf Erden schon den Vorgeschmack der Seligkeit; nur wer sich überwindet, nur der Entselbstete, nur der Gekreuzigte lebt!

‚L'Immolé‘ heißt Baumanns erster Roman — gestaltenreich wie Rodins Höllenpforte, im Gewühl der alten Stadt Lyon spielend, aus Grausen in Verklärung leitend, durch Schuld zur Sühne, durch Leid zur Opferlust am Kreuze. ‚La Fosse aux Lions‘ heißt der zweite — robust, einsilbig, von der Gedrungenheit Maupassants, in der Vendée spielend, auf einem alten Schloß, unter Edelleuten, auch wieder eine ‚prédestination d'holocaustes‘ erfüllend, auch wieder mit demselben Schlusse: Cum te consumptum putaveris, orieris ut lucifer! Beide könnten auch heißen wie jenes tiefsinnige Gedicht Calderons: Die Andacht zum Kreuze. Und man hat das Gefühl: Alle anderen auch, die er je noch schreiben wird! Wer erst so weit ist, dem muß, was er immer sinnt, schreibt oder tut, zur Andacht zum Kreuze werden. Wer erst einmal die Wirklichkeit mit dem Blick der Wahrheit erkannt hat, der sieht in ihr nur noch das Kreuz, der hört nur noch den Ruf zum Kreuze, der kommt auf allen Wegen ans Kreuz. Unica spes mea, omnis spes mea, heißt's im Gebet: Keine Hoffnung wird dir gelassen als auf das Kreuz, die aber enthält auch alle anderen, am Kreuze sind sie dir dann insgesamt erfüllt. Dem Gekreuzigten zergeht der Schein, der Fluß des Werdens hält still, das Sein beginnt. Suche das Kreuz! Lerne dich kreuzigen! Aber an deinem Kreuze! Denn das ist die letzte Kreuzigung, die schmerzhafteste von allen: daß du auch noch lernst, dir nicht nach deinem Gefallen ein Kreuz auszuwählen, sondern dich in Demut bereitzumachen für das unbekannte Kreuz, das du zu tragen bestimmt bist, daß du gerade den Willen Gottes wollen lernst, den du nicht willst! Es ist ja die letzte Zuflucht, in der sich unsere Selbstsucht versteckt, daß wir zwar uns zum Opfer darzubringen gewillt sind, aber nach unserm eigenen Sinn. Erst wenn du auch sein letztes Aufzucken noch überwunden und alles, was du bist, dem Willen zum Kreuze unterworfen hast, werden dir aus deinem Kreuz die roten Rosen blühen.

Es ist der unerbittliche, das ganze Leben durchdringende, den ganzen Menschen fordernde Katholizismus, den Baumann verkündet. Für ihn ist man entweder in jedem Atemzug Katholik, oder man ist es gar nicht. Wer auch nur einer Erwägung, ob nicht doch vielleicht irgendein Kompromiß des Kreuzes mit der

Welt möglich wäre, fähig ist, der ist es schon nicht mehr. Es gibt keine Katholiken in Intervallen. Deutsche Leser Baumanns, von seinem brennenden Durste nach dem Opfer fast erschreckt, haben beklommen gefragt, ob dieser Katholizismus nicht doch gar zu französisch sei. Selbst der liebenswerte Okkupationssoldat, der zuerst im ‚Hochland‘ (Juliheft 1917), so fromm ergriffen, sich tief einfühlend, vom ‚Immolé‘ erzählt hat, scheint doch manches darin als ‚spezifisch französisch‘ empfunden zu haben. Ich muß gestehen, daß ich überhaupt mit den Worten: französischer Katholizismus und deutscher Katholizismus oder meinetwegen chinesischer Katholizismus nichts anzufangen weiß, ich kann mir dabei nichts denken. Es gibt allerorten Katholiken, Katholizismus gibt's nur einen. Die Katholiken sind verschieden, der Katholizismus ist überall derselbe. Verschieden ist der Grad, in welchem die Katholiken katholisch sind. Der Katholizismus ist immer gleich, die Rasse bestimmt höchstens die Nähe oder Entfernung von ihm (auch das bleibt mir übrigens höchst fraglich, wie mir überhaupt die Bedeutung des Bluts für den Geist immer fraglicher wird; diese Fragwürdigkeit ist eigentlich das Thema meines neuen Romans). Nein, der Unterschied der französischen von den deutschen Katholiken liegt in ihrer Stellung zum Staate. Wo der Staat, wie jetzt in Frankreich, sich offen als Organisation der Gewalt zu irdischen Zwecken zeigt und seine Feindschaft gegen den Geist durch die Tat bekennt, hat der Katholik nur die Wahl: entweder keiner mehr, oder es bis zum Martyrium zu sein; der Staat zwingt den Katholiken dort ans Kreuz. In Ländern aber, wo der Staat zwar den Katholiken mißtraut, aber ihren Glauben als einen Behelf zur Lenkung der Massen ausnützen zu können meint und also gern auf gegenseitige Schonung vorderhand paktieren möchte, kann in stark nach Erdenlust verlangenden, schwach katholisch angehauchten Menschen der Wunsch entstehen nach einem Arrangement mit dem Fürsten dieser Welt. Die französischen Katholiken haben eins voraus: sie sind die Mitläufer los. Aber auch wir haben noch Katholiken genug, die, ganz wie sie sind, in den Romanen Baumanns stehen könnten. Heimliches Martyrium ist darum nicht geringer, verborgenes Kreuz trägt sich nicht leichter, und vielleicht hat der Jesuit im ‚Immolé‘ recht, der meint, unser Herr Jesus, als er noch auf Erden ging, habe von den Seinen ja gar niemals besondere Leiden verlangt: ‚C'est l'homme interieur qu'il a voulu, par-dessus tout, crucifier!‘ Und vielleicht wünscht im stillen mancher von uns die Stunde herbei, wo wir wieder werden rufen können wie der große Klemens August von Köln: ‚Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt!‘

# Tolstois Tagebuch

Die große seelische Neuausrichtung, zu der uns der Weltkrieg zwingen will, bedeutet nicht zuletzt Auseinandersetzung mit den organisierten Mächten des Staates, der Kirche, der Gesellschaft, die als das Alte, das Festgewordene uns bisher mehr oder weniger eng und freundlich umfangen haben, die aber jetzt, entzaubert, weil sie das Weltunheil nicht abhalten konnten, oft und leidenschaftlich in Frage gestellt werden. Diese Seelenverfassung, über deren Verbreitung man sich keiner Selbsttäuschung hingeben darf, findet in den Gedanken eines Tolstoi etwas seltsam Anziehendes. Diese Anziehungskraft wird noch erhöht, wenn sie in statu nascendi geboten werden, wie es in dem soeben bei Georg Müller (München)

erschienenen, von Ludwig Berndl übersetzten ‚Tagebuch L. N. Tolstois'* der Fall ist. Schon äußerlich ist leicht festzustellen, daß die Gedanken noch im Zustand des Gärens und Werdens sich befinden. Immer wieder finden sich hinter den Eintragungen Bemerkungen wie die: ‚Ich fühle, daß hier etwas Wahres ist, kann es aber noch nicht klar ausdrücken' (S. 58). Das hindert aber nicht, daß diese glühenden, einseitigen, selbstbewußten und doch naiven Auseinandersetzungen mit den großen Kulturmächten uns in einzigartiger Weise zum Nachdenken und Neudurchdenken der eigenen Positionen anregen. Wem das Erleben des Weltkrieges wie Wildwasser durch die zerklüftete Seele schießt, der mag sich nur ungern mit dem befassen, was von geruhigen Menschen in geruhigen Zeiten erdacht wurde. Hier aber in diesem unendlich ernsten, geängstigten, unmittelbar zu fassenden Ringen pulst ein wehstolzes Leben, das auch uns etwas zu sagen hat, so sehr wir uns natürlich bewußt bleiben müssen, unter welchen Voraussetzungen und Begleiterscheinungen sich dieses große Leben zu Ende denkt. Man hat Tolstoi ‚das Gewissen Rußlands' genannt. Er ist es auch. Und so sehr ihm das Hereinragen dieses Gedankens in das Bewußtsein schmerzlich ist, so glaubt er doch gelegentlich, ‚den reifgewordenen Ausdruck des Willens Gottes in sich zu fühlen, der sich kundtum will' (S. 76). Man ahnt die Art der Widerstände, die wie betäubende Keulenschläge auf das Haupt des um Einheit und Folgerichtigkeit Ringenden fallen und wagt angesichts der eigenen Brüchigkeit kaum das Widerspruchsvolle im Leben des Denkers von Jasnaja Poljana hervorzuheben. Wie absolut ist der Individualismus, wie lebensfremd der Optimismus, wie unerbittlich die Forderung, alles zu zerschlagen, was bisher als Stütze und Stab menschlicher Schwäche gedient hat: „Die Organisation, alle Organisation entbindet von jeglicher menschlichen, persönlichen, moralischen Pflicht. Alles Übel der Welt hat darin seinen Grund' (S. 169).

Dieser ‚Abkömmling ganzer Generationen stolzer Sklavenbesitzer' ist wirklich der Typ des ‚reuigen Edelmannes' geworden, dem brennende Scham das Herz zerfrißt über all die zu eigener Erleichterung und Beruhigung entpersönlichte Gewalt, die am Marke der Menschheit zehrt und der er immer nur Liebe, Liebe und wieder Liebe entgegenstellen möchte. Mit welchen Augen er wohl das Treiben der Bolschewisten angesehen hätte, die aus Dankbarkeit sein Gut Jasnaja Poljana vor der Enteignung und Verteilung sichergestellt haben!

Gewissen ist er aber nicht bloß dem Ganzen, Gewissen ist er vor allem sich selbst. Das ist keine abgeklärte, seines Weges und Zieles wohlbewußte, sicher schreitende Altersweisheit, das ist ein ruheloses Auf und Nieder von Kraft und Schwäche, von Gedanke und Tat, von Hoffnung und Verzagtheit: echtes Leben! „Ist es denn unmöglich, immer vor Gott zu leben und nach Kräften Seine Sache zu tun? Ich will mich bemühen. Herr, stehe mir bei!' (S. 111).

‚Sich selbst zu bessern, ist aber die beste Art der Erziehung eigener und fremder Kinder und auch Erwachsener' (S. 13). Dieses unbeirrte Arbeiten des Greises an der eigenen Erziehung, an der Verwirklichung ‚der höchsten moralischen Forderung' kann an keinem Leser eindruckslos vorübergehen. ‚Ach, dieser Luxus . . .' (S. 88). ‚Ich habe vor nun 15 Jahren vorgeschlagen, den größten Teil des Gutes wegzugeben und in vier Zimmern zu wohnen. Dann hätten sie ein Ideal . . . (S. 33). Er sieht das ungeheure Elend der Bauern: ‚Wir

* I. Band: (1895—1899) 1917.

aber kritisieren Beethoven. Und ich betete, daß der Herr mich erlöse von diesem Leben . . . Ich hasse mich und mein Leben' (S. 55).

Wer die theoretischen, polemischen und propagandistischen Schriften Tolstois nicht mag, dem bietet sich hier ein direkterer Weg, den Hauptpunkten der Lehre im Lichte des mütterlichen Lebens nahezukommen. Wem es nicht so sehr um gangbare Gedankenmünze als um Seelendokumente und Erweiterung der eigenen Seelenplattform zu tun ist, der greife nach diesem Buch. Aus den oft mit verblüffender Treffsicherheit hingeworfenen Gedanken könnte man ein Betrachtungsbuch zusammenstellen, das mit seinem modernen und spezifisch russischen Einschlag in dem westeuropäischen Menschen das Bewußtsein der eigenen Versündigung, der Reuenotwendigkeit, der Gnadenhilfe, der Unumgänglichkeit der Liebestat, der Demut wirksam beleben könnte. In dogmatisch-kirchlicher Hinsicht freilich versagt der formlose Individualismus gänzlich.

Die Herausgabe des ‚Tagebuchs', die W. Tschertkow, der beste Freund Tolstois und treueste Anwalt seiner Ideen, besorgt hat, ist sorgfältig und in bezug auf die Anmerkungen hinreichend. Die Übersetzung, von Ludwig Berndl gefertigt, liest sich sehr gut. Hoffentlich tritt in der Fortsetzung des Tagebuchs keine Verzögerung ein. Das wäre eine große Enttäuschung für alle die, die mit diesem Bande sich in das Innenleben Tolstois einzufühlen begonnen haben.

H. P.

# Österliche Stadt

Wer sprengte die Gruft aus Gram, Frost und Not
und rief die Menschenschatten an, die bang erstarrten?
Die Stadt steht brennend im Licht von Blau und Rot,
ihre Himmel klingen in entzücktem Erwarten.
Alle Häuser haben offene Fenster und Türen.
Die Augen sind zu den Vögeln im Wind emporgehoben.
Versucht nicht schon ein Mädchenlied den Frühling zu loben.
Die Straßen sind so, als könnten sie ins Wunderbare führen.

Jetzt könnte unter all diesen Menschen, den unbekannten,
Generalen, Ärzten und Schiffskommandanten,
Fürsten, Millionären und Rechtsanwälten,
Fuhrleuten, Schauspielern und Kontorangestellten
Ein Heiliger sein. — Der könnte plötzlich mitten unter uns gehn
und auf die Leiden der Seelen mit solchen Augen sehn,
daß jedes Sein sich bis ins Herz verwandelt,
und alle reinen und guten Dinge auferstehn.

Alfred Günther.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für Febr. 1918*

Wie der 42. verlief auch der 43. Kriegsmonat ohne Entscheidungskämpfe, doch belebten die ‚Stille vor dem drohenden Weststurm' wichtige Ereignisse. ‚Der Friede marschiert!' Als erster des Weltkrieges wurde solcher vom Vierbunde mit dem neuen, noch unfertigen genossen-herrschaftlichen Staatsgebilde Ukraine geschlossen. Nun stehen die mit Großrußland und Rumänien unmittelbar bevor, wurden von deren Regierungen jedoch bis Monatsschluß noch verzögert.

Den allgemeinen Frieden bereitet mittelbar stetig und wirksam der Seekrieg vor. Nach deutsch-amtlicher Feststellung wurden im Januar durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte 632 000 und damit im ersten Jahre des uneingeschränkten Unterseekampfes insgesamt 9 590 000 Bruttoregistertonnen des für den Einkreisungsverband nutzbaren Handelsschiffraumes vernichtet. Im 43. Kriegsmonat wurden durch Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität vom 1. bis 28. Februar an Versenkungen solchen Raumes bekannt: 386 000 BRT., sowie 47 Dampfer, 22 Segler und 11 Fischerfahrzeuge, deren Tonnenzahl nicht angegeben wurde. Außer diesen Ergebnissen unter dem Wasserspiegel wurden solche auch auf diesem erzielt, nämlich 210 000 BRT. Frachtraumes. Diese Zahl zerstörte in glänzender Leistung während der letzten 15 Monate der Hilfskreuzer ‚Wolf', der am 23. Februar bis vom Indischen Meere mit reicher Beute heimkehrte. Schon nahe der deutschen Heimat scheiterte leider sein Begleitschiff, der Dampfer „Igotz Mendi", östlich Skagen an der dänischen Küste. Völkerrechtswidrig verbot seltsamerweise die dortige Regierung die noch möglich gewesene Bergung und unterwarf die schiffbrüchige deutsche Besatzung der Einschließung. Auf dem Wasserspiegel wurde ferner die Untätigkeit der britischen Kriegsflotte neu erwiesen durch erfolgreiche Angriffe deutscher Torpedoschiffe in den zwei Nächten vom 14. bis 16. Februar. Hiebei wurden viele britische Wachschiffe, mindestens 2 Vorpostendampfer und 7 Triebwerkkähne unmittelbar vor der englischen Küste versenkt, sowie der Kriegshafen Dover wirksam beschossen. Als starkes mittelbares Ergebnis des Seekrieges zeigt sich in Großbritannien wirkliche Not, die durch Mangel an Frachtschiffen im Zusammenwirken mit ungenügenden Vorräten in den überseeischen Ausfuhrländern bedingt wird. Immer ernster werdende Arbeiterausstände, Unruhen und Ausschreitungen rief der Mangel an Lebens- und Futtermitteln hervor. Einflußreich ist auch der Mißerfolg der britischen Schiffsbauabsichten, indem im Jahre 1917 statt 3 Millionen nur $1^1/_8$ Millionen Frachtraum neugebaut wurden. Zu Verlust gingen aber in der gleichen Zeit mehr als dreimal so viel. Großbritannien besitzt daher im Jahre 1918 um $^1/_5$ oder 20 v. H. weniger Schiffsraum als im Jahre 1916. Anfangs Februar mußte die britische Regierung die Zwangszuweisung von Lebensmitteln einführen und die Verpflegung der Inlandtruppen um ein Drittel vermindern. Nach einer amtlichen Rede des britischen Landwirtschaftsministers werde Großbritannien in den nächsten acht Monaten als Volk und Reich den

---

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Januar 1918' Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Märzheft S. 697.

gefährlichsten Abschnitt seiner Geschichte durchleben. Das ist eine wohlverdiente Vergeltung für die beabsichtigte Aushungerung der Mittelmächte!

Den wehrlosen Bevölkerungen der Kriegs- und selbst weit dahinterliegenden Inlandgebiete bringt der neuzeitliche Luftkrieg fortgesetzt tiefbedauerliche nutzlose Leiden. Völkerrechtlich waren für ihn im Frieden noch keine bindenden Vereinbarungen getroffen, aber sie würden wahrscheinlich doch nichts nützen, da sich in diesem Kriege unsere Feinde erfahrungsgemäß an solche in keiner Richtung binden, sobald sie ihnen hinderlich sind. Warfen doch im Februar französische und britische Flieger neuerdings Bomben sogar auf ohnseitiges schweizer- und holländisches Land. Fortwährend mehrten sich ihre Luftangriffe auf offene, militärisch unwichtige Ortschaften des Vierbundes und forderten zu stärksten Vergeltungen heraus. Den Anfang hiezu machten schon gleich bei Kriegsbeginn französische Flieger, die damals weit im Inneren Deutschlands Bomben abwarfen. Seitdem verstärkte sich diese grausame Kampfweise immer mehr. Voraussichtlich wird in künftigen Kriegen das Fliegen noch zahlreicher und stärker angewendet werden. Zum Schutze der nicht kämpfenden Landesbewohner wären daher nach Schluß des jetzigen Völkerkrieges möglichst bald zwischenstaatliche Abmachungen zu treffen. Bei den Kämpfen selbst werden, besonders im Westen und Südwesten, die beiderseitigen Luftstreitkräfte ausgiebigst verwendet. Namentlich zur Aufklärung wurden sie unentbehrlich, nachdem im Stellungskriege die Reitererkundung völlig versagte. Außer zu den Fliegerkämpfen in der Luft werden die Luftfahrzeuge wirksam in den Gefechten des Erdbodens verwendet zur Leitung des Geschützfeuers und zum Feuereinsatz ihrer Triebwerkgewehre. Gegenseitig halten sich jedoch die Luftstreitkräfte das Gleichgewicht, indem die Fliegerüberzahl des Einkreisverbandes durch die Geschicklichkeit und Fertigkeit der Vierbundflieger ausgeglichen wird. Mit der Vervollkommnung und bedeutend größeren Kriegsbrauchbarkeit der Flugzeuge wurden die Luftschiffe fast gänzlich zurückgedrängt. Deren Schwerfälligkeit und große Empfindlichkeit zeigte sich neuerdings bei dem Scheitern und Platzen eines französischen Luftschiffes am 20. Februar im Ärmelkanal bei Le Havre.

Wie im Januar blieben allgemeine Lage und militärische Kriegsgrenzen auf dem westlichen Kampfplatze auch im Februar noch unverändert. Zwar vermehrten sich beiderseits Geschützkämpfe und Erkundungsunternehmungen, wohl um zu erfahren, ob und wo die Gegner ihren Hauptangriff zur Entscheidungsschlacht ansetzen werden. Vorerst jedoch entlud sich die im Westen drohende schwere Gewitterwolke noch nicht; vielleicht verzieht sie sich sogar nach Südwesten auf den italienischen Kriegsschauplatz. Vorläufig soll der von den Gegnern erwartete große Angriff des Vierbundes wie ein Alp auf dem Einkreisverbande liegen und besonders in Frankreich durch die Bereithaltung aller kampffähigen Männer und deren Entziehung für Ackerbauzwecke wirtschaftlich höchst ungünstig wirken. Im Westen seien vom Verband unzählige Kilometer neuer Schützengräben ausgehoben, Geschütze und Schießbedarf in erstaunlichen Mengen bereitgestellt, das französische Heer in bester Verfassung zu stärkster Abwehr. Zur Ablösung seiner älteren Jahrgänge wurden Männer aus Afrika, Amerika und Indochina herbeigeholt und militärisch ausgebildet. Zur Verstärkung der Stellungsbesatzungen wären alle verfügbaren französischen Heimatstruppen vorbefohlen. Dabei befinde sich durch das Brachliegen vieler Ländereien und das Ausbleiben der überseeischen Zufuhren Frankreich in großen Versorgungsschwierigkeiten. Allein an Getreide besteht für 1918 ein Fehlbetrag von 35 772 000 Doppelzentnern. Wie in

England und der Schweiz müsse zwangsweise Landbestellung eingeführt werden. Für einheitlichen Einsatz zum Angriff oder zur Abwehr deutschen Vorgehens wurde kürzlich vom Einkreisverband dem französischen General Foch in der Stärke von etwa 600 000 Mann ein bewegliches Rückhaltheer im Inneren Frankreichs unterstellt. Anfangs Februar traf nach schweizerischen Zeitungen die zweite größere Truppensendung Amerikas, 32 000 Mann, in Frankreich ein, so daß nun mindestens 70 000 Amerikaner, nach anderen vorhandenen Nachrichten sogar bis zu 250 000 Mann in die Kampfstellungen eingerückt seien. Sie hätten einen Stellungsabschnitt in Französisch-Lothringen, etwa in der Woëvre-Gegend, die zu ihrer Lehrzeit ausgewählt wurde, übernommen, doch seien nach Blättermeldungen amerikanische Truppen auch in der Champagne und im Sundgau. In Portugal brachen im Februar neue aufständische Unruhen aus, während in Irland gegen Monatsschluß die Sinnfeiner den irischen Freistaat in den vier Grafschaften Clare, Sligo, Roscommon und Mayo ausriefen, worauf die britische Regierung für Irland und dessen Eilande den außerordentlichen Kriegszustand und Clare als Kriegsgebiet erklärte. Angeblich herrsche in Frankreich Angst vor einem möglichen Rückschlage bei dem bevorstehenden großen Entscheidungskampfe. Durch den russischen Zusammenbruch sei der Einkreisverband im Frühjahr 1918 von der Nordsee bis zur Adria auf die Heerführungsabwehr verwiesen und könne vor dem Einsatze des mächtigen Vierbundangriffes keine eigene Kriegshandlung unternehmen; schwer und furchtbar werde der Stoß der Deutschen sein. Dem wolle der Einkreisverband zuvorkommen durch eigenes Vorgehen im Südwesten zur Befreiung der besetzten italienischen Gebiete und um die tiefgedrückte Stimmung des welschen Volkes zu heben.

Vorläufig trat jedoch während des Februar auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze keine Änderung der Lage und der militärischen Kriegsgrenzen ein. Am 11. Februar konnten österreichisch-ungarische Truppen durch einen erfolgreichen Angriff am Südhange des Sasso Rosso ihre Stellungen etwas verbessern, während italienische Angriffe am 19. auf dem Monte Pertica, am 23. auf den Col Caprile, dann am 25. und 27. Februar westlich der Brenta scheiterten. Nach schweizerischen Zeitungen wurde am Monatsende seitens Italien und Frankreich für Menschen, Gepäck, Post und Güter der gesamte Grenzverkehr mit der Schweiz und Spanien gesperrt. Vermutlich seien amerikanische Truppen aus Frankreich unterwegs nach Italien, und große Mengen italienischer Truppen nach dem Westen. Damit soll wohl Einheitlichkeit des Einkreisverbandes in den Kriegshandlungen bekundet werden, zugleich Italien vor Umsturz und Abschluß eines Sonderfriedens nach russischem Vorbild verhindert werden?

Im Balkangebiete blieb während des 43. Kriegsmonats ebenfalls die Lage unverändert. Auf dem südlichen Kampfplatze in Mazedonien fanden nur kleinere Scharmützel und einflußlose Feuerüberfälle statt, auf dem nördlichen in der Dobrudscha dauerte der Waffenstillstand fort. Nach römisch-schweizerischen Mitteilungen werde das zurückgezogen gewesene serbische Heer demnächst wieder tätig am Kriege teilnehmen, außerdem werde die Balkanstreitmacht des Einkreisverbandes baldigst durch bereits marschbereite griechische Truppen verstärkt. Zur Verstärkung des griechischen Heeres wären Ende Februar fünf Jahrgänge Attikas und zwei im Peloponnes unter die Fahnen gerufen worden. Wegen des bevorstehenden Ausscheidens Rumäniens aus der Reihe der Kriegführenden soll übrigens die Fortführung des Saloniki-Unternehmens in Frage stehen und dessen Abbau beabsichtigt sein.

Mit Waffenstillstand schloß im Osten der Januar und begann der Februar.

Obwohl *Rumänien* seinem bisherigen russischen Verbündeten den Krieg erklärte und es selbst im Größenwahn sogar versuchte, Beßarabien, seine einstige Provinz, von Rußland zurückzuerobern, verzögerte es noch den Beginn von Friedensunterhandlungen mit dem Vierbunde. Wohl aber wurden solche mit Ukraine und Großrußland weitergeführt. Am 9. Februar, morgens 2 Uhr, konnte der Friede zwischen dem Vierbund und dem ukrainischen Volksfreistaat abgeschlossen werden. Dagegen verzichtete Großrußland nach zweimonatlichen ergebnislosen Verhandlungen am 10. Februar auf die Unterzeichnung eines schriftlichen Friedensvertrages, ließ den Kriegszustand mit den Vierbundmächten für beendet erklären und erteilte gleichzeitig Befehl zur völligen Abrüstung der russischen Streitkräfte in allen vorderen Stellungen. Im Inneren des einstigen Kaiserreiches führte es jedoch den Bürgerkrieg mit den sich neubildenden und von Rußland sich loslösenden Randstaaten weiter. Von der ukrainischen Regierung wurde daher am 16. Februar das deutsche Volk um Hilfe gegen die Großrussen dringend gebeten. Gleichzeitig stellte die deutsche Reichsregierung fest, daß die Petersburger Regierung durch ihr Verhalten tatsächlich den Waffenstillstand am 10. Februar kündigte und dieser nach Ablauf der siebentägigen Kündigungsfrist am 18. Februar mittags endete. Zu diesem Zeitpunkte begannen denn auch wieder die seit drei Monaten ausgesetzten Feindseligkeiten zunächst an den deutsch-großrussischen Kampfstellungen. Wegen innerer Zersetzung und Auflösung des russischen Heeres fanden die deutschen Truppen verhältnismäßig wenig Widerstand und konnten, reiche Kriegsbeute machend, breit ausgedehnt den schnellen Vormarsch in das innere Rußland ohne Entscheidungskämpfe fast ungehemmt fortführen. Am Monatsende, dem zehnten Marschtage, erreichte der deutsche rechte Flügel bei Rjetschiza den Dnjepr, der linke Reval an der Ostsee. Bis dahin beteiligte sich Österreich-Ungarn, dessen Streitkräfte weiter südlich ausschließlich an der ukrainischen Grenze standen, an diesem Vorgehen nicht, sondern begnügte sich, seine bisher noch von russischen Truppen besetzten Gebietsteile bis zur alten Reichsgrenze kampflos wieder einzunehmen. Nun aber, von der ukrainischen Regierung und Bevölkerung ebenfalls zum Schutze gegen feindliche großrussische Banden gerufen, rückten österreichisch-ungarische Truppen breit entwickelt am 28. Februar nördlich vom Pruth in die Ukraine und erreichten, nun auch reiche russische Beute machend, widerstandslos den Strich Nowosielica—Chotin — Kameniec-Podolsk zu beiden Seiten des Dnjestr. Damit wurden die dort aufgestapelten Lebensmittelvorräte für die Ausfuhr nach den Mittelmächten gesichert. Die Petersburger Regierung aber zwang die Schlußforderung des Vierbundes vom 18. Februar und das Vorgehen der *deutschen* Streitkräfte unter nunmehriger Annahme der vom Vierbund vorgeschlagenen Friedensbedingungen, zuerst am 19. Februar durch Funkspruch, dann zwei Tage später auf Verlangen schriftlich durch Eilbote, neue Friedensverhandlungen einzugehen, die mit Eintreffen der beiderseitigen Bevollmächtigten am 28. Februar, nachmittags, begannen. Nach dreitägiger Beratung — während Niederschrift dieser Betrachtung — wurde am 3. März, nachmittags 5 Uhr, der hocherfreuliche Friede mit Großrußland abgeschlossen, worauf die Einstellung der kriegerischen Bewegungen in Großrußland sofort erfolgte.* Wer an die drohenden Zeiten des Kriegsausbruches, an das wiederholte gefährliche Vordringen der russischen ‚Dampfwalze' in Ostpreußen und österreichisch-ungarische Gebiete zurückdenkt und sie mit dem jetzigen erstaunlich großartigen

* Am 5. März abends 7 Uhr wurde in Bukarest vom Vierbund auch mit Rumänien der Vorfriedensvertrag geschlossen.

Erfolge des Vierbundes vergleicht, muß von bewunderndem höchsten Dankgefühl für unsere Streitkräfte und Oberste Heeresleitung durchdrungen sein. Durch Abwehr und gründliche Besiegung des russischen 12—15-Millionen-Heeres und den damit herbeigeführten Umsturz und Zusammenbruch des riesigen Kaiserreiches wurde vom Vierbunde die Hauptentscheidung des Weltkrieges gewonnen. Zu Lande ist jetzt die Einkreisung des Vierbundes durchbrochen, zu Wasser besteht sie noch weiter. Um die Zufuhr überseeischer Rohstoffe für den Vierbund durch Rußland mittelst der sibirischen Ostküsten verhindern zu können, trat Japan in ein feindseliges Verhältnis zur Petersburger Regierung und besetzte deren Seehäfen am Stillen Meere. Immerhin ist bereits das Einkaufs- und Absatzgebiet des Vierbundes während des Krieges außerordentlich erweitert und die Möglichkeit seiner ‚Aushungerung' ausgeschlossen. Nun ist das nächste Kriegsziel die Niederwerfung Großbritanniens, um die Handelsfreiheit auf den Meeren und damit die billigen Wasserwege für Ein- und Ausfuhr wiederzugewinnen. Darüber werden die im Westen nahe bevorstehenden Landschlachten entscheiden! Dort stehen die Millionen kampffähiger Briten. Deren gründliche, friedenerzwingende Besiegung auf dem Festlande wird Seeschlachten und eine Eroberung der britischen Eilande entbehrlich machen. Umsonst wurde dann zum Schutze gegen feindliche Landungen die britische Schlachtflotte zurückgehalten.

Während des dreiundvierzigsten Kriegsmonats wurde auf den außereuropäischen türkischen Kriegsschauplätzen wenig gekämpft. Im Kaukasusgebiete dauerte der Waffenstillstand mit Rußland ebenfalls bis 18. Februar fort, dann begannen auch die ottomanischen Streitkräfte den Vormarsch in ihre seither von den Russen besetzt gewesenen Gebiete, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen. Die Feindseligkeiten endete gleichfalls der Friedensschluß vom 3. März. Schon während des Waffenstillstandes hatten die russischen Truppen ihre Stellungen verlassen. Nur räuberische Banden mit Kanonen und Triebwerkgewehren waren im Gebiete zurückgeblieben und verübten grausame Mißhandlungen der dortigen türkischen Bevölkerung. Zu deren Schutz hatten daher ottomanische Truppen anfangs Februar schon vor Ablauf des Waffenstillstandes bis Kilkit zum Striche Keusse—Sebeck vorrücken müssen. Im Irak (Mesopotamien) änderte sich die Kriegslage nicht; am 22. und 23. Februar waren entscheidungslose Erkundungskämpfe südlich Hit. Dagegen in Palästina konnten die Briten abermals Gelände gewinnen. Am 14. Februar schoben sie ihre Stellungen 10 Kilometer breit und 3 Kilometer tief beiderseits des Dorfes Muchmas, 18 Kilometer nordöstlich Jerusalem, vor, am 21. Februar besetzten sie das Dorf Jericho. Durch das Freiwerden der gegen Rußland bisher verwendeten Truppen werden die Türken nun hoffentlich bald Streitkräfte genug haben, um die Briten entscheidend zurückzuschlagen.

Von den überseeischen Kampfgebieten fehlen zuverlässige Nachrichten; dies läßt darauf schließen, daß unsere Feinde dort keine Erfolge hatten. Bemerkenswert ist, daß das Verhältnis Japans zum Einkreisverband sich bedeutend abkühlte, und dieser mit dem selbstsüchtigen Vorgehen seines Verbündeten und dessen schroffem Verhalten, besonders gegen die Vereinigten Staaten von Amerika, sehr unzufrieden sei.

Allmählich schreitet der Krieg mit Amerika fort. Gewaltig seien die amerikanischen Rüstungen, die jedoch mehr gegen Japan als für Europa bestimmt seien; werden doch allein auf den Philippinen 30 000 Mann ausgehoben. Ungeheuer seien indessen noch die Lücken in der Ausrüstung; ohne vorherige Kriegsbereitschaft ein Stegreifheer zu bil-

den, ist eben außerordentlich schwierig und zeitraubend. Angeblich seien bis jetzt 250 000 Mann amerikanische Truppen in Frankreich und Italien gelandet, wahrscheinlich aber weniger als 100 000. In den Washingtoner Kriegskanzleien bestünden verwirrte Zustände, wodurch die Heeresbildung in Frage gestellt sei. Dabei herrsche in den Vereinigten Staaten große Knappheit an Lebensmitteln und Kohlen. Durch den Völkerkampf wurde jedoch dieses Reich an Stelle Großbritanniens zum gewinnreichen Weltbankhalter; die Guthaben an seine 22 Verbündeten sollen insgesamt schon 50 Milliarden Mark betragen: ein gutes Geldgeschäft!

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches vollendete sich am 6. Februar mit den letzten Einzahlungen das sehr erfreuliche Ergebnis der 7. Kriegsanleihe im Nennwerte von 12 625 660 200 Mark. Damit betragen nun die Einzahlungen auf alle sieben Kriegsanleihen rund 73 Milliarden. Möchte die demnächst bevorstehende achte Anleihe gleichfalls einen günstigen Ertrag bringen, um die Waffensiege unserer trefflichen Streitkräfte wieder durch einen ‚goldenen Sieg' zu ergänzen. Noch sind wir nicht am Kriegsende. Alle Kräfte müssen zusammengerafft werden, um bald auch im Westen und Süden kriegsentscheidend zu siegen. Bisher hatte der Vierbund zu Lande nach drei Himmelsrichtungen zu kämpfen, jetzt, nach den riesigen Erfolgen im Osten,. ist es nur mehr nach zweien nötig. Doch hat er immer noch 21 Staaten aller Erdteile als Feinde gegen sich, denen ihre zahlreichen Bevölkerungen und Landesmittel starken Rückhalt geben. Gleichwohl darf dem Ausgang des Weltkrieges mit größter Zuversicht entgegengesehen werden. Den Erfolg verbürgt die Tüchtigkeit unserer Kriegsmacht. In der Heimat aber muß diese unterstützt werden durch Eintracht und opferwilliges Durchhalten.

Geschlossen 1. März 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

## Volkswirtschaft

**Elisabeth Gnauck-Kühne gehörte** zu jenen Mitarbeitern am ‚Hochlande', deren Beiträge der Wesenheit des Heftes, worin sie erschienen, stets einen persönlichen und oft einen solchen Einschlag verliehen, der auch im Leben der Leser — und darüber hinaus im Leben der Parteien — Wellen erregte und Fruchtbarkeit hinterließ. Nach ihrem Tode, der sie aus einem groß bewegten Dasein nach vielen Erfolgen und doch zu früh herausriß, wurde in diesen Blättern ihr Wirken zusammengefaßt und voll Dankbarkeit gesagt, was es uns war.* Wenn jetzt nochmals darüber geschrieben wird, so geschicht es, weil wir das Leben dieser Frau für bedeutend genug halten, um zu glauben, daß noch manches darüber zu sagen ist, was durch neue Züge ihres Wesens entdeckt wird, uns damit zu bereichern. Gern geben wir daher Rechenschaft von jeder Arbeit, die sich in dieser Richtung bewegt. Jetzt liegt das erste Buch über diese Frau vor, vielmehr ein Büchelchen, aus dem aber ihre Figur wie ein Denkmal aufsteigt.** Es gibt Denkmäler verschiedener Art. Dieses schriftliche Denkmal ist schlicht und es besteht aus einfacher Sprache, ohne viel Eigenschaftswörter und einkräuselnde Nebensätze. Die Arbeiterin der niederen Stände, jene erste, wenn auch stumme Frauenrechtlerin, soll es verstehen können. Dieser einfache Vortrag hat bedeutungsvollen Gehalt. So wird zum Beispiel erzählt, daß Elisabeth Lehrerin werden wollte. Nichts scheint einfacher zu sein. Doch ist dazu ausgeführt, daß dies zur Zeit der jungen Elisabeth eine Tat war, die kräftigen Willen und beharrliche Geschicklichkeit voraussetzte. Auch ist diese Tat in der

* Elisabeth Gnauck-Kühne von Prof. Dr. Ernst Witte, Hochland, Juniheft 1917.

** Elisabeth Gnauck-Kühne, ein Bild ihres Lebens und Schaffens von Dr. Karl Hoeber, M.-Gladbach 1917, Volksvereinsverlag.

Härte der Zeit, die die Frau aus dem Haushalt in den rauhen Erwerb hinaustrieb, begründet. Die Schwere, die Kühnheit des Entschlusses, als eine der ersten Menschen eine Lehrerin zu werden, wie ein Mann ein Lehrer wird, ist erleuchtet und angefeuert durch einen Gedanken, der eine Weltanschauung in sich schließt: „Es kann nicht der Sinn meines Lebens sein, daß ich nur zum Schmuck da bin, ein Schau- und Prunkstück. Ich fühle Kräfte, die sind von Gott. Ich muß, ich will sie betätigen.“ — Und hat sie (die Frau) dann einmal ein einziges Mal erlebt, was es heißt, streben und erreichen, suchen und finden, hat sie mit dem ersten eigenen Gedanken, der ersten eigenen selbst gewonnenen Erkenntnis, dem ersten eignen Plan geistige Schöpferfreude gekostet, dann hat sie ein innerliches Erlebnis gehabt, das sie in eine eigne Entwicklung drängt, dann ist sie das Zentrum einer eigenen geistigen Welt geworden —‘ Der persönliche Entschluß Elisabeths, Lehrerin zu werden, wird, wie man sieht, vom Verfasser durch Gedanken allgemeiner Art gerechtfertigt und zu einer vorbildlichen, typischen Handlung erweitert. Das ist eine Art der Darstellung, die nicht streng geschichtlich und seelenerklärend ist, denn als die jugendliche Elisabeth vor dem Entschluß stand, Lehrerin zu werden, horchte sie, die wirtschaftlich nicht schlecht gestellt war, wohl kaum auf die Umschichtung der sozialen Stände; diese erkannte sie erst im Laufe der langjährigen Ausführung ihres Planes; sie horchte im Anfang wohl mehr auf ihre Lust am Wirken und Schaffen. Sie besaß, als sie Lehrerin werden wollte, auch noch nicht in aller Reife jenen Gedanken über die Arbeit, der den Menschen zum Zentrum einer eignen geistigen Welt macht, einen Gedanken, den sie erst viel später aussprach, als sie den Beruf als Lehrerin erlebt hatte. Indem der Verfasser die Linie der streng biographischen und psychologischen Wahrheit nicht innehält, um dafür eine Handlung im Leben der zu schildernden Persönlichkeit durch einen Vorgang aus der allgemeinen Zeitbewegung begründen und durch einen reifen und bedeutenden philosophischen Gedanken beleuchten zu können, verfährt er wie die Künstler, die die Wahrheit einer Gebärde dadurch besonders groß erscheinen lassen, daß sie entsprechende Glieder in unnatürlicher und oft unmöglicher Verkürzung darstellen. Nur kurzsichtige Beurteiler, die das im Augenblick Nebensächliche noch für Hauptsächliches halten, weil es, an sich betrachtet, eine Sache ist, der ihr Recht nicht ward, können daraus einen Tadel ableiten. Wir erfreuen uns an einer Gebärde, die, obgleich auf Kosten einer anderen Wahrheit heraus gearbeitet, dadurch erst zu einer um so größeren Bedeutung anwächst. Volkstümliche Kunst beruht meist auf ein solchen Verfahren. Nach ihm ist K Hoebers vorliegende Arbeit geschrieben. Das Denkmal, das er der Frau Gnauck-Kühne errichtet, erreicht dadurch eine eigentümliche Form. Es ist wie ein Gang durch eine Werkstatt, wo es sich eigentlich nur um die Arbeiten einer Frau handelt, die Lehrerin, Sozialpolitikerin, Dichterin und eine Persönlichkeit war. Aber an der Werkstätte sind Fenster und durch sie sieht man während einer Arbeitspause oft zur launigen Unterhaltung, oft aber auch zur Vertiefung und Durchleuchtung der innerhalb der Werkstätte erhaltenen Eindrücke auf die Größe der Welt, die sich vor dem Fenster ausdehnt. Dabei verliert sich manchmal der Blick in die mystische Weite der Horizonte oder in die rätselhafte Höhe des Ursprungs aller Dinge. Im Werkchen von Hoeber gibt es vier solcher Ausblicke, die den Reiz und die Unruhe großer Rätsel an sich haben. Das erste ist dieser Frau Begabung, die in hohem Grade wissenschaftlich und dichterisch von fast männlicher Kraft war; das zweite ist die Ehe dieser pflicht-

durchdrungenen, charaktervollen Frau, die ihren Geschlechtsgenossinnen so klar wie keine zweite das Ideal einer wahren Ehefrau und Mutter offenbarte und deren eigene Ehe an der Seite eines Nervenarztes nur einige Wochen dauern konnte. Das dritte ist die Tatsache, daß diese Frau streng geordneten Geistes einen Schritt fast abenteuerlichen Mutes ausführte, als sie, um das Denken und Erleben der Arbeiterinnen zu erproben, Arbeiterin in einer Kartonfabrik wirklich wurde; man denke, wirklich wurde, sie, die doch auch als Dame zur besseren Gesellschaft gehörte. Das vierte Rätsel ist ihre Bekehrung zum Katholizismus. Jede dieser Handlungen bedingte einen Bruch mit alten Überlieferungen, ererbten Gedanken, Hoffnungen und Idealen; sie forderte oft Verzicht auf Liebe und Freundschaften. Jede dieser Handlungen 12 ● eine Kette von Taten, die an eine nuklenverfassung geknüpft sind, die man als ungewöhnlich bezeichnen muß, weil sie mit den letzten Daseinsfragen des Menschen, mit der Bedeutung des Lebens im allgemeinen und der Ewigkeit der Seele zusammenhängen.

Firmin Coar.

## Literatur

**Frank Wedekind, mit dem im** Morgenrot einer neuen Zeit eine schon lange wasserlos gewordene Wolke am literarischen Himmel erlosch († 9. März), wird von Vertretern der zur Rüste gehenden Dichtergeneration noch ein letztes Mal als ein bleibendes Sternbild gefeiert. Gerhard Hauptmann, Max Halbe, Heinrich Mann — um nur einige zu nennen — haben große Worte aufgeboten, um demjenigen eine Ewigkeit zu verkündigen, der wie keiner in der dekadenten Zeitlichkeit einer Welt wurzelte, die schon nahezu nicht mehr ist. Was ist den Jüngsten unter uns Frank Wedekind? Nichts, ja vielen unter ihnen weniger als dies, denn sie empfinden ihn, um mit Nietzsche zu reden, als eine ‚schmerzliche Scham‘, wo nicht als ein Gelächter. Das Beste, was je über Wedekind geurteilt worden ist, stammt jedoch nicht von einem dieser Jüngsten, sondern von dem Sprecher einer mittleren Generation, den man nicht als unkundig in den Jagdgründen wird ablehnen können, in denen der Dichter der ‚Lulu‘ nach seinen Stoffen und Erlebnissen pirschte. Franz Blei hat im Jahre 1914 bei Kurt Wolff in Leipzig ein Büchlein geistvoller Kritik erscheinen lassen, das er ‚Über Wedekind, Sternheim und das moderne Theater‘ betitelte. Was über Wedekind zu sagen ist, Blei sagt es hier so durchschlagend und in vielem so grundsätzlich unanfechtbar, daß das Wichtigste daraus hier wiedergegeben sei. Er stellt zunächst fest, Wedekinds Endabsicht sei immer auf das Moralische gerichtet; er ‚traktiere moralisch in Kunstformen‘. Sieht doch Wedekind seine letzte Aufgabe als Dichter darin, Widersprüche, in denen er sich von Kind auf befunden habe, zu schlichten. ‚Die Freude am Geist, die Ehrerbietung vor der Erscheinungswelt, das sind die beiden Elemente, die ich, bevor ich sterbe, noch miteinander aussöhnen möchte,‘ erklärt Wedekinds Alterego, der verkannte Literat Lindekuh in dem Stück ‚Musik‘. Dieser These sollen schon Wedekinds frühere Stücke dienen. Dort spricht er sich denn auch ohne den in der ‚Musik‘ beliebten Euphemismus aus, indem er die angeblich falsche Suprematie des Geistes über die Sinne mit sehr drastischen und unzweideutigen Worten kennzeichnet, eine Suprematie, die so weit geht, den entschiedensten Bejaherinnen der Sinne, den Freudenmädchen, die Existenz zu verkümmern. Daher komme es auch, daß er, der die Heiligkeit des Fleisches lehre, als ein Lehrer der Unsittlichkeit verschrien werde. Und so stellt sich sein Werk als eine Apotheose des Freudenmädchens dar aus Eifer für eine bessere Menschheit, die den

Widerspruch von Geist und Fleisch überwunden hat und ein Leben seliger Götter führt, die kein Schuldgefühl mehr drückt und beengt.

Die Tatsache dieser Absichten Wedekinds bringt Franz Blei in dem genannten Buche zunächst ins Reine und knüpft daran die folgenden Bemerkungen, die die Unreife von Wedekinds Denken ins gebührende Licht stellen:

‚Geist und Sinnlichkeit in ein Verhältnis zu bringen, bei dem keines weniger oder mehr hat als das andere, ein solches moralisches Equilibrium der von Wedekind so sehr gegensätzlich gesehenen Kategorien herzustellen, gewissermaßen zur höheren Ehre Gottes, ihres Schöpfers, solche Versuche riechen immer etwas nach schlechtem Gewissen eines entweder im Geiste oder im Fleische Schwachen, ja daß es hier zur Konstatierung einer Polarität überhaupt kommt, scheint mir schon schlechtes Gewissen zu sein, Katzenjammer des Denkenden nach dem sinnlichen Erlebnis, das er noch zur Hälfte mitdenken muß, weil er es nur zur Hälfte erlebt. . . .‘

‚Wedekind hat sich etwas zu spät um das Bauzeug gekümmert, das einer braucht, der die Welt denken will. Es langt kaum zu einem bescheidensten Gerüst, und sogar zu dem hat er Balken von schwindelhaften Lieferanten bezogen. Ein Durcheinander von Zufallslektüre, in der mehr Vorurteile als Urteile eine Ordnung zu bringen suchen und die Unordnung nur noch heilloser machen, wobei ihm auch der oft angerufene liebe Gott nicht hilft, der diesem fatalen Gläubigen belustigt zusieht. „Nicht Gedanken zu produzieren ist die Aufgabe des Dichters, sondern . . .“ ich kenne den heute gerade geläufigen Einwand und weiß, der moderne Dichter hat das ihm von niemandem auf der Welt geneidete Recht auf den Kretinismus und lebt von Empfindungen usw., die er direkt durch die Milz in die Druckerpresse schwitzt. Aber Wedekind lebt in der Vorstellung seiner Zeitgenossen und in seiner eigenen als ein Denker, Sozialethiker und Frauenrechtler — seine gedanklichen Bestände wären also auch dann zu prüfen, wenn die moderne Meinung vom Dichter (es gibt und gab auch andere), er sei ein Ganglienbündel, recht hätte. Nicht nur bringt man seine Schriften heute in ein System von Anschauungen und Werturteilen, sondern Wedekind selbst tut das. Man kann beides nicht ablehnen und sich an die ‚Kunst‘ halten, denn diese ist in ihren letzten vier oder fünf Hervorbringungen ganz allein bestimmt von Wedekinds Überzeugung, daß er zur Welt zu denken habe. Es ist diese Überzeugung seine stärkste Leidenschaft geworden. Im Vorwort zu Schloß Wetterstein sagt er: ‚Dies Schauspiel enthält meine Anschauungen über die inneren Notwendigkeiten, auf denen Ehe und Familie beruhen. Das Stoffliche, die Geschehnisse, der Gang der Handlung sind dabei vollkommen Nebensache.‘

Der immer pathetisch-deklamierende (weil ethisch intendierende), nie skeptische (weil nicht denkerisch intendierte) Wedekind hatte eine pathetisch-naive Zeit, die seine gute war; in die gehören Frühlingserwachen, einige Novellen, die noch heiter-didaktische Mine-Haha, einige unbekümmerte Possen wie Junge Welt, Liebestrank und Kaiserin von Neufundland, das galante Dosenstück Die Flöhe und einige seiner einfachen volksmäßigen Lieder. Die zweite Periode setzt mit dem Marquis von Keith ein: das Erlebnis der Jugend ist erschöpft, ein neuer Besitz ist zu schaffen, eine Welt zu bestimmen; das Erlebnis der Jugend nahm spontane künstlerische Gestaltung an, das Erlebnis dieser Zeit ist schon irgendwie auf die Formung gerichtet; schon zeichnen sich bestimmte Einstellungen ab, Vorlieben: die problematischen Existenzen der bürgerlichen Outsider, die Insider werden wollen, die Deklassierten, die Verkommenen, die zerfransten, ausgezackten Ränder der bürgerlichen Gesellschaft, die

Gegend dort, wo der Kehricht abgeladen wird: das gibt nicht nur dem Romantiker Wedekind ein farbiges Milieu — die bürgerliche Unlokalisiertheit liebt Milieus —, sondern: in der Zersetzung sind die elementaren Einheiten, die Zellen, welche die bourgeoise Welt konstituieren, schärfer zu sehen, deutlicher zu riechen als in ihrer kompakten Mitte. Hinaufkommen wollen, heruntergekommen sein: der Marquis und Schigolch, der Appetit des Hungrigen, der sich in dieser bürgerlichen Welt sättigen will, das Erbrechen des in dieser Welt Abgewirtschafteten determinieren diese Welt in das für den Dramatiker Wedekind Wesentliche: die Passionen. Die Sympathien, die romantischen, für den Zigeuner, der seine Sache auf nichts stellt, gehen mit. In dieser zweiten, bewußt pathetischen Periode stehen außer dem Keith der Erdgeist, die Büchse der Pandora und der Spaß Der Kammersänger. Schon melden sich Theoreme und werfen ihre Schatten voraus, auf Lulu besonders, die manchmal schon auf Draht gezogen ist, um sie zu symbolischer Bedeutung zu versteifen. Aber immer noch ist Wedekinds innere Figur lebendig genug, um mit seinem Dazudenken fertig zu werden. Die Konstitution dieser Stücke ist robust genug, daß sie Wedekinds Gedanken ohne größeren Schaden verdauen. Gerade nur, daß die Bewegung pedantischer wird, ist zu merken. Weil das Räsonnement eigenlebig wichtig wird und mit eigenen Akzenten aufhält. Dann gibt es ein Intermezzo in zwei Stücken: So ist das Leben und Hidalla. Die errungene Form wird noch behauptet, Sinn und Struktur bleiben deutlich, und beide Stücke sind damit noch im Kreis der früheren halb beschlossen. Dem kommenden Theater dienen sie als fataler Prolog darin, daß sich hier Wedekind selber zum Problem stellt: mit meiner Kunst ein König sterbe ich als unbekannter Bettler, mit meiner Ethik ein Prophet engagiert man mich als Clown. Solche Krisen stehen oft an der Wende einer modernen künstlerischen Existenz; sie sind in dem Wurzellosen heutiger Künste bedingt, die keinem Kulturkreis zugehören, sondern bestenfalls sich an das anlehnen, was man die Bildungsschicht nennt, was eine sehr schwankende, unsichere Lehne ist. Die Krisen sind Abrechnungen. Zu ihrer Überwindung kommt es darauf an, auf welche Seite der also Abrechnende das Schuldkonto schreibt. Wedekind schrieb es ingrimmig auf die Seite der andern. Sein Blatt ließ er leer und weiß wie das Gewand eines Propheten, des reinen Helden. Nach dieser Krise schrieb er nur mehr Exegesen über diese beiden Themen: der verkannte Wedekind und sein mißverstandenes Werk, in Stücken, die alle Form verloren haben, weil sie nie eine innere hatten; da wechselt, auch in diesem Sinne der Form, die Prosa ohne Grund in sogenannte Jamben oder in Operettenverse, wird, was erst Jargon einer Prosa war, in den Jargon von Jamben herübergeschrieben, die mit dem Finger abgezählt und nicht mit dem innern Ohr gehört sind; da bekommen die Stücke polemische Vorworte, Untertitel, Nebentitel, die Akte besondere Titel — lauter äußerliche Mittel, diese einförmigen Monologe zu variieren, diese Konfessionen zur eigenen Person zu einer bedeutungsvollen Angelegenheit zu machen. (Um eine ungewöhnliche Einstellung der Zuschauer zu provozieren und sie überrumpeln zu können, gibt auch Hauptmann seinen mißratenen Produkten solche ungewöhnliche verlogene und verlegene Titel wie Traumdichtung, Deutsche Sage, Nokturno, Glashüttenmärchen, Legendenspiel, Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unterbrechungen.) Dies ist Wedekinds letzte, die nichts als pathetisch-deklamatorische Periode, die in einem Stücke Simson ihre Höhe erreichte, die im Absurden gipfelt. Schwelender Rauch unbegabtesten Denk-Stammelns erstickt das Feuer, das kleine, und tragisch, erschütternd ist keines dieser

Stücke, aber das Schicksal ihres Verfassers, der seine Sendung in ohnmächtigen Worten und gebrochenen Gesten verkündet, immer wieder, nicht ahnend, daß er mit diesen Epilogen nur sagt, daß er mehr wollte, als er konnte, und das nicht einmal mehr sagen kann. Mit abnehmender dichterischer Kraft wuchs ihm die Wichtigkeit und Bedeutung seiner Anschauungen, deren Banalität er nicht sieht, weil sie sich ihm in der passionierten Gestaltung seines früheren Werkes verhüllt, deren Blutfülle sie als einen geringen Ballast leicht mitführte. . . .'

,Bis in die Sprache hinein kann man den Fall Wedekinds beobachten. Im Anfang verbanalisierte er sie weder, indem er sie im Sinne des Alltagsschwatzes dem ,Leben' annäherte, noch verzierte er sie in eine auf erlogenen Erlebnisinhalten basierte Stilhaftigkeit eines dichterischen Jargons: er schrieb das präzise, nüchterne Deutsch eines gutformulierten Gesetzes, eines deutschen Code Napoléon etwa, dessen Französisch zu erreichen der Ehrgeiz Stendhals war. Die sprachlichen Unsicherheiten und Greuel Wedekinds beginnen später mit den andern Unsicherheiten; beginnen dort, wo er einen Kunstverstand prästiert, den er nicht hat; dort, wo er ,jambisch' oder sonst wie verslich in den Dramen wird und seine gerade gewachsene Nase mit einer aufgeklebten zu verschönern meint; wo er den Vers für ,dichterischer' ansieht als die Prosa (worin sich ja auch Hauptmann besonders als ,Dichter' entdeckt und bestätigt); beginnen dort, wo er ein Stück eine ,Theodizee', ein anderes ein ,Mysterium' nennt, ohne jeden Grund und Sinn, damit nur bekennend, daß er weder weiß, was eine Theodizee noch was ein Mysterium ist. Beginnen dort, wo er auf alles Entgegenkommen des Publikums hereinfiel: das moralische Apostolat, den ,Satanismus', die Staatsanwälte, die Gedankentiefe, die Frauenrechte usw.; beginnen dort, wo er die bürgerlichen Werte für Grundwerte der Menschheit hält: den Erfolg, den Fortschritt, die Freiheit des Individuums, die Ehre, wahrscheinlich auch den Monismus. . . .'

,Es zeigte sich, wie ich glaube, daß Wedekind die Kunst (und damit seine ethische Position in der Welt) verloren hatte, als er sie ,moralisch' nahm, wobei nichts als Diskussion über Gemeinplätze gewöhnlichen Denkens herauskam. Und jene, die Wedekind zu ihrem moralischen Evangelium machen, müssen die Kunst verlieren wie er und werden dabei noch weniger als moralische Gemeinplätze gewinnen, denn sie haben weder Wedekinds Vergangenheit noch Schicksal, dem im Blute verpflichtet dieser Mann immer wieder einmal Pfeffer auf die Lilie streuen muß.'

—h.

**Flaubert und die Gegenwart.** Der 19jährige Flaubert sah die Welt so:

,Sehnen die Sträflinge sich nicht nach dem Gefängnis zurück? In dem Gefängnis hofften sie ja, und einmal draußen, hoffen sie nicht mehr. Durch die Mauern ihres Kerkers sahen sie das Land im Schmelz der Maßliebchen, sahen es von Strömen durchzogen, mit gelbem Korn bestanden und mit Wegen, die von Bäumen beschattet wurden, — doch der Freiheit, dem Elend ausgeliefert, sehen sie das Leben, wie es ist, arm, hart, voller Schmutz und Kälte.' — Und was sollte der Neunzehnjährige, den der letzte Wirbelsturm der Romantik aufgerissen hatte zu den Wolken, dem's gefallen hatte da droben in dem Hexentanz, was sollte er nun tun? Die Kraft dieses Wirbelsturmes war längst gebrochen, war wie das letzte Hinweglaufen einer Mode draußen über die Provinz, — in Paris herrschten längst andere Götter; der aufgejagte Sand fiel zurück auf die Erde, da es windstill ward.

Von hier gab's für Flaubert zwei Wege: von dem einen hat er uns in

seinem „November"* geschrieben, den andern hat er in Zukunft gelebt: Es ist November, der Lieblingsmonat aller Weltschmerzler und aller Sentimentalen. Der junge neunzehnjährige Flaubert schafft sein eigenes Bild in diesem Neunzehnjährigen seiner Dichtung, der diese Erinnerungen niederschreibt — in der Ich-Form —. Jenseits des zwanzigsten Jahres sieht Dichter und Held eine ganze Welt von Licht und Duft. Um Weib und Reichtum geht das Sehnen, von ihm träumt er. Mit aller Lüsternheit ausschweifender Gedanken saugt er Wonnen und Bitternis in die Lungen, das Blut kocht, die Zunge fühlt Süßigkeit, Wehmut, jegliches Gift, — und dann kommt die Erfüllung. Der männliche sentimentale Held steigt empor zur Dachkammer der weiblichen sentimentalen Partnerin, zu der Dirne, die den Mann sucht, wie er das Weib sucht; die, diesen Mann zu finden, zum Mädchen der Gosse wurde. — Das Erlebnis war stark und heiß, nun aber ist er satt: Die Liebe war also weiter nichts als das? — Die sich als füreinander geschaffen so jäh erkannt haben, sehen sich nicht wieder. Doch die entschwundene Illusion läßt ihren Feenduft zurück, er sucht ihre Spur auf allen Pfaden, über die sie geflohen ist. Mit der Wut, die man vor Unmöglichem fühlt, erdichtet der Enttäuschte Abenteuer, ‚bei denen er sie wieder sah'. Und so hetzt ihn die Phantasie durch die ganze Welt: ‚Ach, wer sich auf dem Rücken der Kamele schwanken fühlen könnte! — Ach Indien! Indien vor allem! Weiße Berge mit Pagoden und Idolen in Wäldern voller Tiger und Elefanten! — Reißt mich mit, Ströme der Neuen Welt! . . .' Phantomen jagt er nach, — aber in der Wirklichkeit findet er sich nicht zurecht, dafür fehlt dem Schwachen, Sentimentalen die ‚nötige Brutalität', er stirbt — noch nicht einmal einer Erkrankung des Leibes bedarf es zu diesem Tod, — er stirbt an einem nackten Gedanken, am Gedanken der einfachen Zwecklosigkeit seines Seins.

Aber sich selbst hatte Flaubert vor diesem Ende bewahrt; er hatte dies Schicksal sich vom Leibe geschrieben auf den sentimentalen Helden seiner Erzählung; dadurch war ihm innere Befreiung geworden und er konnte jenen zweiten Weg beschreiten, der aus dem Land des Neunzehnjährigen in die Zukunft führte: Flaubert wurde der Mönch, der Säulenheilige unter den Literaten. Der geborene Wüstling ward Asket, der Weltendurchstürmer sperrte sich in vier enge Mauern ein. Nicht doch, — er raste auch dort seinen Kampf der Seele aus, — aber er feilte an dem Ergebnis mit seiner Stahlfeile und korrigierte sein Blut mit der Tinte. Das war das Unmenschlichste gegen die eigene Seele, das Perverseste dieses Perversen, daß er ‚Madame Bovary' und ‚Salammbo' schuf. Da er selbst grotesk ward, wurde ihm die ganze Welt, die er an sich wie an einem Richtstabe maß, zur Groteske. Er bekämpfte das Bürgertum, gegen das er sich aufbäumte wie ein Pferd vor einem Hornissenschwarm; aber er tat es, indem er es zu rechtfertigen vorgab und den eigenen ‚wilden Kerl', der in Flaubert steckte, mit der Peitsche hieb. Nur eines schien ihm not: der Zeit gehorsam sein, jener Zeit, die Objektivität, Wissenschaftlichkeit von ihm forderte; nur ihr gehorsam sein, damit auch sie ihn beachtet und

* Flauberts Erzählung ‚November' — die Bezeichnung ‚Roman' dürfte gänzlich unzutreffend sein — erschien in Frankreich erst kurz vor dem Kriege und höchst überflüssigerweise während des Krieges auch in deutscher Übertragung bei Kurt Wolff in Leipzig. Die Romanschriftsteller des ‚Jüngsten Tag' sehen in ihm ihr unübertroffenes Vorbild. Flaubert selbst urteilt über dieses Frühwerk: ‚— es stehen Monstrositäten von schlechtem Geschmack darin und das Ganze befriedigt im Grunde nicht. Man müßte alles neu machen. — Ach, was für eine feine Nase habe ich in meiner Jugend gehabt, nicht zu veröffentlichen. Wie würde ich jetzt erröten'. Gewiß durfte ‚nur Flaubert selbst' so scharf über sein Werk urteilen, das bei allen Schwächen doch auch poetische Werte besitzt.

nicht zur Seite schiebt. Sie hat's ihm nicht recht gelohnt, diese seine Zeit. Aber wir, wir Nachgeborenen, wir ‚Modernen‘, wir befleißigen uns, jenen Bürgergenossen Flauberts ihre Torheit vorzuhalten, die in ihrem Glauben lag, Flaubert sei einer der Ihren gewesen, habe ihre Forderungen an die Kunst erfüllt, indem er seine Romane schrieb, wie ein Chemiker seine Formeln setzt. Wir fühlen uns verpflichtet, all den erotischen Kämpfen dieses Geisteswüstlings nachzugehen, sie zu enthüllen und unsere Zeit zu gestalten, wie er die seine erlebt und erlitten hat.

Warum das?

Mehr Flaubert selbst, der Mensch Flaubert, als seine Dichtung ist Vorbild: sein Weltschmerz, sein Asketentum, seine Verachtung des Bürgers.

Da schrieb der neunzehnjährige sentimentale Flaubert im ‚November‘: ‚Und das Land, das schöne Land finden sie — die aus dem Kerker befreiten Menschen — das finden sie, wie es ist: mit Feldhütern besetzt, die sie hindern, Früchte zu pflücken, wenn sie Durst haben. Und wenn sie Wild erlegen wollen, weil sie hungert: finden sie es voller Waldhüter. Wenn sie einen Spaziergang machen und keinen Paß haben: kommen Gendarmen.‘ Wer denkt bei diesen Worten nicht an Strindbergs ‚Traumspiel‘, dieses Hohe Lied des Weltschmerzes unserer Zeit.

Und Flaubert, der Asket. Er, der seine Seele in Fesseln schlug, den Forderungen seiner Zeit zu genügen! Der ‚Aktivismus‘, die neue Heilslehre unserer Zeit, die ‚von jedem fordert, er möge aus seiner Vereinsamung heraustreten, die Arbeit an seiner Seele (die egozentrische, gemeine und herzlose Arbeit ist) unterbrechen und sich bis zum letzten Funken von Kraft und Zeit dem Werke der sozialen Verbesserung weihen, — die alle Wonnen haßt, alle Hesperidenfrüchte der Sehnsucht verachtet, alle Leidenschaft, und vornehmlich die zu hohen Dingen, zur Kunst und zu jeglicher individueller Vollendung verflucht und nur eine gelten und bestehen läßt, die Leidenschaft zur Politik‘,* — dieser Aktivismus eines Kurt Hiller, Ludwig Rubiner, Max Brod schreit nach Flaubert, dem Asketen.

Flaubert, endlich, der Hasser des Bürgertums;** er, der den Spießer in sich witterte und ihn austreiben wollte mit Kasteiung und Verhöhnung; er, der Abgott eines Heinrich Mann, eines Sternheim, eines Meyrink. Und die Kehrseite dieses Hasses: Die Achtung vor der Prostitution, vor dem Verbrecher im allgemeinen. Der ‚wilde Kerl‘ wird in dieser Verzerrung zum besseren Teil, dem einzig wertvollen der Menschheit. Gern spielt die ‚Wissenschaft‘ dieser modernen Literaten mit der ‚Bruderschaft vom Verbrecher und Genie‘.

So fordert ein neuer Weltschmerz, eine neue Askese, ein neuer Bürgerschaftshaß einen Heiligen. Welch ein Glück, daß ein Gustave Flaubert lebte! Dieser große Heilige einer kleinen Zeit. Denn so groß ein Flaubert war in seinem Weltschmerz, seinem Asketentum, seinem Bürgerhaß, er unterwarf das gewaltige Werk seiner Hände und seines Geistes einem Modezeitgeist, brachte all diese Opfer seiner blutenden Heldenseele einer mechanistischen Weltanschauung statt jenen göttlichen Ideen, jenem Übernatürlich-Göttlichen, das in aller Zeit ist und doch herrschet über alle Zeit.

Dr. phil. Hugo Rhöner.

**Tolstois letztes Glaubensbekenntnis** ist in zwei kurz vor seinem Tode entstandenen Arbeiten niedergelegt, die jüngst in deutscher Sprache veröffentlicht wurden in dem Bändchen: ‚Der Fremde und

* Franz Werfel: ‚Die christliche Sendung; ein offener Brief an Kurt Hiller.‘ Die neue Rundschau, XXVIII. Jahrg. Januarheft 1917.

** Vgl. Heinrich Mann: ‚Flaubert und die Herkunft des modernen Romans‘ in: Der neue Roman. Ein Almanach. Kurt Wolff-Leipzig 1917.

der Bauer' (Berlin-Wilmersdorf, Verlag ‚Die Aktion', 1918). Es kann nicht Aufgabe dieser Glosse sein, das Verhältnis jener Tolstoischen Gedanken zu unserer katholischen Weltanschauung zu durchdringen — das muß einem ausführlichen und tiefer greifenden Essay über den russischen Denker und Dichter vorbehalten bleiben —, sie muß sich begnügen, referierend auf das überaus interessante Zeitdokument hinzuweisen.

Die Feindschaft Tolstois gegen die moderne Kultur kommt in den beiden Studien zu monumentalem Ausdruck: in der ersten im Ton des Propheten, in der zweiten in der Form symbolischer Satire.

In dem Gespräch ‚Der Fremde und der Bauer' wird die These durchgeführt, daß die moderne Kultur schlecht geworden ist, weil die Menschen aus freier Wahl das Böse in ihrer Seele förderten und zur Entfaltung brachten. Als Möglichkeit ist die Welt vollkommen: unser Leben ist nur deshalb schlecht, weil wir selbst es schlecht führen. ‚Würden wir göttlich leben, so gäbe es auch kein schlechtes Leben. Wie unser Leben aussehen würde, wenn wir nach dem Gesetz Gottes lebten, das weiß Gott allein, aber ganz gewiß würde es dann kein schlechtes Leben mehr geben. Wir selber betrinken uns, schimpfen, schlagen uns, laufen zum Richter, beneiden einander, hassen die Menschen — aber kaum lockt man uns mit Geld, so übernehmen wir jeden Dienst als Wächter, als Polizist, als Soldat, und wir sind bereit, unseren eigenen Bruder zu pressen, auszusaugen und zu ermorden. Wir selben leben teuflisch und klagen die anderen an.' Alle Gewalt ist vom Teufel, jeder Zwang, der beraubt und unfrei macht. Das Reich Gottes aber ist das Reich der Freiheit und der Liebe. ‚Willst du dem Teufel dienen — so trinke, schimpfe, schlage, hasse, sieh auf deinen Vorteil, höre nicht auf das Gesetz Gottes, sondern der Menschen, und dann wird das Leben schlecht sein; willst du aber Gott dienen — so höre auf ihn allein, übervorteile niemanden, aber tadele auch niemanden, hasse nicht, beginne nichts Schlechtes, und es wird kein schlechtes Leben geben.'

Der zweite Teil des Bändchens enthält die satirische Novelle: ‚Wieviel Land braucht der Mensch?' Der Bauer Pachom lebt auskömmlich und in Frieden. Aber die Gier nach Land, welche die Menschen erfaßt, treibt auch ihn aus seiner Ruhe, verführt ihn zu rastlosen Spekulationen. Da tönt in seine geschäftige Unternehmungslust die Erzählung eines Kaufmanns vom Baschkirenlande, wo man fünftausend Morgen für tausend Rubel kaufen könne. So verläßt der von Gier nach Reichtum Betörte Haus und Hof und kommt nach langer Reise in das Lager der nomadisierenden Baschkiren. Man ist bereit, ihm für tausend Rubel so viel Land abzutreten, als er an einem Tage umgehen könne. Wenn er aber nicht innerhalb eines Tages an den Ort zurückkehre, von dem er ausgegangen, sei sein Geld verloren. Pachom aber in seiner unersättlichen Gier nach Land kann den Tagesweg nicht weit genug nehmen; im letzten Augenblick noch kommt er zwar im Baschkirenlager an; aber vor Überanstrengung bricht er tot zusammen. So wurde er, den der Teufel zur Gier nach Reichtum verführte, um alle Schätze betrogen. ‚Der Knecht hob die Haue auf und grub Pachom ein Grab. Gerade so lang, wie er vom Kopf bis zu den Füßen einnahm, drei Ellen lang, und grub ihn ein.'

Diese beiden Nachlaßschriften Tolstois sind ausgezeichnet durch eine außergewöhnlich monumentale Klarheit des Aufbaus und Prägnanz der Sprache.

F.

**Gjellerup und Pontoppidan, die** literarischen Nobelpreisträger, hatten keinen guten Schutzengel, als ich im diesjährigen Januarheft über sie berichtete:

der postalische Kriegsbetrieb ist schuld daran, daß meine Niederschrift ohne Korrektur in Satz gehen mußte; so blieben nicht nur viele Druckfehler stehen, sondern es wurde mir auch unmöglich, einige wünschenswerte Ergänzungen einzufügen. Nachdem nun die Redaktion bereits die schlimmsten Druckfehler verbessert hat, möchte ich einen kurzen Nachtrag bringen.

Gjellerups angekündigtes neues Werk ‚Der goldene Zweig'* ist inzwischen erschienen. Er nennt es selber ‚Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius'; das ist aber insofern irreführend, als wir es nicht etwa mit einer Reihe einzelner in einem gemeinsamen Rahmen gefaßter abgeschlossener Novellen zu tun haben, sondern mit einer einzigen fortlaufenden und eng zusammenhängenden Handlung, die der Verfasser ziemlich äußerlich in fünf Bücher eingeteilt hat, und bei der sogar fast pedantisch streng die Einheit des Ortes und der Zeit gewahrt wird: ein Tag bei dem Dianatempel über dem Nemisee. Die Bezeichnung als Novelle mag wegen der gewählten Technik der Erzählung schon eher hingehen, obschon im Grunde ein Zeit- oder Weltbild erstrebt wird: der seelische Gehalt jener Schicksalszeit der antiken Welt in ihrem Zusammenstoß mit dem Christentum einerseits und dem Germanentum andererseits. Das mit der frohen Botschaft Jesu auftretende Christentum ist nicht unsympathisch geschildert, nur ist für unsern Geschmack ein bißchen viel ‚vergleichende Religionswissenschaft' und anfechtbare moderne Theologie hineingeheimnist. Die Tendenz liegt aber offenbar in der Verherrlichung germanischen Wesens, dessen Religionsauffassung eine Art Weltmission zugeschrieben wird. Schon aus diesen Andeutungen läßt sich vermuten, daß der Ablauf der Begebenheiten etwas gezwungen Thesenhaftes an sich trägt: die immer noch blühende Gestaltungskraft läßt zwar die frühere blutvolle Art vermissen, feiert aber noch in den Einzelheiten der Sprachschönheiten und Charakterfeinheiten ihre Siege. Im ganzen hat man den Eindruck eines Alterswerkes eines phantasiebegabten Mannes, der allen Geistesproblemen dichterisch nachspürt, ohne zu einem festen Kerne zu kommen. Irre ich nicht, so landet er schließlich bei der Verkündigung einer ‚deutschen Religion', für die ja heute eine neue Schwärmerei verstärkt einsetzt; man darf das schließen aus dem, was über eine im Entstehen begriffene weitere Dichtung Gjellerups mitgeteilt wird: ‚Die Gottesfreundin' soll die Zeit der deutschen Mystik Eckhartscher Prägung um das 14. Jahrhundert behandeln; und es wird sich zu zeigen haben, was aus jener bedeutungsvollen Bewegung, die heutzutage recht sonderbaren Bestrebungen zur Ausbeutung dient, gemacht wird.

Über Pontoppidan wäre zunächst nachzutragen, daß auch er aus einem dänischen Pfarrhause stammt, was seine Vorliebe für die Behandlung religiöser Kontroversen und seine intime Kenntnis der Pastorenkreise seiner Heimat erklärt. Was seine künstlerische Art betrifft, so wollte ich ihm nicht ‚dichterischen Schwung', sondern ‚dichterische Eindringlichkeit' und ferner nicht ‚psychologische Eindringlichkeit', sondern ‚Einfühlungskraft' nachrühmen. Von den Werken seiner mittleren Periode wäre noch der achtbändige, gewissermaßen autobiographische Roman ‚Lykke Per' zu nennen, weil er auch in Deutschland bekannt geworden ist. Zur Charakteristik seines umfangreichen Romans ‚Hans im Glück', der ja auch deutsch vorliegt, wäre zu sagen, daß er die ästhetisierende nervöse Nationalschwäche der dänischen Landsleute Pontoppidans geißelt, indirekt aber jede panästhetisierende Lebensauffassung trifft.

Joh. Mumbauer.

* Leipzig, Quelle & Meyer.

# Musik

**Hans Pfitzners ‚Christelflein' in neuer Fassung.** Vor elf Jahren ist in der Münchener Hofoper ein Weihnachtsmärchen ‚Christelflein' von Ilse von Stach mit Musik von Hans Pfitzner zur Aufführung gekommen. Auch im ‚Hochland' war damals die Rede von dem Werkchen. Die gefeierte Romanschriftstellerin hatte damit indessen kein Glück auf der Bühne; nur die Musik bürgerte sich mit ihren Hauptstücken, insbesondere der Ouvertüre und einem Tanzreigen in den Konzertsälen ein. Pfitzner selbst hat damals die Stachsche Dichtung seinen Freunden gegenüber eifrigst verteidigt; vor mir liegt ein Brief, den er mir am 20. November 1907 schrieb und in dem er sich über das ‚Christelflein' folgendermaßen äußert: ‚Ich kann mich absolut nicht im geringsten der von allen Seiten bis zum Überdruß geäußerten Ansicht anschließen und begreife nicht, wie man gerade diese zwar harmlose, aber auf einem künstlerischen Einfall beruhende Kinderdichtung ein „Machwerk" nennen kann. Gerade das unterscheidet sie doch von Machwerken unzähliger Art, speziell auf dem Gebiete des Weihnachtsmärchens, daß sie nicht auf Bestellung „verfertigt" ist, mit den sattsam bekannten üblichen Ingredienzien der unschuldvoll leidenden Märchenprinzessin, des tapferen, jungen, schönen Ritters, der komischen Knappen- oder Haushofmeistersfigur usw. . . ., es ließe sich da noch viel sagen!' Nach Jahren hat er nun freilich doch selbst die Notwendigkeit einer Überarbeitung des Werkchens eingesehen und ihr nachgegeben. So konnte ‚Christelflein' in neuer Fassung um die Weihnachts- und Neujahrszeit 1917/18 in der Dresdener Hofoper seine Wiedererstehung feiern.

Pfitzner hat die ursprünglichen drei Akte der Dichtung auf zwei zusammengezogen und den Schluß nicht nur freundlicher, sondern auch folgerichtiger gestaltet: Das kranke Trautchen stirbt nicht, sondern wird dem Leben wiedergegeben, während statt seiner das vom Christkindlein beseelte Elflein in den Himmel eingeht. Das ist an sich gewiß ein ganz guter dichterischer Gedanke, aber im Grunde genommen konnte doch auch er über den dürftigen Gehalt und die recht gewollt anmutende Naivität der Handlung im ganzen nicht hinweghelfen. Nicht umsonst klingt die Fabel an ‚Versunkene Glocke' und ‚Hannele' an: Sie hat wirklich noch etwas von dem durch Hauptmann geförderten Literatenmärchentum abbekommen, das um die Jahrhundertwende auch im Felde der Oper einige Verwirrung anrichtete. Immerhin sichert ihr die unantastbare Poesie weihnachtlicher Gestalten tief rührende Wirkungen, und hier hat Pfitzners Musik Anhalt zu gewinnen gewußt.

So gestaltet sich insbesondere der erste Akt zu einem ganz entzückenden Stimmungsbild. Der schneebedeckte Weihnachtswald, in dem Elflein und Tannengreis hausen, und durch den Knecht Ruprecht und das Christkindlein sichtbarlich einherschreiten, war so recht ein Tummelplatz für die tondichterische Phantasie des Romantikers Pfitzner. Und hier liegen auch musikalisch die Hauptwerte der Bearbeitung. Pfitzner hat nämlich breite Strecken der Dichtung ganz neu in Musik gesetzt, insbesondere auch die früheren melodramatischen Teile zu gesungenem Dialog entwickelt. Solche nachträglichen Umgestaltungen führen bekanntlich nicht immer zum gewollten Ziele. Aber im ersten Akte des ‚Christelflein' ist die Sache einmal wirklich geglückt und man hat das Empfinden, daß die in der ursprünglichen Musik schlummernden Keime nun erst zu voller Blütenpracht sich entfaltet haben. Bald in derber humoristischer Holzschnittmanier, bald in duftiger Filigranarbeit verläuft die Zeichnung der Gestalten und Situationen. Die lustige Szene Ruprechts, der fein charakteristische Schnee-

flockenreigen heben sich eindrucksvoll hervor; ganz besonders innige, rührende und ergreifende Klänge hat aber Pfitzner für die Auftritte des Christkindchens und dessen Gespräch mit dem Elflein gefunden. Diese Szene spricht tief zu Herzen. So etwas kann heute in Deutschland nur einer schaffen! Daß Pfitzner schon früher sich des Wertes dessen, was er hier hervorgebracht, sehr wohl bewußt war, bezeugt ebenfalls der oben erwähnte Brief, in dessen weiterem Verlauf es noch heißt: ‚Die Deutschen müssen einen Überfluß haben an neuer melodischer Musik, wenn sie sich gestatten dürfen, die Musik, die im Christelflein außer der Ouvertüre enthalten ist, einfach in den Kehrichtskasten zu werfen, die Musik, die ich, was melodische Einfälle betrifft, für mit das Beste halte, was ich geschrieben habe und jedenfalls am leichtesten verständlich und eingänglich ist.' — Der Künstler hat mit dieser Selbsteinschätzung gewiß nicht zuviel gesagt; das ist gerade durch die Neufassung des Werkes erst recht deutlich geworden. Dabei sind Stil und Mittel Pfitzners gleich bescheiden: er arbeitet nach wie vor mit kleinem Orchester, das nur ausnahmsweise seinen durchsichtigen Tonsatz mit reicherer Polyphonie vertauscht, er schreibt harmonisch einfach und läßt der Singstimme in schlichten melodischen Führungen ihr Recht.

Durch die leicht fließende melodische Ader Pfitzners wurden auch dem zweiten Akt noch einige besondere Perlen zugeführt, so vor allem der niedliche Engelchor. Im allgemeinen freilich hat es dieser zweite Akt mit seiner musikalisch an den ‚Armen Heinrich' gemahnenden Krankenzimmerluft nicht leicht, sich neben dem ersten zu behaupten. Das bunte Durcheinander von Märchengestalten und moderner realistischer Umwelt ist hier nicht mit genügend überzeugender Dichterkraft nahegebracht; außerdem gerät die Handlung sehr ins Stocken. Auch zwei neue große Gesänge des Ruprechts von der Herkunft des Christbaums und des Elfleins wirken hier wenig dramatisch. An sich sind sie freilich dichterisch wie musikalisch sehr hübsch ausgedacht, auch so rechte Erzeugnisse des Musikerpoeten Pfitzner, dessen geniales Wesen mithin selbst in Schattenseiten noch erwärmend und belebend hineinleuchtet. Und gerade dadurch kennzeichnet sich das neue ‚Christelflein' doch wieder als Schöpfung eines echten und rechten Künstlers von Gottes Gnaden.

Dr. Eugen Schmitz.

# Neues vom Büchermarkt

## Bildende Kunst

Von einer kleinen Anzahl Veröffentlichungen über bildende Kunst und Kunstgeschichte mit dem Zwecke künstlerischen Genießens und allgemeiner Bildung soll zuerst das von Gustav Kayssner herausgegebene **‚Pantheon der bildenden Kunst'** genannt werden, da es mit der Auswahl seines Bildermaterials aus dem ganzen zeitlichen und räumlichen Umfang des europäischen Kulturkreises von Ägypten bis zum neuen Jahrhundert unserer Gegenwartskunst eine Kunstgeschichte ersetzen will. Der Gedanke freilich, daß eine Kunstgeschichte mit lauter Anschauungsmaterial statt der unanschaulichen, mit Illustrationen versehenen Wortwissenschaft ein unbedingter oder überhaupt ein Fortschritt sei, ist nicht ganz ernst zu nehmen. Die Schönheit geschichtlicher Werke erschließt sich dem natürlichen Schönheitsempfinden, selbst vorausgesetzt, daß dieses gebildet ist, durchaus nicht ohne weiteres. Dabei bleibt die Brauchbarkeit des Werkes bestehen, das auf über 350 Seiten mit meist ganzseitigen Abbildungen eine große Zahl bekannter und durch künstlerische Strömungen berührter Werke vorführt, die sich in dem Betrachter zu bleibendem Gedächtnis und zu einer anschaulichen Entwicklungsreihe der Kunstgeschichte, wenn auch nur im allgemeinen Sinne, verdichten. Nebenbei erscheint das Werk auch als kulturelles Bilderbuch (Stuttgart, Deutsche

Verlagsanstalt, M. 12.—). — Das Gegenteil in allem ist die **‚Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen‘** von dem unlängst verstorbenen Karl Voll, deren 3. Band sich mit Haupterscheinungen der ‚Malerei des 17. Jahrh.‘ beschäftigt, also des großen malerischen Jahrhunderts des Barock, in dem, der Bedeutung entsprechend, vorzüglich die niederländischen und daneben die spanischen Meister zur Betrachtung kommen. Wie Voll im Vorwort für die Kunst dieses geschichtlich bewegten Jahrhunderts die Natürlichkeit und Sachlichkeit betont, so ist auch seine stilistische Betrachtung sachlich und einfach. Man darf jedoch nicht vergessen, daß damit die Aufgabe der Bildbetrachtung noch keineswegs gelöst ist, wie auch die natürlich scheinende Kunst jenes Zeitalters doch mehr im geschichtlichen Rahmen als aus natürlichen Voraussetzungen verstanden werden muß. Voll regt bei Besprechung der vorgeführten Bilder vielfach an, aber stets mehr kritisch als ideell. (Leipzig, Inselverlag, Mk. 8.—.) — Zwei neue Mappen eines neuen Verlages zeigen sich auf die Betonung der Kunst als Geistes- und Herzenssache gerichtet; die eine bringt von **‚Albert Welti‘** Gemälde (auch farbige) und Radierungen, mit einer Einführung von Hermann Hesse (Mk. 4.—), die andere **‚Die Welt Max Klingers‘** mit Würdigung von G. Kirstein (Mk. 5.—). Auch hier sind bekannte religiöse und philologische Malwerke Klingers farbig. Während Klinger seine Gemeinde hat, die sich nicht vermehrt, wenn man nach Herz und Nieren dieser Kunst forscht, ist Welti einer der wenigen Künstler, die jedem natürlichen Empfinden zusagen müssen und ihre stille Gemeinde vergrößern (Berlin, Furche-Verlag). — In eine künstlerische Welt eng verbunden mit leichtem gesellschaftlichen Reize, die in ihrer Mutterstadt München bis heute, wenn auch nur noch in einem Scheindasein, fortdauert, führen die **‚Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus‘**. Mit Briefen, 160 Zeichnungen und Bildern, gesammelt von Josepha Dürck-Kaulbach. Das Gedankliche wird auch, wo bekanntere Namen auftauchen, nirgends bedeutender, es bleibt immer der Eindruck einer gewissen, der älteren Zeit an sich eigenen und hier als in einem geeigneten Mittelpunkt gepflegten gesellschaftlichen Traulichkeit, den vielleicht der Erinnerungscharakter verstärken hilft. Durch dieses gesellschaftliche Element wird ein Stück geschichtliches Leben geweckt, wenn auch im recht engen Münchener Plauderton, der auch damals eben nicht das ganze war, wie diese Kunst nur gesellschaftlich bedeutend und heute im kleinen reizender als im großen ist. Davon hat das Buch den Nutzen, denn es ist ein hübsches und abwechslungsreiches Gedenk- und Unterhaltungs-Werk geworden (München, Delphinverlag, Mk. 8.50). —ss.

# Unsere Kunstbeilagen

Das Bildnis Julius Bachems, das wir nach der sehr lebenswahren Porträtzeichnung Franz Blum-Beckers, eines jüngern rheinländischen Künstlers, an der Spitze des Heftes bringen, wird an dieser Stelle gerechtfertigt durch die Bedeutung dieser Persönlichkeit innerhalb einer ganzen Generation des deutschen Katholizismus, wie sie in dem Aufsatz von Martin Spahn über den Verstorbenen herausgestellt wird.

Berichtigung: Im Märzheft S. 709 ist zu lesen 1. Sp. letzte Z. ‚Hochstim‘ (statt ‚Rochstein‘), 2. Sp. 7. Z. v. u. ‚Marsyas‘.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Andrea Mantegna/Unsere liebe Frau vom Siege



Nach einer Aufnahme von Braun & Cie., Dornach (Elsaß).




Fünfzehnter Jahrgang Mai 1918

# Demokratie und Aristokratie / Versuch einer Synthese* / Von Fr. W. Foerster

Das Thema der folgenden Betrachtung steht nur scheinbar in keinem engeren Zusammenhange mit den gegenwärtigen Problemen der Völkerpolitik und der weltpolitischen Ethik. Gerade die leidenschaftliche Diskussion, die mitten in diesem Kriege über das Selbstbestimmungsrecht der Völker begonnen hat, zeigt deutlich genug, daß der demokratische Anspruch heute keineswegs nur die innerpolitischen Verhältnisse betrifft, sondern daß er jede Art von politischer Überordnung vor sein Tribunal fordert. Das Problem der Herrschaft und der Führerschaft überhaupt wird gestellt, heiße es nun das aristokratische oder das imperialistische Problem. Es wird die Frage gestellt, ob und inwieweit die überlieferte Methode des Leitens und Organisierens mit dem in den großen Massen der Völker erwachten Drange nach Eigenleben und Selbstverantwortlichkeit vereinbar und inwieweit jene Methodik noch der gewal-

* Wir setzen mit diesem ‚Versuch einer Synthese' das Für und Wider der Erörterung einer Frage fort, die in diesen Heften den Lesern unter den verschiedensten Gesichtspunkten bereits nahegebracht worden ist. Auch dieser Artikel soll nicht das letzte Wort sein. Bis jetzt haben vornehmlich folgende Beiträge zu der Frage Stellung genommen: Martin Spahn: ‚Die radikale Krise im Reich'. März 1912. A. Mendelssohn-Bartholdy, ‚Englische Politiker von heute'. Februar 1915. K. G. Hugelmann, ‚Der Parlamentarismus'. Juli 1915; und ‚Parlamentarismus oder organische Demokratie'. November 1917. Ignaz Seipel, ‚Das Problem der Revolution'. Februar 1918. Die Redaktion.

tigen seelischen Veränderung der modernen Menschheit und der ebenso tiefgreifenden Umwandlung aller neueren Arbeitsbedingungen und Arbeitsaufgaben angepaßt sei.

Diese Frage soll im nachfolgenden beantwortet werden — allerdings nur durch Begründung einiger leitender Gesichtspunkte. Das Recht der beiden einander hier entgegenstehenden Prinzipien soll beleuchtet werden; es soll eine Synthese versucht werden, bei der beide zu ihrem Rechte kommen. Die Arbeit an solcher Synthese ist nicht nur für den Volksfrieden unentbehrlich, sie ist auch eine Vorbedingung der weltpolitischen Einigung der Völker.

Hören wir zunächst aufmerksam die grundlegenden Bedenken an, die von jeher gegen das demokratische Prinzip gerichtet werden und fragen wir uns dann, welche weltgeschichtlichen Triebkräfte und Argumente hinter der demokratischen Bewegung stehen und ob eine Verständigung zwischen den beiden Betrachtungsweisen möglich sei und in welchem Sinne.

Bevor wir die Proteste gegen die demokratische Idee anhören, werden wir uns klarmachen müssen, daß wir dabei einer Reihe der größten und scharfsichtigsten Geister aller Zeiten begegnen, die die Tatsache menschlicher Ungleichheit, auf die sie sich berufen, mit so unwiderleglichen Argumenten vor uns hinstellen, daß wir zunächst wehrlos dastehen und von dem Eindruck überwältigt werden, daß vielleicht doch die größte Aufgabe menschlicher Lebensordnung nicht die Entfesselung des Massenwillens, sondern vielmehr die Bindung dieses Massenwillens durch die höchste Ausgestaltung des Führertums und der Führerqualitäten sei. Sollte aber der tiefste Sinn der demokratischen Idee gar nicht vielleicht darin bestehen, die Tatsache der ungeheuren seelischen Ungleichheit der Menschen und die darauf begründete Notwendigkeit der Führerschaft zu leugnen und die Leitung der menschlichen Dinge der kollektiven Torheit in die Hand zu geben? Sollte jener tiefste Sinn vielleicht nur darin bestehen, daß die Auswahl der Führerelemente auf eine ganz neue Grundlage gestellt wird, so daß Demokratie nur eine neue Methode wird, eine Aristokratie hervorzubringen, eine Aristokratie, die nicht als bloße Kaste mit ererbten Privilegien, ohne solide Garantie für wirkliche Führerqualitäten, ohne festgeordnete Verantwortlichkeiten, dem Volke von außen aufgedrängt wird, sondern auf der Grundlage erprobten Vertrauens der Massen emporwächst, eine Aristokratie, aus der das alte Element des Herrenwillens und der Herrenmoral gründlich ausgeschieden worden ist? Handelt es sich also vielleicht nur um eine engere Verknüpfung der leitenden Funktion mit dem geweckten Gesamtleben des Volkes, statt daß der leitende Beruf isoliert bleibt von den lebendigen Menschen, die geleitet, und von den wirklichen Zuständen, die geordnet werden sollen? Und ist es vielleicht wahr, daß die ganze neuere Revolte gegen die Autorität im allerletzten Grunde gar nicht wirklich ‚anti-autoritativ', sondern nur eine als Auflehnung gegen ganz bestimmte Methoden der Führerfunktionen, gegen

den Mißbrauch der Autorität durch selbstsüchtiges Machtwesen, gegen eine Befehlsgewalt ohne soziale Kultur, ohne ritterliche Achtung vor der Würde des gehorchenden Menschen, bezeichnet werden darf?

Doch betrachten wir zunächst einmal das Wesen und die Berechtigung der gegen die Demokratie vorgebrachten Argumente und fragen wir dann, ob der eigentliche und beste Sinn des demokratischen Protestes durch diese Argumente wirklich getroffen wird oder ob dieselben vielleicht nur die allerdings sehr wichtige Bedeutung haben, den Übertreibungen und Entartungen des demokratischen Prinzips entgegenzuwirken — so wie anderseits der gewaltige, vielstimmige Protest des Demos gegen die Autorität wohl als ein weltgeschichtliches Mittel zur Erziehung der Führerkraft, zur sittlichen und politischen Erhöhung des ganzen leitenden Berufes, betrachtet werden könnte.

Was nun die Bedenken gegen die Demokratie betrifft, so gehen die tiefsten unter ihnen von der tragischen Lebensansicht aus, die uns die Unfähigkeit der großen Mehrheit (gerade auch der Gebildeten) zu einem wirklichen objektiven und triebfreien Denken vergegenwärtigt. ‚Wenn Gott unter den Menschen wohnte, so würden sie ihm die Fenster einwerfen' — in diesem alten jüdischen Worte ist alles enthalten, was jene tragische Lebensansicht von der Herrschaft der ‚Vielzuvielen' erwartet. In diesem Sinne hat auch Plato, der seinen Lehrer und Meister der intellektuellen und moralischen Schwäche der Masse zum Opfer fallen sah, und der die innere Notwendigkeit einer solchen Auflehnung der Triebmenschen gegen den ‚vollkommen Gerechten' tief erfaßte, geradezu die geschichtlich wirksamsten Gedanken seiner Philosophie dem Kampf gegen die demokratische Illusion gewidmet. Unvergleichlich tiefer noch ist in der christlichen Lehre die Wahrheit verkörpert, daß der innersten Natur des Menschen gemäß gerade das rettende, erlösende Prinzip auf Erden verfolgt, gegeißelt und gekreuzigt werden muß — die große Masse der Menschen versteht ihr eigenes Heil nicht. Was nützt ihr da die ‚Selbstbestimmung'? Bestimmt sie sich damit nicht selbst zum Verderben? Hat nicht Plato recht, daß für die große Mehrheit der Menschen nur dort wirklich gesorgt ist, wo die Rangordnung der Seelen auch ihren Ausdruck in den äußeren Formen des politischen Lebens findet?*

‚Ihr redet immer von den Menschenrechten', so sagt Carlyle, ‚habt Ihr denn auch schon einmal über die Menschenkräfte nachgedacht?' In diesem

* Diese Frage soll allerdings nicht gestellt werden, ohne daß die andere Frage folgt: Wer aber soll jene Rangordnung feststellen? Folgt sie aus der Geburt? Ist es ausgeschlossen, daß zwar nicht aus der Diktatur des Haufens, wohl aber aus den erprobten Führern hochorganisierter Massen ein neues Verständnis für jede Art von hochdifferenzierter Führerschaft kommt, auch wenn man dabei für die Auswahl und Kontrolle der Leitenden gewisse demokratische Sicherungen für durchaus wohltätig hält — schon damit wirkliche Aristokratie und nicht vornehm verkleideter Pöbel regiere?

Worte wird schlagend zusammengefaßt, was die tragische Ansicht vom Menschen gegen den demokratischen Anspruch geltend macht. Diese pessimistische Auffassung von der Fähigkeit des Demos zur Selbstherrschaft wird übrigens nicht nur von Philosophen und Vertretern der christlichen Lebensanschauung, sondern auch von angesehenen politischen Schriftstellern der Gegenwart geltend gemacht. So sagt Lecky in seinem Buche ‚Democracy und Liberty': ‚Es ist eine der merkwürdigsten Tatsachen, daß man es als Fortschritt der Vernunft bezeichnen konnte, daß die menschliche Gesellschaft mehr und mehr unter die Kontrolle ihrer unaufgeklärtesten und unerzogensten Schichten gebracht wird.' Prägnante Formulierungen, wie die hier zitierte, sind gewiß sehr förderlich, damit das unbestreitbare Recht des aristokratischen Prinzips klar hervortrete — die Frage ist nur, ob durch alle solche Anklagen nicht vielleicht nur eine bloße Übergangsphase der demokratischen Entwicklung, keineswegs aber ihr Wesenskern getroffen wird, der doch mit hoher Entwicklung des Führerprinzips sehr wohl vereinbar sein könnte. Um diesen Kern ins rechte Licht zu setzen, beantworten wir kurz die Frage: Auf welche gesellschaftlichen Triebkräfte und auf welche ethisch-religiösen Motive kann sich die demokratische Bewegung berufen?

Zweifellos verdankt die neuere demokratische Bewegung ihre allertiefste Triebkraft dem Christentum — auch wenn dieses keineswegs mit dem demokratischen Geiste identisch ist, da ja doch eins der ernstesten Bedenken gegen gewisse demokratische Illusionen gerade aus der Vertiefung in die Tragik des Kreuzes kommt. Und doch können sich gewisse demokratische Forderungen auf die christliche Wahrheit berufen und sind von dort geschichtlich entscheidend inspiriert worden. Wir verstehen das sofort, wenn wir uns den tiefsten und besten Sinn der demokratischen Forderung klarmachen: Demokratie ist der Protest gegen jede Art von Vergewaltigung. Demokratisch empfinden das heißt: vom Ich zum Du übergehen, den andern anhören, ihn zu Worte kommen lassen, feinfühlig werden für fremde Rechte und Interessen. Diese Auferstehung des Du im Innern des Ich aber ist doch die Botschaft und die Wirkung des Christentums: ‚Was ihr dem Geringsten unter euch getan habt, das habt ihr mir getan.' Als Papst Gregor I. vernahm, daß in Rom ein Bettler Hungers gestorben sei, schloß er sich in größter Scham einen Tag lang in sein Zimmer ein. In dieser ganz neuen Empfindungsweise liegt eine der Wurzeln der modernen Demokratie: daß man über jenen **einen** armen Menschen nicht mehr einfach zur Tagesordnung übergehen kann, daß sein Notschrei zum Palaste dringt und den Herrn der Christenheit bis ins Mark erschüttert — dies neue Recht der armseligsten Stimme begründet das allgemeine Stimmrecht.*

* * *

* Daß die hier gekennzeichneten tieferen Motive der demokratischen Bewegung auch heute noch bei ihren besten Vertretern wirksam sind, tritt besonders charakteristisch hervor in dem Buche des amerikanischen Arztes Cabot über ‚Social service in hospitals', woselbst ein Kapitel über die ‚**Beseitigung des Lügens am**

Jene neue Bewertung der Einzelexistenz im Lichte der ewigen Bestimmung der Seele und im Lichte der Verantwortlichkeit des einen für die Seele des anderen wirkt nun als weltgeschichtliche demokratisierende Triebkraft ebenso stark in den Seelen der Herrschenden wie in denjenigen der Unterdrückten. Die Lehre von den Menschenrechten ist nur ein blasser Reflex dieses aus dem Christentum gespeisten Bewußtseins vom Werte des einzelnen. Der Protest des sogenannten ‚Naturrechts' gegen Gewaltordnungen und Privilegien war nichts als der Niederschlag von sechzehn Jahrhunderten christlicher Erziehung. Das geläuterte soziale Empfinden empfand den Kontrast zwischen seinen Forderungen und den wirklichen Ordnungen der Gesellschaft. Dieses Empfinden untergrub langsam den Glauben der Herrschenden an das Recht ihres Privilegiums und den Glauben der Unterdrückten an das göttliche und menschliche Recht ihrer Lage. Das Volk gewinnt seine Sache auf den Straßen, nur weil es sie vorher in den Herzen der bevorrechteten Klassen gewonnen hat. Und diese Eroberung der Gewissen der Herrschenden durch die demokratischen Ideen hängt wiederum mit einem Geheimnis des inneren Lebens zusammen, dem das Christentum den tiefsten Ausdruck gegeben hat: daß in dem Augenblicke, in dem ich mich fremden Rechtes und Heiles annehme, in mir selbst ein höheres Leben, das vorher durch Selbstsucht gebunden war, zur Auferstehung kommt: man wird selber erst Mensch, wenn man den Bruder Mensch im anderen entdeckt. Darum gibt es auch kein rascheres Mittel, Aristokratie in Pöbel zu verwandeln, als wenn hochgeborene Menschen mit Volksrechten spielen oder sich von Rechtlosen und Ausgebeuteten bedienen und opfern lassen, statt deren Seelenheil und Lebensglück mit höchster Ritterlichkeit sicherzustellen und sich in der Autoritätsübung von allem Herrendünkel, aller egoistischen Überordnung des Menschen über den Menschen zu befreien. Darum ist auch keine Lehre lebensfremder und unpsychologischer als die Nietzsches, daß die demokratische Bewegung ein Aufstand des Pöbels gegen die Vornehmheit sei; nein, der Pöbel sitzt in der Seele jedes Menschen und wird überall dort entfesselt, wo die wahre Achtung vor dem Rechte des Mitmenschen fehlt; darum ist die Bewegung zum Schutz der Menschenwürde der Dienenden und Gehorchenden auch eine Sicherstellung der Menschenwürde der Herrschenden.

Man kann ein entschlossener Gegner aller demokratischen Übertrei-

---

Krankenbette' den Gedanken ausführt, daß diese Art von Lügen ‚undemokratisch' sei: Der Arzt schalte die Persönlichkeit des Patienten von der Mitwirkung an seiner Behandlung aus. Dadurch erspare er sich freilich mancherlei Schwierigkeiten, die überall dort entstehen, wo der Arzt offen und ehrlich mit dem Patienten verkehrt und auch dessen Bedenken und Angst ruhig zur Aussprache kommen läßt. Letzten Endes komme man mit der Wahrhaftigkeit, die nicht mit Plumpheit identisch sei, immer weiter; sie wecke in der Seele ein Antitoxin gegen ihre eigenen Schrecken und ermögliche eine sittliche Zusammenarbeit, die auch vom therapeutischen Standpunkt aus die weiterblickende und der bloßen ärztlichen Autokratie überlegene Methode sei.

kungen sein und die Herstellung wahrer Aristokratie als die wichtigste Aufgabe der ganzen politischen Organisation betrachten — wer aber jenen sittlichen Kern der demokratischen Forderung nicht anerkennt und ihm irgendwie zu seinem Rechte verhilft, der wird auch keine wahre und lebensfähige Aristokratie begründen können.

Neben dem im Vorangehenden bezeichneten sittlich-religiösen Hauptmotiv der demokratischen Bewegung, das in den gesellschaftlichen Ordnungen vor allem in der Richtung des freiheitlichen Geistes und der Sicherung der Menschenrechte wirkt (so wie man im Mittelalter aus den Kirchen Tauben fliegen ließ, um zu symbolisieren, daß im Gefolge des Christentums alle Gefangenen befreit würden), entsprang der christlichen Kulturentwicklung noch ein anderes demokratisierendes Motiv, das mehr in der Richtung der Gleichheit wirkte: es ist die im Zeitalter der Reformation zunächst auf religiös-kirchlichem Gebiet einsetzende Bewegung des Laienelementes zum Zwecke größerer Geltendmachung seiner Rechte. Aus der Lehre der reformatorischen Gemeinde vom allgemeinen Hohenpriestertum drang der demokratische Gedanke auch in die politischen Institutionen. Man kann z. B. die amerikanische Demokratie mit all ihren fast doktrinären religiös-ethischen Überlieferungen gar nicht verstehen, wenn man sich nicht ihres Sektiererursprungs erinnert.* Und man würde das Berechtigte im demokratischen Denken gänzlich verkennen, wenn man die große Bedeutung des allgemeinen Stimmrechtes nicht gerade darin sehen würde, daß es der Diktatur der bloßen Fachintelligenz entgegentritt und die einseitige Herrschaft des Prinzips der Arbeitsteilung der Funktionen zu korrigieren sucht. Die Fachmenschen setzen sich zwar gegen eine solche Korrektur zur Wehr, indem sie von einem ‚durch Sachkenntnis nicht getrübten Urteil' reden, sie übersehen aber, daß die bloße Fachbeschränktheit zweifellos das Urteil trüben kann — sind doch in Wissenschaft und Technik sogar die bahnbrechendsten Gedanken nicht selten von denen ausgegangen, die aus ganz anderen Arbeitsgebieten herkamen.

* Mit Recht hat Münsterberg in seinem Buche über ‚Die Amerikaner' bemerkt, daß man die Triebkräfte des amerikanischen Volkes gar nicht verstehen könne, wenn man nicht wisse, welche außerordentliche Rolle neben dem Element des grotesken Erwerbsgeistes der alte puritanische Geist spiele. Das ‚Leitmotiv' der puritanischen Sekte findet man in den besten Impulsen der amerikanischen Demokratie wieder — jenes Motiv, das den Menschen sagen läßt: ‚Ich kann mir durch niemand meine Verantwortlichkeit für mich selbst und für das Heil des Ganzen abnehmen lassen, von mir wird Rechenschaft abverlangt werden für die Seele meines Bruders und für meine eigene Seele.' Der Verfasser der vorliegenden Betrachtung hörte in Saint Louis einmal einen Vortrag über ‚good-government', worin die Anwesenden zu demokratischer Kontrolle der öffentlichen Institutionen, insbesondere der Zustände im Gefängniswesen, aufgefordert wurden, und zwar mit dem Appell: ‚Du bist Gott Rechenschaft schuldig, wenn der Verbrecher in jenem schlechten Gefängnis dort ein dauernder Feind der Gesellschaft wird!'

Von manchen Gegnern des allgemeinen Wahlrechts ist die Idee einer ‚organischen Volksvertretung', d. h. einer Berufsvertretung, befürwortet worden. In diesem Vorschlage liegt etwas Berechtigtes, insoweit es sich dabei um eine Ergänzung bestehender Vertretungen handelt — es würde aber ein schwerer Irrtum sein, wenn man dadurch die auf dem allgemeinen Stimmrecht ruhende Laienvertretung ersetzen wollte. Eine auf der Laienstimme ruhende Volksvertretung ist das unentbehrliche Gegengewicht gegen die korporative Macht des organisierten Interessentums.

Im vorangehenden wurden die intimeren ethischen und religiösen Triebkräfte der demokratischen Bewegung gekennzeichnet. Jene ideologischen Faktoren traten aber erst in volle gesellschaftliche Wirksamkeit, als die wirtschaftlichen und technischen Vorbedingungen dazu gereift waren. Welche wirtschaftlich-technischen Triebkräfte stehen nun hinter der demokratischen Bewegung?

Jede intensivere wirtschaftliche Kulturarbeit, eben weil sie einen erhöhten persönlichen Einsatz von Kraft, Ehrgefühl und Selbstverantwortlichkeit fordert, bringt notwendig eine wachsende Befreiung des Individuums von sozialer Gebundenheit, eine größere Ehrung seiner Menschenwürde, eine weitergehende Befriedigung all seiner Lebensansprüche mit sich. Das Aufsteigen der Arbeiterklasse ist nicht nur eine Forderung der Menschlichkeit, sondern auch eine Bedingung des großindustriellen Fortschrittes. ‚Menschenrechte' verwandeln sich in Arbeitsenergie und Arbeitsgewissen. Ein Röhrenleger, der kommunales Stimmrecht hat oder gar Referent einer Kommission ist, bekommt mit dem politischen Verantwortlichkeitsbewußtsein auch ein neues Verantwortlichkeitsgefühl für seine Röhren. Eine demokratische Gestaltung des Arbeitsverhältnisses, wodurch die schleichende Revolte ausgeschaltet wird, erweist sich aus psychologischen Gründen auch betriebstechnisch als Notwendigkeit. In den Vereinigten Staaten halten die großen Textilfabrikanten darauf, daß ihre Arbeiter der Organisation angehören. In geordneten Verhandlungen mit einem wohlorganisierten Massenwillen sehen sie die größte Bürgschaft für ein reibungsloses Zusammenwirken. Die feinste technische Einigung von Menschenkräften kann nur durch eine tiefere Einigung der Willen, nicht durch Autokratie hervorgebracht werden. Nur ein Personal, dessen kollektive Mitbestimmung an seinen Arbeitsbedingungen anerkannt ist, wird dann auch mit ganzer Sittlichkeit zu seinen Arbeitsverpflichtungen stehen. Will man Interesse an der Arbeit, so muß man diesem Interesse auch Rechte zubilligen, will man intelligente Arbeiter, so darf man nicht übersehen, daß das demokratische Ideal der Ausdruck der geweckten Volksintelligenz ist. Alle Vertreter eines bloß autokratischen Ordnungswesens vergessen, daß die Selbstgesetzgebung doch der eigentliche Triumph des Ordnungsprinzips im Leben ist und daß der Wille zur Ordnung auf seiten der Geführten darum noch weit wichtiger ist als die Ordnungsenergie des Führers — jener Ordnungswille der Geführten aber ist entscheidend von dem Maße ihrer ehrenden und vertrauenden Heranziehung zur Mitbestimmung

der Ordnung abhängig. Demokratische Gestaltung des Arbeitsverhältnisses ist Bedingung und Konsequenz der immer intimeren Vergesellschaftung der Arbeitsprozesse; wer diesen Prozeß autokratisch leiten will, der denkt noch nicht wahrhaft gesellschaftlich, erkennt nicht, wie ganz unentbehrlich hier die seelische Einigung von Ich und Du ist und in wieviel tiefer wirkendem Sinne er Führer und Herr sein könnte, wenn er durch Verzicht auf alle unbilligen und sachlich überflüssigen Herrenrechte die ganze Freiwilligkeit der Volkskraft für sich gewönne.

Gewiß besteht die Gefahr, daß nun auch der mächtig organisierte Massenwille seinerseits autokratisch wird und alle entgegenstehenden Rechte, Interessen, Kompetenzen vergewaltigt. Solches Auftreten ist meist das Resultat einer schlechten Erziehung der Arbeitermassen durch eine gewalttätige Aristokratie. Natürlich hängt die ganze Vertiefung der demokratischen Idee davon ab, daß auch die Vertreter des organisierten Massenwillens den demokratischen Gedanken in dem weiter oben beleuchteten tieferen Sinn gründlich zu Ende denken. Nur die feinste Gegenseitigkeit in der Achtung der beiderseitigen Interessen, der Verzicht auf jede gewalttätige Überordnung eines einzelnen Gruppenwillens kann die gesunde psychologische Atmosphäre für das immer gewaltigere moderne Arbeitssystem werden. Demokratie heißt in diesem Sinne nicht nur, daß ich um jeden Preis mich selbst zu Gehör bringe — nein, ich selbst komme nur soweit in Frage, als ich Träger eines Menschenrechtes bin, das in meiner Person vergewaltigt wird und das ich daher in einem überindividuellen Interesse verteidigen muß — es kann aber ebensogut sein, daß in einer gegebenen Situation der Arbeitervertreter die höchste Pflicht hat, im Namen demokratischer Sittlichkeit das Recht des Unternehmers gegenüber einer unbilligen Forderung der Masse zu verteidigen. Nur wenn ich im Kampfe für mein Recht nicht von meinen Interessen benebelt werde, sondern stets aufrichtig nur die Verwirklichung des Rechtes suche und gerade in dem Augenblicke, wo ich mein Recht vertrete, so viel Achtung und Liebe für das fremde Recht beweise, daß das höhere Motiv meines Kampfes ganz unverkennbar zutage tritt — nur dann steht die ganze moralische Wucht des wahren demokratischen Gedankens hinter mir.

Zusammenfassend läßt sich die Unabweisbarkeit des richtig verstandenen demokratischen Anspruchs von folgenden Gesichtspunkten aus verteidigen. Jener Anspruch wird gefordert:

1. Durch die technisch-wirtschaftlichen Notwendigkeiten der modernen Arbeitsleistung und der modernen Arbeitsorganisation.

2. Durch die Konsequenz gewisser christlicher Grundgedanken, vor allem durch den Gegensatz des christlichen Geistes zu jeder gewaltsamen Verfügung über menschliche Geschicke.

3. Durch die Unmöglichkeit, den immer verwickelteren Problemen des gesellschaftlichen Interessenausgleiches ohne geordnete Mitwirkung der Betroffenen gerecht zu werden.

Nun aber erhebt sich die entscheidende Frage: Wie ist die Entfesselung

des tausendstimmigen Mitredens der Massen, die immer konsequentere Ausgestaltung der Volksrechte in Einklang zu bringen mit dem Rechte des Führers, wie ist sie vereinbar mit der Betrachtung all der doch sehr ernst zu nehmenden Warnungen, die von den größten Menschenkennern aller Zeiten gegenüber der Massenherrschaft ausgesprochen worden sind? Wie setzt man sich auch mit vielen neueren Gegnern des demokratischen Prinzips auseinander, die keineswegs Interessenten des Privilegiums, sondern denkende Soziologen sind, die in der Sicherung der Führerschaft die wichtigste Angelegenheit des ganzen gesellschaftlichen Lebens sehen und von der demokratischen Entwicklung aus den sicheren Untergang der Masse in ihrer eigenen Kopflosigkeit und Zerfahrenheit sehen? Ist es nicht einleuchtend, daß ein sehr starkes aristokratisches Element die einzige Gewähr für die plastische Kraft eines einheitlichen, wirklich organisatorischen Willens ist, daß aber solch ein durchgreifender politischer Wille dort unmöglich ist, wo die ‚Vielzuvielen' mit dem Hin und Her der von ihrer Verworrenheit ausgehenden Einflüsse und Gegeneinflüsse alle große Entschlußkraft und alle große Exekutive lahmlegen?

* * *

Allen solchen berechtigten Bedenken muß man zunächst unbedingt zugeben, daß die bloße Massenherrschaft selbstverständlich nicht der Gipfelpunkt politischer Kultur und Technik sein kann. Solche Massenherrschaft wäre eine schlechte Ausnutzung der großen Begabungen und zugleich eine lebensfremde Verkennung der ‚Psychologie der Masse'. Aber die Gegner der demokratischen Entwicklung vergessen, daß diese Entwicklung selber die unverkennbare Tendenz hat, immer wieder eine Aristokratie hervorzubringen, und daß die Alternative eigentlich gar nicht heißt: Aristokratie oder Demokratie, sondern: A r i s t o k r a t i e  d u r c h  G e w a l t  u n d  K n e c h t u n g oder A r i s t o k r a t i e  a u f  d e m  B o d e n  d e s  V e r t r a u e n s. Wenn daher auf die Urteilsschwäche der großen Mehrheit der Menschen und auf die Abhängigkeit ihres Denkens von ihren Trieben und Interessen hingewiesen und wenn diese Tatsache als ein Argument gegen die Demokratie gebraucht wird, so muß dem entgegengehalten werden, daß die große Mehrheit gemäß ihrer Schwachheit doch auch geradezu den biologischen Trieb zur Unterordnung unter führende Persönlichkeiten hat. Die aristokratische Tendenz liegt weit tiefer in der menschlichen Natur begründet als die demokratische, die schon an der menschlichen Faulheit das stärkste Gegengewicht findet; es ist also gar nicht nötig, beim ersten Beginn demokratischen Massenstrebens schon für das Schicksal des aristokratischen Prinzips zu fürchten. Die letzten Jahrzehnte haben auch deutlich gezeigt, besonders in der Entwicklung der englischen und amerikanischen Arbeiterbewegung, wie alle diese demokratischen Körperschaften durch die praktische Erfahrung schnell genug von dem Glauben an die Massenregierung abgekommen und ohne Preisgabe des gesunden Kerns der demokratischen Kontrolle und Mitbestimmung doch in steigendem Maße zur Wiedereinsetzung des aristokratischen Fak-

tors zurückgekehrt sind. Wenn daher ein neuer französischer Autor behauptet, das allgemeine Stimmrecht sei nur das Stimmrecht der Leidenschaften, der kopflosen Gefühle, der extremen Gruppen, der Sieg gehöre den Exaltierten, so trifft seine Kritik — genau wie die H. St. Chamberlains in dessen Schrift „Demokratie und Freiheit" — durchaus nur eine vorübergehende Entwicklungsphase der Demokratie; die Praxis selber bewahrt vor den Einseitigkeiten und weckt neues Verständnis für die Bedeutung des Führerelements und der Teilung der Funktionen in jeder höheren Organisation des gesellschaftlichen Zusammenwirkens — schon weil durch solche praktische Beteiligung erst den betreffenden Kreisen die ganze Schwierigkeit all der in Frage kommenden Aufgaben und Probleme zum Bewußtsein kommt.

Die Mitwirkung der Regierten an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten vertieft und verstärkt auch die führende Kraft der Leitenden, eben weil das Bewußtsein der Vergewaltigung mit all den daraus entspringenden seelischen Widerständen ausgeschaltet ist und weil eben durch die demokratische Mitarbeit auch ein ganz neues Interesse an Ordnung und Gesetz geweckt wird. Hier gilt Pestalozzis Wort: ‚Volksrechte wecken Volkstugenden.' In diesem Sinne wird durch Ausbildung demokratischer Einrichtungen direkt das aristokratische Element in der Gesellschaft neu gestärkt und tiefer begriffen, und zwar um so sicherer, je mehr Vertreter wahrer Aristokratie da sind, die begreifen, daß Vornehmheit darin besteht, Rechte und Freiheiten zu verleihen, nicht aber darin, sie für sich selber in Anspruch zu nehmen. Verfallen die führenden Kreise eines Volkes in selbstsüchtigen Interessengeist, so treiben sie die Massen in Anarchie und Ochlokratie. Revolution bedeutet immer, daß keine wahre Aristokratie mehr da war. Revolution ist der Ausdruck getäuschten Vertrauens und darum so wild und so unversöhnlich. Das hier allgemein Gesagte gilt für alle gesellschaftlichen Verhältnisse. Man fürchtet überall, daß der demokratische Anspruch alle Rangordnungen der menschlichen Arbeitsteilung zerstören werde — man begreift nicht, daß man diese Ordnungen nur retten kann, wenn man den besten sittlichen Kern des demokratischen Prinzips mit dem ganzen Herzen und Gewissen erfaßt und die menschliche Arbeitsteilung in einem neuen Geiste behandelt — nicht mehr im Geiste der dünkelhaften persönlichen Überordnung, sondern wirklich nur im Geiste sachlicher Funktionserteilung, mit voller Sicherstellung der Menschenwürde des Nächsten. Die ganze Bewegung, die mit den Worten liberté, égalité, fraternité begann, richtet sich ja in ihrem tiefsten Sinn nicht gegen die sachliche Überordnung, ja nicht einmal gegen Rang und Klasse als solche, sondern nur gegen den falschen Geist, der die Menschen treibt, diese Dinge zu eigener Überhebung und zur Demütigung anderer zu mißbrauchen. Die Lösung der Dienstbotenfrage liegt nicht darin, daß in einer allgemeinen Verbrüderung alle notwendige Distanz zwischen Leitenden und Dienenden verwischt wird, sondern darin, daß der Leitende sich radikal aus der privilegierten Seelenstimmung, aus den immer noch nachwirkenden Empfindungen aus dem Zeitalter der Hörigkeit

herausdenkt und durch sein Benehmen die Aufklärung gibt, daß Aristokratie sehr wohl mit Demokratie und mit Menschenrechten vereinbar ist, ja daß Würde und Recht des Arbeitenden nirgends so heilig gehalten wird wie von einem wahrhaft vornehmen Menschen. Solche Umbildung der ganzen Denkweise und aller damit zusammenhängenden Sitten hat dann auch den Vorteil, daß derjenige, der die gesellschaftliche Arbeitsteilung in keiner Weise mit dem persönlichen Selbstgefühl unterstreicht, sondern sie in einem neuen, streng sachlichen Geiste auffaßt — daß der dann auch in der Lage ist, strenge Disziplin zu halten und ungeordneten Ansprüchen mit Festigkeit entgegenzutreten.

Alle diese Gesichtspunkte sind vor allem auch auf die Behandlung der wachsenden Schwierigkeiten im Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter anzuwenden. Die Leitenden sind hier gewiß in einer schwierigen Lage. Ruft der moderne Arbeitsprozeß, wie wir zeigten, auf der einen Seite aus seinen tiefsten psychologischen Bedingungen heraus nach dem demokratischen Geiste, so muß anderseits zugegeben werden, daß das Recht des Führertums gegenüber dem bloßen Massenwillen sich ebenfalls auf die Gesetze des modernen Arbeitsprozesses berufen kann: denn je mehr die Arbeitsteilung fortschreitet, je größere Massen von Menschen daher auf rationelle Zusammenordnung ihrer Leistungen und auf exakte Verbindung ihres Einzeltuns mit dem Gesamtplan angewiesen sind, desto unentbehrlicher wird die Führerautorität — nicht zum wenigsten auch der Schutz des Führers vor unablässigem inkompetenten Einreden von seiten der einzelnen spezialisierten Gruppen und ihrer Organisation. Und es ist gewiß eine schwere Krisis, daß in der gleichen Zeit, in der die Masse sich der Bevormundung entwindet und sich an der Selbständigkeit ihres Willens berauscht, die Führerkraft in schwere Vormundschaft zu fallen droht und die plastische Energie ihrer Willensbetätigung einzubüßen droht.

* * *

Was aber ist in dieser Krisis zu tun? Sollen wir wieder zurück oder sollen wir das alte autokratische System Schritt für Schritt gegen die Idee der Mitbestimmung verteidigen? Es kann doch hier kein anderes Heil geben, als daß man die neue Ordnung und den neuen Geist rückhaltlos bejaht und die Methode der Führung den veränderten psychologischen Bedingungen anpaßt. Es kommt darauf an, die leitende Energie mit demokratischem Takt, mit Achtung vor der Menschenwürde, mit Spielraum für Selbständigkeit und Verantwortungsfreude zu verbinden. Wer sich in diese Aufgabe vertieft, der wird erfahren, daß gerade die Demokratie, das lebendige Mitarbeiten der Volkskräfte dem leitenden Berufe ganz neue und größere Möglichkeiten eröffnet und eine ganz neue Empfänglichkeit für wirkliche geistige und sittliche Überlegenheit schafft. Es ist sehr leicht, durch mechanischen Zwang zu leiten, es ist weit schwerer und aber zugleich weit erhebender und fruchtbarer, starkes und selbstbewußtes Leben zu freier Entfaltung und zugleich zu richtiger Einordnung in ein höheres

Ganzes zu führen. Es gibt auch zwei Arten von Weltpolitik, die eine, autokratische, kommt aus dem egozentrischen Machtwillen, sie führt zur Verarmung des Lebens, auch in der Seele des Mächtigen selber; die andere, demokratische, geht prinzipiell auf die Zusammenordnung gleichberechtigter Ansprüche. Diese letztere Methode gibt scheinbar allen Führerwillen preis, hat aber gegenüber dem unbezähmbaren Selbstbestimmungswillen der modernen Völker und Einzelnen unvergleichlich mehr organisierende Kraft; ihre Arbeit ist zunächst die schwerere und umständlichere, auf die Dauer aber hat sie gegenüber den modernen Völkerstimmungen allein Erfolg. Man will heute nicht mehr passiv sein, damit der andere im Übermaß der Aktivität schwelge; man will eine Leitungskunst, die eine oberste Synthese reich entfalteter Lebenskräfte ist, nicht aber diese Kräfte durch Bureaukratie ersetzt. Die Vielheit will voll zu Worte kommen, ihr tiefstes Sein hervortreiben; sie will von dem Einheitsprinzip befruchtet, aber nicht erdrückt sein — wer das versteht, der wird immer imstande sein, Massenwillen und Führerwillen zu vereinigen.

Carlyle hat es als die größte Aufgabe unserer Zeit bezeichnet, ‚die unvermeidliche Demokratie mit der ebenso unvermeidlichen Aristokratie zu vereinen‘. Diese Aufgabe kann natürlich nur gelöst werden, wenn die beiden Faktoren in dem Sinne erzogen werden, daß die christliche Wahrheit, auf die sich beide berufen, in den Vertretern beider Prinzipien so klar zur Entfaltung gebracht und so gründlich von allen Elementen egoistischer Gewalt gereinigt wird, die sich mit ihr verbunden und sie verdunkelt haben, daß beide in der Arbeit für das gleiche Ziel einander begegnen: die Demokratie muß sich von allem Neide, allem Schematismus, allem Terrorismus, allem Klassengeist reinigen; sie muß sich ferner klar machen, daß Selbstbestimmung und Freiheit zwar eine wichtige Bedingung kraftvollen Lebens sind, daß aber alles darauf ankommt, *wozu* diese Errungenschaften verwandt werden. Alles befreite Leben, das nicht in eine neue und höhere Art von Gehorsam mündet, ist nichts wert; ein von Gott erfüllter Höriger hat mehr Kultur und mehr wahre Freiheit als ein Emanzipierter, der nur von seinem armseligen Selbst und von nichts Größerem und Höherem mehr bestimmt wird.

Was die Aristokratie betrifft, so wird ihre ganze Zukunft davon abhängen, ob es gelingen wird, jene alten christlichen Traditionen der Vornehmheit wieder zu beleben, deren Wesen die Überwindung der Selbstsucht durch die Hoheit des Dienens und durch weitblickende und hellsichtige Würdigung fremder Rechte und Interessen ist. Nur wer eine Autorität im Dienen ist, nur der kann auch eine Autorität im Führen und Leiten werden. In dem Streben nach Achtung vor der Würde des Menschen muß der demokratische Anspruch und das aristokratische Gewissen zusammentreffen. *Hier ist die christliche Basis für die Einigung von Demokratie und Aristokratie.*

# Der russische Mensch / Von Karl Pfleger

Warum hinterlassen uns ein Gustave Flaubert, ein Anatole France, ein Fogazzaro oder d'Annunzio auch nicht entfernt den wahrhaft unauslöschlichen und unvergeßlichen Eindruck der russischen Romane? Jemand sagt: Tolstoi ist weit und breit wie eine Welt, und Dostojewskij ist ein bodenloser Abgrund von Tiefe und Gefühl. Aber wir wissen, daß auch der potenzierte Psycholog Paul Bourget uns nicht das sein könnte, was uns Dostojewskij ist. Die persönlichen Qualitäten kommen in unserer Frage nicht in erster Linie in Betracht. Aus ihnen heraus wächst im russischen Romane etwas Unpersönliches, über sie hinaus steigt riesenhaft etwas Allgemeines, etwas Typisches.

Gewiß hat jede große Dichtung etwas Typisches, weil sie irgendwie eine Offenbarung des Volksgeistes ist, der durch den Dichter redet. Aber eben dies Typische ist in der russischen Literatur viel stärker als etwa in dem deutschen, französischen oder englischen Schrifttum, weil nirgends so wie hier die Literatur im lebendigen Zusammenhang mit dem Volk geblieben ist. Unsere alten westlichen Literaturen beschäftigen sich mit den zahllosen Problemen, in die eine ausgedehnte, komplizierte Zivilisation den modernen Menschen verwickelt. Die kaum hundertjährige russische Literatur wird lediglich von einem mächtigen Streben absorbiert: Der Entdeckung der eigenen Volksseele. Um Europa hat sie sich nicht gekümmert; Turgenjew ist der einzige, der Europa kannte und liebte. Für Gogol und Tolstoi ist Europa mehr oder weniger das, was es für Dostojewskij war: ‚der durchfaulte Westen', von dem sie sich mit Gleichgültigkeit oder Verachtung abwenden. Europa ist für sie die große, die einzige Gefahr, und die einzige Rettung heißt: Rückkehr zum Volk. Das Volk ist darum auch der Ausgangspunkt und das Ziel, der tiefste Inhalt und das letzte, einzige Problem dieser Literatur. Das Volk ist es, das in ihr denkt, fühlt und spricht; es jubelt und klagt durch sie, in ihr werden die seit Jahrtausenden schlafenden Energien wach und dehnen und recken sich wie Riesen in die Höhe; was Millionen träumten und ahnten in der jahrhundertelangen Dämmerung eines vorkulturellen, fast unbewußten Geisteszustandes, all das Unausgesprochene und Unaussprechbare, das Ungeborene, Überraschende, noch zu Erlösende drängt hier in die Höhe, dumpf gärend und mächtig wie ein später Frühling, weit, grenzenlos, fessellos wie die unendlichen russischen Steppen und Wälder. Auch der deutsche Genius ist kein wohlgepflegter, geschnittener, abgezirkelter Park; aber wie klar und einfach ist er im Vergleich zum russischen Genius, wie nüchtern und schablonenmäßig stehen erst die Engländer, Franzosen, Italiener oder Amerikaner neben den uferlosen Möglichkeiten der Russen. Und hier, in dieser Tiefe, liegt letzten Endes der Zauber, die magnetische Anziehungskraft, das Geheimnis der russischen Literatur: im russischen Menschen.

Wo kann man ihn kennen lernen? Die Erfahrungen, die wir als kriegführendes Volk mit den Russen gemacht haben, können naturgemäß nur den allerkleinsten und unwesentlichsten Ausschnitt der russischen Wirklichkeit beleuchten; sowieso ist die von Leidenschaft und Voreingenommenheit erfüllte Atmosphäre des Krieges ein Prisma, das ein geradeblickendes, objektives Urteil unmöglich macht. Vom politisch hervortretenden Rußland einen Rückschluß auf seine wahre Seele zu machen, ist eine sehr unsichere Sache, und kein geringerer als Maxim Gorki hat es Trotzkij nachsagen müssen, daß hinter ihm nicht das russische Volk, sondern nur ein internationales Proletariat stehe. So bleibt uns kein anderer und besserer Weg zur Kenntnis des russischen Menschen als seine große Literatur. Sie ist ein treuer Spiegel. Die Tatsache, daß die russischen Schriftsteller ihrem Volk zu sympathisch gegenüberstehen, um es in objektiver Kühle beurteilen zu können, braucht uns nicht zu schrecken; ein von Sympathie bestimmtes Urteil ist immer noch richtiger und gerechter als ein von Antipathie diktiertes. Übrigens dürfen wir ihnen umsomehr vertrauen, als die von ihnen hervorgehobenen Eigenschaften nicht durchgängig schmeichelhaft sind, auch nicht so empfunden werden, sondern manchmal nur mit innerem Widerstreben festgestellt werden.

Das ist der Fall für einen der auffälligsten Züge des russischen Temperaments: für seine Passivität. ‚Je öfter ich mit meiner Großmutter zusammenkam,‘ erzählte Gorki einmal, ‚desto mehr bewunderte ich ihre Seele. Aber schon fühlte ich, daß diese schöne Seele ganz in Märchenträumen befangen war, daß sie nicht fähig war, die bittere Wirklichkeit zu verstehen, und daß meine Zweifel und Ängste ihr fremd waren. Dulden! Ertragen! Das hörte ich immer wieder als Antwort auf alles, was ich erzählte von der Abscheulichkeit des Lebens, von den Leiden der Menschen, von dem, was in mir glühte, was mich empörte. Ich aber war nicht zu dulden geschaffen, und wenn ich mich mitunter in dieser Tugend des Lastviehes und der Steine übte, so war es nur eine Art Selbstprüfung, um über das Maß der eigenen Kräfte Klarheit zu gewinnen.‘* Die ganze Welt, die Gorki schildert, ist von dieser Passivität wie gelähmt. Diese Leute reden, aber sie handeln nicht; sie empfinden ihr Dasein als sinnlos, aber sie haben nicht die Kraft, es anders zu gestalten. Von den Gesprächen seiner Genossen in der Malerwerkstätte berichtet er: ‚Mir gefiel es, daß alle diese Leute einstimmig sagten: Das Leben ist schlecht, man muß besser leben. Aber zugleich sah ich, daß der Wunsch nach einem besseren Leben zu nichts verpflichtet, nichts in dem Leben der Werkstatt, in dem Verhalten der Arbeiter zu einander ändert. Alle diese Reden offenbarten mir eine trübe Leere des Daseins, und in dieser Leere, gleich Staubfäden auf der Oberfläche eines Teiches, die der Wind hin und her treibt, irrten sinn- und zwecklos verärgerte Menschen umher, die behaupteten, dies Getriebe sei unsinnig und eine Kränkung für sie.‘

* Lit. Echo, Jahrgang XIX, S. 546.

Gorki schildert hauptsächlich die Welt des Kleinbürgertums. Wir treffen aber in den Schichten des Adels und der Intelligenz dasselbe Bild; bloß daß sich hier auf dieser höheren Ebene die geschilderte Passivität als Folge einer außerordentlichen seelischen Weiträumigkeit enthüllt, in der die gegensätzlichsten Dinge ruhig nebeneinanderstehen, die eine abendländische Seele zersprengen würden. Leset ‚Die Brüder Karamasoff‘: Zerfahrenheit und Verworrenheit neben flammender Leidenschaft, bohrendste Intelligenz neben tiefster Willensschwäche, strahlende Seelengröße neben sittlicher Verkommenheit bilden die chaotische Masse des russischen Lebens, das nach außen so fest und einfach und doch innerlich so zerrissen ist. Allerdings hat hier Dostojewskij nichts Geringeres beabsichtigt als den zentralen Eindruck alles Russentums überhaupt. Und es ist bezeichnend, daß die ihm wesentlich erscheinenden russischen Eigenschaften so zahlreich sind, daß er sie in diesem Roman gar nicht bei einer einzigen Gestalt unterbringen kann, sondern ein ganzes Geschlecht damit befrachten muß. Der Vater Karamasoff ist ein Wüstling; der erste Sohn Mitja ein wilder, draufgängerischer, verschwenderischer und lebenshungriger Mensch, in dem Dostojewskij offenbar die Grundlage eines völkisch-russischen Heldentums verkörpern wollte: ein Heldentum, in dem sich Güte mit Gewalt, zarteste Empfindsamkeit mit brutaler Verschwendungssucht zu einer Einheit verbindet. Der zweite Sohn Iwan: ein grübelnder Ideologe, ein grundsätzlicher Anarchist, der Gott nicht leugnet, aber sich gegen ihn und seine Welt empört; ihn macht Dostojewskij zum Verfasser des berühmten Kapitels ‚Der Groß-Inquisitor‘. Er ist typisch für die Masse der russischen Intellektuellen. Der dritte Sohn Aljoscha: zart, rein, glaubensvoll, alles Noble, Positive der russischen Seele verkörpernd; wenn er ein Held ist, so ist er ein Idealheld, ein Wunschbild, die Verkörperung dessen, was der Russe nach Dostojewskijs Ansicht sein könnte oder sein sollte.

Aber auch dieses riesenhafte Epos umfaßt nicht alles, was Dostojewskij über den russischen Charakter zu sagen hatte. Er hat es nicht vollendet, nicht bloß, weil der Tod im Jahre 1881 ihm die Feder aus der Hand nahm, sondern weil es, wie Mereschkowski klar erkannte, aus inneren Gründen keinen Abschluß dafür gab, weil dieser Abschluß, diese endgültige Abrundung und Fixierung der russischen Möglichkeiten im Leben auch nicht vorhanden war.* M. a. W.: die russische Seele ist derart weiträumig und chaotisch, derart mit allen Möglichkeiten erfüllt, daß sie einstweilen wenigstens der klarumrissenen, eindeutigen Beschreibung einfach spottet. Wenn dieser unvergleichliche Psycholog Dostojewskij, vor dem der gewiß anspruchsvolle Nietzsche sich beugte, mit dem russischen Rätsel nicht fertig wird, so ist es kein Wunder, wenn wir westlichen Menschen ziemlich fassungslos dastehen. Wir geraten von Kindesbeinen an in bestimmte Systeme,

* Siehe Einleitung zu ‚Die Brüder Karamasoff‘, verlegt bei Piper, München, 1916.

Begriffe, Anschauungen, Lebensordnungen hinein, und wir alle kennen kein zwingenderes Bedürfnis als unser äußeres und vor allem unser inneres Leben, unser Geistes- und Seelenleben zu ordnen und disziplinieren. Dies Bedürfnis scheint die russische Seele nicht zu kennen. System und vorsichtige Gemessenheit sind ihr ein Überdruß. Jene strenge, harte, heroische Auffassung von Pflicht, wie sie die deutsche Philosophie durch Kant geschaffen hat, wäre drüben undenkbar. Sagt nicht sogar einmal jemand bei Dostojewskij: ‚Wenn es gelänge, eine Weltauffassung zu finden, die es erlauben würde, ohne Ehre zu leben, so könnte man damit den Russen in allen Volksschichten gewinnen. Ist das nicht doppelt seltsam bei der tiefen Religiosität der russischen Seele? Wir europäischen Menschen müssen unter einem inneren Zwang Moral und Religion in praktischen Einklang bringen, sonst könnten wir unsere Religion nicht mehr ernst nehmen. Der russische Mensch braucht diesen Einklang nicht; auch das Bewußtsein tiefster sittlicher Verworfenheit tötet ihm die Innigkeit des religiösen Fühlens nicht. Man wäre versucht zu sagen: im Gegenteil. Kann man echte, tiefe Religiosität ergreifender aussprechen hören, als es im ‚Raskolnikow‘ ein gänzlich heruntergekommener Trunkenbold tut? Der ehemalige Beamte Marmeladow spricht im Wirtshaus, wo er die letzten Pfennige vertrinkt, die seine Tochter durch Prostitution verdient: ‚Mitleid wird der mit uns haben, der mit allen Mitleid hat und alles und alle verstanden hat. Er ist der einzige; er ist auch Richter. Er wird an jenem Tag kommen und fragen: „Wo ist die Tochter, die sich der bösen und schwindsüchtigen Stiefmutter und der fremden kleinen Kinder geopfert hat? Wo ist die Tochter, die mit ihrem irdischen Vater, dem lasterhaften Trunkenbold, Mitleid hatte, ohne sich vor seiner Tierheit zu erschrecken?" Und er wird sagen: „Komm". . . und er wird meiner Sonja vergeben, ich weiß, daß er ihr vergeben wird . . . und er wird allen gerecht sein und wird vergeben, wie den Guten so auch den Bösen, wie den Weisen so auch den Einfältigen . . . und wenn er mit allen schon zu Ende sein wird, da wird er auch zu uns sprechen: „Kommt auch ihr", wird er sagen, „kommt ihr Betrunkene, kommt ihr Schwächlinge, kommt ihr Sündige". Und wir alle werden hervortreten, ohne uns zu schämen und werden da stehen. Er aber wird sagen: „Ihr Schweine, ihr Ebenbilder des Tieres, ihr viehischen Gesichter — ihr, kommt auch ihr!" Und die Weisen und die Klugen werden ausrufen: „Herr! Warum nimmst du sie auf." Und er wird sagen: „Ich nehme sie auf, ihr Weisen, ich nehme sie auf, ihr Klugen, weil sich kein einziger von ihnen für dessen würdig hielt" . . . und er wird seine Hände gegen uns ausstrecken, und wir werden niedersinken und werden weinen... und alle werden verstehen . . . alles verstehen . . . Herr dein Reich komme!‘ Offenbar kann der russische Mensch ohne Ehre auskommen, aber nicht ohne Gott, ja es scheint, als ob gerade seine tiefste Erniedrigung ihn Gott am ersten finden lasse. Gestalten wie Marmeladow, mit dieser rätselhaften Wollust sich möglichst gemein zu machen, treffen wir in allen Romanen Dostojewskijs. Für ihn sind sie etwas Selbstverständliches. Sein Staretz

Sossima (in den Brüdern Karamasoff) vertritt die Überzeugung, daß sogar die Tiere Christus haben und irgendwie kennen; wie sollte da der Mensch, auch wenn er Verbrecher ist, ohne ihn auskommen? Wie Raskolnikow in Sibirien sein Verbrechen büßt und in der Fastenzeit gemeinsam mit anderen Verbrechern zum Abendmahl geführt wird, da entsteht plötzlich ein Streit und alle stürzen auf ihn. ‚Du bist ein Gottloser, du glaubst nicht an Gott,‘ rufen sie ihm zu. ‚Man muß ihn totschlagen!‘ Eine solche Szene ist undenkbar in einem europäischen Buch, weil sie undenkbar ist in einem europäischen Gefängnis; sie ist wahrhaft russisch.

Noch andere für uns schwer begreifliche Gegensätze haben in der weitschichtigen russischen Seele Platz: tiefste Demut neben revolutionärster Gesinnung. Die ganze Lehre Tolstois, der nach dem ihm weniger freundlich gesinnten Mereschkowski die russische Masse vertritt, gipfelt im Satze, daß man selbst das Böse nicht bekämpfen, sondern demütig ertragen solle. Das ist auch Dostojewskijs Theorie im ‚Raskolnikow‘ und in den Gesprächen des Staretz Sossima (in den Brüdern Karamasoff), und er scheut sich nicht, sie für sich persönlich in Praxis umzusetzen. Als er noch in seinen schriftstellerischen Anfängen stand, kam er in den Verdacht, an einer Verschwörung gegen den Staat teilgenommen zu haben. In Wirklichkeit hatte er nur mit einigen der Verschwörer Umgang gehabt, war ihnen aber innerlich ganz entfremdet und verwarf durchaus jegliches Mittel eines gewaltsamen Umsturzes. Trotzdem wurde er zum Tode verurteilt und schließlich zur Verbannung nach Sibirien begnadigt. Wie nahm er den Schlag auf? Als gerechte Strafe Gottes für seinen Hochmut, von dem er sich als beherrscht erkannte; ohne Bitterkeit gegen den Staat, den er im Prinzip — wie alle äußere Macht — als das Böse ablehnte, und den er doch mit allen Mitteln seines genialen Geistes gegen den gewaltsamen Umsturz verteidigte. Also: dieser Mensch, der alle Abgründe menschlichen Leidens, Lasters und Wahnsinns erlebt hat, wird der glühendste Anwalt der christlichen Liebe und Demut; der furchtbare Realist wird zum schrankenlosen Mystiker! Und doch fühlt man auf allen Seiten seiner Bücher, daß er der unmittelbare Wandnachbar der Empörung, der inneren, äußeren universalen Empörung ist. Er selber zittert und bebt unter dieser unheimlichen Versuchung; er hält sie für eine giftige Ausdünstung der westlichen Kultur, der westlichen Religion, vor allem der römisch-katholischen Religion, die nur eine Inkarnation des Antichrists ist, während diese Versuchung in Wirklichkeit im eigenen Blut sitzt, aus den Tiefen des eigenen Wesens aufsteigt, nur äußerlich überschrien von der Predigt der Demut, des Mitleids und des Nichtankämpfens gegen das Böse. Doch hier stehen wir vor dem Zentrum des russischen Geheimnisses; wir werden nachher versuchen, uns hineinzutasten. Vorderhand muß man sich mit der unbestreitbaren Tatsache abfinden, daß der lange Jahrhunderte in tiefer Demut unter dem Joch einer beispiellosen Autokratie sich beugende russische Mensch zugleich auch der wildeste, zügelloseste, der geborene Revolutionär ist. Rußland ist das Land

der Revolution, und was jetzt wie ein urweltliches Chaos dort alle festen Ordnungen und Schranken überflutet, hat von jeher unter einer dünnen, nur äußerlich solid erscheinenden Oberfläche auf den Ausbruch gewartet.

Leo Tolstoi hat über seine rätselvolle, von schmerzlichen Dualismen zerrissene russische Seele sein Leben lang gegrübelt; er erlebte als Gutsbesitzer immer wieder diese demütige ergebene innere Haltung, die er mit Ingrimm Feigheit nennt; er sah als Soldat im Kaukasus und vor Sewastopol denselben demütigen Bauern wie einen antiken Helden schlicht und ohne Pose kämpfen und sterben. Endlich dämmert ihm die Erkenntnis, daß dieses zwiespältige Verhalten seine Wurzel im Metaphysischen, im Religiösen haben müsse; und das aufhellende Licht in der Finsternis dieser ruhelosen Nachforschung über die russische Seele strömt ihm aus einer Episode der alten russischen Geschichte entgegen, die er in der ‚Anna Karenina' erzählt: Als die Abgesandten der Russen den Warägern die Herrschaft über ihr Reich anboten, hätten sie so gesprochen: ‚Herrschet ihr über uns. Alle Lasten, alle Mühen wollen wir freudig tragen. Aber nicht wir werden urteilen und richten.'* Tolstoi findet hier das Verständnis für die widersprechenden Tatsachen der russischen Unterwürfigkeit und des russischen Heldentums. In der Tat beleuchtet die hier ausgesprochene Anschauung, daß alle Macht eine Sünde und Dienen dem Herrschen vorzuziehen sei, weite Bezirke der russischen Seele. Leider ist Tolstoi damit zufrieden; in seiner Freude, die Brunnenkammer russischer Energien in der Religion entdeckt zu haben, prüft er seinen Fund nicht mehr weiter; er ruht sich vom rastlosen Suchen selig in seinem Besitze aus; er hat die Perle des Evangeliums gefunden, das, was seine Seele, was das ganze Volk zur wahren Existenz braucht: die spezifische russische Religiosität ist Rettung und Heil. Das ist auch die weniger intellektuell erworbene als vielmehr instinktmäßig vorhandene, mystisch genährte Überzeugung Dostojewskijs, nur daß er noch weitergeht. In der strengsten und möglichst reinen Orthodoxie, verbunden mit hermetischem Abschluß vom ‚durchfaulten Westen', sieht er die einzige Rettung Rußlands und durch Rußlands Vermittlung die Rettung der Welt. Rußland hat eine messianische Weltmission.

Hier wohnen wir der Geburt des Panslawismus aus der national überspannten Orthodoxie bei. In den Panslawismus mußte Dostojewskij verfallen: wie sollte er die Welt nicht russisch machen, da er ja sogar Gott und Christus russifiziert?! In seinem Roman ‚Der Idiot' läßt er den Fürsten Myschkin sagen: ‚Die Gegenwehr des Ostens gegen den Westen soll unser Christus sein, den wir in seiner wahren Gestalt in uns bewahrt haben,' und Fürst Myschkin ist in diesem Buch der Held, dem nichts Geringeres zugemutet wird, als das Heilandsphänomen in russischer Verkörperung darzustellen. Es ist seltsam, daß Moeller van den Bruck in seiner

* Siehe Karl Nötzel: Tolstoi und die Seele seines Volkes. Lit. Echo, Jahrgang XVI, S. 1542.

feinsinnigen Einleitung des verdeutschten Romanes zugibt, es bleibe von dem armen Helden am Ende nur die Pathologie übrig und eine gewisse Samariterhaftigkeit, und er dennoch keinen Anstoß nimmt an dieser ganzen problematischen Mystik, deren wenig bekömmliche Frucht dieser russische Christus ist. Aber einmal doch wirft ein schnell vorüberhuschender Satz Licht ins innerste Wesen dieser Mystik: ‚Die russische Mystik ist die angeborene Krankheit, zugleich aber auch die höchste Gesundheit des Russentums.'*

Es ist nämlich gerade die spezifisch russische Religiosität, in welcher die Seltsamkeiten und Unbegreiflichkeiten, die tiefen Disharmonieen der russischen Seele grundgelegt sind. Gewiß brachte der russische Mensch für diese Religiosität eine angeborene Anlage mit; aber sicher ist auch, daß diese Disposition durch die religiöse Grundeinstellung des ganzen Lebens genährt und entwickelt wurde. Man kann über diesen Punkt unserer Frage schlechterdings nichts Besseres und Scharfsinnigeres lesen als das, was Max Scheler in dem Aufsatz: ‚Östliches und westliches Christentum' geschrieben hat.** Das, worauf uns nach und nach verschiedene Feststellungen der russischen Wirklichkeit führten, ist hier mit dem Blick des intuitiven Philosophen von vornherein als das letzte Prinzip aller russischen Eigentümlichkeiten erfaßt: die eigentümliche russische Religiosität, die als östliches Christentum zu charakterisieren ist im Gegensatz zum westlichen. Dem theologisch nicht Gebildeten ist diese Unterscheidung nicht geläufig; die Tatsache, daß die russische Orthodoxie mit der abendländischen katholischen Kirche ein dogmatisches Lehrgebäude, die Sakramente, die Messe, die Existenz eines vom Laienstand scharf abgesonderten Priester- und Mönchstandes gemeinsam hat, läßt ihn einen Wesensunterschied von so klaffender Ausdehnung übersehen, daß ihr gegenüber Katholiken und Protestanten eine fest geschlossene, innere Einheit bilden. Worin besteht dieser Unterschied? Um es so knapp wie möglich zu formulieren: darin, daß das heutige russische Christentum nichts anderes ist als die ihm von Clemens und Origenes gegebene Ausprägung — der Hellenismus des dritten Jahrhunderts, — während das abendländische Christentum in den Bahnen des augustinischen Geistes geht; darin, daß für den Hellenismus ‚Gott nicht der Urquell aller Liebe und Schöpferkraft ist, sondern als bloßes Ziel, als reines, in asketischer Kontemplation zu fassendes und dann ästhetisch zu beschauendes und genießendes, reines Sein vor der Seele steht,' während für das abendländische Christentum Gott die universale schöpferische Geistesbewegung ist, die das Individuum in dem dynamisch einzigen Akt der Gottes- und Nächstenliebe mit vollzieht. Aus diesem höchsten und letzten Unterschied folgen alle anderen: für die östliche Religiosität ist alles irdische Leben notwendigerweise ein von Gott abgesondertes, unreines, nicht sein Sollendes, das Böse. Davon soll die Religion befreien: vom Fluche, der

* ‚Der Idiot', Einleitung Seite IX, verlegt bei Piper, München 1916.

** In seinem Buch: ‚Krieg u. Aufbau', Verl. der weißen Bücher, Leipzig 1916.

das Leben und der Tod und die Vergänglichkeit selber ist. Die Sünde, in deren Überwindung der Abendländer vorzüglich die Erlösung sieht, ist für den östlichen Menschen nur eine unvermeidliche Folge und Begleiterscheinung des Lebens. Bei jedem Verbrechen nach Schuld zu fragen, ist für den russischen Menschen unphilosophisch und unchristlich; es kann sich letzten Endes nur um unglückselige Verhängnisse des Schicksals handeln, um tragische Verkettungen des Lebens, die den Menschen schuldig werden lassen; nicht Strafe und Urteil ist am Platz, sondern Mitleid.

Hier haben wir die russische Passivität dem gesamten Daseinsinhalt gegenüber; der östliche Christ fühlt sich ihm derart wehrlos verkettet, daß erst die Aufhebung des leiblichen Lebens im Tode oder in schärfster Askese ihm Erlösung bringen kann, während der westliche Christ — durch lebendigen Glauben und lebendige Liebe in das ewig schaffende und erlösende Leben Gottes hinaufgehoben — aktiv die Welt durch Gott selbst überwindet. Hier haben wir den außerordentlich entwickelten Sinn für das Leid und das Mitleid des russischen Romanes, das buchstäblich ein Mitleiden und nicht bloß ein Mitgefühl ist. Hier haben wir das seltsame Sichbespiegeln in Niedrigkeit und Selbsterniedrigung, gegen das sich Gorki empört, und das Dostojewskijs Bücher erfüllt: es ist die russische Form der Erlösung; aus Sünde, Leid und Mitleid steigt das Bewußtsein der großen menschlichen Solidarität empor, auf welcher die erlösende Lebensgemeinschaft mit Christus sich erst gründet. Jetzt kommen wir hinter das Geheimnis der erstaunlichen Demut gegenüber der Autorität und Macht: sie entspringt nicht der inneren Achtung, sondern der Resignation; die Macht ist ja nur eine Erscheinung der Welt, also eine Erscheinung des Bösen, man muß ihr in duldender Demut entgegentreten, wie dem Dasein überhaupt. ‚Wenn der russische Christ sich dreimal, wenn er sich hundertmal als „getreuer Hund" irgendeines seiner vielen Herren verbeugt, wenn alle die vielen, vielen Seelenschichten seiner weiträumigen Seele — mit Ausnahme der letzten — in den Gefühlen der Furcht, der Ehrfurcht, der Selbstdemütigung vergehen, so bleibt doch in der allerletzten Schicht etwas zurück, das ich nur als die Überlegenheit der heiligen Ironie bezeichnen kann: „Armer, lieber Mensch — wie schwer hat es dir Gott gemacht, daß du mich beherrschen mußt, daß du also mehr teilhaben mußt am grundsätzlich Bösen dieser Welt, als ich!" —'* Das muß die innere Haltung von Dostojewskij gewesen sein, der unschuldig, aber gehorsam nach Sibirien geht; der im Staat und der Macht überhaupt das teuflische Prinzip wirksam sieht, aber ihn gegen die Anarchie verteidigt — warum? Weil die Umstürzer ebenso sehr im Unrecht sind wie die Machthaber. — Scheler sagt: ‚Diese Christlichkeit muß in ihrer letzten Tiefe die Autokratie ersehnen, fordern.' Man muß hinzufügen: sie ersehnt und fordert ebenso gut die Revolution. Und Moeller van den Bruck hat in der ersten Hälfte seines zitierten Satzes ein Wort

* Scheler a. a. O., S. 44.

gesprochen, das in viel umfassenderem Sinn wahr ist, als er wohl selber glaubt: die russische Mystik ist die angeborene Krankheit des Russentums.

Übertreiben wir nicht? Sind das nicht Zuspitzungen und Verschärfungen, die dem logischen Denken zuliebe gemacht sind, aber vor der lebendigen Wirklichkeit nicht bestehen? Lassen wir einen Mann sprechen, der nicht in Verdacht westeuropäischer Befangenheit kommen kann, weil er Russe ist, und nicht in den Verdacht luftiger, theoretischer Konstruktionen, weil er ein Dichter und ein auf Lebenswirklichkeit fußender Kulturkritiker ist: Dmitri Mereschkowski. Er beginnt seine erschütternde Einführung in ‚Die Brüder Karamasoff' mit den Worten: ‚Zwanzig Jahre haben wir nach dem Tod Dostojewskijs gebraucht, um zu begreifen, daß wir heute keine zufällige Degeneration, keinen zeitweiligen Niedergang, keine, wie man meint, aus dem Westen herübergebrachte Dekadenz, sondern das lange vorbereitete, natürliche und notwendige Ende der russischen Literatur erleben.' Für ihn ist die große Literatur, die mit Puschkins ‚Onegin' in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begann, mit der ‚Anna Karenina' Tolstois in den achtziger Jahren wieder abgeschlossen. Abgeschlossen nicht als Erfüllung der ersten großen Verheißung, sondern als ihre Verleugnung. Diese Literatur, welche drei Jahrtausende der europäischen Menschheit in geradezu phantastischen Eilmärschen, in 50 Jahren, nachholte, ist ihm ein Verfall; eine seltsame Blüte, die nicht etwa aus der Fäulnis westlicher Ideen aufwuchs, sondern auf eigenem russischen Boden. Ganz zwecklos und grundlos haben Tolstoi und Dostojewskij ihre große Kunst wie einen Ketzerhammer gegen den Westen geschwungen; sie selber waren die Zerstörer der großen Harmonie, die in Puschkin verkörpert war, und durch die der russische Mensch zu einer welt-gewinnenden und -erobernden Kultur hätte kommen können. Es ist sehr bezeichnend, daß Mereschkowski diese für jede lebensfähige Kultur notwendige Harmonie findet im Gleichgewicht von zwei großen, weltgeschichtlichen, geistigen Prinzipien: selbstverleugnendes Aufgehen der menschlichen Persönlichkeit in Gott — grenzenloses Streben nach Vervollkommnung der menschlichen Persönlichkeit. Diese beiden Tendenzen sind ihm durch die Namen Christentum und Heidentum bezeichnet. Statt sie zu versöhnen, hat sich die russische Literatur nach Puschkin mehr und mehr der einen Tendenz ausgeliefert, der christlichen Tendenz zur Verleugnung aller heroischen Wesenselemente, alles Sturmes, aller überschäumenden Willenskraft und allen Frohsinns, die wir in Peter dem Großen und Puschkin bewundern; sie ist von Stufe zu Stufe tiefer gesunken, von Gogol und Turgenjew zu Dostojewskij und Tolstoi, d. h. von müder Mystik und kraftlosem Schönheitskult zur Dämonie der Demut und des Mitleides und zur Erstarrung in der lebenslosen Stille des ‚Reiches Gottes'. Und das alles ist ‚ein natürliches und notwendiges, ein lange vorbereitetes Ende', der russische Mensch kann dem Verhängnis nicht entrinnen, das in ihm liegt: in den letzten, unbewußten Tiefen seines Wesens, in den religiösen Grundanschauungen.

Wir stehen am alten Punkt; nur daß wir diesmal auf dem literarisch-kritischen Wege Mereschkowskis hingelangt sind, und daß bei ihm dieselben Dinge nicht ganz dieselben Namen tragen wie bei uns. Er sieht das Unglück der russischen Literatur, den Keim ihres Verfalls darin, daß sie ganz und gar im Strom jener mystischen Christlichkeit schwamm, der weltflüchtig und kulturfeindlich die menschliche Persönlichkeit ins Absolute hineintreibt und auflöst. In Wirklichkeit ist diese Auflösung der Persönlichkeit so wenig eine wesentliche Tendenz des Christentums als ihre Vervollkommnung eine wesentliche Tendenz des Heidentums ist; vielmehr hat das Christentum in seiner abendländischen Form die Persönlichkeit außerordentlich befruchtet und bereichert, während nur das morgenländische Christentum durch die Vermittlung des Hellenismus von den uralten weltverflüchtigenden Ideen des Ostens angesteckt wurde. Mereschkowski kann naturgemäß das tragische Verhängnis des Russentums nicht in der Deutlichkeit sehen, wie ein Abendländer, aber er spürt, er erlebt, er erleidet es mit ungeheurer Intensität gleichsam am eigenen Leibe; er hört im Lebenswerk der zwei Männer, die er als ganz Große bewundern muß, den Grabgesang über Rußland tönen. ‚Tolstois Rückkehr zum einfachen Volk, seine Hoffnung, Rußland durch bäuerliche Einfalt zu erretten, ist eine Form von Nihilismus. Auch in Dostojewskijs stolzer Verachtung gegen den gottlosen und durchfaulten Westen, in seiner Bejahung des russischen Volkes als des einzigen, welches die Gottesidee in sich trägt, liegt die Gefahr eines noch ärgeren, wenn auch verdeckten Nihilismus, der sich schon vor unseren Augen im „zoologischen Patriotismus" und im wirklich gottlosen und durchfaulten Nationalismus der heutigen Epigonen des Slawophilentums äußert. Diese Leute predigen tatsächlich statt Christus den Antichrist. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Ihre Früchte sind aber alle die menschlichen Greuel und Schandtaten, die heute bei uns im Namen Christus verübt werden. Der Hochmut der Reaktion, der Rußland von Westeuropa scheidet und sich auf orthodoxische Autokratie und Nationalismus stützt, und der ihm entgegengesetzte, doch nicht minder schreckliche Hochmut der Revolution, der die religiöse Kultur des Volkes, seine lebendige Geschichte und sein lebendiges Fleisch verneint und alles vernichten will, um auf dem völlig verwüsteten Boden alles neue aufzubauen — dies sind die beiden uns drohenden Gefahren.' Wann Mereschkowski diese Worte geschrieben hat, ist uns nicht bekannt.* Auf jeden Fall sind das Vorahnungen, die an das Prophetische grenzen. Die Seele dieses Mannes ist ganz vom Gedanken an ‚Das Ende' beherrscht. Seine Einführung in — ‚Die Brüder Karamasoff' (in Deutschland 1916 erschienen), ist wahrhaft apokalyptisch. ‚Wir glauben an das Ende, sehen das Ende,

* Sie sind entnommen seinem Buche ‚Die ewigen Gefährten', deutsch erschienen 1915 bei Piper in München (S. 228); es enthält u. a. vier Essays über Turgenjew, Dostojewsky, Gontscharow u. Puschkin.

wollen das Ende, denn wir selbst — sind das Ende oder wenigstens der Anfang vom Ende. In unseren Augen liegt ein Ausdruck, der noch nie in Menschenaugen gelegen hat; in unseren Herzen ist ein Gefühl, das kein einziger Mensch nun schon seit neunzehn Jahrhunderten mehr empfunden hat, seit der Zeit, als dem Einsiedler von Patmos die Vision erschien: „und der Geist und die Braut sagen: komm! und, der es hört, sage: komm! es spricht, der solches zeugt: wahrlich, ich komme bald, Amen. Wahrlich, komm Herr Jesus Christus!'"

Wenn es Seelen gibt von solcher Sensibilität, daß die unsichtbaren geistigen Ausstrahlungen von Weltzuständlichkeiten sich in ihnen zu Bildern der kommenden Dinge verdichten, dann gehört Mereschkowski zu ihnen. Wir wünschen nur, daß sein für die Katastrophe der russischen Kultur so sicher empfindendes Gefühl auch recht behalte in seinen Hoffnungen, die eine uralte Sehnsucht der katholischen Welt aussprechen, und deren Erfüllung ein neuer heiliger Menschheitsfrühling wäre. In seinem Aufsatz über Turgenjew gibt er eine seltsame Christusvision wieder, die in einem Werke dieses Dichters steht, und macht sich folgende Gedanken: ‚Ist dieser Christus der Tolstoi'sche Christus, der Menschensohn, der nur Menschliche? Nein. Es ist zwar ein ganz einfacher Mensch, doch wer ihn anblickt, erschauert vor der göttlichen Nähe. Ist es der orthodoxe, byzantisch-kirchliche Christus Dostojewskijs? Nein. Denn dieser Christus ist am Altar neben den geistlichen oder auf den prunkvollen Heiligenbildern. Doch Christus, von dem Turgenjew erzählt, kam mit anderen Menschen aus der Welt in die Kirche und wird in die Welt zurückkehren. Auch ist sein Gesicht ein ganz gewöhnliches Menschengesicht. Es ist durchaus göttlich, weil es durchaus menschlich ist. Christus in der Welt, innerhalb der Menschlichkeit — das ist jener unerkannte und ungenannte, doch wahre Turgenjew'sche Christus . . . Turgenjew konnte das, was Rußland mit Europa verbindet, noch nicht deutlich genug erkennen. Wir aber erkennen es schon oder werden es jedenfalls bald erkennen. Das Verbindende ist die gemeinsame Grundlage der beiden Kulturen, die einzige Sonne von Orient und Okzident, der weltliche Christus, der ungenannte und unerkannte Bräutigam des menschlichen Fleisches, der europäischen Kultur, denn ohne ihn ist die Kultur kein lebendiges Fleisch, sondern eine lebendige Mumie, ein Aas.'

# Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
## Von Leo Weismantel

### Die Erwartung.

Und als Mari Madlen am nächsten Tage wieder am Fenster saß, empfand sie eine Einsamkeit. Es war ihr, als müsse jemand über die Straße kommen, einen Stuhl neben sie ziehen, sich hinsetzen und ihr die zarten Finger hinauf- und hinabstreichen.

Ihr Herz war ihr so verlassen und leer und klammerte sich allerorts an wie die Fangfäden eines Rebstockes, der die weißgetünchte Hauswand hinaufklettert zum roten Ziegeldach.

Da geschah es, daß sie ihren Geranienstock vor dem Fenster gewahrte, den sie jahrelang jeden Morgen mit Wasser gegossen, jeden Winter auf dem Wandbrett gewärmt, an Sonntagen auch mit zarten Fingern gestreichelt hatte, — dem war der dickste Zweig geknickt — und wo war der Fuchsienstock? der Fuchsienstock? Sie bückte sich übers Fenster hinaus, da lag der Fuchsienstock mit zerbrochener Scherbe — eine grünseidenschillernde Eidechse saß darauf und wedelte mit dem Schwanzstumpf, den ein fallender Stein ihr abgehackt hatte, und schnupperte mit dem Köpfchen.

Da geschah es, daß Mari Madlen den Gartenzaun gewahrte und sah, daß er zerbrochen sei — und die abgestürzte Brücke an dem Bach — und die Stromrinnen quer vom Berg über die Äcker wie die wütigen Bleistriche, mit denen der Schulmeister eine nachlässige Kinderarbeit ausgestrichen hat.

Ausgestrichen aber war auch die Arbeit der Bauern auf dem Felde.

Da kam ein unendliches Elend vom Berg über die zertrümmerte Brücke und über den zerbrochenen Gartenzaun, über die wedelnde Eidechse und die Blumentopferde, über den geknickten Geranienstock gekrochen und zog den Stuhl neben Mari Madlen und redete auf sie ein. Redete wie ein Liebhaber mit glühendem Atem, legte die Hände um ihre Schultern, umklammerte ihre ganze Gestalt und preßte sie, daß ihre Glieder knackten, begehrte ihr Herz wie ein stürmischer Bräutigam am Abend der Hochzeit.

Mari Madlen schrie auf, sich von dem Alp zu befreien.

Und jählings wußte sie, daß gestern der rothaarige Lehrer da neben ihr gesessen, daß die Flur durch ein Unwetter arg verwüstet, daß der Geranienstock zerbrochen, daß die Kunkels Franziska aus den Trümmern ihres Hauses als Leiche hervorgezogen wurde und nun begraben war, daß dem Jägerschuster das Suttenfaß zertrümmert, daß sie alle getanzt und gescherzt, daß die Musikanten gespielt, daß der alte Herr Dekan vor Jammer geschrieen.

O Jammer! O Jammer!

Und jählings wußte sie, daß sie im Bett gelegen, daß die Leute

gemeint hatten, sie stürbe, — sie wußte — und sah auf einmal einen Fremden, sah seine glühenden Augen und tat einen Schrei, als werfe sie sich in seine Arme, als könne nur von ihm Erlösung und Errettung kommen aus aller Not.

Und nun wurde es stille in ihr. Und ihr Herz, das erst so leer gewesen war, und dann so voller Elend, wurde überreich an Glück.

Und dann riß sie die Augen auf und sah ihn wandelnd unter den Menschen, die ihre Kleider auszogen und auf die Wege breiteten vor seinem Schritte, die Blumen streuten vor seine Füße. Und kleine Kinder in weißen Kleidchen, mit blauen Vergißmeinnichtkränzchen in den gelockten Blondhaaren gingen um ihn her und sangen Kirchenlieder.

Daß er so über die Berge komme, wartete sie nun Tag und Nacht.

* * *

Eines Tages aber sah Mari Madlen, da sie wieder am Fenster saß, aus dem Buschwerk des Haßwaldes Mauern aufsteigen —. So fest, so mächtig erschienen ihr diese Mauern, daß sie dachte, ein König baue sich dorten ein Schloß. Sie fragte die alte Base, das Morgretje; doch das brummte etwas vor sich hin und ging hinaus. Da dachte Mari Madlen, daß die aufsteigenden Mauern ihr ein Geheimnis enthüllten, das die Base noch von ihr fernhalten wollte.

Sie rief ein Kind herbei, das auf der Gasse vorüberlief und fragte: ‚Was ist das für ein Haus, Mariele, — das sie dort bauen?‘

Doch das Mädchen wußte nicht, was sie meine. Das Kind konnte den Bau von der Gasse aus nicht sehen. Da rief Mari Madlen das Kind zu sich in die Stube und hob es ans Fenster hoch, — ‚sieh’, dort, — siehst du die Mauern, die hinter dem Dach der Schule vorspitzen?‘

‚Das ist die Burg!‘

‚Was für eine Burg?‘

Doch Mariele wußte nur zu sagen, daß dies die Burg sei.

‚Wem gehört denn die Burg?‘

‚Dem Herrn!‘

‚Was für einem Herrn?‘

‚— dem reichen Herrn.‘

‚Erzähl’ mir von diesem Herrn, Mariele!‘

‚Er hat güldene Taler, eine ganze Tasche voll güldener Taler, eine ganze Kiste, ein ganzes Haus, einen ganzen Grund voll güldener Taler. Viel fremde Knechte und Mägde hat er, deren Sprache kein Mensch versteht, —‘

Da, jählings schickte sie das Kind fort, daß es erstaunt sie anschaute und dann voller Angst vor ihr davonlief.

Er war zurückgekehrt. Lange schon. So vielleicht, wie sie es geträumt hatte: im Triumph; das Volk selbst hatte ihn zurückgeholt; hatte den Wagen gezogen, den mit bunten Blumen und grünen Wedeln geschmückten, auf dem er saß; hatte Lieder gesungen zu seinem Preis — — und zu ihr, der Kranken, war er nicht gekommen.

‚Base, Base Morgretje, liebstes Bäschen, seit wannen ist er wieder da im Dorf? —‘

‚Wer hat dir gesagt, daß er da sei?‘

‚— die Mauer dort, die hinter dem Schuldach auftaucht droben im Haßwald. Seit wannen ist er da, herzliebstes Bäschen, Morgretje, mein altes Bäschen?‘

‚— er war nie fort. Der Dekan hat ihn gleich wieder geholt und die Bauern, die ihn hatten forttreiben wollen, waren zufrieden.‘

‚— und war er einmal bei mir?‘

‚Kein einzigmal! Laß ihn aus dem Mund.‘

‚Hat er einmal fragen lassen, wie mir's geht?‘

‚Kein einzigmal! Laß ihn aus dem Herzen.‘ —

‚Was tut er, Bäschen?‘

‚Er baut das Dorf auf, baut Häuser, legt Gärten an, läßt aufräumen im Wald, —‘

‚Dann hat er viel Arbeit, Morgretje; viel Arbeit. Wie könnt er zu mir kommen?‘

‚Ei, läg' ein Meer zwischen dir und ihm, er müßt' zu dir kommen. Und doch liegt nur ein klein Tagwerk nichtiger Arbeit zwischen euch.‘

Das Morgretje schwieg. Mari Madlen aber sagte: ‚Ihr habt recht, Bäschen; nie, nie könnte ihn dieser Tage winzige Arbeit abhalten, zu mir zu kommen.‘

Dann schienen die Mauern da droben im Haßwald so stolz, so mächtig; da träumte Mari Madlen von Heinrich Löhmers Herrschaft. ‚Wie sollt' ich Arme Herrin sein neben solch' reichem Herrn?‘ Und sie ward demütig und klein in ihrer Seele. Aber warum war er nicht gekommen, sie zu seiner Magd zu machen? Gern wäre sie die Geringste seiner Mägde gewesen. War er zu stolz, zu edel, daran zu denken? Sie wollte Botschaft zu ihm senden und selbst ihm dies antragen.

Dann wieder dachte sie: ‚Seine Liebe ist erstorben, so sagen die Menschen. Wie sollte seine Liebe sterblich sein wie die der anderen Menschen? Seine Liebe ist nicht gestorben. Die Sonne ist noch da in der Welt, auch wenn sie niedergegangen ist im West und sich von uns hinweggekehrt hat. Sie wird wieder zu uns kommen in all' ihrer Pracht; dann wird es Tag.‘

So quälte sie sich ohne Unterlaß.

* * *

Kränkend wieder — nicht mehr in Märchen dichtender Erwartung genesend — saß sie Tag für Tag an ihrem Fenster; mürrisch war die Base um das unnütze Mädchen, das, so es einmal rot wurde über seine Untätigkeit und sich zu einer kleinen Hausarbeit aufraffen wollte, alsbald wieder erbleichend in die Brust zusammensank und sich an der Wand, an Tisch und Stuhl eine Stütze suchte. —

Brennender wurden die Tage des Sommers, und die Hitze zog jeden Wassertropfen aus dem knackenden Feldboden und legte einen blendenden Schleier, der alles verschwimmend machte, über die Hecken, die sonst grell wie gestochen sich von den Äckern abgehoben hatten, und unter dem milchigen Schleier zerflossen die Ränder der Häuser, die Brückenpfeiler und die wandelnden Menschen.

Und die Nächte wurden dunkler und dunkler. Immer fahler, immer mehr der lichten Bläue und des gelben Goldes entbehrend wurde das Licht des Mondes, ein unabwendbarer Schwund zehrte selbst an den Gestirnen.

Nicht sah Mari Madlen die Menschen, die an den Berghängen kletterten und jene von den Wildbächen gerissenen Furchen zuschütteten, Steine mit langstieligen Hämmern hieben und geregelte Wege bauten.

Und in den Nächten des Neumondes vergaß sie ihren Geliebten.

Und wie die Nächte des Neumondes wurden voller Finsternis, so kam Leid, immer neues Leid in ihre Tage.

— Den Holzhacker sah sie des Weges kommen, — sie sah ihn, wie er vorüberhuschen wollte, wie er aber, da er sich ertappt glaubte von ihren Augen, ihr freundlich tat ins Gesicht; er trat an den Gartenzaun heran, den die alte Base, das Morgretje, wieder aufgerichtet hatte, und sprach:

‚— nun, Mari Madlen, — wie geht's?'

‚Seid bedankt, Melchior, — ich glaube, es sei nötiger zu fragen: wie geht's Eurer Frau?'

‚— besser, Maidje, besser! Sie ist jetzt in guter Pfleg' und Doktoren hat sie, soviel es gut scheint unserm Herrn, —'

‚Von welchem Herrn sprecht Ihr, Melchior?'

Er wurde leise: ‚Von Heinrich Löhmer; er sorgt für meine Frau, er bezahlt alles, —'

‚Er ist gut!'

‚— meinst du, Maidje?' —

‚Ja! — Was fragt Ihr mich darnach? Genießt Ihr seine Güte nicht?'

‚Tausendmal mehr als du, Maidje, — ich weiß es; er heilt mein Weib, er nährt mich und meine sieben Kinder; er will mir die Frau und den sieben Kindern die Mutter wieder geben, — ganz gesund, ganz heil.'

‚— und das sagt Ihr mir so leis? — Lauft durchs Dorf,

Melchior, schreit's in alle Häuser, durch alle Gassen, geht in die anderen Dörfer, in die Stadt, von Land zu Land und tragt Euer Glück auf offenen Händen und sagt: „das hat mir Heinrich Löhmer getan!"'

,— Maidje, das kann ich nicht; — du hast's getan! Weißt du, ob er das will? Du hast's getan, und er hat gleichwohl die Hände zurückgezogen von dir.'

,Was grübelt Ihr, Melchior, dem Herrn die Gedanken nach? Ihr seid ein Narr, wo er ein Weiser ist! Was kümmert Euch, was er an mir tut? Habt Ihr darum an meinem Fenster vorbeischleichen wollen ohne Gruß, weil Ihr fürchtet, Ihr dürftet nicht freundlich sein zu der, die er vergaß? — von der er fernbleibt, — wißt Ihr, warum? Was fürchtet Ihr denn von ihm?'

,— wenn er die Hand zurückzög' von mir, — von meinem Weib — und meinen sieben Kindern, — — Maidje, was weißt denn du?'

,Er ist gut!'

,— was weißt denn du? —'

,Ich glaub's. Und tue recht an ihm. Ihr aber fürchtet ihn, den Guten, —'

,— weil ich —' er stockte.

,Traut Ihr dem Wind nicht, Melchior? — der Wind könnte Euch verraten! Behaltet Euer Wort in Euch. Ihr fürchtet ihn, weil Ihr an seine Güte nicht glaubt. Und Ihr glaubt an seine Güte nicht, weil Ihr selbst nicht gut seid.'

,— wirst eine Heilige werden, Maidje, — du bist so von Herzen gut; — bete für mich und mein armes Weib und meine sieben Kinder; — Maidje, —' er wollte noch etwas sagen; ,gehab dich wohl und werd gesund, Mari Madlen!' Er huschte um die Ecke, lugend nach allen Seiten, ob ein verräterisches Auge ihn erspäht habe, wie er mit Mari Madlen sprach. — — —

* * *

Ein andermal kam die Hergets Melani zu Mari Madlen gegangen.

,Sieh, Mari Madlen, da bring ich dir ein Buch, — wenn du so dasitzest in der Sonne und nicht weißt, was du treiben sollst, magst du's lesen!'

Und Mari Madlen las es. Lustige Schwänke standen darinnen, zumeist aber solche, in denen der Teufel war überlistet worden — bald von einem einsamen Schneider, den der Teufel in die Hölle geholt hatte, damit er allen den roten Kerlen Röcke anmesse und Hosen; Meister Meckmeck aber hatte mit seiner Schere ihnen allen die Schwänze abgeschnitten, sodaß die gestutzten Geister den ungezogenen Patron gerne wieder zur Erde zurückließen; — bald wieder ging die Geschichte um einen Schmied, der mit dem Gott-sei-bei-uns

einen Pakt geschlossen auf zwölf Jahre; — viele solcher Schwänke standen in dem Buch der Hergets Melani.

Und als Melani wieder kam, sagte Mari Madlen zu ihr: ‚Sag, Melani, woher hast du solch ein lustig Buch?‘

‚Vom Rumpels Bastel.‘

‚Wie kommt der Rumpels Bastel zu solch einem Buch?‘

‚Vielleicht hat's ihm der Herrgott geschickt, — wenn der auch nicht höchstpersönlich, dann etwan der heilige Petrus, der allenthalben und noch mehr wie Gott selber besorgt ist, daß die Teufel seinem Herrn keine Menschlein abfangen.‘ —

‚Wie soll ich das verstehen, Melani?‘

‚Gar fleißig studieren wir's, — der Bastel und ich —‘

‚Ihr wollt ein Paar geben? —‘

‚Der Teufel hat's fertig gebracht, —‘ kicherte das Weib.

‚Welcher Teufel? — Sprichst du so als von einem Menschen?‘

Melani zog den Stuhl nah an Mari Madlen heran und beugte sich an ihr Ohr: ‚— der Heinrich Löhmer.‘

‚— einen Teufel nennst du ihn?‘

‚— ist er's nicht selbst, so steht er mit ihm im Bund, — will sich vielleicht selbst loskaufen aus den Teufelskrallen, indem er uns dem Teufel in die Hände spielt. Das ist, Mari Madlen, als ob einer im Schlitten fährt durch die Berge und Wölfe sind hinter ihm drein. Da warf mancher Bauer schon sein eigen Kind aus dem Schlitten den Gierigen vor, damit er selbst entfliehen könne, —‘

Mari Madlen bog sich wohlig, dehnte die Arme, daß ihre Brust sich hob und senkte und lachte lustig wie eine Lerche.

‚Mari Madlen, du sollst nicht lachen! Um dich geht's wie um uns.‘

‚Melani, ei, was du nicht alles weißt!‘ — sie kicherte spottend.

‚Weißt du nicht, Mari Madlen, was die Leute sagen? — Droben in der Burg, ganz im Berg auf dem Felsgrund, da haben die fremden Zigeuner, die Heinrich Löhmer uns ins Dorf gebracht hat, einen Stein versenkt, — über diesen Stein haben sie die Burg gebaut, — in diesen Stein sollen sie einen Vertrag eingekritzelt haben, Heinrich Löhmer und der Dekan.‘

‚von diesem Vertrag erzähl mir!‘ — entfuhr es Mari Madlen hastig; sie krallte der Melani den Arm und horchte —

‚— alle Seelen sollen Heinrich Löhmer, — eine soll dem Dekan gehören, — deine allein, Mari Madlen, dich hat er am liebsten, dich will er nicht ausliefern an den Teufel, — aber uns! aber uns! was liegt ihm an uns!‘

Melani sprang empor, triumphierend hielt sie das Buch hoch. — ‚Hahahaha! — den Teufel hat schon mancher geleimt, — wir sind nicht dümmer als andere; — dies Buch, Mari Madlen, ist

uns kein Zeitvertreib wie dir, ist uns ein gar treuer Katechismus, — Maidje, auserwähltes. — So Gott will,' lachte sie, ‚sehen wir uns doch im Himmel wieder, — du und ich und der Rumpels Bastel —'

Und dann lief sie kuchernd und pustend fort.

Wie eine Verstoßene glitt Mari Madlen in ihren Lehnstuhl zurück, das Köpfchen hing ihr wie einer Ohnmächtigen.

* * *

Und die Nächte des Neumondes schienen Mari Madlen so tief, daß sie nimmermehr denken konnte, einst bekämen der Mond und die Sterne wieder ihre lichte Bläue und das gelbe Gold und das steigende Wachstum. Aber Mari Madlen sann, wie sie hinauskäme aus dieser Finsternis, — scharf und immer schärfer und mit Mißtrauen betrachtete sie die Base und die eigene Krankheit und sann jedem Worte nach, das zu ihr drang.

Und dann wußte sie eines Tages, daß Heinrich Löhmer nicht zu ihr kam, weil er all sein Glauben und Hoffen in sie gesetzt, weil er auf sie alle Zukunft gebaut, — auf jenen Felsen, in den der alte Herr Dekan und Heinrich Löhmer jenen seltsamen Vertrag eingemeiselt, auf jenen Felsen war das Haus gebaut, das die Bauern von Teufelshausen die Burg nennen. Und wankte jener Fels, so fiel das Haus, und wankte Mari Madlen, — —

Niemand hatte ihr das gesagt, aber sie wußte es; wußte es mit klarem Geiste und zerlegenden Gedanken, wußte es mit fabelnder Seele und ahnendem Gemüte.

Hin und wieder kam ein Gewitter in die Schwüle des Sommers und ein sanfter Abendregen durchfeuchtete die Luft und machte die Menschen fernsichtig; dann auch war es Mari Madlen, als ob der Mond wieder komme, — prunkartig — dann wie ein kleines Kräuselgoldhaar, dann wie eine leuchtende Sichel.

Und als sie mit geschlossenen Augen saß und über all das nachsann, kam ihr ein süßes Geheimnis so voll Verheißung und Erfüllung zugleich, daß sie in Andacht erschauerte. Und vor der Seligkeit der Zukunft zerging alles Elend der Gegenwart. Und dann rechnete sie, wie oft das Licht des Mondes noch wechseln müsse, bis sie ein Kindlein gebäre — ein Kindlein. —

* * *

Der Lehrer kam wieder, der rothaarige, sechsundzwanzigjährige und saß neben Mari Madlen.

Und sie nahm seine Hand und streichelte sie —

‚Du wirst lieb sein zu meinem Kinde,' sagte sie, — ‚wenn alle es hassen.' —

Er drückte seinen Mund auf ihre Hand, die er mit beiden Händen umklammert hielt, — ‚warum wolltest du nicht mein Weib

werden? — Niemand hätte dann das Kind gehaßt, niemand gewußt, daß es nicht mein Kind wäre und das deine —‘

‚— so wußtest du damals schon? —‘

‚Ja, tat's, Mari Madlen —. Da meine Seele nicht rein war, darum hast du Reine mich von dir gestoßen. Ich wollte dich betrügen, Mari Madlen, du selbst solltest nicht Gewißheit haben, wessen Kind du gebarst, — nur daß du mein Weib wurdest. Ich war voller Lug, — heut' bin ich's nicht mehr, Mari Madlen. Heute ist meine Seele rein, ich hab' heut' kein Begehren für mich, — du sollst mir nur zum Altar folgen, sollst im Schein der Welt mein Weib sein, ich aber will nichts von dir als diese eine Gnade, daß du so tust und mir vertraust. Laß mich dich schützen, Mari Madlen, — laß mich den Fluch abkehren, der auf dein Kind fallen will, — wie Maria, die Mutter des Herrn, Josef ein jungfräulich Weib war, so sollst du mir gehören, — die Bauern von Teufelshausen werden grausam sein zu dir, wie sollt' ich zuschauen ohne Tat? —‘

‚— und du wirst zusehen müssen und wirst nichts ändern können, denn ich weiß, daß auf mich der Fluch oder Segen fallen wird einer ganzen Welt. Es ist mir gesetzt, daß ich einen Weg wandle, — o Gott, und ich bin eine Blinde und kann den Weg nicht sehen, der über die Berge führt; — es ruft mir eine Stimme, aber meine Ohren sind taub, und ich höre das Rufen nicht.‘

Also sprach sie zu dem Lehrer und streichelte seine Hand, — und dann jählings beugte sie sich nieder und küßte diese seine arme, leere, zuckende Hand, daß sie ihm reich ward von den siebentausend Geschenken ihrer Dankbarkeit.

Und der rothaarige, sechsundzwanzigjährige Lehrer war voll der Hoffnung, daß alles noch gut ende.

* * *

Es war an einem Sonntagmorgen, und die Glocken des alten Herrn Dekans riefen zur Kirche; — da war Mari Madlen so des Glückes voll, daß sie sprach: ‚Ich will unter sie gehen, und die Glut, die ich im Herzen trage, wird sie alle entzünden, wie an einer Fackel ein ganzes Haus, ein ganzes Dorf entbrennt, —‘

Sie legte ihre Festkleider an und zog die flimmernden Brautschühchen ihrer Ahne an die kleinen Füßchen, die in engen weißen Strümpfen staken, und ging hinaus auf die Straße. Ihre Base gaffte und schaute ihr mit offenem Munde nach, bekreuzigte sich und legte Gebetbuch und Rosenkranz auf den Tisch, als fürchtete sie sich heute in die Kirche zu gehen.

Wenige Schritte erst war Mari Madlen gegangen, da begegnete ihr ein Weib. Und das Weib blieb stehen und schaute das Maidje mit prüfenden Blicken an und lugte ihr nach dem Gesicht. Dann kam ein Mann, und auch er starrte Mari Madlen an. Dann kamen

Männer und Frauen und immer mehr und immer mehr und starrten Mari Madlen an. Sie bekam Angst und wollte davonlaufen.

Da schrie eine Stimme und ein Gelächter: ‚Seht ihr's! Sie ist eine Hur!'

Sie aber floh in die Kirche und kniete sich, ihr Haupt verhüllend, nieder in die altgewohnte Bank.

Die Bauern aber, da sie sahen, wie an Mari Madlenens Leib offenbar ward geheime Schuld, erschauerten in der eigenen sündhaften Seele und erhoben ein wildes Geschrei, als könnten sie damit Begrabenes zurückhalten in den Gräbern, und drängten in das Kirchlein, als seien ihre Seelen alle Gottes voll und untertan dem alten Herrn Dekan.

Der alte Dekan stand in der Sakristei, schon hatte er die kirchlichen Gewänder angetan, der Kelch stand vor ihm in einem kleinen geöffneten Wandschränkchen; der Greis aber betete auf einem Knieschemel, damit seine Seele bereit werde zu dem großen Opfer, das er vor dem Volke nun festlich begehen sollte.

Da kam das Geschrei von der Straße zu ihm herein, daß er erschrak und auf den Ruf hörte, — es war ein Name, es war ein Schimpf — Mari Madlen! Mari Madlen! — Die Hur! Die Hur!

Er stand verstummt wie ein Horchender, der nicht mehr hört; da kam der Kirchner und berichtete empört von Mari Madlens Dreistigkeit — von der Ausgeschämtheit der Hur, die alle Sitte mißachtend in Festgewändern, in glitzernden Brautschühchen in die sonntägliche Kirche kommt und niederkniet in den Bänken der Jungfrauen. — Da war es dem Herrn Dekan, als komme wieder einmal jene Stunde, in der er die Kraft eines Vierzigers bräuchte, die er in seiner Dachkammer so oft ahnte, die er nie, noch nie gefunden. Jetzt die Kraft eines Vierzigers vor einem schwachen, zarten Mädchen, das liebreich war vom Anschaun, das rein war in der Seele, — schon kam's wieder das schwächliche: ‚Kindlein, liebet einander!' von seinen zitternden Lippen.

‚Der Volksverführer, Heinrich Löhmer, ist der Vater —' sagte der Kirchner. —

Dem Dekan aber war es, als käme der Sohn Heinrich Löhmers, den Mari Madlen gebären werde, aus der Ferne, komme näher und näher, predige wie ein Prophet und sei der Antichrist, der da kommt am Ende der Tage, Christum totzuschlagen, jenen Christum, den der alte Herr Dekan als ewig lebend bekannt hatte alle Tage und vor aller Welt. Und die Angst vor dem Volke, das da draußen schrie, schob den Zögernden voran.

Als er von der Sakristei in den Chor kam und empfand, daß er nun allem Volke sichtbar sei, wurde er stille, in der Nacht seiner

Seele erschien die Sonne am östlichen Himmel und der Greis gewahrte die Nähe jener unendlichen Kraft, die er alle Tage und vergeblich gesucht, und er gewahrte, daß sie sich ihm nahte. Die Leute hörten den Tritt des Wankenden, er wurde fester und fester. Mari Madlen hörte ihn kommen, ihn, den sie nicht sah, denn ihre Hände waren ihr vor den Augen, hörte ihn kommen, empfand seine Nähe in dem Kampf ihres Herzens — es war ihr aber, als schlüge im nächsten Augenblick eine fallende Keule nieder auf ihr Haupt.

Da stand der Herr Dekan an ihrer Bank und sagte feierlich in die lautlose, horchende Stille: ‚Wer seinen Myrtenkranz verlor, Mari Madlen, der soll mit einem Strohkränzlein zur Kirchentüre kommen und dort knien auf den Steinen vor dem Tor. Ausfahren aber soll von dir, Mari Madlen, der Geist der Lüge, und verflucht soll sein das Kind in deinem Schoß, so du nicht im Strohkränzlein kommst und die Vorübergehenden anflehst in der Reue deines Herzens, daß sie, die Heilige sind in der Gnade Gottes, vor dem Altare bitten für dich — arme Sünderin.‘

Da fühlte Mari Madlen, wie feste Hände sie griffen an ihren Armen und Schultern; da wichen ihr die Sinne und sie sank in eine blumige Wiese — junge Männer aber trugen ihren ohnmächtigen Leib hinaus und legten ihn vor der Treppe auf die Steine und kehrten unbekümmert in die Kirche zurück.

Als Mari Madlen erwachte, hörte sie Orgelton und Gesang!

Heilig, Heilig, Heilig,
Ist Herr Gott Sabaoth —

Sie raffte ihre letzten Kräfte auf und torkelte das Dorf hinunter und kam ins Freie — die Luft strich ihr liebkosend wie eine tröstende Hand um die Stirne, und um ihres Kindes willen dachte sie an ihren Geliebten. — In ihrer Seele sprach's:

Ich will mich aufmachen und zu dem Geliebten gehen und ich will ihn suchen in allen Gründen der Täler und ich will ihn suchen auf allen Gipfeln der Berge und ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, der das Kind schützt, das ich im Leibe trage.

## Die Geschichte der Wanderschaft.

Es war Heinrich Löhmer, da er die Seelen allesamt des Dorfes zu gewinnen trachtete, aber eine opfern mußte, — eine, die ihm die liebste war von allen — als ginge um der einen willen in ihm die ganze Welt in Trümmer; während er aufzubauen glaubte, — so schien es ihm — fange alles an zu taumeln und zu stürzen.

Rastlos schritt er durch die Gassen von Teufelshausen, als müsse er überall selbst sein.

‚Mußt du überall sein? — überall wachen?‘

‚So der Herr das Haus nicht bewacht, wachen die Wächter vergebens —‘

Und dann lachte er über alles Wachsein. ‚Schlafen! Schlafen!‘ —

So war es geschehen, daß Heinrich Löhmer eines Tages all sein Tun zu Teufelshausen, alles Hab und Gut, das er besaß, Bernhard, dem Glasbläser, übergab und ihn zum Verwalter machte.

‚Wann werdet Ihr wieder kommen?‘ fragte der Glasbläser.

‚— morgen! — vielleicht auch erst in drei Wochen oder Monaten, vielleicht heute abend wieder, —‘

Dann ging er fort.

Er wanderte wieder rastlos. Er wanderte nach Norden — was blieb er plötzlich stehen, als ginge ein Bretterzaun quer über die Landstraße? Was wanderte er eiligen Fußes zurück auf dem gleichen Wege — nach Süden? Er wanderte nach Osten. Was blieb er an der Landesmarke stehen, blickte minutenlang starr in die Ferne und kehrte sich um und floh zurück nach Westen?

Vor Blumen blieb er stehen, — in die Bäume rief er, — gegen die Wolken streckte er die Arme: ‚Das sollt ihr mir sagen: wie's um die Liebe ist. Von höchster Liebe sollt' ihr mir sagen! —‘

‚Was sollen wir dir von Liebe sagen? Hast du nie geliebt? nie ein Weib umarmt? nie ein Bauernmaidje der Rhön, nie eine Prinzessin Asiens? nie eine Dirne in der Matrosenschenke zu San Franzisko? Sag', hast du nie ein Weib umarmt? Im Weibe umarmt der Mann die ganze Welt.‘

‚Ihr Blumen, ihr Vögel, — warum geht unser Wollen ins Wanken in der Liebe an einem Weibe?‘

‚Schaum ist die Liebe; Rauch ist sie wie Windgekräusel —‘ narrte es ihm —

‚Ihr Blumen, ihr Vögel! Euch will ich von Liebe sagen: Ich hatte ein Schloß am Meer, darinnen lag eine Kammer, vier Frauenbilder standen dort, eine braune und eine schwarze, eine weiße und eine gelbe, — soll' ich euch von Liebe sagen?‘

‚Von Mari Madlen sollst du uns sagen, — nicht von Liebe. —‘

Und Heinrich Löhmer sagte:

Rhönbraut, Liebste du,
Bist wie das Meer voll ewiger Ruh';
Rostbraun blüht dir wie Heide das Haar,
Bist wie das weite Land mir gar; —
Du Einzige, du,
Wie das Moor voll Ruh. — —

Ein Berg auch liegt in dir,
Von dem die Sage geht,

Daß drinnen ein verborgen Wasser steht;
Leg ich mein Ohr an dein Herz,
Dann hör ich's rauschen:
Einst kommt der Tag,
Da es geschehen mag, —
Aufspringt der Berg und deine Brust —
Und des Wassers Flut und Glut
Stürzt über die sündigen Dörfer her
Und über mich. — —

Rhönbraut, in keinen Landen
Gibt's wie in dir so viele Musikanten;
Rhönbraut, Liebste du,
Bist wie das Moor voll ewiger Ruh;
Rostbraun blüht dir wie Heide das Haar,
Bist wie das weite Land mir gar; —
Du Einzige, du, —
Wie das Meer voll Ruh. — —

Und ein andermal sagte er:
Leise kommst du hergegangen
Und bist ein Lied, das leise geigt,
Wie Geigen, die an den Wänden hangen,
Wann durch das Fenster ein Windhauch streicht.

Tausend Töne und keinen einzigen zum Nennen!
Du bist zehntausend Melodein —
Und keine zum jemals wiedererkennen
Kann unter den zehntausend sein.

Eh' einen Ton noch das Ohr erfangen
Aus all der Töne Wunderpracht,
Ist der Wind und das Lied und bist du gegangen
Durchs offene Fenster zurück in die Nacht.

Heinrich Löhmer aber lachte, lachte über Wind und Baum und Vogel, — ‚nicht von Mari Madlen, — von Liebe will ich euch sagen, damit ihr erkennet, Liebe ist allgegenwärtig. Was brauch' ich Mari Madlen, sagt an? Ich hatte ein Schloß am Meer, darinnen lag eine Kammer, vier Frauenbilder standen dort, eine braune und eine schwarze, eine weiße und eine gelbe — soll' ich euch von Liebe sagen?‘

Und wie ein Wahnwitziger raste er voran.

* * *

Überall aber war ihm der Weg voller Gesichte.

Es geschah zuweilen, daß er an Steinbrüchen saß und die Ge-

schichte der Erde erforschte, an den Schichtbänken Bank um Bank aufwärts kletterte, und wie Sand, Kalk und Mergel wechselten, aus ihnen las wie aus einem Buch, in dem er Seite blätterte um Seite. Da kam ihm ein Geschehnis seines eigenen früheren Lebens aufgestiegen und vermengte sich mit seinen naturwissenschaftlichen Funden, und all das fiel wie ein neues, drittes Geschehen über ihn her.

Als er eines Tages an einer Sandsteinplatte saß und versteinte Regentropfen und Fußspuren von Wüstentieren in ihr abgedrückt fand, — war es ihm — war es ihm — — als schritte er aus den europäischen Prunksälen eines afrikanischen Hotels nach Süden. Am Rand der Oase lagerten die Kamele mit ihren Lasten. Als er zwischen ihnen hindurchging, schnappten sie böswillig nach ihm. Er hörte ein Schellenklirren und das eintönig klagende Singen einer Frauenstimme. Vor den braunen Beduinen, die auf buntlinigen Teppichen kauerten, tanzte ein Ulad Nail. Ihren rehschlanken Leib und die straffen Kegel ihrer Brüste, all ihre Anmut und Liebe bot sie unverschleiert in der Fremde zu Markte, bis reiche Geschenke ihr zuteil geworden sind, daß sie dann heimkehre zu den Oasen ihres Stammes und ihre Goldringe und seidenen Tücher einem der schlanken Jünglinge der Heimat als Morgengabe zutrage. Wieder — wie damals — sah der Fremde in ihre brennenden Augen, — wieder kehrte er sich mit verhülltem Haupte hinweg vor ihrem schlangenartig sich windenden lockenden Leibe — — ‚Essad Haman! Essad Haman!!‘ Und allsogleich führte der ebenholzschwarze Sklave ihm seinen steigenden, mit roten Teppichen und einer blauen Kopffeder geschmückten Schimmel zu —

Er schwang sich — wie damals — in den Sattel, schloß die Augen und ritt mit geschlossenen Lidern und hochgestellter Stirne gegen die stechende Sonne in die Wüste.

Horch! —

Vor sich hörte er den Tritt eines zweiten Rosses — und obwohl er die Augen geschlossen hielt, wußte er, daß dies Roß schwarz war und daß es die nackte Ulad Nail trug.

Leise — leise — wie ein Windgesäusel — klirrten ihre Schellen — summte ihr Singen, das ihm wie einem Blinden voranritt ins Verderben, in seliges Ermatten, in qualvolles Verdursten, in sanftes Verbluten.

Jetzt tat er die Augen auf — er sah nichts als Wellen weißroten Sandes; Wellen und Hügel, die anfingen, sich zu regen, als reite er auf den flatternden Schleiern drunter hinhuschender, sangspielender, grausam scherzender Wüstenfeen.

Und die Schleier, auf denen er ritt, flatterten und flatterten, und es kam wie brennender, geistelnder Sandsturm über ihn, ihn zu ersticken, ihn zu verbrennen, ihn an schrillen Felsenklippen zu zerschellen.

Er schrie auf —

Dann sah er, daß er weit fort war von der Wüste Afrikas, von dem Klirren und Singen der Ulad Nail. Er saß mitten in Europa an einer Sandsteinplatte, in der er versteinte Regentropfen und Fußspuren von Wüstentieren abgedrückt sah. Was war aus einer Wüste geworden, in der einst berauschte Kräfte tanzten und regierten? Es war ihm, als sei er verkleidet, — es war ihm, als müsse er die Kleider vom Leibe und den Leib von der Seele reißen, dann fänd er sich nackt, dann fänd er sich wahr! Wie ein Lichtschein fiel's in seinen Sinn, — aber nur einen Augenblick, nur so, daß er wußte, daß er irr war und daran unsäglich litt. Was war das — das mit jener Ulad Nail? War sie ihm einmal in seinem Leben begegnet? Stak hinter diesen wilden Träumen die zerzauste Erinnerung einer Wahrheit? Es war ihm, als hielte er einen großen Wollknäuel in der Hand, den ein spielendes Kätzchen verworren hatte; eine Stimme gebot ihm, aus dem Wirrwarr einen langen Faden zu ziehen und ihn neu auf eine Spule zu wickeln.

Jetzt glaubte er den Anfang dieses Fadens zu sehen, doch wie er zugriff, entschwand unter dem Druck der Hand dieser Anfang des Fadens und er verlor ihn wieder im Wirrwarr des Knäuels.

Er mußte die Ulad Nail finden, — dann fände er alles, — — er müsse die Wüste finden, dann fände er die Ulad Nail. Hier war die Wüste, denn er sah versteinte Regentropfen und Fußspuren von Wüstentieren in dieser Steinplatte abgedrückt. Doch wer hatte ihm das getan, daß die Sandwellen, die sich ehedem bewegten, nun erstarrt waren? —

Vom Odenwald zogen die mittelhohen, flachgewölbten Spessarthügel nach Norden. Rinnende Wasser hatten sie hier fein modelliert, dort scharfkantig durchsägt. Ein weiter, weiter Wald von Eichen und Buchen umdeckte die Felsen; an den sprödesten Stellen noch wucherten der Ginster und das Farnkraut. Heinrich Löhmer erschien dies alles wie ein Pelz, den sich die Wüste übergezogen hatte, sich vor ihm zu verbergen. ‚Ich werde dir den Pelz abziehen wie einem Hasen das Fell,‘ sagte er; ‚nur muß ich suchen, wo der Hase den Bauch hat, dort muß ich aufschneiden, dort muß ich anfangen, das Fell abzuziehen.‘ — Dort leuchtet es! Das Meer an der Wüste! Das Meer an der Wüste! Als er aber hinkam, war es eine Wiese. — Dort! Dort! Die Wüste! Es war aber ein Ackerland, eine dürftige Scholle, die wie ein umzäunter Garten im Walde lag. — Dort! Dort! Ein Wüstenfels! Es lugte aber ein Forsthäuschen, — ein verlassenes Jagdschloß hervor. — Dort! Dort! Eine Dünenkette! Reihweis' wie Perlen an der Kette lagen Steinhäuser an der zeilengeraden Fahrstraße. Horch! Horch! Ein Löwe brüllt! Eine Hyäne gauzt! — Als er aber hinzukam, standen Hirsche auf der Lichtung, wühlten Wildschweine unter den Wurzeln einer Eiche.

Dort! Dort! Der Staub wirbelt auf wie von einem reitenden Beduinen. Es war aber die Rauchsäule eines einsamen brennenden Kohlenmeilers.

Und der Irre wanderte weiter.

Als er eines Tags an einer Kalksteinplatte saß und versteinte Ammonshörner und Seemuscheln in ihr abgedrückt sah, — war es ihm — war es ihm, — als fahre er auf einem schlanken Segler über die Wellen und blicke in blauer Mondnacht in die purpurne Tiefe des Wassers. Er fuhr mit einer kupfernen Schönen von San Franzisko in den Ozean; der schlaue Schiffsherr hatte seinen Mietskähnen gläserne Böden eingesetzt und der betreßte Diener ließ aufleuchtendes Feuer in die Tiefe fließen, dorthin, wo die brennenden Tange sich wandten und die glühenden Meerwürmer wimmelten. Dort unten aber sah er auch das Bild der kupfernen Schönen, das ihre und das seine — sie beugte sich über seine Schultern und tat, als biete sie ihm Rosen zum Verkaufe an. Er aber stieg zu ihr nieder in die Fluten, folgte ihr in die Tiefe der purpurnen Finsternis, da das lockende, lachende Weib vor ihm rücklings floh. —

Da kam's, da kroch's, da umfing's ihn mit tausend Armen, und kreischend wand er sich und rang mit der siebentausendfachen Kraft eines Polypen.

Er schrie auf. —

Dann sah er, daß er weit fort war von den Wassern des großen Ozeans, und weit fort von dem narrenden Spiegelbild der kupfernen Indianerin — was war aus einem Meer geworden? Eine weite, flache Kalkebene dehnte sich vor ihm aus, voller weißleuchtender Straßenzüge, voller wogender Felder und herrschaftlicher Gutshöfe und kleiner, wie zur Lust verstreuter Tannwaldfetzen. Wo aber war das Meer? Wo aber war das Meer? Und er kam suchend an den Rand der Ebene; enge, tieffurchige Täler sägten sich hier in tausend Windungen ein, — und wo der Kalkstein vorlugte — wo das Meer vorlugte, hockten enggepferchte Bauerndörfer, äfften protzig die Herrenhöfe nach mit ihren umpforteten Höfen, prahlten mit dem rotbraun schimmernden Fachgebälk; unter den Giebeln hingen holzgeschnitzte Marienbilder vor buntgläsernen Laternen, die taten, als träumten sie fromm in den Sonnenschein und in das Mondlicht. ‚Fort mit dem Plunder! Fort mit dem Plunder!‘ schrie Heinrich Löhmer, ‚ihr wollt mir das Meer verstecken! ihr wollt mir das Meer verstecken! Ich aber muß das Meer finden und die kupferne Indianerin!‘ Dort! Dort! Die Brandung! — Dort aber an den Sommerseiten der Tälchen waren die Hänge in Gärten und Gewanne zerschnitten, da rankten die Reben, da blühten die Kirschbäume, die dem Gischtschaum des Meeres glichen. — Dort! Dort! Er rannte weiter und kam an den äußersten Rand der Kalksteintafel, dorthin, wo die eng-

gesägten, sich windenden Seitentälchen einmündeten in das große Haupttal des Stroms. Dort lag er am Rand und schaute hinunter zum Strom. Schiffe zogen von Dorf zu Dorf, von ummauerten Städtchen zu ummauerten Städtchen; Flöße schwammen zu Tal und in der Ferne blitzte es bald da, bald dort: die Sonne brach sich an den vielen Türmen einer Hauptstadt.

‚Das ist Würzburg, die Frankenstadt! Die Kiliansstadt!‘ rief ein Bauer, der vorüberging und den Fremden sah, der in die Ferne starrte. Da drehte sich der Fremde um und lief von dannen, — der Bauer aber schüttelte den Kopf und schaute dem Fliehenden lange nach, ehe er hinabstieg in das Maintal.

Heinrich Löhmer aber wanderte weiter.

Und als er eines Tags an einem Felsen saß, der wie schwarzzinnene Orgelpfeifen sechskantig umrissen aufragte, — da kam er ins Sinnen und glaubte am Kraterrand des Fujiyama zu stehen, auf Japans heiligem Berg. Er stieg zur Tiefe, — leises Rauchgekräusel kam von dort. Doch jetzt sah er es genauer: es war eine schlanke, kleine Japanerin, sie tanzte mit flatternden Schleiern dort über dem Schlund wie auf den Matten der Teestube, — jetzt schlüpfte sie wie damals aus dem seidenknisternden Kimono, ihren nackten Leib in seine erstarrenden Arme zu legen. —

Da kam's wie Feuer aus der Erde, die sein Fuß betrat; der Stein, auf den er den Schuh setzte, zerfiel zu Asche; er glitt in die Tiefe, seine Schwere zog ihn zum Schlund der tanzenden Gelben —; da brachen seine Schuhe, der Schwefel zerfraß sie; da zerfetzten seine Kleider, der Rost zersetzte sie; Dämpfe würgten ihn; aus dem Schlund aber kam es brodelnd und zischend und stieg und stieg — und er sank und sank —

Er schrie auf. —

Dann sah er, daß er weit fort war von dem Gipfel des heiligen Berges und von der tanzenden Japanesin. Was war aus den Feuerbergen geworden? Noch saßen die Schuttkegel ihrer Mäntel auf dem Sockel der flachgewellten Sandberge oder auf der Kalkplatte, westwärts Reihe an Reihe wie Maulwurfshaufen auf einer Wiese, und der Fremde konnte sich die Riesenmaulwürfe, die dies alles geschaffen, noch denken, wie sie schlafend unter ihnen lagen. Aber auch über die Feuerberge hatten die Bäume und Kräuter und Menschen Gewalt bekommen: Finstere Tannenwälder wölbten sich dort auf, und an denen, die am trotzigsten aufragten, kletterte der Wacholder umher, Moos umkränzte jeden Stein, Heidelbeerbüsche und Katzenpfötchen umgarnten ihn wie die Maschen eines Fischernetzes. Die Trümmer verbrannter Burgen, manch friedliche Kapelle, manch Feldkreuz schaute von dort herab, — aber im Osten des Gebirges, wo die Flutmassen

des Feuers wie eine breite, lange, erstarrte Mauer hinzogen, hatten Wiesen und Heiden und Moore sich ausgestreckt. —

Heinrich Löhmer hatte die Gesichte lechzender Wüsten, stürmender Meere, brennender Berge, — aber in den Landen, die er durchwanderte, war alles Gestein erstarrt und verkittet, versteckt unter Wiesen und Wäldern, Menschenhäusern und Straßen — und so war er auf seiner Wanderschaft zum siebenten Male in die Berge der Rhön gekommen. — —

Aber es höhnten ihn die Blumen und Vögel und Wald und Berg: ‚Von dreien hast du uns erzählt, Heinrich Löhmer, von einer Braunen, einer Schwarzen und einer Gelben. Wer aber war die Weiße? — was verschweigst du uns das? — Sag, ist ihre Liebe nicht eine andere? Uns kam Botschaft zu, ihre Liebe wär' so groß, daß sie die Wüsten und die Meere und das lodernde Feuer wieder erweckte, das einschlief und vergraben liegt wie in Särgen. Von der vierten sag! — Uns kam Botschaft zu, sie sei wie die Posaune am Ende der Tage, die ruft zur Auferweckung allen Fleisches. Von der vierten, der Weißen sag, wie sie heißt —'

‚Mari Madlen —' heißt sie, ‚Mari Madlen!'

Heinrich Löhmer schrie es wie ein gequältes Tier vom Berg in die Täler, dann schlug er die Hände vor sein Angesicht und kauerte so viele Stunden.

* * *

Heinrich Löhmer stand wieder auf dem Lindwurmstein.

‚Alle meine Liebe gebar den Tod, —' sagte er, — und er warf die Hände wieder auf zu den Wolken und rief die Steine an. ‚Ich Prahlhans wollte euch von Liebe erzählen! Ihr aber sollt mir sagen von jener Liebe, der ich nachgejagt durch alle Länder der Erde, von jener Liebe, die das Leben gebiert, nie endendes Leben, in dessen Gärten das Kräutlein Teufelsabbiß wächst gegen Krankheit und Tod, — von jener Liebe sollt ihr mir sagen.'

Und als er so rief, sah er ein Weib kommen.

Und als das Weib nahe bei ihm war, sank es nieder in die Knice wie eine Magd, — es war Mari Madlen.

‚Was verfolgst du mich? —' herrschte Heinrich Löhmer sie an. Und es war ihm, als müsse sie ihm sagen: ‚riefst du mich doch, Herr, — ich bin die Liebe, nach der du schrieest —'

Sie aber sprach: ‚Herr, dein Wort ist rauh zu deiner Dienerin, und du schlägst meine Seele grausamer mit Worten, als du meinen Leib schlagen könntest mit Ruten und spitzen Dornen.'

‚Kommst du, dich zu beklagen?'

‚Wie sollt' ich das, Herr? Muß dies alles nicht sein zur Vollendung deines Willens? Dein Wort fiel wie Saat in mich und ging auf wie grünendes Korn, — wie sollt ich zu dir kommen und klagen?'

‚Von welchem Worte sprichst du?‘

‚Von deinem Wort, das uns Entsagung kündigte, damit einst uns Erfüllung werde.‘

‚Sprich davon, — wer hat dich gelehrt, meine Worte zu deuten?‘

‚Ihr selbst, Herr. Was sollen all die kleinen Freuden der Gegenwart, Herr, die Ihr uns schenkt, vor all dem Großen, zu dem Ihr uns führen wollt in der Zukunft? Glaubt Ihr nicht, daß wir jene leicht entbehren, um dieser teilhaft zu werden? Ich weiß, daß Ihr mich nicht verkürzet vor all den anderen zu Teufelshausen, Herr. Häufet Leid auf mich, so ihr nur um ein weniges mehr Freude darum meinem Kind geben wollt. Um meines Kindes wegen habe ich Euch gesucht über Berg und Tal.‘

‚Was soll ich deinem Kinde tun?‘

‚— das, was ihr mir verweigert, Herr.‘

‚Was habe ich dir verweigert?‘

‚— als Ihr kamt, Herr, da war es mir, als käm' ein Held, der Gott totschlüge und den Teufel, daß keine Zwietracht mehr sei in der Welt und Friede über allen Geschöpfen. Nun aber weiß ich, es ist kein Frieden worden und wird keiner werden: Ich sah ein weites Feld, Herr, — ein weites Feld, darauf Lilien sproßten und im Sonnenschein blühten; da kamen zwei Reiter, ein hellstrahlender, einer wie die Sonne, und ein finsterer, einer wie die Nacht. Und sie kamen auf einem weißen und auf einem schwarzen Roß und ritten in das Lilienfeld zum Kampfe und rannten wider einander und das Lilienfeld ward zertrümmert, die schlanken Stengel brachen und ihre weißen Blüten wurden rot bespritzt vom Blut der Kämpfenden und der Pferde —‘

Sie hielt inne — —

‚Von welchem Lilienfelde sprichst du, auf dem gekämpft wird?‘

Demütig beugte sie sich, — ‚da drinnen liegt's, Herr, in meiner Brust; seht Ihr nicht, wie ich zittere und bebe, weil die stampfenden Pferde mir wehe tun?‘

‚Und ist dem Lilienfelde keine Kraft gegeben, dem einen dieser Reiter zu helfen, daß nur einer herrsche und Bräutigam werde auf der Lilienwiese?‘

‚Duft sollen die Lilien ausströmen, heißen, glühenden Duft, der sich um die Stirnen legt. Ich habe schon gehört, Herr, daß Blumenduft töten kann. Und die Lilien wollen den einen töten, den sie nicht lieben, um des andern willen. — Sollen sie das, Herr —?‘

‚So geh und tue es, wenn du so erkannt hast!‘

Mari Madlen sah ihn hilfeflehend an wie ein krankes Kind. Ihre Augen waren, als wollten Tränen aus ihnen hervorbrechen wie ein Rudel Hirsche aus dem Wald, da Hunde hinter ihnen hetzten. — Dann ging sie hinweg. —

Noch einmal blieb sie stehen und kehrte sich um, schreckenerfüllt. — ‚Wenn, Herr, der Duft der Lilien so stark wäre, daß er den einen Reiter zu töten vermöchte, — meint ihr nicht, daß dann auch der andere — —‘

Sie hielt inne. — — —

Heinrich Löhmer kehrte sich hinweg von ihr.

‚So wollt ihr mich allein lassen in meiner Not und mir nicht zu Hilfe kommen, Herr, — nicht um meinet-, um des Kindes willen?‘

Sie sah, daß er es nicht wollte.

Da ward ihr Blick starr und fernsichtig wie der einer Wahnsinnigen. Sie ging zurück ins Dorf Teufelshausen.

Und Heinrich Löhmer folgte ihr in fernen Schritten.

(Schluß folgt.)

# Zur Ethik und Pädagogik des Vereinslebens

Von Otto Maresch

Karl Hilty nennt das Vereinswesen* unserer Zeit einmal ‚ein ungeheures Übel, durch das nicht bloß viel Geld und Zeit, sondern Arbeitskraft und Arbeitslust in hohem Maße konsumiert wird‘. Diese Worte drücken die Stimmung vieler nach Vertiefung ringender Naturen aus. Es scheint, als ob im Wirbel des Agitationslebens, im Redeschwall der Versammlungen und Sitzungen, in der äußeren Technik der Organisationsarbeit kein Heim wäre für die aufwärts strebende, nach Konzentration drängende Menschenseele. Der Typus des ‚Vereinsmeiers‘ droht wie ein Schreckgespenst all jenen, die wohl ehrliche Hilfsbereitschaft im Herzen tragen und die Ziele, die heute in den Assoziationen angestrebt werden, freudig begrüßen, die aber all das hastende Getue der Komitees und Ausschüsse scheuen. Es ist wie die Furcht des Einsamen vor dem Treiben der Großstadt mit ihrem Drängen und Schieben, ihrem Lärmen und Toben. — Doch auch jene, die nicht fernestehen, die als eifrige Mitarbeiter ihre Hand anlegen und an ein positives Wirken der Organisation glauben, fühlen die Gefahren, welche das Vereinsleben dem Charakter bringt. ‚Ich bin in der sozialen Arbeit zuerst schlechter geworden,‘ sagte eine Studentin bei der Besprechung dieser Konflikte. Bei vielen, die ihre eigenen Erlebnisse überdenken, mag dieses Wort Widerhall finden. Der Eintritt ins Vereinsleben bringt neue Erfahrungen, neue Versuchungen, neue Gelegenheiten zur Zersplitterung mit sich. Der staubige Alltag läßt kaum Zeit, das Bedrängende der Situation zu überdenken. So entsteht bei manchen ein Sich-treiben-Lassen. ‚Der einzelne wird doch durch die Vereinigung nicht stärker in sich selbst, sondern verliert manchmal noch das bißchen Energie und Selbständigkeit, das er besitzt‘ (Hilty).

Erscheinungen, wie die geschilderten, machen es zur Pflicht, das heutige Vereinsleben nach seiner ethischen und pädagogischen Seite hin zu untersuchen. Denn trotz aller pessimistischen Äußerungen wissen wir doch auch von vielem Guten, das aus dem Organisationswesen erwachsen ist. Das Vorwärtsstürmen der großen geistigen Bewegungen unserer Tage, der Aufstieg der breiten Massen zu Bildung und Lebenskultur, die große Erweiterung des Interessenkreises in jedem einzelnen, das Wachrütteln jeder einzelnen Seele wäre ohne Vereine kaum in demselben Maße gekommen. Je gewaltigere Massen die wirtschaftliche Entwicklung in ihren Zentren zusammenwirft, desto weniger wird die Beeinflussung des einzelnen

---

* Anmerkung des Verfassers. Der vorstehende Aufsatz wurde vor Kriegsausbruch vollendet. Seine Veröffentlichung mag jene Anregungen für den Wiederaufbau des Vereinslebens bringen, die sich in Anknüpfung an die früheren Verhältnisse ergeben. Inwieferne die Darlegungen durch seitherige Erfahrungen zu korrigieren sind, werden Leser, die den Krieg im Organisationswesen miterlebten, sicherlich selbst herausfühlen.

ohne die Hilfsmittel der Organisation möglich. Nicht als ob die Arbeit vom Menschen zum Menschen, von Seele zu Seele dadurch ersetzt werden könnte: im Gegenteil, der Hunger nach ihr wird nur größer. Aber das Vereinswesen bildet die Grundlage und die Ergänzung; die Vereinsarbeit leistet die Massenproduktion auf geistigem Gebiete. Ihre Schlagworte und Begriffe gleichen in der Tat der Fabrikware, die für den Massenbedarf bestimmt ist. Wir können ihrer nicht mehr entraten, auch wenn wir den dringenden Wunsch haben müssen, daß das Produkt künstlerisch verfeinert und individualisiert, daß mit der Vereinsarbeit die intime persönliche Seelsorge (nicht bloß im kirchlichen Sinne) verbunden werde.

Woher die bangen Stimmen über die seelischen Gefahren des Vereinswesens? Wenn wir die Organisationen als Hilfsmittel bei der Arbeit und im Kampfe der Geister betrachten, als die Leitungen, welche die Kraftströme seelischen Lebens vermitteln, scheinen sie eher nebensächliche Bedeutung zu haben. Sie erscheinen als Werkzeuge, die man ersetzen, neu herstellen, verbessern kann. Als Hauptsache leuchtet der Geist auf, der sie beseelt, den sie tragen sollen. Schon daß man so aufdringlich das Mittel zum Zweck, den Verein, als einen Selbstzweck darzustellen versucht ist, wird unangenehm empfunden. Mehr noch, daß die stillen Weihestunden geistigen Erhebens, die dem einzelnen in seinem Vorwärtsschreiten beschieden sein können, durch lärmende Kundgebungen, durch einen schnarrenden Organisationsapparat gestört werden. Und schließlich, daß sich Mittelmäßigkeit aller Art in den Vordergrund zu drängen beginnt. ‚Wenn Sie je von einem ausgezeichneten Menschen in der Geschichte hören, so ist er sicher, besonders in seiner Jugend, viel eher ein Einsiedler als ein Vereinsmensch gewesen‘ (Hilty). — Der im Vereinsleben Tätige wird noch andere Gesichtspunkte anführen. Nicht so sehr die mehr ästhetischen Bedenken des Abseitsstehenden, sondern vor allem jene Gefahren scheinen ihm von Belang, die aus der großen Suggestion der Massenarbeit heraus auf den einzelnen Mitarbeiter ausgeübt werden. Das korporative Wirken trägt Verlockungen in sich, die das Leben des Einsamen nicht kennt. Die Organisation als Werkzeug im geistigen Ringen birgt Versuchung über Versuchung. Wie einst die Maschine und der Großbetrieb die Versuchung zum Raubbau an Menschenkraft im großen Stile aufsteigen ließ.

Das Vereinsleben als ein neues Lebensgebiet für Tausende ist noch zu wenig mit den Mächten des Gewissens verbunden. Man ist seiner besonderen Gefahren noch gar nicht überall klar bewußt, noch weniger Herr geworden. Und diese Unsicherheit ist es, die manche Ängstlichere, fein Empfindende instinktiv zurückscheuen läßt, obwohl gerade ihre Mitarbeit von Bedeutung wäre. Was organisierte Tätigkeit bisher an Erfolgen erzielt hat, ist nur ein erster Anfang. Wir stecken arg drinnen in einer sehr äußerlichen Technik und Mechanik. Soll die Wirksamkeit unseres Assoziationswesens erweitert, sollen seine Methoden verfeinert werden, so muß nun der seelische Inhalt dieses Lebensgebietes vertieft werden. Wie die Berufs-

ethik eine Forderung unserer Tage geworden ist, wird auch die Vereinsethik bald genug als Bedürfnis aufscheinen. Es geht nicht mehr an, den Werdenden mit einigen abstrakten Moralregeln ins Leben zu stoßen und den strebenden Erwachsenen mit den nackten Prinzipien abzuspeisen. Beide verlangen Anleitung und Hilfe für das Durchdenken der komplizierten Konflikte, die moderne Erwerbstätigkeit und öffentliches Leben mit sich bringen, für die Kräftebildung zur Überwindung dieser Konflikte. Der Pädagoge muß seinen Weg ins konkrete Dasein suchen, will er der Helfer werden, nach dem man ruft. Er muß in unserem Falle den Lebensäußerungen des Vereinsmenschen nachgehen, wie der Berufsethiker in der Werkstätte, im Kontor, in der Fabrik daheim sein soll. Was bisher als ‚Organisationstechnik' in Vorträgen und Kursen gelehrt wurde, kann daher zweckmäßig den Ausgangspunkt für unsere Betrachtungen bilden. Sicherlich haben ja schon bisher tiefere Naturen bei derartigen Vorlesungen ethische Besprechungen eingeflochten. Freilich wurde dabei die Gefahr abstrakten Moralisierens nicht immer vermieden; der Verfasser wenigstens erinnert sich an einen Vortrag, bei dem der Referent zuerst in sehr interessanter Weise die wirtschaftliche Bedeutung des Vereinswesens auseinandersetzte. Als er aber dann von den Pflichten des Obmanns sprach, begannen einige Zuhörer sich ihre Zigarren anzuzünden . . .

* * *

In der G r ü n d u n g eines Vereines mag der Vereinstechniker ein Ereignis sehen, bei dem die Beobachtung bestimmter juristischer Vorschriften und agitatorische Betätigung vonnöten sind. Und doch weiß auch er, daß die Begeisterung bald verrauscht, daß nicht selten die Satzungen, Protokolle, Beitrittserklärungen und sonstige vielleicht tadellose juristische Zeugnisse der Konstituierung wie Ruinen übrig bleiben, aus denen die Menschen längst ihren Auszug gehalten haben. Die aufgewandte Agitation mag für den Augenblick Strohfeuer erzeugt und hingerissen haben — zu einer ‚Gründung' des Vereines hat sie trotz des äußeren Anscheines einer solchen nicht geführt. ‚Gründen' heißt ein Fundament legen, nicht bloß eine Tätigkeit beginnen. Und wie anders kann die Gründung denn vollzogen werden, als indem die Gründer den neuen Organisationsgedanken in ihrer eigenen Seele fundieren? Es ist ein tiefsinniger Gebrauch in religiösen Vereinigungen, daß man das Gründungsfest mit Gottesdienst feierlich begeht. Wie man auch die Mitgliederaufnahme mit einem besonderen, bedeutsamen Zeremoniell (Angelobung, Handschlag) umgibt. Denn die Gründer und der Neueintretende, in dem sich die Gründung individuell wiederholt, brauchen Kraft und Treue zu ihrem Wollen. Die Idee gemeinsamer Arbeit für ein gemeinsames Ziel muß sich ihren Seelen unauslöschlich einprägen. Sie muß imstande sein, alle zentrifugalen Tendenzen zu überwinden, über die Unstimmigkeiten des Alltags und die öden, trockenen Zeiten des Vereinslebens zu siegen. Man kann in diesem Sinne davon sprechen, daß die Begründung eines Vereines intensiver oder wenig intensiv geschehen sei. Nicht bloß

mit Rücksicht darauf, ob die Gründer treuere, hingebungsvollere Naturen sind als andere, sondern auch nach der Klarheit und Energie, mit der sie es verstanden haben, in sich und anderen den Vereinsgedanken zum Leben erwachen zu lassen. Wenn man die rührende Liebe empfindet, mit denen manche Arbeiter von ‚ihrer Gewerkschaft' sprechen, für die sie aufopferungsvolle Agitationsarbeit leisten, erkennt man, daß diese Organisationsart wirklich ‚gegründet' ist. Wie ja auch der Student nicht selten seine Verbindung ‚Mutter' nennt und der Bürger einen ‚liebsten' Verein hat.

Vielleicht ist mancher geneigt, die eine oder andere der obigen Erwägungen als ‚Sentimentalität' zu verwerfen. Er mißversteht sie, wenn er meint, daß sich die Erweckung von Gefühlsregungen als die Hauptsache darstellt. Im Gegenteil: zum festen Willen muß das Streben nach einer klaren, intellektuellen Erkenntnis der Pflichten treten, die die Gründer freiwillig übernehmen. Die Diskussion über die Satzungen des Vereins sollte gerade diesen Umstand betonen. Im Leben sehen wir freilich, wie sich nicht selten die Aussprache über die Formulierung des Statuts und des Programmes zu einer wahren Orgie von Vielrednerei und Abstraktheit gestaltet. Das Wort vom „Sumpf der Deutschen Rede', dem ‚Tatenmörder', mag aus solchen Situationen erwachsen sein. Es entspricht so ganz dem ungezügelten Phantasieleben unserer Zeit, daß man die demütige Bescheidung, die Erkenntnis, daß man das Wirkliche im neuen Zusammenarbeiten noch recht wenig kennt, in den meisten Fällen vergißt. Nicht als ob dem Optimismus und dem Wagemut Schranken gesetzt werden sollten. Das ethisch Verfehlte ist, daß vielen das Kombinieren ohne jede tatsächliche Unterlage als Handeln erscheint, während es eigentlich ein sehr gefährliches Spiel ist, das von der richtigen Selbsteinschätzung weit ab führt. Viele ‚Gründungen' sind an diesem Umstande gescheitert. ‚Gründen' heißt daher nicht bloß, die Vereinspflichten in das Bewußtsein einpflanzen, sondern sofort auch ihre regelmäßige Erfüllung vorbereiten. Schulze-Delitzschs Ausspruch von der tätigen Praxis, die das Korrektiv in sich selbst trägt, könnte, richtig erfaßt, manchen ziellosen Gründungsdiskussionen ein Ende bereiten. Denn die Programmreden stehen oft im umgekehrten Verhältnis zu den späteren Leistungen.

Auch in anderer Beziehung muß die Gründungsarbeit auf Wirklichkeit gestimmt sein. Der Ausbau unseres Vereinswesens bringt es mit sich, daß es an Gelegenheiten zur Betätigung in Organisationen für rührige Naturen nicht fehlt: im Gegenteil, sie sind im Übermaß vorhanden. Aber gerade den ‚Arbeitspferden' fehlt nicht selten das Maß für ihre eigenen Kräfte und ihre Zeit. Wie viele Vereinspflichten wegen dieses Mangels an Wirklichkeitssinn leichtfertig übernommen und dann nicht erfüllt werden, davon weiß jeder Vereinspraktiker zu berichten. Auch über Zeit und Kraft solcher, die vielleicht von der Gründung noch keine Ahnung haben, wird manchmal schlankweg verfügt. Wenn die Projekte dann in der eng begrenzten Welt der Tatsachen scheitern, bricht mit ihnen nicht bloß ein

Kartenhaus eitler Träume, sondern auch viel Schaffensfreude zusammen. Es wäre der einzige Vorteil, wenn dabei den Beteiligten wenigstens ihr Fehler klar würde. Daß man die strenge Pflicht hat, seine Kräfte zu prüfen, ehe man Vereinsarbeiten übernimmt, ist unserer ‚Gründungsepoche' noch nicht so ganz zum Bewußtsein gekommen. Und doch ist jede Vereinsgründung ein Versprechen an die Öffentlichkeit, mit anvertrauter Menschenkraft gut zu wirtschaften, gegebene Gelder gewissenhaft zu verwenden.

Von der Frage, wie die *führenden* Menschen jeder Bewegung die gestreiften Schwierigkeiten lösen, hängt die Entwicklung ab. Gelingt es ihnen, den Organisationsgedanken in sich ganz lebendig zu wecken, mit der kühnsten Begeisterung die nüchternste und tätigste Energie zu verbinden, so haben sie eine Seite des Problems gepackt. Die zweite verlangt restlose Selbsterziehung in Zeiteinteilung, Zeitausnützung und peinlicher Bewirtschaftung der eigenen Kräfte. Nach den Führenden wird von vielen Stellen gerufen. Ihr Rat, ihr Wort, ihre Anfeuerung wird verlangt. Sie stehen der Gefahr, sich zu zersplittern, am nächsten. Sie sollen gleichzeitig die tiefsten inneren Gewalten dem Werke, der Bewegung mitteilen. So werden ihre seelischen Daseinsbedingungen durch das Vereinsleben andere, schwierigere als jene der Mitarbeiter, des Gefolges. Ihr Leben verlangt erhöhte Kraftleistungen, vermehrte Widerstände, wenn sie nicht erdrückt werden wollen. Hier ist der Punkt, wo in positiven Kreisen die Verbindung der Vereinsarbeit mit dem religiösen Leben einsetzt. Die neuere Exerzitienbewegung in katholischen Kreisen hat den Arbeitersekretär wie die sozialen Führerinnen der Frauenwelt erfaßt.

Das Gesagte wird zumindest *eine* Forderung begründet erscheinen lassen: daß die Bedeutung von Vereinsgründungen öfter zum Gegenstand ethischer Besprechungen gemacht werden sollte. Ein Stück staatsbürgerliche Erziehung wäre es. Das Fördernde, die Freude an der Arbeitsvereinigung für ein hohes Ziel, käme reiner und erhabener zum Ausdruck, wenn man sich alle neuen Elemente vor Augen hielte, die eine einzige Gründung in eine Reihe von Menschenleben bringt. Man würde dann den ernsten Augenblick nicht mehr mit dem Seufzer ‚Wieder ein Verein' begrüßen, sondern die junge Schar Arbeitswilliger mit einem Segenswunsch in die neue Daseinsbeziehung entsenden.

* * *

Was der Blutkreislauf dem Körper, ist die *Agitation* dem Vereinsleben. Vor der Gründung einsetzend, Mitglieder heranführend, begeisternd muß sie die begonnene Arbeit nachher oft noch in stärkerem Maße fortsetzen. Von den gröbsten Mitteln, schreienden Plakaten und ‚Brandreden' bis zu den verfeinertsten, diskretesten Formen der Menschenwerbung reicht ihre Skala. Das drängt, schiebt, das mahnt und lockt. Vom bezahlten Wahlschlepper bis zu dem, der sein Herzblut im Dienste einer Idee opfert. Für das Vereinsleben ist die freiwillige Werbearbeit, wie sie heute

von Tausenden geleistet wird, ein unentbehrlicher Faktor. Die Zahl der kurz bemessenen Mußestunden und die der Sonntage, die dem Dienste unserer Organisationen gewidmet werden, ist ein Beweis dafür, daß noch viel Idealismus in unserem Volke wohnt.

In guter Absicht geleistet wird die Agitationsarbeit für den Agitierenden eine Charakterschule sein. Sie verlangt Selbstüberwindung, Bekämpfung aller Menschenscheu. Man trifft oft schlichte Naturen mit starker Schüchternheit, die sich zwingen, für ein Ideal von Tür zu Tür zu gehen. Es kostet sie vor jedem Hause einen neuen Seelenkampf. Das beständige Widerlegen von wiederkehrenden Einwürfen, das Ringen mit den unwirschen Mienen, mit unfreundlichen Worten bringt schließlich innere Kraft der Überzeugung und Klarheit über das Gewollte. Man braucht nicht bloß an die Mädchen der Heilsarmee zu denken — man kann auch in weltlichen Dingen ähnliche Erfahrungen machen. Auch das Arbeitermädchen, das Sonntags für seine Organisation wirbt, kann solch ein Apostel werden. Für jene, die das ‚Lampenfieber‘ überstanden haben, bleiben andere Probleme. Gilt es doch, hohe Gedanken würdig zu repräsentieren. Ein Arbeiter erzählte dem Verfasser, daß er nach Arbeitsschluß seinen Sonntagsrock anlege und dann für die Gewerkschaft agitieren gehe: Blätter und Flugschriften verteilen, einkassieren, Mitglieder werben. Der ‚Sonntagsrock“, in dem sich der Vertreter einer Bewegung zeigt, ist ein Symbol: Die Teilnahme an den Bestrebungen zur Standesförderung hebt viele über den Alltag hinaus, macht ihnen das Dasein lebenswert. Sie empfinden, daß sie an höheren Zielen arbeiten können, wenn sich die Werkstatt hinter ihnen geschlossen hat.

Im tiefsten handelt es sich bei der Agitation um die Frage: wie bewahre ich meine Seele und die anderer vor der Trägheit, vor dem Selbstverständlichkeitsdusel? Wie erwecke ich sie, wenn sie eingeschlafen? Wie werbe ich sie für die Idee? Wer diese Probleme als Agitator mit Glück lösen will, muß beständig seine eigene Stellung überprüfen: sowohl gegenüber den Ideen, die er vertritt, wie gegenüber den Menschen, die er werben soll. Je mehr er da in der Ehrlichkeit fortschreitet, desto schlichter und wirkungsvoller wird sein Auftreten. Ob Argumente angelernt oder erlebt sind, ob der Agitator mit seinem Werke seelisch wächst, ob er beständig bereit ist, das Menschliche an seinen Anschauungen zu revidieren, prägt sich in der Intensität seiner Erfolge aus. Im letzten hat die Überzeugungstreue mehr Sieg zu erwarten als die taktische Geschicklichkeit in der Menschenwerbung, wenn sie ohne seelische Reinheit auftritt. Vorübergehend freilich kann der ‚Diplomat‘ im Vorteil sein. Doch auch der edelste Apostel, dessen Seele von heiligem Feuer glüht, muß die zweite Seite des Agitationsproblems, die Stellung zu denen, die er werben und begeistern will, zum Gegenstand der Selbstbetrachtung machen. Nicht weil man besondere ‚Künste‘ nötig hätte, um Jünger zu fangen und Eindruck zu machen. Im Gegenteil, gerade das Ablegen alles Vordringlichen und Überhebenden ist

es, worum es sich handelt. Wie viel Einseitigkeit, wie viel brutales Niederschlagen von Bedenken, wie viel Faustrecht (in geistigem Sinne) verbindet sich mit dem Wunsche, Menschen für eine Organisation zu werben! Und wie stark ist bei alledem die Versuchung, den persönlichen Erfolg, das liebe Ich strahlen zu sehen. Die Idee tritt nicht selten in den Hintergrund, wenn das Ringen um Anhänger beginnt. Alle bösen Neigungen, Eitelkeit, Gewalttätigkeit, die in der Einsamkeit geschwiegen haben, werden auf dem Markte lebendig. Hier ist's, wo das Drängen, die wahre Beziehung zwischen sich und denen, die er werben will, zu erkennen, im Agitator einsetzen muß. Besonders junge Menschen können sich gar nicht eindringlich genug darüber prüfen, was es heißt, mit seinen Anschauungen vor Ältere, Erfahrenere hintreten, sie für eine Sache gewinnen zu wollen. Es würde mancher studentische Vortrag vor Arbeitern bei einer solchen Überlegung viel an Wirklichkeitsgehalt zunehmen.

An der Art, wie die Abstinenzpropaganda manchmal von jungen Leuten betrieben wird, lassen sich die wichtigsten Fehler darstellen, die bei der Agitation gemacht werden. Es fehlt zunächst am persönlichen Standpunkt. Ein Sich-besser-Dünken klingt durch und wird als Verachtung empfunden. Und doch haben viele nur geringe Schwierigkeiten gehabt, als es galt, abstinent zu werden. Es war keineswegs Überwindung einer ‚Gewohnheit', es war nur das Aufgeben eines gesellschaftlichen Brauches, an dem man selbst wenig Gefallen fand. Daß man daneben wirklich die Stärke hat, eingelebte Gewohnheiten abzulegen, kann in vielen Fällen als weniger sicher gelten. Predigt ein solcher dann von der ‚Überwindung' des Dämons, so ist sein Erfolg fraglich. Er wird noch fraglicher, wenn er, sein Milieu verkennend, Argumente anführt oder übertreibt, die den Zuhörern ferne liegen. Die vielfache Betonung des medizinischen Momentes läßt solche kalt, die in die hygienische Denkweise ihren Weg noch nicht gefunden haben oder für ihre Gesundheit weniger besorgt sind. Das soziale Moment wird häufig zu einseitig gefaßt: man schildert das Elend des Trunkenboldes im Arbeiterviertel und vergißt, daß in den bürgerlichen Kreisen das Übel zwar weniger augenfällig, aber nicht minder tragisch auftritt. Man übersieht ferner, wie stark für viele die Reizungen zur Selbstbetäubung sind, die in unserem hastenden Arbeitsleben und in den besonderen Verhältnissen mancher Erwerbszweige gelegen sind. Schließlich ist es das übermäßige Unterstreichen des Abstinenzgedankens, der ja im Wesen bloß eine — wenn auch sehr wichtige — Speiseregel ist, das als unwahr empfunden wird. Denn man kann doch wohl sagen, daß sehr viele antisoziale Triebe und Eigenschaften zum Alkohol keine notwendigen Beziehungen haben. Gegenüber all diesen angeführten Fehlern kann der Ruf nur lauten: ‚Mehr Wirklichkeit! Mehr Wahrheit! Richtigere Selbsteinschätzung!' Die Eindrücke aus Armen- und Irrenpflege, wie aus der Settlementsarbeit sind bessere Propaganda für die Abstinenz als Vorträge und Demonstrationen. Je allgemeiner sich die soziale Arbeit verbreitet, desto lebendiger empfinden die Ausübenden die Wichtigkeit, aber auch die Kom-

pliziertheit des Alkoholproblems. Und je demütiger seine Verkündiger werden, desto tiefer können sie wirken.

* * *

Im öffentlichen Redner scheinen sich die Probleme des Vereinslebens wie in einem Brennspiegel zu sammeln. Die Möglichkeit, auf Massen einzuwirken und den Willen der anderen in Worte zu kleiden, ist in ihm verkörpert. Sein Charakter entscheidet darüber, wie beide Funktionen zum Ausdruck kommen. Und diese Entscheidung fällt unter besonderen Umständen: unter dem Einflusse von Befangenheit oder freudiger Stimmung, wie sie durch die Anwesenheit der Zuhörer ausgelöst wird. Es kann eine Fülle von seelischen Ereignissen bei jeder Rede sich abspielen.

Schon, was wir die ‚Vorbereitung' der Rede nennen, trägt diese Keime in sich. Nur der Anfänger sieht darin die wörtliche Ausarbeitung eines Konzepts, mit dem er als ‚öffentlicher Vorleser' das Rednerpult besteigt. Wer mehr Praxis hat, weiß, daß es sich um eine Konzentration aller Seelenkräfte handelt, um das Erwerben der Schlagbereitschaft gegenüber den Zufälligkeiten der Stimmung, des Auditoriums und gegenüber der heimlichen Tücke der Umgebung. In gewissem Sinne ist jede Rede ein Glücksspiel, dessen Erfolg unsicher ist. Ja es ist nicht einmal während des Redens klar, wie man wirkt. Der subjektive Eindruck ist da oft durchaus unzuverlässig. In der Konzentration als Vorbereitung, im Festlegen des Gedankenganges, ist somit nur ein Teil dessen gelegen, was der Redner zu leisten hat. Es handelt sich meist nur um die persönliche Klärung und Formulierung, um das Erleben des Stoffes. Bei der Darstellung wirken dann Redner und Zuhörer zusammen, und auch die äußeren Faktoren klingen mit. Der Redner tritt in ein Milieu, in das er sich einfügen muß. Die Reaktion seines Auditoriums arbeitet an der Gestaltung seines Stoffes mit. Die Gesichter der Zuhörer müssen ein Stück seines Konzeptes werden. Und doch muß er auch Beherrscher seiner Umgebung werden; muß den Mut haben, Unliebsames vorzubringen auf die Gefahr hin, einen günstigen Eindruck zu verscherzen; muß sich überwinden können, Dinge verschweigen, deren Vorbringen vielleicht die Stimmung steigern, die Sensation mehren könnte. Es ist eine seelische Kraftleistung in Momenten, in denen das Gefühl, mit Hunderten zu leben, etwas Berauschendes gibt. Die physische Anstrengung der Stimme und der Nerven wirken dazu mit, die Minuten der öffentlichen Rede zu Zeiten besonderer innerer Bewegung zu machen.

Man wird kaum viele Menschen finden, denen das öffentliche Reden etwas Gleichgültiges ist. Spannungszustände sind fast immer dabei vorhanden. Mag es das ‚Lampenfieber' sein, die Bangigkeit, sich zu blamieren, mag es ein besonderes Sich-angeregt-Fühlen sein. Man wird ein anderer, auch wenn man nur vor einer Tischrunde seine Gedanken zusammenhängend darlegt. Vieles, dessen man sich vor der Rede nicht bewußt war, kann erwachen, die Phantasie belebt sich. Aber die Reden, die dem Redner

selbst einen ‚Genuß' geben, sind nicht immer die wirksamsten. Machtvoller bringt manchmal das in die Herzen der Hörer, was der Redende in einem Zustande völligen Selbstvergessens, in Dumpfheit und Qual sich abringt. Da gibt es wahrhaft Momente, in denen man das Gefühl hat, Werkzeug einer höheren Macht zu sein. Je ernster man die Aufgabe des Redners erfaßt, desto mehr empfindet man, wie ohnmächtig der Mensch ist, wenn er Großes leisten will. Weiß man doch nie, wie man ‚disponiert' sein wird und alle Regeln, den Erfolg der Rede im vorhinein zu beurteilen, versagen.

Zur Ethik des öffentlichen Redens gehört vor allem eine Betrachtung über die Kraft der Wahrheit in der Darstellung. Man ist sich vielfach zu wenig bewußt, daß zum Wiedergeben der Wahrheit nicht nur guter Wille, sondern auch Übung und Technik gehört. Für einen temperamentvollen Redner ist es schwer, nicht zu ‚färben'. Man schneidet die Ereignisse, von denen man berichtet, so gerne für den eigenen Bedarf zu. Man will gar nicht die Unwahrheit sagen, und im Augenblick des Redens entstellt und verzerrt man doch. Hätte man Empfinden dafür, um wieviel mehr die volle Wahrheit Eindruck macht, so würde man bessere Mühe, strengere Selbstbeherrschung auf diesen Punkt verwenden. Nicht nur in der Seele des Sprechenden, auch im Effekt der Rede bleibt die Oberflächlichkeit bemerkbar; die Zuhörer haben ein feines, vielleicht oft ganz unbewußtes Gefühl für Unwahrheiten. Ein anderes ethisches Moment ist der notwendige Kampf mit der Eitelkeit. Es gehört zu den bittersten Erfahrungen zu erkennen, wie sehr sie in alles hohe Streben eindringt und reines Wollen beschmutzt. Sie vereitelt auch die tiefere Arbeit in den Seelen der Zuhörer. Es drängt sich ein Dritter zwischen sie und die Sache. Und mögen sie ihm auch zujubeln — die Ernsteren, um deren Mitdenken man wirbt, sind abgestoßen. In jeder Redewendung, in der Darstellung klingt das ‚Ich' durch. Der Gedanke, daß man ein Diener derer ist, vor denen man spricht, daß man ihnen helfen soll, wird erst spät lebendig.

Für den Redner wie für den Agitator gehört Respekt vor denen, die er beeinflussen will, zu den Forderungen einer höheren Innenkultur. Es gibt ein geistiges ‚Du sollst nicht töten'. Wer die ernsten, vielleicht unausgesprochenen Einwände der Gegner ritterlich zu behandeln versteht, hat den Vorteil im Gefecht. Nicht wer entstellt, mit seiner eigenen Phantasie kämpft, statt die Anschauungen der anderen zu erleben, sondern derjenige, der die Meinungen der anderen in sich selbst überwindet und durchleidet, kann ‚bekehren'. Es muß dem Gegner wie ein Alp von der Brust fallen, wie ein böser Traum schwinden — dann hat man geholfen. Die Versuchung aber, sich's mit der Argumentation recht leicht zu machen, den anderen mit ‚Schlagern' und Witzen zu werfen, ist groß, besonders für den gewandten Redner. Es gibt für ihn im Diskutieren Momente, in denen nicht mehr die Liebe zur Wahrheit, sondern die Freude am Besiegen Motiv zum Sprechen ist. Der ‚Gockel', die Hahnenkampfstimmung, die

Streitlust ist lebendig geworden. Sie will alles niederrennen, was ihr im Wege steht, will den eigenen Triumph erleben. Aber die Seele des Siegers bleibt dabei höchst unzufrieden: er hat zuviel Positives zertreten.

Für den öffentlichen Redner ist auch eine Betrachtung über die Psychologie der Beifallsbezeigungen von Nutzen. Es gibt Unersättliche, die ohne das beständige Getöse des Applauses gar nicht warm werden können. Im engen Kreise nüchterner Fachmänner treffen sie den Ton nicht. Andere freilich verwenden ihre guten Witze dann als Beifallserreger, wenn sie Zeit für einen Schluck Wassers brauchen. Das Publikum pflegt denjenigen am meisten zu beklatschen, der am erfrischendsten wirkt und am geschicktesten schließt. Dabei gibt's gutmütige Naturen, die glauben, nach jedem Satze ihre freundliche Zustimmung bezeugen zu müssen. Das sind entweder solche, die sich ziemlich wichtig vorkommen, oder schlichte, einfache Leute, denen die Volkstümlichkeit des Redners und sein Auftreten die Überzeugung schafft, daß er ihnen ‚aus dem Herzen' spricht. Da beginnen sie freudige Blicke zu tauschen, und ihr gegenseitiges ‚Hören Sie!', ‚Ich hab's schon lang so gesagt', ‚Sehr richtig', ‚So ist's' wird immer intensiver. Es kann sich zu einem wahren Taumel steigern: so hat der Verfasser bei einer Rede Luegers einen Mann beobachtet, der in seiner Begeisterung schließlich wahrhaft brüllte. Er wurde puterrot, schwang seinen Hut und wäre am liebsten mitten im Saal auf seinen Stuhl gestiegen . . . Für den Redner selbst mag all das meist nur als Zeichen gelten, daß er rhetorisch gut gefallen habe. Über den Inhalt der Rede ist es weniger als Werturteil anzusehen, und mancher hat sich wohl bei näherer Überlegung über einzelne ‚Beifallsstürme' geärgert oder — geschämt.

* * *

Die vorstehende Erörterung leitet uns zum Betrachten des Versammlungswesens über. Obwohl scheinbar auch die Versammlung nur ein Mittel ist, um die gemeinsamen Angelegenheiten erörtern zu können, weiß jeder Vereinspraktiker, wie sehr es auf das richtige Arrangement, auf Besuch, Milieu und Stimmung ankommt, wenn man bestimmte Ziele erreichen will. Eine wohlgelungene Versammlung übt große Suggestion auf die Teilnehmer. Es ist das geschlossene Ganze, das wirkt, nicht bloß der oder jener Redner. Das physische Nebeneinandersein hilft zur Bildung eines gemeinsamen Empfindens. Die Anwesenden treten miteinander in Verkehr, Zurufe, Mienenspiel, Ausdruck der Haltung, ja die äußere Ausstattung des Saales können zu Bindegliedern werden. Denkt man daran, daß Körperschaften einen gemeinsamen Willen verkünden sollen, so ist dies ohne das Hilfsmittel des Beisammenseins schwer möglich. Auch internationale, über weiteste Gebiete sich erstreckende Organisationen streben nach gemeinsamen Tagungen, Kongressen.

Die Versammlungen sind es, in denen scheinbar der Wille des einzelnen am leichtesten überwältigt wird. Die geistige Schlagfertigkeit ist ja

nicht immer so groß, daß sie gegen die Argumente des Redners, gegen die Beifallsstürme der Mitversammelten sofort aufkäme. Hinzu tritt die Menschenfurcht; man will nicht als Einziger in Opposition sein, nicht verlacht werden. Eine schlaue Formulierung, eine Überrumpelung in der Abstimmung durch den Vorsitz bringt die letzte Energie zum Falle. Die Stimmenthaltung, mit der man sich tröstet, läßt doch die Unbefriedigtheit zurück, seine Meinung aus Verwirrung oder Ängstlichkeit verschwiegen zu haben. Gibt es doch zahlreiche Anträge, auf die die Antwort mit einem glatten Pro oder Kontra nicht gegeben werden kann. Als Ideal eines Vorsitzenden mag da den ‚Realpolitikern' derjenige erscheinen, der durch seine Spitzfindigkeit eine möglichst einheitliche Abstimmung erzielt, durch die die Minoritäten erdrückt werden. Daß diese Vergewaltigung, auch wenn sie unter dem Scheine des Rechtes vor sich geht, nur eine Verzerrung gemeinsamer Willensbildung ist, fühlen sie zwar — aber sie erscheint ihnen als ein Notwehrakt gegenüber den Widersachern, die bekämpft werden sollen.

In der Tat ist die Lage des Versammlungspräsidenten häufig wenig beneidenswert. Seine Stimme pflegt nicht nur nach alter Sitte bei Stimmengleichheit den Ausschlag zu geben, seine Haltung ist vielmehr für den ganzen Verlauf der Versammlung entscheidend. Wie er die juristische Verantwortung trägt, so muß er besonders in Diskussionen und bei Abstimmungen der Repräsentant der Ordnung, des Anstandes und der Ritterlichkeit sein. Sein Führertum ist nicht bloß eine Würde, sondern eine gesellschaftliche Funktion. Zu Brutalisierungen braucht man keine Vorsitzenden; seine Rechte sind ihm gerade zum Schutze der Minderheiten gegeben. Durch eine straffe Führung des Präsidiums gewinnt jede Versammlung an innerer Kraft, an Anregung, und die Energie leitet sich auf die Teilnehmer über, wie andererseits Disziplinlosigkeit am Tische des Vorsitzenden sich baldigst in Unruhe und Verwirrung unter die Teilnehmer fortpflanzt. Sache des Vorsitzenden ist ein großer Teil des Arrangements; er muß in allen Teilen des Saales seine ‚Ordner' haben: nicht bloß jene dienstbaren Geister, die Ruhestörer hinausbegleiten, sondern Menschen, die selbst über dem Getümmel des Redekampfes die innere Haltung nicht verlieren und den andern ein Beispiel sind. Ein solches Arrangement ist ratsamer als die übliche Verteilung der Claqueurs, durch die ein Radau nur vergrößert wird.

Man sollte sich öfter fragen, wieviel jeder einzelne Teilnehmer zum Verlaufe einer Versammlung beiträgt. Gewiß, er scheint in Massenversammlungen als Individualität unterzugehen. Aber er pflegt dennoch nicht der einzige einer bestimmten Haltung zu sein, und wenn er sich nicht schon vor dem Beginn der Ereignisse zu den Seinen geschart hat, so geschieht eine mehr oder weniger bewußte Gruppierung während des Verlaufes. Das Entscheidende scheint zu sein, ob die Teilnehmer in der Überzeugung kommen, durch ihre Haltung eine aktive Rolle zu spielen, oder ob sie als

Geführte bloß der Resonanzboden für die Aktion des Präsidiums sein wollen. Das Bewußtsein der Aktivität kann sie zu Trägern der Ordnung machen; nicht bloß jener äußeren Ordnung, die das Entstehen von Lärmszenen und Prügeleien verhütet, sondern jener inneren Führung gegenüber dem Ganzen, die auf die gesamte Entwicklung des Geschehens in der Versammlung ihren Einfluß nimmt. Denn es gibt auch Pflichten des Publikums gegen den Redner. Sie bestehen darin, daß man die schlechten rhetorischen Instinkte, das ‚Über-die-Schnur-hauen‘, nicht ermuntert, weder durch Gesichtsausdruck noch durch Beifallsbezeugung. Dazu können manchesmal einige wenige genügen, die, im Vordergrunde sitzend, durch ihre Haltung die Vornehmheit repräsentieren, oder eine Minorität, die im Saale verteilt unter allen Umständen Ruhe bewahrt. Daß man den ‚Honoratioren‘ Plätze in den ersten Reihen anbietet, ist nicht selten eine Bewahrung des Redners vor demagogischen Versuchungen. Man kann bei solchen Gelegenheiten überhaupt beobachten, wie nicht die Zahl, sondern die Erziehung und die Charakterstärke das Tonangebende wird.

Diese innere Organisation ist es, die einer Versammlung im tiefsten ihre Wirkung verschafft. Für die breiten Volksmassen gehören solche Zusammenkünfte zu den Weihestunden. Man kommt mit offenem Herzen, läßt das Alltagsleben daheim und harrt der Worte des Redners. Wer öfter Festversammlungen von Arbeitervereinen im Industriegebiet mitgemacht hat, kennt den Anblick der gedrängten Massen, die im Zuhören ihre Sorge vergessen und mit Innigkeit an den Lippen des Sprechenden hängen. Sein Wort ist ihnen die weltliche Predigt, durch die bei religiös gesinnten Gruppen die innere Erhebung im Gotteshause ergänzt wird. Mann und Frau, Kinder und Jugendliche sind sie um die Tische gruppiert, und man fühlt es, was hier aufgenommen wird, klingt weiter in die Werkstatt und Fabrik, in Kontor und Dachwohnung. Die Willensbildung der Festversammlung soll sich nicht auf die nächsten öffentlichen Ereignisse beziehen, sondern sie soll die Speisung jener Reservoirs sein, aus denen die Schwungkraft für die Volksbewegung stammt. Festreden zu halten, gilt unter den im Vereinsleben Tätigen nicht zu den Annehmlichkeiten, und ihre tiefere Wirkung versagt häufig genug. Und doch sollte man sich gerade in dieser Beziehung klarmachen, was es heißt, dem Volke geistig zu seinem Feiertage helfen. Man würde dann nicht nur mit größerer Freude, sondern häufig auch mit mehr Gewissenhaftigkeit an seine Aufgabe herantreten, denn es gibt sozialpädagogisch kaum eine bestechendere.

Sollte man nicht auch vom sozialpädagogischen Standpunkte ein Gesamturteil über den Einfluß der Tausend und aber Tausend großen und kleinen Versammlungen versuchen, die alljährlich in den Ländern moderner Volksbewegungen abgehalten werden? Gewiß ist viel Gefahr der Zersplitterung und Zerfahrenheit vorhanden, und man kann vieles, was man im allgemeinen gegen die Mißstände des intellektualistischen Volksbildungswesens gesagt hat, auch hier vorbringen. Aber auf der anderen Seite muß man

doch auch den großen Wert hervorheben, den das Versammlungswesen, das ja fast zu einer Schule für die Erwachsenen geworden ist, für die gesamte moderne Geistesbewegung hat. Historisch wurde zu gleicher Zeit Vereins-, Preß- und Versammlungsfreiheit gefordert. Das sollten die Ausdrucksmittel sein, mit denen der dritte und später der vierte Stand ins öffentliche Leben eintreten sollten. Man hat später einsehen gelernt, daß die Funktion dieser Einrichtungen nicht bloß im Ausdrucke vorhandener Wünsche und Interessen bestehen könne, sondern daß ihnen als immer drängendere Aufgabe die Erziehung zum öffentlichen Leben zugefallen ist. Auch die Presse nennt sich Organ, und die ‚treuen Leser' einer Zeitung bilden tatsächlich eine wenn auch ganz lose Organisation. Vom periodischen Schrifttum unterscheidet sich das Versammlungswesen durch eine in der Dauer beschränktere, in der Durchschlagskraft aber nicht selten viel intensivere Wirkung. Es tritt nicht mehr das bedruckte Papier, das abstrahiert vom Autor wirken soll, sondern der lebendige Mensch vor den Menschen. Im Vereinswesen soll diese Erscheinung zur Dauerwirkung umgewandelt werden. Hier wird das Erziehungsmoment am rationellsten durchgebildet. Häufig genug treten die drei Faktoren miteinander in Verbindung. In ihrer Gesamtheit sind sie die Hauptmittel zur staatsbürgerlichen Erziehung. Wie sie im einzelnen wirken, hängt auch hier davon ab, ob es gelingt, den Charakter zum Beherrscher der durch sie gegebenen Technik zu machen oder ob, wie es heute noch vielfach der Fall ist, die Technik den Menschen beherrscht. Die Überzahl der Versammlungen wird mit ihren Anregungen, ihren geistigen Verkehrsmöglichkeiten, ihren Stimmungen zu einer neuen Atmosphäre, in die der heutige Mensch immer intensiver hineinwächst. Sie sind ein Stück Großstadttreiben im geistigen Sinne. Die Großstadt bietet die Möglichkeit, alle Errungenschaften der Technik zu höheren Zielen auszunützen. Sie bietet aber auch die Versuchung, sich gänzlich zu verlieren. Gesunde Volksgruppen und Menschen werden nach Überwindung der neu entstandenen Schwierigkeiten den ersten Weg gehen: das Versammlungswesen zum Faktor ihrer seelischen Aufwärtsentwicklung machen.

* * *

Noch ließen sich mancherlei Gebiete der Vereinsarbeit anführen, deren nähere Betrachtung vom ethischen und pädagogischen Standpunkte wichtig erscheint. Die Schwierigkeiten des Miteinanderarbeitens im Alltag können größer sein als bei der Berufsarbeit, wo der Zusammenschluß der verschiedenen Charaktere und Temperamente mehr durch den äußeren Zwang des Erwerbslebens vollzogen wird. Man hat sich freiwillig zur Arbeit verbunden, hat voneinander die größte Hingabe an die Sache erwartet und ist dann manchmal doppelt enttäuscht, wenn die menschlichen Schwächen ihr Spiel beginnen. Der Kreis Gleichgesinnter, den man sich vorstellte, ist von der Gruppe recht verschiedener Köpfe, die in Wirklichkeit zusammengetreten sind, ziemlich entfernt. Nun finden sich die Mißverständ-

nisse und kleinen Bosheiten, die Enttäuschungen und der Widerwille gegeneinander. Man ist einander höflich ins Gesicht und macht seinem Grolle Luft, sobald der und jener abwesend ist. Damit beginnen die Hemmungen und die Gegenströmungen in den Beziehungen der Mitglieder. Man macht sich oft nicht genügend klar, wie viel schon der bloße Klatsch hinter dem Rücken anderer zur Verstimmung wirken kann, auch wenn die anderen scheinbar nichts davon wissen. Denn der Verkehr zwischen den Menschen vollzieht sich doch nicht nur auf dem Wege der Sprache — jeder Zug des Gesichtes, jede Bewegung, jeder Blick wird zum Ausdruck der Gesinnung, die man andern gegenüber hegt oder in sich hat erregen lassen. Sich in dieser Beziehung zu verstellen, ist wahrscheinlich schwerer, als von Anfang an den Kampf gegen die Neigung, andere zu bekritteln, ‚den Splitter im Auge des Nächsten zu sehen', aufzunehmen. In jedem einzelnen sind die zentrifugalen Tendenzen, der Hang zur Untreue den andern gegenüber vorhanden, und die Treue, die bei der augenblicklichen Verstimmung, wie bei Antipathien den Nerven zu befehlen weiß, will immer wieder geübt sein. Im Vereinsleben heißt t r e u s e i n übrigens nicht bloß abstrakt: sich in das Ganze dauernd einfügen, sondern konkret auch all die kleine, uninteressante, trockene Arbeit, die mit dem Organisationswesen verbunden ist, gerne auf sich nehmen: das Adressenschreiben, die Buchführung, die Kassa usf. Jeder sollte dieses Stadium der ‚Arbeitsbiene' einmal durchgemacht haben; es ist ein sehr gutes Heilmittel gegen allzu hochtrabende Reformideen wie gegen das Überwuchern der Sensibilität in den Beziehungen zu den Mitarbeitern. Hier ist's, wo sich die Ideen mit der staubigen Materie berühren. Und hier, wo der geschäftliche Rückhalt für die geistige Bewegung gesucht werden muß, tut ein besonderer Wirklichkeitssinn not. Die Frage, wie man die G e l d e r aufbringt, wird zu einem Problem der persönlichen Festigkeit und der Feinfühligkeit. Nicht selten zeigt sich in der Art und Weise, wie für die Vereinskassen heute in begüterten Kreisen geworben wird, ein gewisser Hang zu Erpressungen. Der Konflikt liegt darin, daß einerseits die Wichtigkeit des Werkes, für das man arbeitet, meist wenig bescheiden eingeschätzt wird, andererseits tatsächlich die Erziehung zur Opferwilligkeit aus sozialen Motiven in manchen Kreisen stark mangelt. Die Arbeiterschaft ist in dieser Beziehung den anderen Ständen voran; ihre Organisationsbeiträge werden freudiger geleistet, und auch für karitative Zwecke findet man hier vielleicht manchmal bereitwilligere Geber als in den höheren Schichten. In diesem Konflikte greift man nun zu den zahlreichen bekannten Mitteln und Zusendungen, welche das Geld dort abnötigen sollen, wo die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Beisteuerns noch nicht durchgedrungen ist. Nicht die Aktion selbst, der Vereinszweck und die Arbeit zu seiner Erreichung sollen werbend wirken, sondern gesellschaftliche Beziehungen, Zudringlichkeiten, ‚Wohltätigkeitsfeste' usf. Obwohl man nicht alles, was in dieser Hinsicht Unpassendes geschieht, tragisch nehmen darf, wäre doch recht häufig eine idealere Lösung wünschenswert. Sie ließe sich vielfach in der

Bemühung finden, die eigene Arbeit wahrheitsgemäß und mit ihrer sachlichen Werbekraft darzustellen. In dieser Hinsicht wird die Abfassung der Vereinsberichte und der Agitationsvorträge zu einer Detailfrage der sozialen Erziehung, und der feine Ton des Bittens und Einladens, der aus den Schilderungen klingt, wird wirksamer und packender als alles Drängen, dem der Egoismus noch anhaftet. —

Die vorstehenden Erörterungen mögen gezeigt haben, daß das Vereinsleben unserer Zeit tatsächlich in weitem Maße mit Problemen pädagogischer und ethischer Natur verbunden ist. Wenn es auch nicht immer möglich war, im ‚ersten Anlaufe‘ diese Fragen richtig zu formulieren und darzustellen, wenn der Verfasser selbst das Empfinden hat, daß in so mancher Beziehung eine tiefere, aus eingehenderen Erfahrungen stammende Auffassung an Stelle der vorliegenden treten muß, so schien es ihm doch von Bedeutung, die Richtung und die Methode einer Ethik und Pädagogik des Vereinslebens zu skizzieren. Nicht als ob sich durch Betrachtungen solcher Art nun die Tragik der Menschennatur, die sich auch auf diesem Daseinsgebiete zeigt, umgehen ließe. Eine ‚Lösung‘ der geschilderten Konflikte durch allgemeine Erörterungen oder individuelle ‚Belehrung‘ ist nicht denkbar: sie können vielmehr das seelische Arbeitsfeld der Selbsterziehung für ein ganzes Menschenleben bleiben. Aufgabe der Pädagogik ist es, die Konflikte aufzuzeigen und an der Kräftebildung zu ihrer Beseitigung mitzuwirken. Eine vertiefte Auffassung dieses Lebensgebietes mag viele innere Unrast, viel unnützes Gezänke, viel Zeitverlust meiden helfen. Nicht der Zustand der Konfliktlosigkeit und der Fehlerlosigkeit kann angestrebt werden, — auch eine Gesellschaft von Heiligen müßte die Mängel menschlicher Ungeschicklichkeit und Kurzsichtigkeit durchleiden. Um wieviel mehr noch die Schar jener, in denen der Kampf mit den schlechten Anlagen noch nicht so weit vorgedrungen ist! Was die Pädagogik kann, ist, denjenigen forthelfen, die den Weg des Aufstieges innerlich erwählt haben, in denen der heiße Wunsch nach der seelischen Meisterung der Äußerlichkeiten wach ist. Der Gipfel der Vereinsethik ist der Gedanke des „Unum necessarium, zu dem der Menschengeist durch die brausenden Stürme des Lebens hineilt, nicht als ein Flüchtling, den die Elemente hin- und herschleudern, sondern als ein zielbewußter Wanderer, der sorgsam jeden Vorteil und Nachteil des Pfades erwägt, Gefahren umgeht oder ihnen trotzt, in der Sonnenhitze nicht erschlafft und stets die Kräfte erneuert im Scheine des hohen Zieles, das ihm winkt.

# Grillparzer / Von Firmin Coar

Ueber Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen gibt Hofrat und Universitätsprofessor Dr. August Sauer, der eifrige Sammler, Ordner und Erklärer Grillparzerischer Dinge, die zweite Abteilung heraus: die Gespräche und Charakteristiken von 1871—1872, sowie die datierten und undatierten Nachträge. Der erste Teil umfaßt die Zeit von Grillparzers 80. Geburtstage bis zu seinem Tode; im zweiten Teile, den Nachträgen aus Grillparzers früherem Leben, erfahren des Wiener Dichters Beziehungen zu alten Freunden und Feinden: Feuchtersleben, Hebbel, Hiller, Laube, Lenau, Müllner, Heine neue, oft wesentliche Ergänzungen; auf die Entstehungsgeschichte verschiedener seiner Werke und das Schicksal seiner Dramen fällt neues Licht. Die Sammlung ist ein weiterer wertvoller Beitrag zu Grillparzers und seiner Zeit Erkenntnis, wofür in liebevoller Unermüdlichkeit die Freunde des Dichters, an der Spitze Oskar Sauer und der Literarische Verein in Wien tätig sind.

Das Wesen Grillparzers selbst erscheint einem nach der Lesung des Bandes nicht reicher. Die Freude zu seinem 80. Geburtstag (1871), worin der Widerhall des soeben errichteten neuen Deutschen Reiches sich mischt, tönt aus den Blättern des Buches heraus wie ein Lärm, der dem Dichter lästig war und ihn doch freute, der aber etwas Überlautes an sich hat, wie alle Freudebezeichnungen, die nicht ganz natürlich sind und die aus eigenem Interesse, aus Mode und Höflichkeit, aus dem Zwang der Umstände mehr heraus geschehen als aus ehrlich herzlichem Mitempfinden. Diese ichsüchtigen Äußerungen einer Teilnahme, die uneigennützig sein sollte, sind in jenem schwärmerisch weichen sentimentalen Tone gehalten, den man damals in Wien anwenden zu müssen glaubte, wenn man verehren wollte. Dadurch bewirkt die scheinbare Verehrungswärme heimliches Mißbehagen besonders im Empfinden reichsdeutscher Leser, die weniger als die österreichischen jene Nachsicht haben, die die Menschen allen Dingen, die aus ihrer eigenen engeren Heimat stammen, entgegenbringen. Dieselbe lauwarme Stimmung, dieselbe schmeichelnde Schmiegsamkeit ist zwar nicht Grillparzers ganzes Wesen, sie umweht es aber wie ein weichliches Parfüm und verwehrt dem Nichtösterreicher leicht den Genuß an den einzigartigen Reizen der Grillparzerischen Kunst.

Und Recht und Unrecht, Wesen, Wirklichkeit,
Das ganze Spiel der bunt bewegten Welt,
Liegt eingehüllt in des Gehirnes Räumen,
Das sie erzeugt und aufhebt, wie es will.

Diese Worte Grillparzers bilden die Wurzel des Gedankens: Taten der Menschen sind nur das, was sich der Betrachter darunter vorstellt, sind nur Schein von des Menschen grober oder feiner, schmutziger oder reiner Ichsucht. Alles Handeln ist Wahn. Du kannst dir nur etwas gewinnen, indem du dem Nächsten etwas nimmst. Deine Freude nährt sich letzten Endes von den Schmerzen eines anderen Menschen.

Und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel.

Unzweifelhaft hemmt diese Ansicht das, was man gemeinhin handeln nennt. Sie macht vor allem den Mann unentschlossen schwankend, weibisch weich; sie läßt ihn vor dem Fortschritt zurückbeben und die Wirklichkeit scheuen:

... „Die Wirklichkeit und die wirklichen Menschen waren mir zum großen Teil unerträglich, ich mußte mich in eine andere Welt flüchten und mir eine neue Umgebung schaffen, die mich entschädigen sollte für die wirkliche, in der ich es nicht aushielt,' sagt Grillparzer in den neuen vorliegenden Gesprächen zur Entstehungsgeschichte seines Gespensterdramas ‚Die Ahnfrau'. Deshalb kann man auch den Worten des Grafen Sedlitzki zustimmen, wenn er in einem Polizeiberichte über Grillparzer schreibt: ‚Grillparzer ist k. und k. Archivar und ist noch immer damit beschäftigt, die Ungnade des Hofes und seinen Ruf herabzuwürgen. Er verbringt täglich eine Stunde mit seiner uralten Liebschaft und ist ein guter Mensch, der nicht weiß, was er will und alles verwirft; der ist soviel wie tot.' Grillparzer aber stand damals im männlichsten Alter von 47 Jahren. Ein solcher Mensch und Dramatiker ist imstande, seine späteren Werke nur deshalb der Öffentlichkeit vorzuenthalten, weil er den Kampf für oder gegen sie, also das Leben, das sie erwecken und nähren, fürchtet. Endlich erklärt er sich bereit, sie aufführen zu lassen, verlangt jedoch als unmögliche Bedingung vorher eine ‚Garantie für den Erfolg', wird, als diese nicht gegeben werden kann, von der Sehnsucht nach der Aufführung dieser Werke so heimgesucht, daß er als ‚Probe für den Erfolg' ein Bruchstück seiner ‚Libussa' aufführen läßt; er verwirrt dadurch aber die Zuhörer nur und muß einen Mißerfolg mehr herunterwürgen. Dieser Dichter machte deshalb immer ‚den Eindruck eines Verdrießlichen, was sich auch in seiner ihm eigentümlichen, klagenden, unentschiedenen Redeweise kundgab'. Man versteht schließlich, wenn er von sich sagt: ‚Mir ist es ein Bedürfnis, großes zu denken, aber nicht zu schreiben,' denn schreiben ist schon handeln. Der persönliche Verkehr, heißt es daher auch mit Recht in derselben Sammlung von Gesprächen über ihn, ‚konnte nicht leicht jemand zu Taten ermutigen. Wenn man ihm dann aber einwendete: die Jugend brauche Illusionen und die Welt brauche Taten, dann nickte er wohl mit dem ein wenig schief gehaltenen Haupt und sagte lächelnd: „Nun, sei's!"'

Zu Taten und Illusionen ermuntern auch seine Werke nicht. Wer durch ihren Genuß eine Steigerung seines Tatendranges, eine Erhöhung seines Willens zum Leben erwartet, versperrt sich selbst die Erkenntnis ihrer Schönheit.

Grillparzers Begabung liegt in der Schärfe, womit er seelische Einsichten gestaltet. Seine Schwäche zum Handeln rührte weder aus einem geistigen Urteilsmangel her noch aus einer geistigen Minderwertigkeit, sondern aus einem Übermaße geistiger Feinsichtigkeit:

Ich selber bin mir Gegenstand geworden,
Ein andrer denkt in mir, ein andrer handelt.
Oft sinn ich meinen eignen Worten nach,
Wie eines dritten, was damit gemeint.
Und kommt's zur Tat, denk ich wohl bei mir selber:
Mich soll's doch wundern, was er tun wird und was nicht.

Grillparzer ist der kritische Zuschauer alles dessen, was in seiner leidenschaftlichen Seele vor sich geht. Wo wir nur eine leere Fläche sehen, sah er unendlich feine Wellen.

Die Entstehung einer Kraft wie die der Liebe zum Beispiel wird für Grillparzer zu einem Kriege in der Seele, die diese Leidenschaft erlebt. Alle möglichen Eigenschaften werden zum Kampfe für oder gegen die Leidenschaft gerufen. Die Sinnlichkeit, die Gefallsucht, die Eitelkeit, die Güte und viele andere mehr sind ihrer Natur nach der Liebesleidenschaft geneigt. Stolz, Eigensinn, Rechthaberei, Selbstschätzung, Furchtsamkeit, Zaghaftigkeit, Taktsinn, Ordnungssinn, Frömmigkeit und viele andere mehr sind der sich regenden Liebesleidenschaft meist feindlich gesinnt. Nun hat sie die ihr freundlichen zu Bundesgenossen zu machen und die ihr feindlichen mit List und Gewalt niederzuringen; ein kriegerisches Schauspiel, worin es offene Schlachten, überraschende Umzingelungen, hartnäckige Belagerungen, Verrat, Überlistungen, Aufreibungen, Niederlagen und Siege gibt. Und so viel innere Bewegung vor der einfachen Frage: liebst du? Darfst du dich der Liebe hingeben?

Im Bühnenschauspiel gab Grillparzer uns deshalb nicht die Tragödien oder Komödien der äußerlichen Hindernisse, die eine Leidenschaft findet; er gab vielmehr das feinere Spiel der Entfaltung der Leidenschaften. In seinen Liebesdramen ist der größte Reiz nicht das Ziel der Lust: die Vereinigung, sondern der Weg zu ihrer Erkenntnis. Das, was bei allen anderen deutschen Bühnendichtern der Anfang der dramatischen Handlung ist: die Liebeserklärung zwischen zwei Menschen ist bei Grillparzer das Ende. Esther, obgleich ein Bruchstück, ist das vollkommenste Beispiel dieser Art. Grillparzer hat durch diese Art der dramatischen Gestaltung der deutschen Bühne ein neues seelisches Stoffgebiet erobert. Er ist als ein geistiger Erfinder zu bezeichnen. Deswegen zählt man ihn zu den Großen unseres Schrifttums.

Dieselbe geistige Scharfsichtigkeit, die Grillparzer im besonderen die feinsten Schliche und Kniffe sehen läßt, womit die Leidenschaft selbst die ihr wiederstreitenden Gefühle und Gedanken für sich gewinnt oder überwindet, ließ Grillparzer auch im allgemeinen erkennen, daß, wie wir anfangs schon hervorhoben, alles Handeln Spiel und Schein sei. Alle Tüchtigkeit des Menschen erschien ihm daher auch nicht als das Verdienst eines sich herrschend regenden Willens, sondern als die Folge einer außer den Menschen von oben wirkenden Gnade. Für Grillparzer hat der Mensch auch auf nichts ein Recht, das doch für den gut gesinnten Menschen der beste Ansporn ist:

Von allen Worten, die die Sprache nennt,
Ist keins mir so verhaßt als das vom Recht.
Ist es dein Recht, wenn Frucht dein Acker trägt?
Wenn du nicht hinfällst tot zu dieser Frist,
Ist es dein Recht auf Leben und auf Atem?
Ich sehe überall Gnade, Wohltat nur
In allem, was das All für alle füllt.
Und diese Würmer sprechen mir von Recht?
Daß du dem Dürftigen hilfst, den Bruder liebst,
Das ist dein Recht, vielmehr ist deine Pflicht,
Und Recht ist nur der ausgeschmückte Name
Für alles Unrecht, das die Erde hegt.
Ich las in euren Blicken, wer hier trügt,
Doch sag ich's euch, so fordert ihr Beweis.
Sind Recht doch und Beweis die beiden Krücken,
An denen alles hinkt, was krumm und schief.

Wenn alles in uns Gnade ist und nichts unser eigenes Verdienst, dann sind wir auch für das Böse in uns nicht verantwortlich.

. . . . Ich sage dir, wir sind nur Schatten,
Ich, du und jene andern aus der Menge;
Denn bist du gut, du hast es so gelernt,
Und ich bin ehrenhaft: ich sah's nicht anders;
Sind jene andern Mörder, wie sie's sind:
Schon ihre Väter waren's, wenn es galt.
Die Welt ist nur ein ewiger Widerhall,
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.

Gut sein ist ein Zustand der Gnade. Nicht du lebst darin, sondern durch ihn Gott in dir. Du mußt streben, diesen Zustand in dir zu erhalten. Das ist kein dumpfes Triebleben; es ist hellstes Geisterwachen, denn das Bewußtsein von der Gnadenhaftigkeit deines Zustandes fließt aus der Erkenntnis: Alles, was du tust, ist Schein; hüte dich, deine Ichsucht zu sehr zu betätigen, du hältst das Wirken fremder Mächte für dein eigenes; du wirst der Gimpel deiner Leidenschaft, deines Dämons. Wenn dir dagegen stets klar bleibt, daß alles in dir nicht du und dein Wille, sondern daß es nur der Schatten einer anderen, unerkennbaren Macht ist, dann erwachst du, indem du deines Leibes Wünsche begräbst, erst zum wahren Leben. Indem du hellen Geistes jede deiner Handlungen begleitest und dabei stehst wie ein Fremder und denkst: ach, es ist nur Schein, dann gehst du nie in den Wogen der Leidenschaft unter; nie befleckst du dich damit, stets bleibst du im Zustand der Gnade, der in dem stets lebendigen Bewußtsein vom Schein aller Dinge und aller Wesen besteht. Alles ist dir zu tun erlaubt unter der einen Bedingung, daß du nichts ganz echt, mit tiefer Leidenschaft tust. Die Unterscheidung von Recht und Unrecht, Gut und Böse ist für dich belanglos geworden.

Das ist Grillparzers Lebensanschauung. Man sieht, daß sie nicht dem Handeln an und für sich feind ist, vielmehr nur dem sinnlichen Handeln. Seine Weltanschauung ist Herrschaft des reinen Geistes bis in die Handlungen des Fleisches hinein. Weil sich Hero in ‚des Meeres und der Liebe Wellen' bewußt wird, daß die Leidenschaft, die in ihr wächst, göttlich ist, deshalb läßt sie sich so wundervoll von ihr tragen.

... du scheinst so sicher.

Hero: Ich bin es, denn ich bin. Die Götter sind so gut.

Sie stirbt, weil sie von dem Gegenstand ihrer Leidenschaft, dem im Meere ertrunkenen Leander durch den Tod getrennt, nicht mehr ihrer Leidenschaft leben kann, nicht mehr ganz sie selbst sein, nicht mehr ganz den Gott, den Geist, in sich fühlen kann.

Weil Bankbanus, ‚ein treuer Diener seines Herrn', sich ganz des Grundsatzes bewußt bleibt: Alles ist erlaubt, wenn du dich an nichts wie an deinen Geist hingibst, der seinem Herrn dient und der weiß, daß alles außerdem nur Schein ist, deshalb kann er eine heimliche Lust darin finden, seine strahlend junge Gattin der Versuchung zum Ehebruche ausgesetzt zu sehen. Versuchungen sind nur da, um den Geist in sich erwachen zu fühlen. Dieser Geist sichert jeden vor dem Fall, weil er ihn warnt, sich an was es auch sei, ganz zu überlassen. Versuchungen zu erleben ist ihre Wonne, ist eine Herrscherlust über das Fleisch, deshalb hält es Bankbanus für unnötig, seiner Frau in der Versuchung beizustehen.

Doch Unwill glüht in ihrem Angesicht?
(fragt er trunken)
Das sagst du selbst und willst, ich soll sie hüten?
Tanz zu! Tanz, Erny, zu, du wehrst dein selbst!

Als er erfährt, daß sie, um ihm die Treue zu halten, gestorben ist, da hat er einen Schmerz, der ihm Genuß wird durch die Fähigkeit, sich in ihre Seele zu versetzen und ganz zu erleben, ‚wie gut sie war'. Daß er sie durch größere Wachsamkeit vor dem Tode bewahrt haben würde, fällt ihm nicht ein, hat er sie doch bei jeder Gelegenheit angetrieben, die Versuchung zu suchen, um der Lust willen, sie zu überstehen. Er selbst handelt für sich nicht anders. Als er den Versucher seiner Gattin infolge einer Verschwörung in seine Macht bekommt, da rettet er ihn, obgleich er ihn, wenn nicht vernichten, so doch dem Gerichte überliefern könnte. Er rettet ihn keineswegs nur, weil seine Rettung auch zur Errettung des Königskindes, wofür Bankbanus als Reichsverweser haftet, nötig ist. Er rettet ihn vor Freude, die Kraft zu haben, dem ursächlichen Mörder seiner Gattin, Böses mit Gutem zu vergelten. Im Rausche seiner Überlegenheit und Ruhe läßt er ihm dies merken, nicht indem er mäßig darlegt: so muß ein guter Christ und treuer Diener seines Herrn handeln, sondern indem er seine ihm eigentümliche Ansicht mit Behagen ausspricht:

Rette dich!
Vielmehr den Knaben rette, blutiger Mörder.

— — —

Dort duck dich unter, bette dich in Dornen,
Mach' deinen Leib zum Pfühl für dieses Kind.

Er ruft, als der Herzog schon im Fortgeh'n ist, ihm noch zu:

Der Knabe birgt in seinen Taschen Brot,
Das rührt nicht an! Das soll für ihn. Ihr selbst
Sucht Beeren euch, und fehlen die, so hungert!
Es ist euch nütz, wenn ihr den Leib kasteiet.

Damit ist die Freude des Geistes, den Leib wie eine fremde Person handeln zu sehen, zu der Leidenschaft geworden, ihn als Knecht zu empfinden. Die Geistigkeit wird zum Triumph über die Körperlichkeit. Alles was von ihr kommt, zu besiegen, ist Wollust. So wenn Kaiser Rudolf im Drama ‚Ein Bruderzwist im Hause Habsburg' seinen strafbaren unehelichen Sohn, den er liebt, der Hinrichtung übergibt, um sich vorstellen zu können, du bist gerecht gegen dein eigen Blut bis auf den Tod.

Gerecht? Ist er wirklich gerecht? Gerecht sein ist nichts wie das Recht zu wollen. Kaiser Rudolf übt aber nur die Gerechtigkeit aus, um die Freude zu empfinden, sein eigen Herz qualvoll gegen den Urteilspruch aufschreien zu hören und trotzdem, ja gerade deswegen seine Vaterliebe zu kreuzigen. Seine Gerechtigkeitsliebe, die oberflächlich angesehen, heldenhaft ist, weil sie den eigenen geliebten Sohn nicht schont, besteht in Wahrheit nicht in einer Überwindung, sondern in einer Befriedigung, denn durch sie verhilft er auf die grausamste und darum lustvollste Weise seiner geistigen Herrschsucht zum Siege. Schein ist diese Gerechtigkeitsliebe. Beim näheren Zusehen erscheint auch die Treue Bankbanus' gegen seinen königlichen Herrn nicht als entsagungsvolle Uneigennützigkeit, sondern als die ichsüchtige Leidenschaft, sein Fleisch zu kasteien. Schein überall! Schein bis in die Symbole und Bilder der Sprache dieser Grillparzerischen Kunst. Welcher von ihren Freunden kennt nicht die herrlichen Stellungen Heros und Leanders, harmonisch wie die Formen reiner griechischer Marmorbilder. Harmonisch? Harmonisch scheinen sie nur, wenn harmonisch die vollkommene Übereinstimmung von Inhalt und Form, von Anstrengung und Erfolg ist. Leander kniet zu den Füßen der Göttin, als bete er zu ihr. Er blickt aber Hero, die Priesterin an, die neben ihn getreten ist; er liebt, wo es aussieht als bete er. Später spricht Leander Hero im Haine verbotener Weise an. Mitten im Gespräche sieht Hero den Oberpriester nahen. Um dessen Mißtrauen zu verscheuchen, reicht sie einen mit Wasser gefüllten Krug Leander zum Trunke hin.

So trink, und jeder Tropfen
Sei Trost, und all dies Naß bedeute Glück.

Darüber kommt der Priester:

Was schafft ihr dort?

Hero: Sieh nur, ein kranker Mann.

So wird Leander fälschlich als kranker Mann hingestellt. Schein! Dieser aber hat eine Bedeutung, denn Leander ist wirklich krank, nur nicht,

wie es hingestellt wird, körperlich, vielmehr seelisch und wieder auf eine Art, die der Priester noch nicht ahnt, denn Leander leidet an der Liebe.

Der Stoff, die Leidenschaften, die Geberden, die Bilder, die Worte in der Kunst Grillparzers sind zweideutig; sie scheinen anders wie sie sind; sie haben Hintergründe. Ist das nicht dieselbe Kunst, die an die Decken der Theatersäle und auf die Altarbilder der Kirchen eine Architektur hinzaubert mit Säulen, Tiefen und Höhen, die in Wirklichkeit nur Flächen sind! Man nennt dies die Kunst des Barock, die Kunst der Hintergründe und des Spiels.

Wo Grillparzer nicht Einsichten in das Werden von Leidenschaften, sondern Ansichten über die Wirkungen von Leidenschaften gestaltet, geschieht es in der barocken Kunstart. Wie er als erster mit dramatischen Zergliederungen großen Stils das deutsche Schrifttum bereicherte, so hat auch er zuerst für das Barocke einen oft großartigen dramatischen Ausdruck gefunden.

In der dramatischen Zergliederung wird uns der Werdegang einer Leidenschaft vorgeführt. Aus Vernunft und Sinnlichkeit sammeln sich die Freunde und Feinde der Leidenschaft. Wir selbst wohnen der Schlacht, die sie sich liefern, bei; der Dichter, der Lenker der Schlacht auf beiden Seiten, nimmt nicht Partei, führt nur alle Kräfte auf den Kampfplatz und läßt die stärksten siegen. Wir, die Zuschauer sind es, die urteilen, Partei nehmen und erkennen, wer den Streit gewinnt: Vernunft oder Sinnlichkeit. Der Dichter schafft auch keinen Schlußeindruck. Er gibt nichts wie die Mittel, woraus er sich zusammensetzen und das Feld, worauf er erscheinen soll. Wir Leser oder Zuschauer sind es, in deren Seelen sich dieser letzte Eindruck (also die Synthese) nach und nach bildet, steigert, klärt, offenbart. Das ist ein sehr dramatischer Vorgang, der sich geradewegs in uns abspielt. Wir glauben, daß das Wunder der Leidenschaft in uns seine berauschenden Kelche öffne.

Ganz anders ist die Kunst der dramatischen Ansicht, die Kunst Goethes, Schillers, Kleistens, Hebbels. Was sie auf der Bühne vor unserer Seele ausbreitet, ist nicht die qualvolle oder heitere Entfaltung eines Gefühls oder eines Gedankens. Es ist im Gegenteil eine vom Anfang an fertige Lust, die wir aufflammen sehen. Was uns im Innersten packt, ist die Gier, womit sie die Bahn zur Befriedigung einschlägt. Was uns hinreißt, ist die Wirkung einer höchst persönlichen Art, Gefühle, Gedanken, Leidenschaften über alle äußeren Hindernisse hinweg durchzusetzen und zu stillen. Es ist also ein schon im Gedichte vorgezeichneter Eindruck, es ist eine fertige Synthese, deren dramatisches Schicksal wir miterleben sollen.

Die Kunst der dramatischen Einsicht und die der Ansicht ist also sehr verschieden voneinander. Wo die eine aufhört, fängt die andere an. Grillparzer besaß die Begabung zu beiden Schaffungsarten in großem Maße. Sein Unglück war, daß er in einem Werke oft beide anwandte. So ist der Grundriß in seinem ‚Goldenen Vlies' auf die Erkenntnis und Ent-

wirrung einer unglücklichen Ehe angelegt. In diese Aufgabe einer dramatischen Zergliederung schob er das Schicksal der Begierde nach Macht und Herrschaft, symbolisiert durch den Besitz des goldenen Vließes. Wo die Kunst der Zergliederung soeben die Hülle einer sinnlichen Verirrung auseinander gebreitet hat, faßt die Kunst des Eindrucks gleich darauf ganz andere Kräfte zusammen und will sie im heldenhaften Schritt zu Eroberungszielen führen, die gar nichts mehr mit der Tragödie einer unglücklichen Ehe gemein haben. Aber kaum ist solch ein Schritt getan, so schließt sich daran nicht ein zweiter, ein dritter; es wird daraus kein Sturmlauf, der das ganze gewaltige Schicksal der Gier nach Gold (wie etwa in Wagners Nibelungenring) durcheilt, sondern dann schiebt sich wieder ein Auftritt seelischer Zergliederung aufleuchtend, aber hemmend ein. Beide Schaffungsarten kreuzen sich, hindern einander, so daß keine vollkommen wird. Mehr oder weniger geschieht dies in allen Grillparzerischen Werken. Das ist vielleicht die innerste Ursache, warum auch keines ein ganz einheitliches, starkes Erlebnis hinterläßt. Ein jedes hat eine wenn auch oft mit großer Geschicklichkeit verdeckte Stelle, wo Gebilde der einen oder anderen Schaffensart in jenem Zwielicht stehen, das Zweifel im Zuschauer erweckt, so daß dieser sich fragt: Was ist nun echt und wahr; was ist da der Zweck? Ist es nur Schein? Man versteht auch von diesem Gesichtspunkte, daß ihrem barocken Dichter die Kunst ebenfalls das wurde, was ihm das Handeln bedeutete:

In Weimar war die Kunst ein Leben,
Uns ist sie höchstens nur ein Traum.

# Deutschland und Frankreich bei Romain Rolland / Von Beda Prilipp

Zur deutschen Ausgabe des Romans ‚Johann Christof'.

eben, immer noch mehr leben! . . . Wer in sich diese Krafttrunkenheit, diesen Lebensjubel — wäre es auch in den Tiefen des Unglücks — nicht fühlt, ist kein Künstler. Das ist der Prüfstein. Wahre Größe erkennt sich an der Jubelkraft in Freude oder Leid.' Diese Worte sind das Fazit des ‚Johann Christof', das Lebensmotto Romain Rollands. Ihre Wahrheit und Tragkraft muß in diesen schicksalsvollen Tagen die schwerste Probe bestehen: nach dem Kriege wird es sich erweisen, ob Rolland ohne Zaudern wie einst zu diesem Bekenntnis Ja sagen kann, nachdem so vieles, was ihm einst festzustehen schien als wuchtige Stütze der Welt, sich als Idol mit tönernen Füßen erwiesen hat — als eines der Götzenbilder, die umzustürzen er in seinem Kriegsbuche mit heißem Eifer bemüht war.

Als die Luft in Europa noch ruhig war, erschien der erste Band des ‚Johann Christof' in der deutschen Ausgabe. Und wer bis dahin von Rolland nichts vernommen hatte, horchte auf: Ein Buch, halb Roman, halb Lebensbeschreibung, dessen Held porträtähnliche Züge Beethovens trug — und dieses von einem Franzosen —, es schien so ungewöhnlich! Bei näherer Bekanntschaft überraschte ferner noch manches: das innige Sichhineinfühlen in das deutsche Gemütsleben, die starke Reinheit in der Auffassung und Schilderung der sinnlichen Leidenschaften. Wie weit abseits von den herrschenden literarischen Strömungen in Frankreich mußte dieser Dichter stehen, den Seinen ferner — uns näher; hier schien sich in Wahrheit eine Brücke des Geistes zu wölben von einem Grenzland zum andern.

Der zweite und dritte (Schluß-)Band des verdeutschten Johann Christof kommt in die verwandelte Welt. Zwischen Frankreich und uns rauscht ein trüber, tiefer Strom, der täglich und stündlich schwillt, getränkt vom Blut unserer tapferen Söhne. Und schaut man aus nach der Brücke von einst, so ragen nur ihre Pfeiler noch verstümmelt in die Luft, und keine Verbindung führt hinüber und herüber. Sollen wir, können wir das Buch und seinen Dichter willkommen heißen wie ehedem? Ich meine, wir können es, wenn auch heut in einem andern Sinne als vor dem Kriege. Was es einstmals bringen wollte: die Vereinigung der Gleichstrebenden inmitten der beiden Nationen hüben und drüben, die Rolland noch in seinem Kriegsbuch ‚Au-dessus de la Mêlée' ‚die feindlichen Brüder' nennt, das kann es jetzt nicht vollenden. Jetzt nicht und vielleicht auch nicht in Jahren, die vor uns liegen. Aber es kann etwas für uns tun, das in dieser Zeit, wo nichts mehr feststeht, von unschätzbarer Bedeutung ist: es kann hineinleuchten in dunkle Tiefen des Volksempfindens, kann die Kräfte bezeichnen, die zum gegenwärtigen Chaos trieben und die andern, die einst die Menschheit wieder zum

Frieden führen werden. Dies sind Erkenntnisse, die uns den Blick weiter und das Herz leichter machen werden, weil wir über das Grauen der Schlachtfelder hinausgeführt werden und in Umrissen das Einst erspähen — das Warum vielleicht ahnen können. Schon die Erschließung der Möglichkeit, diese tieferen geistigen Zusammenhänge zu erfassen, bringt Aug' in Auge mit der grimmen Gegenwart einen Hauch von Befreiung und Erlösung. —

Man hat am ersten Teil des „Johann Christof" wie auch in Rollands Kriegsschriften so manche herbe und auch ungerechte Kritik deutscher Verhältnisse hier bei uns unliebsam vermerkt. Darüber dürften ein paar Worte der Aufklärung am Platze sein; zunächst über Rollands Haltung bei Kriegsbeginn, die leichter zu verstehen sein dürfte. Die Kriegsgesetze mit ihrem harten Gebot der Notwendigkeit können ihm, namentlich zu Anfang, kaum so verständlich gewesen sein, als daß er nicht manche unserer Maßregeln in Belgien noch grausamer empfunden hätte, als sie ohnehin zum Teil sein mußten. Hinzu kam das Vorurteil gegen den preußischen Militarismus, dessen harte Ecken und Kanten den auf weichere Lebensformen eingestellten Franzosen vordem verletzt hatten. Schon der erste Teil des „Johann Christof" ließ eine gerechte Würdigung dessen vermissen, was die straffe Zucht im Volksheer für das Reifen unseres Volkes getan hat; Rollands Standpunkt war vielmehr der des Künstlers, der, in der Welt der harten Wirklichkeiten nicht allzu heimisch, diese mit seinen idealen, oftmals in der Zukunft lebenden Forderungen nicht zu versöhnen wußte. Auch in Deutschland zählen wir ja die Bürger solcher in Gedankenwelten aufgebauten Staaten nach vielen Tausenden und sind an ihre Klagen längst gewöhnt. Bei Rolland gesellte sich zu dieser Abneigung gegen eine Art der Volkserziehung, die er einem primitiveren Kulturzustand zuweisen wollte, die Verurteilung des deutschen Imperialismus. Der Franzose versteht darunter nicht das berechtigte Streben eines gesunden Volkes, seinen bisherigen Platz in der Welt zu behaupten und Raum zu behalten für seine Weiterentwicklung, die den Ausbau seiner Kolonien und überseeischen Handelsbeziehungen gebieterisch fordert, sondern für Rolland ist deutscher Imperialismus nichts anderes als der Machthunger der erstarkten militaristischen Regierung, die erst das freie deutsche Volk unterjochte und nun mit gewalttätigen Fäusten über die Grenzen zu greifen sucht. Dies scheint eine etwas naive Auffassung für einen so hohen Geist; die Lügenpolitik der ersten Kriegsmonate hat diese Vorurteile befestigen helfen, in denen dennoch von Anfang an eine gewisse Unsicherheit mitklingt: es geht durch diese Aufsätze ein ängstliches Suchen und Aufhorchen, in den deutschen Reihen eine Verurteilung der eigenen Regierung, eine Absage an den Krieg zu vernehmen, die das Märchen vom Zwiespalt zwischen Volk und Machthabern bestätigen könnten. Trotz allen Suchens finden sich solche Stimmen nur vereinzelt. Der Krieg nimmt seinen Fortgang, und Rolland beginnt sich zurechtzufinden in der fremden, veränderten Umwelt, wie auch wir es mußten, nachdem sich die hochgetürmten Wogen des nationalen Auf-

schwungs geglättet hatten. Nicht mehr die aufbrausende Leidenschaft eines in seinem Sein und Wesen bedrohten Volkes sieht Rolland nun, sondern das ausharrende Pflichtbewußtsein, das ohne Zaudern die harte Bürde auf sich nimmt. Es ist stiller geworden bei uns — nicht so in Frankreich, wo sich die Leidenschaften, von einer gewissenlosen Presse geschürt, mehr und mehr erhitzen. Rollands zornige Anklage gegen den deutschen Imperialismus tritt allmählich in den Hintergrund; der Dichter beginnt zu begreifen, was der Imperialismus der Republik Frankreich in diesem Kriege bedeutet. Auch ahnt er die Gefahr sittlichen Verfalls, der sein Volk entgegensteuert. Und schon in einem Briefe vom 17. November 1914 ‚An meine Ankläger' schreibt er: ‚In diesem Kriege hat Frankreich die Gelegenheit, die edelste Rolle zu spielen und, was mehr bedeutet, die Welt hat dieses bereits anerkannt. Vor etlichen Wochen schrieb mir ein Deutscher: „Frankreich hat in diesem Kriege einen wunderbaren moralischen Triumph errungen: die Sympathien der ganzen Welt wenden sich ihm zu; und — was das Außerordentliche ist — Deutschland selbst hat eine heimliche Neigung für seinen Gegner." Wir müssen alle wollen, daß es diesen moralischen Triumph festhalte bis ans Ende, daß es bis ans Ende gerecht, klarblickend und menschlich bleibe. Ich habe Frankreichs Sache nie von der der Menschheit scheiden können. Weil ich Franzose bin, lasse ich unsern preußischen Feinden die Devise: „Oderint, dum métuant." Ich will, daß Frankreich geliebt werde, daß es siege nicht allein durch Gewalt, nicht durch das Recht (was noch härter wäre), sondern durch die Überlegenheit seines weiten, großmütigen Herzens. Ich will, daß es stark genug sei, um ohne Haß zu kämpfen und selbst in denen, die es niederzuschlagen gezwungen ist, Brüder sehe, die da irren und Mitleid verdienen, sobald sie unfähig gemacht sind, weiter zu schaden . . .!'

Das großmütige Herz Frankreichs! Es klingt heute wie ein Märchen, das nie Wirklichkeit gewesen ist. Aber zwischen dem Tage, wo diese Worte geschrieben wurden, und heute liegt der ganze Krieg.

Um den ‚Johann Christof' recht zu würdigen, müssen wir zunächst einen Blick werfen auf die Gesamtanlage des Werks. Die Arbeit eines Dezenniums schaffensfroher Mannesjahre verdichtet sich in der französischen Ausgabe zu zehn Bänden, die in drei Hauptteile zerfallen. Nach diesen hat man die deutsche Ausgabe (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) in drei starke Bände gegliedert, von denen der erste Johann Christofs Jugendjahre und Deutschland, der zweite seine Erlebnisse in Frankreich und der dritte, soeben erschienene, das Ende der Lebensreise in Italien gibt. Den leitenden Gedanken des Ganzen darf man dahin zusammenfassen, daß das Werk das Geistesleben der germanischen und der romanischen Welt in seinen Wechselbeziehungen, wie sie sind und wie sie sein könnten, im Prisma einer einzigen künstlerischen Persönlichkeit zusammenfaßt. Schon der weite Horizont, der hier einem Menschenauge gegeben wird, muß die Dimensionen dieser Gestalt ins Überlebensgroße rücken. Der Dichter brauchte eine gewisse

Ferne vom eigenen Volke, um seine unerbittliche Kritik der vermorschten modernen Zeit eindringlicher zu gestalten; und so wählte er seinen Helden aus den Reihen der Nation, die unter allen Völkern die „naive Reinheit“ besitzt, sich selbst ein Verdammungsurteil sprechen zu können. Dieser Held trägt, wie bemerkt, in seiner Jugend die Züge des Gewaltigsten in der Tonkunst, aber Johann Christofs Weg führt nicht in die Einsamkeiten, nicht in die tiefste Not hinein, sondern durch sie hindurch — wieder zu den Menschen, wieder ins Licht. Der Genius eines starken Geschlechts vermenschlicht sich in Johann Christof: er ist die Musik, die aus den Tiefen der Volksseele emporsteigt und auf den stürmischen Wegen ihres Reifens zu immer vollendeterer Meisterschaft niemals die Fühlung mit ihrem Ursprung verliert.

Und weil dieser unzerreißbare Zusammenhang mit dem innersten Leben der Rasse gegeben ist, muß der wachsende Geist alles umspannen, was sein Volk angeht, und auch alles das, was jenseits der nationalen Grenzen hinüberreicht in das Leiden und Schaffen der Menschheit. So wird der Rassenzusammenhang im „Johann Christof“ stark betont — allein schon in den wundervoll malenden Schilderungen des Rheinstroms, dessen Melodien das erwachende Bewußtsein des Knaben wiegen und gleichfalls auch den Vollendeten hinübergeleiten beim Scheiden von der Erde —, und er wird dann nur das Fundament für den Ausbau einer Persönlichkeit, die sich von den Begrenztheiten und Beschränktheiten des eigenen Volkes löst, um in seinen großen Zielgedanken zu leben. Diese begegnen sich auf den freiesten Höhen mit denen der andern Völker, wiewohl die steilen Pfade, die hinaufführen, jetzt durch den Krieg verschüttet scheinen. Romain Rolland sah die Mission seines Lebens darin, auf das Gemeinsame dieser Zielgedanken bei Romanen und Germanen hinzuweisen, und er hat, dem Haß und Wirrsal der Gegenwart zum Trotz, bis heut noch nicht den Glauben an einen endlichen Erfolg verloren. Doch ist es bezeichnend für den Charakter der kämpfenden Völker, daß man ihm in Deutschland durchgängig wärmeres Verständnis entgegengetragen hat als in seinem Vaterlande, sogar jetzt im Kriege, wo er in unsern Schützengräben oft gelesen wird.

Ich habe zu Beginn bereits darauf hingewiesen, daß Rollands Betrachtung Deutschlands den Erziehungsfaktor des vielgeschmähten Militarismus zu würdigen nicht voll imstande ist. Was er schildert, ist das künstlerische Deutschland nebst einigen für einen Ausländer erstaunlich scharf gesehenen Ausschnitten aus dem rheinischen Kleinstadtleben. Mit einem warmen Mitfühlen, einem nur ganz leise ironischen Lächeln blickt der Dichter tief in diese gütigen Herzen, deren Lebensziel im engen Kreise nur als ein niedriger Hügel erscheint. Typen der Wirklichkeit, ganz realistisch gesehen und gegeben; aber aus ihrer Mitte hebt sich wiederum eine Gestalt, deren Umrisse sich ins Symbolische weiten. Es ist der Hausierer Gottfried mit dem nie zur Ruhe kommenden Wandertrieb, der überall auftaucht, wo Irrende zurechtzuweisen, wo Bekümmerte zu trösten sind. Er ist es, der

dem Knaben die Stimmen der Natur beredt macht, daß sie ihm in Tönen und Melodien kund werden; Gottfried kennt selbst die Zusammenhänge zwischen jenen und den Liedern, deren Urheber vergessen sind, und die doch im Volke leben als unbestechlicher Ausdruck seines Geistes. Am Vergleich mit diesen Weisen, in denen Strom und Wolken und Wiesen singen, lernt Christof noch im Knabenalter die Leere des Virtuosentums ermessen, so daß es ihm auf dem ferneren Lebenswege nicht Gefahr werden kann.

Denn dieser Weg führt über mancherlei Untiefen, durch Strudel, die einen weniger Starken hinabziehen könnten. Er führt vorüber an vielfarbigen Bildern des deutschen Wesens: da ist die Familie Krafft selbst mit ihren bei Vater und Großvater unvollkommenen Ansätzen zum Werden des Genius, der erst im Enkel den kraftvollen Schoß treibt. Ferner die Mutter, die den über die Enge der Heimat Hinausgewachsenen festhalten möchte, bis ihre Liebe das größte Opfer lernt — den Freigewordenen aus unerträglichen Konflikten zu erlösen und auch ihrerseits freizugeben. Da ist der unbedeutende Freund der Jünglingsjahre, dessen Unwert Christofs Schwärmerei idealisiert, holde erste Liebe und erster Rausch, in dem sich die gewaltsame Spannung der gebundenen Kraft löst und frei wird zum künstlerischen Schaffen. Es folgt die Berührung mit den auf den Höhen materiellen Lebensgenusses wandelnden Vertretern jüdischer Intelligenz, denen Welt und Menschen ein Marionettenspiel zu ihrer Lust sind, in dem sie die Fäden ziehen.

Die Episode im Hause des Bankiers Mannheim, dem Buche ‚Empörung' eingegliedert, bedeutet sehr viel im Leben Johann Christofs und bedeutet kaum weniger für den Entwicklungsgang des Volkes, das sich im ‚Christof' verkörpert. Der Abschnitt steht an einer Lebenswende. Jenseits liegt das unklare Tasten dumpfer Jugendjahre, die ersten stürmischen Krisen, in denen sich der schaffende Genius ans Licht ringt und das bange Suchen nach dem Gefährten in Liebe oder Freundschaft — ein Suchen, dem jedesmal nur Umkehr und Rückkehr in tiefere Einsamkeiten beschieden ist. Christof teilt das Schicksal, das dem Genius fast immer verhängt ist, nicht allein den Inhalt seiner Zeit, sondern auch ihre künftigen Werte in seinem Werk widerzuspiegeln; sie sind in ihm schneller als in der Masse zur Reife gekommen und deshalb fürs erste ihrem Verständnis verschlossen. Deshalb wird Christofs erstes Hervortreten in einem großen Konzert mit eigenen Kompositionen ein Mißerfolg. In zorniger Auflehnung gegen die Verständnislosigkeit des Publikums will Christof durch gewaltsames Theoretisieren seinen musikalischen Gedanken Geltung verschaffen. In dieser Stimmung gerät er in den Bannkreis der Familie Mannheim: der Bankier, ohne jedes Kunstverständnis, doch bereit, Christof, als dem urwüchsigen Starken, zu helfen; der Sohn, der ästhetische Nihilist, in dessen Munde sich Christofs Lästerungen des hergebrachten Klassischen zur Karikatur verzerren, und endlich Judith, die schöne Tochter des Hauses, mit dem scharfen, alle Werte kühl zersetzenden Verstand und der dumpfen Seele. In Judith

wähnt Christof, der eben liebesmüde aus einem Kreise von Bohemiens aufgetaucht ist, wieder einmal die verstehende Schwesterseele gefunden zu haben; sie ist die erste geistvolle Frau, die er kennen lernt. Aber da er näherkommt, erkennt er das kühl berechnende Weib, das aus bloßer Gefallsucht sich den fehdelustigen Künstler vor den Triumphwagen spannen möchte. Dennoch verfällt er dem Einfluß dieser Geldaristokratie, weil sie ihm in der von ihr gegründeten Zeitschrift ‚Dionysos' Raum gibt, die deutsche Musikwelt nach seinen Ideen zu reformieren. Die Besitzer der Zeitschrift sind außer Mannheim noch drei Söhne gleicher Abstammung, deren Väter mit zäher Energie große Vermögen gehäuft haben, die von der zweiten Generation nun scheinbar vergeudet werden. Nur scheinbar; denn der betriebsame Geist in ihnen ist nicht erstorben, sie behalten den Kopf kühl und gefallen sich in der zersetzenden Kritik des Bestehenden nur wie in einem Spiel. Menschen wie diese brauchen eine Verrücktheit, für die sie sich einsetzen und die sie fallen lassen, sobald der Zweck, ihnen zur Unterhaltung zu dienen, erfüllt ist. Eine solche Rolle soll auch Christof für sie spielen; aber bei dem grimmigen Ernst, mit dem er seine Musikkritiken, nämlich seine Verdammungsurteile über Künstler und Publikum, schreibt, droht das prickelnde Spiel zu zerschellen. Denn es bleibt keine der kämpfenden Parteien von diesen kritischen Keulenschlägen verschont — weder die klassische Richtung noch die moderne, nicht Brahms und auch nicht Wagner. Die Folge ist, daß sich alle geschlossen gegen den Empörer erheben, und daß diese allgemeine Entrüstung schließlich auch die Besitzer der Zeitschrift bedroht. Aus dieser Gefahr entdeckt der findige Mannheim schließlich den Ausweg, daß er Christofs Kritiken ins Gegenteil verfälscht. Erst die veränderte Haltung der bis dahin mißhandelten Künstler macht den Sorglosen, der nie eine Korrektur liest, aufmerksam, und es kommt zum unheilbaren Bruch. Christof taucht aus diesem Erlebnis auf mit einem bitteren Ekel vor der Welt, die ihn umgibt, und mit einem klareren, bewußteren Verständnis dessen, was seine Kunst ihm bedeutet. Alles rückt sich nun sicherer ins gleiche, und es bleibt eine kritische Erkenntnis dessen, was Deutschland für die Kunst geleistet hat, die wir so geduldig hören sollten, wie wir in unsern Spiegel sehen. Denn was Rollands Christof aus dem Geistesleben der Gegenwart beurteilt und verurteilt, sind Werte und Unwerte unseres Charakters und unseres Handelns, die manche Krise der Gegenwart schärfer beleuchten, wenn nicht erklären können:

‚Willenlosigkeit, die Erbkrankheit in Deutschland . . ., die Preußen im Lauf des Jahrhunderts siegreich mit dem Eisen bekämpft hatte, kam jetzt heftiger als je wieder zum Vorschein. Man hätte meinen können, daß die ganze Kraft der Nation sich in zwei oder drei gewaltigen Erscheinungen — einem Bismarck, einem Wagner — verausgabt habe und daß nach diesem mächtigen Ausbruch von Felssteinen und kochender Lava nicht mehr genug Feuer unter der entspannenden und erkalteten Schlackenkruste Deutschlands blieb. Wie oft verbirgt die gigantische Energiespannung in diesem

Hamlet-Deutschland nicht schwankende Seelen, wurzellose Willen, Intelligenzen, die dem Handeln nicht gewachsen sind und beständig nahe daran sind, im Wahn zu kentern! . . .'

Gemeint sind hier die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, als der junge Materialismus sich stark fühlte und aufräumte unter den morsch gewordenen Werten von einst — und doch selbst an ihre Stelle nur etwas setzen konnte, das morsch und willenskrank schon geboren war und nur seine Schwäche hüllenlos der Welt zeigte. Aber wer heute diese Worte liest, dem scheinen sie geschrieben für die allerjüngsten Tage und dringen uns tiefer in Hirn und Herz, weil wir fühlen, wie diese herbe Kritik aus einer großen Liebe emporwächst. Nur wer in der deutschen Musik ein unentreißbares Eigentum seines Lebens hat, kann so das Allzumenschliche in ihren Großen beklagen, kann von der oftmals geschwätzigen Modetorheit Bachs, vom Flitterkram Webers und der Empfindsamkeit Schuberts sprechen. Was man heiß liebt, wünscht man vollkommen. Und so mag es geschehen, daß so manchem deutschen Musikfreund die absprechenden Urteile in jenen Zeilen schmerzlich sind, daß er aber zu anderen Zeiten selbst die kritische Sonde anlegt mit Trauer, daß das Vollkommene mit dem Unvollkommenen verschwistert ist. Die literarischen Werturteile lesen wir mit leichterem Herzen: Hauptmann, Halbe, Schlaf — sie stehen nicht im Heiligtum unseres Volkslebens, sondern nur auf kleinen Hügeln, die der kritische Streit umbrandet. Und doch hebt ja Rolland selbst einen Hauptmann höher, als wir es tun würden, da er gerade an ihn jenen Einspruch gegen unsere Kriegsmaßnahmen in Belgien richtete und ihn beschwor, diese zum wenigsten nicht zu verteidigen. Ein Teil jener Dichter ist ja bereits als einstige Tagesgröße halber Vergessenheit verfallen. Nur am letzten Schluß, wo Rolland das Fazit seiner Untersuchungen zieht, kommt er zu Folgerungen, die doch die ganze Wahrheit nicht erschöpfen. Christof gedenkt der Menschen, die ihn anders sehen, als er wirklich ist, die in ihm sein verklärtes, gottgewolltes Ich lieben. Und diese fromme Täuschung wird ihm zum Symbol ,der Größe des deutschen Idealismus, den er so oft gehaßt hatte, weil er den minderwertigen Seelen' eine Quelle von Heuchelei und Albernheit wird. Er sah die Schönheit dieses Glaubens, der sich eine Welt inmitten der Welt und verschieden von ihr schafft, wie eine Insel im Ozean. — In sich selbst konnte er diesen Glauben nicht ertragen; ihm widerstrebte, auf diese Toteninsel zu flüchten. Leben! Wahrheit! Er wollte kein Held der Lüge sein. Vielleicht war diese optimistische Lüge, die ein deutscher Kaiser sich unterfing, seinem ganzen Volke zum Gesetz zu machen, schwachen Wesen zum Leben wirklich nötig; und Christof hätte es als Verbrechen empfunden, diesen Unglücklichen die stützende Illusion zu rauben . . .'

Das möchte gelten, wenn der deutsche Idealismus ein Scheinwert wäre, eine große Verallgemeinerung jener ,Lebenslüge', von der der Seelenkünder aus dem Norden sagte, sie gehöre zu unserm Leben wie die Luft, die wir atmen. Aber solche Anschauung muß die tiefere Wahrheit über den Schein-

wahrheiten des Alltags verkennen. Das Streben des Alltags sucht in ihm etwas zu erreichen, das dem Alltag ewig entrückt ist. Denn es ist das Vollkommene. Nur teilweise läßt es sich von uns unvollkommenen Geschöpfen verwirklichen. Aber diese Teile und Grade gehören doch einer gewaltigen Wirklichkeit zu und sind nicht Heuchelei oder Lüge, weil sie notgedrungen das ganz Große nicht sein können — auch dann nicht, wenn Menschen sie als Bekenntnis tragen, die in ihnen das Ganze zu besitzen wähnen. Doch glaube ich, man muß ein Deutscher sein, um diese innige Wechselbeziehung zwischen dem Idealismus und den Graden seiner Bekenner zu erfassen. Die letzte, endgültige Antwort auf diese Fragen gibt der Krieg: wäre der deutsche Idealismus eine phantastische Lüge — wie ertrügen wir dann die eiserne Zeit?

Im Zusammenhange mit diesen Abschnitten wird dem deutschen Leser der Beginn des zweiten Bandes (‚Johann Christof in Paris'), betitelt ‚Der Jahrmarkt', von besonderem Interesse sein, der nun als Ergänzung sehr umfangreiche sozialkritische Abhandlungen über das moderne Frankreich bringt. Es kann bei der schwach entwickelten Objektivität unserer gallischen Nachbarn nicht wundernehmen, daß man diese Kapitel nicht sonderlich willkommen geheißen hat, und daß z. B. auch ein Rolland geneigter Kritiker wie André Beaunier in der ‚Revue des deux mondes' bekennt, daß er sich mit der ‚Foire sur la place' am wenigsten befreunden könne. Beaunier nennt das Buch ‚Das Testament einer verschwindenden Generation'.

Damit ist gemeint das Geschlecht der Kinder der Besiegten von 1870, die dem wiederaufblühenden Frankreich ihre junge Kraft gaben und ankämpften gegen die Mächte des Verfalls, die erst heimlich, dann in schonungsloser Öffentlichkeit am Marke des Volkes nagten. Die Abrechnung mit ihnen klingt ungleich bitterer als jene Kritik des deutschen Idealismus. Mit einer gewissen Absichtlichkeit, die vielleicht zu tendenziös gewollt ist, um ganz künstlerisch zu sein, wird Johann Christof durch den ‚Jahrmarkt' geführt. Er lernt die französische Musik einschätzen als Kunst ohne Volk, und ihre Vertreter als Epigonen, die sich als Reformatoren gebärden. Er wendet sich mit Widerwillen von dem beispiellosen Unrat der Sitten, der von der Literatur als beliebtestes Thema gewählt wird, und an dessen Ausmalung Künstler von Rang ihre stilistische Raffiniertheit wenden: ‚Mit Ekel empfand er diesen ganzen mit Ideologie, Affektiertheit und Sinnlichkeit gespickten Stil, dieses Gemisch von Überfeinerung und Brutalität, diese Fuhrknechtspsychologie.' Das Theater malt diese Zustände in noch ungeschminkteren Farben, so daß Christof zu dem Schluß kommt: ‚Ein Volk, das so wäre, hätte nicht zwanzig Jahre mehr zu leben: es riecht schon nach Verwesung.' Christof lernt die Zerrissenheit in der Politik sowie den Fanatismus der Religion der Vernunft kennen, der die Staatskirche abgelöst hat; die Zeit ist reif geworden für politische Abenteurer, die kaltblütig jede Gewalttat vollführen dürfen; denn die besseren Elemente haben nicht

mehr die Kraft, jene abzuschütteln: ‚Eine abgewirtschaftete marklose Aristokratie, die, vom Klub- und Sportleben abgestumpft, sich an Amerikaner und Juden wegwirft und ihren modernen Geist dadurch beweist, daß sie an der beleidigenden Rolle, die man sie in den Modestücken spielen läßt, Vergnügen zeigt und die Beleidiger feiert. Das Bürgertum ist apathisch und nörglerisch, liest nichts, versteht nichts, will nichts verstehen und kann nichts anderes als lästern, beißend, ohne jeden Zweck ins Leere hinein lästern; — es kennt nur eine Leidenschaft: schlafen, schlafend auf seinem Geldsack verfaulen und dabei alle hassen, die es stören wollen oder auch nur es anders machen wollen: denn es fühlt sich schon gestört, wenn andere arbeiten, während es duselt . . . Die Politiker hatten freies Spiel. Von den drei Ständen von 89 war der erste vernichtet; der zweite geächtet, ausgewandert oder verdächtig; der dritte schlief siegessatt. Und was den vierten Stand betraf, der sich seitdem drohend und eifersüchtig erhoben hatte, so war es nicht schwierig, seiner Herr zu werden. Die entartete Republik behandelte ihn, wie das entartete Rom die Barbarenhorden behandelte, die aus seinen Grenzen zu vertreiben es nicht mehr die Kraft hatte: es verleibte sie sich ein. Die bürgerlichen Minister, die sich Sozialisten nannten, zogen heimtückisch die Intelligentesten und Kräftigsten der Arbeiter-Elite an sich und reihten sie dem Bürgertum ein; sie trennten die Häupter der Proletarier von der Partei ab, flößten sich ihr frisches Blut ein und stopften sie als Gegengabe voll mit unverdauter Wissenschaft und bürgerlicher Ideologie . . .‘

Mit Bestürzung und Grauen im Herzen wandert der Fremdling durch diese verzerrte Welt, um sich die steinernen Zeugen des Frankreich von einst — ‚jener Rasse, die vom Invalidendom behelmt, vom Louvre gegürtet, den Himmel mit den tausend Armen ihrer Kathedralen umarmte und die Welt mit dem Napoleonischen Bogen überspannte, unter dem heut Liliput wimmelte‘. Dieses Geschlecht, das er um sich sieht, scheint so unmöglich als Abkömmling der großen Tradition von einst; doch kommt der Tag, wo er ihre echten Erben kennen lernt. Feine Fäden des Schicksals haben sich in Deutschland zwischen ihm und einer jungen Französin geknüpft, eine flüchtige Begegnung nur, die aber ahnungsvolles Erkennen zwischen Mensch und Mensch birgt. Antoinette entstammt einem alten, im Herzen Frankreichs heimischen Patriziergeschlecht und sieht sich, kaum den Kinderschuhen entwachsen, durch die Weltfremdheit ihres Vaters verwaist und der Not gegenüber. Die Sorge um den jüngeren Bruder hält sie aufrecht und läßt sie ihre junge Kraft spannen, um ihm das akademische Studium zu ermöglichen. Sie vollbringt diese Aufgabe und stirbt dann an Entkräftung, dem Bruder gleich einem Vermächtnis jene stille Neigung zu dem jungen Deutschen hinterlassend, der den Stempel des Genius auf der Stirn trägt. Und die beiden, die zueinander gehören, finden sich: Olivier Jeannin und Christof Krafft, beide rassenstolze Bekenner ihres Volkes, aber eines Geistes trotz aller nationalen Verschiedenheit. Und

Olivier wird Christof zum Führer, der ihn das wahre Frankreich kennen lehrt, das jener bisher vergeblich gesucht hat.

Rolland betont, daß der Deutsche von der französischen Kultur nur den Abschaum kennen lernt, die Parasiten, die auf Kosten des Volkes müßig schwelgen. Ihnen gegenüber aber steht in allen Ständen ein Heer fleißiger Arbeiter, die, unbeirrt vom Lärm des Tages, in der Stille am Fortschritt des Volkes schaffen. ‚Niemals wird man wissen, was wir gelitten haben, wir, die am Genius unserer Rasse hängen, die wie ein heilig anvertrautes Gut das Licht, das wir von ihm empfingen, bewahren und es gegen den feindlichen Atem, der es verlöschen möchte, verzweifelt verteidigen; und dabei stehen wir allein, fühlen rings um uns die verpestete Luft jener Metöken, die sich gleich einem Bienenschwarm auf unser Denken gestürzt haben und deren widerliche Larven unsere Vernunft benagen und unser Herz beschmutzen; von denen, deren Mission es wäre, uns zu verteidigen, unsern Führern, unsern blöden und feigen Kritikern sind wir verraten . . . Der Feind hält alles besetzt: Zeitungen, Zeitschriften, Theater! Die Presse flieht jeden Gedanken oder läßt ihn nur zu, wenn er Vergnügungsinstrument oder Parteiwaffe ist . . .‘

Wir haben die Presse dieses Frankreichs, von dem hier die Rede ist, sowie seine abenteuernden und skrupellosen Führer genugsam kennen gelernt, und noch ist ihre Macht ungebrochen. Doch eben der Sturm der Zeit ist's, der alle faulen Stoffe nach oben treibt; auch bei uns ist es ähnlich. Aber es gehört sehr viel Optimismus dazu, um die Heilung einzig von den in der Stille arbeitenden, guten Kräften zu erwarten, da diese es, in ihre kleine Welt versunken, offenbar nicht der Mühe für wert halten, sich im offenen Kampf gegen das Verderben zu stellen. Die Frage, ob Heilung und Umkehr auf diesem Wege überhaupt möglich ist, hat der Krieg in anderm Sinne beantwortet. Aber die Möglichkeit der kriegerischen Verwicklung ragt gleichfalls schon in das Werk hinein, und auch jenes Aufflammen der nationalen Zusammengehörigkeit, die der Krieg auf allen Fronten brachte, hat Rolland vorausgesehen. Es sind die Tage des Marokkokonflikts. Bei den ersten Sturmzeichen schließen sich sogleich die Vertreter der verschiedensten politischen Bekenntnisse zusammen und Rolland selbst sieht die Verwicklung durchaus als Franzose, als ‚Herausforderung des deutschen Imperialismus‘.

Aber dennoch, der Sieg, den Rolland für sein Land gegen den Feind draußen und drinnen erhofft — er schreitet nicht mit schallenden Fanfaren daher. Es mischen sich leise Zweifel hinein, ob die innere Kraft trotz der heißen Begeisterung der Besten noch so ungebrochen sei, um Frankreich seinen Platz behaupten zu lassen. Und es klingt eine ergreifende Wehmut aus Worten wie den folgenden:

‚Teures, teures Land, niemals werde ich an dir zweifeln! Und selbst wenn deine Trübsale zum Tod führen sollten, so wäre es mir ein Grund mehr, bis zum Schluß den Stolz auf unsere Mission in der Welt zu be-

wahren. Ich will nicht, daß mein Frankreich sich furchtsam in einem Krankenzimmer gegen alle Luftzüge von draußen verschließt. Mir liegt nichts daran, ein sieches Dasein länger auszudehnen. War man einmal groß, gleich uns, so ist es besser zu sterben, als aufzuhören, etwas zu bedeuten. Möge sich immerhin der Geist der ganzen Welt in den unsern hineinstürzen! Ich fürchte es nicht. Die Flut wird sich von selbst verziehen, nachdem sie meine Erde mit ihrem Schlamm gedüngt hat.'

So fesselnd diese nationalistisch-politischen Gedankenketten sind, der eigentliche Schwerpunkt des Werkes liegt nicht in ihnen. Er ist, wie ausdrücklich betont werden muß, übernational; er umfaßt das Leben der romanischen und germanischen Welt, wobei der Begriff ‚Leben' im weitesten Sinne zu fassen ist: ‚nicht das begrenzte, sterbliche Leben, sondern sein Fortgang darüber hinaus, der Zeit und Raum erfüllt'. In diesem Sinne ist ihm die Gegenwart mit ihren weltgeschichtlichen Krisen und ihrer weltgeschichtlichen Auferstehung herrlicher denn alle vorangegangenen Epochen des Ruhms. Nur muß man stark sein, um sie sich zu eigen machen zu können.

Und an dieser Stelle stehen wir an der Schwelle der Seelentiefe Rollands: unlöslich verknüpft mit diesem Kult des Lebens ist sein Gottesbegriff. Im nie ruhenden Kampf der Mächte des Lebens erkennt er seinen Gott und hört seine Stimme: ‚Ich bin nicht alles, was ist. Ich bin das Leben, das gegen das Nichts streitet. Ich bin nicht das Nichts. Ich bin das Feuer, das in der Nacht brennt. Ich bin nicht die Nacht. Ich bin der ewige Kampf; und kein ewiges Schicksal ebnet den Kampf. Ich bin der freie Wille, der ewig kämpft und glüht ... Aus dem Rhythmus des Kampfes wächst die höchste Harmonie empor ...'

Es ist die Weltanschauung des immer schwingenden Pendels, das seinen Ruhepunkt nicht finden kann, nicht in dieser, noch in einer künftigen Welt; ein Wort in der Vorrede des ‚Michelangelo' bestätigt und betont sie, wo Rolland von einem ‚Suchen ohne Unterlaß' redet, dem Gewißheit nicht beschieden sei. Am Schluß? Ein Untertauchen in den großen Weltenstrom, dem eine neue Geburt folgt. Keine Geburt zur Vollendung und zunehmenden Verklärung, sondern ein Leben zu neuem Kampf. Nur begrenzt hat somit dieser hohe Geist den Ewigkeitsbegriff gefaßt. Allein auf die eigene Kraft gestellt, sucht er auf starken Schultern die Lebensbürde zu tragen, und es ist die Lauterkeit seines Bekenntnisses, die ihm tragen hilft. Genug des Überweltlichen ruht darin, um ihn mit reinen Augen in diesen Kampf schauen zu lassen. Und wir grüßen in ihm den großherzigen Feind, der so viel von unserm Wesen liebend in sich aufnahm, wenn er sich auch von Tradition und Vorurteil nicht vollkommen befreien konnte.

* * *

Gleich nach Erscheinen des dritten Bandes vom ‚Johann Christof' sind in der deutschen Presse Anklagen gegen Romain Rolland und sein Werk laut geworden, die sich nicht so sehr gegen den künstlerischen Wert des

Ganzen richten, sondern von einem deutschnationalen Standpunkt her das Bild der deutschen Kultur, das Rolland gesehen hat, als unwahr ablehnen zu müssen glauben. Besonders scharf hat das Karl Toth in einer ausführlichen Abhandlung ‚Jean-Christophe und die deutsche Kultur' in der ‚Deutschen Rundschau' ausgesprochen. Die Einwände, die Toth erhebt, sind zum größten Teil auch in der obigen Kritik enthalten, wiewohl von anderen Gesichtspunkten her, als sie der Tothschen Arbeit zugrunde liegen. Aber es geht, deucht mir, nicht an, einen Dichter chauvinistischer Entstellung bei der Darstellung einer fremden Kultur zu zeihen, der so bewußt wie Rolland einen Sproß eben dieser Kultur zum Träger des schöpferischen Gedankens in der künftigen Entwicklung der Menschheit macht. Diese große Einheitsidee des Ganzen krystallisiert sich gegen den Schluß hin immer klarer, wie sie sich auch im Verlauf des Werkes bisweilen in kritischen Weitschweifigkeiten zu verlieren drohte. Die Schilderung des zur reinsten Menschlichkeit gereiften Künstlers, dessen geläuterte Geistesmacht hinübergreift ins Überwirkliche, gehört zum Schönsten und Tiefsten, das uns die Weltliteratur bietet. Und von eindringlichster Bedeutung ist in diesen Tagen, die vielleicht die letzten Entscheidungen bringen, das Geleitwort Rollands zum letzten Buch (‚Der neue Tag'):

‚Ich habe die Tragödie einer Generation geschrieben, die im Schwinden begriffen ist. Ich habe nichts von ihren Lastern und ihren Tugenden zu verheimlichen gesucht, nichts von der auf ihr lastenden Traurigkeit, ihrem wirren Hochmut, ihrem heldenhaften Bestreben im Ertragen des Leides, das eine übermenschliche Aufgabe ihnen erdrückend aufgebürdet hat, ein ganzes Stück Welt neuzuschaffen: eine Moral, eine Ästhetik, einen Glauben, eine neue Menschheit . . .' Der sinkende Tag jener Generation von gestern schloß tragischer noch, als der Dichter oder sonst jemand es ahnen konnte; möge der neue Tag, der nach dem Weltbrande dämmert, eine neue Menschheit finden in dem edlen Sinne, wie ihn letzte Perspektiven gegen den Schluß des Werkes ahnen lassen.

# Kleine Bausteine

## Carl Hauptmann / Zu seinem sechzigsten Geburtstag (11. Mai) / Von Peter Bauer

Carl Hauptmann, der herbe schlesische Waldgebirgler, bot nie der Allgemeinheit Anlaß, ihn geräuschvoll zu feiern wie etwa seinen vier Jahre jüngeren Bruder Gerhart. Wenige nur wissen um die glühende Menschenliebe, die dieser stille Dichter in seinem Herzen inbrünstig nährt. Desto mehr kennt und ehrt ihn die literarische Jugend. Seine neuen Dramen müssen wie die Stücke des Hasenclever, Sebrecht, Kaiser u. a. als tastende und drängende Versuche gelten, über seines Bruders Kunst hinaus die Linie Lenz, Grabbe weiterzuführen, das heißt: zu einer Neuromantik zu kommen, die vor allem danach strebt, all die kontrastierenden Regungen der deutschen Seele in ihren Ausstrahlungen wirkungsvoll einzufangen. Was diese Überwinder des Impressionismus eint, ist der Mut zum Bekenntnis, sind Drang und Wunsch, im Werk Zeugnis ihres sittlichen Wollens abzulegen. Auch Carl Hauptmanns epische Kunst, seine neuen Novellen und Romane, wetteifern mit den Werken der jüngsten und eigenwilligsten Erzähler um die Liebe einer langsam wachsenden Gemeinde.

Carl Hauptmann war anfangs dreißig, als er den Weg vom trockenen Wissenschaftler — er hatte eine Reihe psychologischer und physiologischer Arbeiten veröffentlicht — zum glutvollen Dichter fand.

Schon aus seinen ersten Dramen ‚Mariana' und ‚Die Waldleute' spricht eines feinen Seelenergründers tiefstes, schöpferisches Mit-Leiden mit den geistigen und leiblichen Nöten schlichter Volksgestalten. Zarte Naturstimmung webt geheimnisvoll. Hier schöpft er aus denselben Quellen wie sein Bruder Gerhart für seine meisten und besten Dramen. Meisterlich ist in dem Märchendrama ‚Die armseligen Besenbinder'* das Wesen des Märchens: das zarte Schweben zwischen Wirklichkeit und Wunder eingefangen. Doch hätte man gerne den zwischen gläubiger Einfalt und kindischem Böswillen — sie sehen in der Armut einen Freibrief für ihr Diebeshandwerk — hindämmernden Gestalten, deren Tage durch das Hineintönen seltsamer Totentanzmelodien noch verdüstert werden, etwas mehr Sonne, leuchtendere Farbigkeit in Sprache und der sie umgebenden Landschaft gegönnt. — In der burlesken Tragödie ‚Tobias Buntschuh'** ist die Geschichte vom armen Reichen im Geiste leider nicht ausreichend gestaltet, um wirkungsvoll fünf lange Akte zu füllen. Zumal die Hauptfigur, der

---

* Die armseligen Besenbinder, Altes Märchenspiel in 5 Akten. Leipzig, Kurt Wolff (1913).

** Tobias Buntschuh, eine burleske Tragödie (1916), ebenda.

reiche, geniale aber mißgestaltete Erfinder Buntschuh, uns ebenso fern bleibt wie den Menschen seiner Umgebung. Alle sonnen sich an den Strahlen seines Geistes, wandeln scheinbar seine Wege und bleiben doch immer in hilflosem Abstand. So gibt es keinen Zusammenstoß, keinen Konflikt. Dieser Buntschuh bleibt ein konstruierter Hirnmensch, der uns kalt läßt. Wie tief mitfühlen wir dagegen mit all den kleinen, temperamentvollen Zirkusgrößen, die uns in sprühenden Dialogen das übertünchte Artistenelend aufdecken. Sie leben in einer Welt für sich, und wir bedauern, daß sie mit diesem Buntschuh zusammensein müssen, der ihnen und uns keine Freude macht. — Eine Harmlosigkeit, ganz aus der realen Gegenwart gegriffen, ist die Komödie ‚Die Rebhühner'.* Fünf junge, liebessüchtige Mädchen, die Rebhühner, werden von einem alten, gebrechlichen Vater eifersüchtig vor jeder Mannesannäherung behütet. Endlich gelingt es einem Jüngling, der sich heimlich das Herz eines der Mädchen längst erobert hat, in das ‚Rebhühnerhaus' einzudringen und den Alten umzustimmen. Diese Wendung eröffnet die Heiratsmöglichkeit auch für die vier übrigen ‚Rebhühner', da sich uns vorher schon vier Liebhaber vorstellten, und so ist der übliche Komödienschluß gefunden. — Erfreulich ist, daß sich Carl Hauptmann in seinen jüngsten Kriegsdramen weit über das Niveau einer solchen Harmlosigkeit emporgeschwungen hat. Sein Krieg ‚Ein Tedeum'** ist eine starke, ein Jahr vor dem Kriege gestaltete Vision des symbolischen Kriegsschicksals — ein Werk von wundervollem inneren Rythmus und überzeugender Kraft. Die späteren Skizzen ‚Aus dem großen Krieg' — an dichterischen Feinheiten reich — haben nicht mehr die elementare Kraft des ‚Tedeum', zerbröckeln leicht in anekdotische Einzelheiten.

Die Lyrik Carl Hauptmanns hat keine eigenen Töne. Hingegen erwies sich Hauptmann als einer unserer bedeutsamsten Epiker durch seinen Künstlerroman ‚Einhart der Lächler'. Schon in dem Novellenband ‚Schicksale'*** begegnen wir allerlei Sonderlingen, wie Einhart einer ist: Träumern, Phantasten, Einsamen und Abseitigen. Da ist der alte Armenhäusler Grunze, ‚ein Bruder der Steine', dem die Sinnesorgane unter Schmutz und Unrat, womit ihn das Leben überschüttete, bis zur Stumpfheit verkümmerten, daß seine Seele ganz klein wurde und sich verkroch. Aber doch war sie noch da, der göttliche Funke. ‚Frühlings tanzte sie in ihm wie eine kleine, sonnentrunkene Mücke.' Da ist der andere Verwahrloste, der sich ‚Evangelist Johannes' nennt, und dessen Fieberseele in wilde Phantasien ausbricht, bis der sieche Leib an der Vehemenz dieser irren Bekenntnisse zerschellt. Tagebuchnotizen von ergreifender Tragik schließen uns das Leben eines russischen Studenten auf, der aus Reue über ein im Fanatismus begangenes revolutionäres Verbrechen zum Büßer und Selbstpeiniger wurde. Die wilde Fieberseele

* Die Rebhühner, Komödie (1916), ebenda.

** Krieg. Ein Tedeum (1913), ebenda.

*** Schicksale (1913), ebenda.

brannte nach und nach den Körper aus, bis er langsam zerfiel. Nun liegen die verzehrten Glieder auf dem Lager, peinvoll erschüttert von den unheimlich-leidenschaftlichen, mit monumentaler Feierstimme hinausgeschrieenen Bekenntnissen dieses Irren. Hier hat Hauptmann Abgründigstes, verborgenste Regungen einer sensiblen Seele zu gewaltiger Geste gesteigert. Ein ungewöhnliches Menschenschicksal türmt sich vor uns auf in kürzester Form. Herb aber farbensatt und voll eigen schöner, plastischer Wendungen blüht des Dichters Sprache. Sie schuf jeder Geschichte eine wundervolle Landschaft. In dem Novellenbuch ‚Nächte'* spürt Carl Hauptmann noch intensiver den dunklen Gewalten nach, die des Menschen Seele bald erzittern, bald jauchzen machen. Hier bohrt er sich in die letzten Tiefen des Geschlechts, deckt Urgründe auf, aus denen nur dumpfes Ahnen schwelt oder begehrlich gleich züngelnden Flammen unersättliche Triebe schießen. Wo alles Tun und Lassen willenlos und schicksalhaft scheint. Der Forstgehilfe Claus Tinnappel gerät in eines solchen weiblichen Triebmenschen Polypenarme. Auch als sie ihn aufgibt und das Weib eines anderen wird, kann er sie nicht aus seinem Herzen reißen. Und jäh kommt es auch über sie, daß sie sich wieder nach Tinnappels Umarmungen sehnt, obzwar sie ein Kind von dem anderen trägt. Wie das schauerliche Röhren der Hirsche zur Brunftzeit den schlafenden Wald schreckt, so klagt in einer Nacht des Weibes Schrei nach Tinnappel. Bis sie sich ineinanderkrampfen, bis er mit einer Kugel ihr und sich und allem ein Ende macht. Dann ist da ein kleiner Landpfarrer, ein eifernder Asket, der die lauschenden Dörfler die Lockungen des Weltlebens fliehen heißt und schließlich selbst, vom Dämon Eros gepackt, seine arme Seele durch die Sündennächte der Großstadt schleift, bis er schuldbeladen zusammenbricht und endlich nach hartem Büßertum heimkehrt zu Gott. Hier finden wir zum erstenmal eine unsere Weltanschauung befriedigende Lösung. Die meisten Gestalten Hauptmanns sind Erd- und Triebmenschen, die nicht das Befreiende des Aufblicks kennen, die nicht wissen, daß all die Tränentröpflein der Buße niedertauen im Himmelssegen der Gnade, die des Verworfensten Seele aufrichtet und erquickt und seinem Blick wieder das Leuchten der Hoffnung entzündet. Aber die Schau nach Innen, das grüblerische Sinieren und Meditieren ist Hauptmanns meisten Menschen eigen, und diese oft mit großer Inbrunst genährten Neigungen helfen doch den Starken über manche Widersprüche des Lebens hinweg. So findet der vertiefte und sich zernagende Ismael in dem Roman „Ismael Friedmann"** über alle gesellschaftlichen Konventionen hinweg seine Befriedigung, in einsiedlerhafter Zurückgezogenheit nach Zweck und Ziel des Lebens zu schürfen. Bis er es eines Tages lachend in den Händen hält: nicht als das zu Papier gebrachte Produkt seines rastlosen Forscherhirns, sondern in der Gestalt eines herben, hoheitsvollen Mädchens, zu dem er in Liebe glüht. Was Vater, Mutter

* Nächte (1912), ebenda.

** Ismael Friedmann (1915), ebenda.

und Freunde ihm vergebens als letzte Wahrheit priesen, praktisch zu werden, einen Beruf zu ergreifen, das empfindet er jetzt als zweifellose Selbstverständlichkeit. Aber noch ehe er den Schritt getan hat, erschießt sich das Mädchen, nachdem er es einmal in stillster Waldestiefe in Leidenschaft berührt hatte. Bangte ihm vor Ismaels aufglimmender Glut? Fürchtete es zu verlieren, wenn es sich ihm schenkte? Hauptmann läßt die tiefsten Verhangenheiten ihrer spröden, stolzen Mädchenseele verschleiert. Wir fühlen, daß ihr die Erkenntnis fehlte, die Ismael endlich an seinem Lebensabend reift: ‚Es kann nur gelebt, . . . es kann nicht gedacht werden! Vielleicht habe auch ich es gelebt, . . . aber ich habe es nie begriffen!‘ Ein seltsam herbes Buch voll tiefer, wundersamer Dialoge über Sinn und Widersinn des Lebens, das uns nachdenklich und versunken macht.

Aber Carl Hauptmanns reifstes und reichstes Buch ist zweifellos sein Künstlerroman ‚Einhart der Lächler‘.* Der Junge mit dem Zigeunerblut in den Adern schwänzt die Schule, nur um ein paar Zigeunerdirnen nah zu sein. Ihr ‚Lächeln aus stummen Glutaugen‘ lockt ihn. Der empörte Vater tut ihn zu einem Steindruckermeister in die Lehre. Von da kommt er auf die Malerakademie, weil er etwas Tüchtiges zu werden verspricht. Bald reißt ihn der Taumel des Lebens fort. Aber er findet immer wieder zurück zu seiner Kunst. Er verlernt sein Träumen nicht. Lächelnd durchwandert er alle Schönheiten: Landschaften und Frauen. Und nach jedem Verlust findet er tiefer zu sich. ‚Wie ein lächelnder Hieronymus in seinem Gehäuse‘ sitzt er in den letzten Jahren in seinem einsamen Heim und sieht zum eigenen Staunen seine Werke aufwachsen, ‚wie auf einem gepflügten Acker einsame, seltene Blumenkelche‘. Lächelnd und zufrieden sagt er zu sich am Schlusse: ‚Ich hatte manche Enttäuschung. Die Dinge und wir selber narren uns oft. Es ist viel Torheit in unseren Geschäften. Und manchmal ist das Blut herrschsüchtig wie ein Tyrann. Aber es gibt auch viel Trost.‘ ‚Einhart der Lächler‘ scheint mir nicht nur Carl Hauptmanns bestes, sondern auch sein persönlichstes Buch zu sein. Jeder Dichter schreibt irgendwann einmal den Roman seines Lebens. Und durch kein Buch vorher weht so viel Sonnenschein, so viel goldene Heiterkeit und traumschöne Stille. Und in keinem Roman gebraucht Hauptmann sein Lieblingswörtchen ‚ewig‘ so oft und so charakteristisch — in Wendungen wie dieser: ‚Einhart stand ewig‘ — als in diesem mit besonderer Liebe geschriebenen. Und so kam mir beim Lesen immer wieder der Gedanke, es müsse der verkappte Dichter selbst sein, der nun aus seiner stillen Künstlerklause lächelnd Werk um Werk aufblühen sieht, wie es Einhart sah, und der uns Menschen mit gütiger Hand so viel Schönes geschenkt hat.

* Einhart der Lächler (1915), ebenda.

# Kritik

## Die Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege / Von J. Graßl

Vor kurzem frug eine Tageszeitung, ob das Interesse der Städter für die Landwirtschaft verschwinde, wenn der letzte Hamsterer das Dorf verlassen hätte. Darauf ist zu antworten, daß ein Teil der Städter wieder in die alte Gleichgültigkeit gegen die Ernährungsfrage zurückfallen wird, daß aber doch die Mehrzahl der Nichtagrarier die Bedeutung dieser Frage als bleibendes Produkt der Kriegslehren bewahren wird. Schon lange vor dem Kriege habe ich in einem Büchlein ‚Blut und Brot‘ oder der Zusammenhang zwischen Volkswirtschaft und Biologie* und auch in einzelnen Artikeln, die zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, darunter auch im ‚Hochland‘, erschienen, darauf hingewiesen, daß die Landwirtschaft das Rückgrat der deutschen Bevölkerung ist, und habe Mittel und Wege benannt, durch die die beiden Hauptaufgaben der Bodenbebauung, der Jungbrunnen des deutschen Volkes zu bleiben und die Ernährung der Gesamtbevölkerung Deutschlands sicherzustellen, mehr als bisher gefördert werden könne. Nun erscheint ein umfangreiches Werk, von Friedrich Edler von Braun und Professor Dr. Dade herausgegeben,** das diese Frage systematisch behandelt und das geeignet ist, auch den Städtern eine Quelle reicher Belehrung zu werden. Ich freue mich über das Werk um so mehr, als ich in demselben viele Gedanken, die ich vorher schon ausgesprochen habe, wieder aufgenommen und weiter durchdacht finde, und da auch berufene Fachleute die einzelnen Zweige der landwirtschaftlichen Tätigkeit systematisch durchgearbeitet haben. Der Umfang des Werkes erlaubt nur die Hervorhebung von einzelnen Forderungen, die der Allgemeinheit naheliegen; diejenigen, die spezielleres Interesse haben, müssen auf das vortreffliche Buch selbst verwiesen werden.

Durch alle Kapitel des Buches zieht sich als roter Faden der Gedanke, daß nach dem Kriege erst recht die Landwirtschaft mit allen Mitteln zu heben ist, daß man nicht erwarten dürfe, daß unsere gegenwärtigen Kriegsfeinde nach dem Friedensschluß plötzlich zu Handelsfreunden werden. Diesem Gedanken ist noch hinzuzufügen, daß dies um so weniger der Fall sein wird, je gründlicher unsere Gegner die vor Gott und der Welt wohlverdienten Schläge erhalten werden. Noch lange Zeit nach dem Kriege werden England, Frankreich, Amerika unsere wirtschaftlichen Gegner bleiben, wenn sie besiegt werden, unabhängig davon, ob wir ihnen günstigen oder ungünstigen Frieden gewähren, oder aber sie werden uns verachten, wenn sie siegen und werden uns dann erst recht bedrängen.

Da lohnt es sich für das deutsche Volk, jetzt schon den kommenden Dingen offenen Blickes entgegenzusehen; denn die Gefahr erkennen, heißt sie besiegen. Die Generalidee der Friedensrüstung gibt von Braun in der Einleitung. Er geht von

---

* München 1905, Verlag ärztliche Rundschau.

** Arbeitsziele der deutschen Landwirtschaft nach dem Kriege von Frz. Edler v. Braun und Prof. Dr. H. Dade unter Mitwirkung von v. Freier-Hoppenrade und Frhr. v. Wangenheim-Kl. Spiegel. Berlin, Paul Parey, 1918.

dem Gedanken aus, daß ein tüchtiger Landwirtschaftslehrer dem Staate mehr nützt als zehn Steuerbeamte. Auf die Dauer ist bloß in der eigenen Kraft eines Volkes auch seine Lebensfähigkeit begründet; der eigene Boden gibt dem Volke die so notwendige Regenerativkraft. Die Grundlage hiezu ist die tief wurzelnde Liebe unseres Volkes zum eigenen Besitz. Die Verstaatlichung des Bodens, wie manche ideologische Politiker anstreben, würde mit Sicherheit einen Rückgang in der Produktion zur Folge haben. Das psychologische Moment des Eigentums darf nicht außer acht gelassen werden. Deshalb muß man sich auch hüten, den von den Städtern manchmal stürmisch verlangten Produktionszwang zur Durchführung zu bringen. Jeder bäuerliche Betrieb ist ein Mikrokosmos für sich; der Betrieb eines Bauernhofes erfordert mehr Vielfältigkeit und Aufwand von Arbeit und Verstand als die Führung eines Handwerks- oder Handelsbetriebes. Diesen Hinweis auf die körperlichen und geistigen Vorbedingungen des Gedeihens eines Hofes mögen sich besonders jene merken, die in dem Bauern noch immer den rückständigen Teil der Bevölkerung erblicken. Vier Hauptmomente umfaßt die bäuerliche Arbeit: Urproduktion, Weiterverarbeitung, Vorratsbildung und kaufmännische Verwertung. Jeder einzelne Teil erfordert die mannigfachsten Kenntnisse.

Trotz der grundsätzlichen Freiheit der Bewirtschaftung lassen sich Maßnahmen nicht vermeiden, die eine größere Gruppe von Anwesen umfassen und die nur durch Anwendung eines Zwanges durchführbar sind.

In der Urproduktion konzentrieren sich diese in der Düngung, der Saatgutwahl und in der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten. Die Düngung, die von Professor Lemmermann-Berlin spezialistisch behandelt wird, ist selbst nach Ansicht von Laien noch nicht auf der Höhe, auf der sie sein könnte. Ich erinnere an die Tatsache, daß die Bauern der Alpenwirtschaft die Jauchenbehandlung in hervorragender Weise verstehen, daß ihnen aber die Kompostbildungslehre vielfach abgeht, worin dagegen die Bauern des Körnerbaues voran sind, allerdings unter oft sicht- und riechbarer Vernachlässigung der Jauchenbehandlung. Jeder könnte von dem andern lernen. In der Kunstdüngerverwertung steckt der praktische Landwirt noch mitten im Versuche. Wie bei aller rohen Empirie führt die Unkenntnis der natürlichen Anforderung zu der Auffassung: Viel hilft viel — und dadurch zur Verschwendung. Hier muß auch ein Kapitel erwähnt werden, das uns Städter besonders angeht. Unter dem Vorwand, daß die Ausnützung der menschlichen Abfälle der Städte sich zu landwirtschaftlichen Zwecken nicht rentiere, schwemmen wir alle Jahre Millionen von Werten mit unseren Flüssen ab, verseuchen diese und erschweren der Landwirtschaft ihre Existenz. Hier, im Düngwesen, ist für den wissenschaftlich vorgebildeten Landwirt ein breites und vielfach noch unbeackertes Feld der Tätigkeit. Ebenso in der Saatgutwahl. Ich erinnere nur an die Auswahl der Kartoffeln, deren Ertrag uns im Krieg die Bedeutung derselben kennen lernen ließ. Prof. Edler in Jena, Prof. Wohltmann in Halle, Dr. Störmer, Prof. Kießling in Weihenstephan und andere behandeln eingehend die Saatenwahl. Auch hier muß der theoretisch vorgebildete und praktisch durchgebildete Landwirt eingreifen; ebenso in der Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten, die Prof. Hiltner-München systematisch behandelt. — Gerade zur Hebung der Urproduktion bedarf es einer intensiveren Fachbildung unserer Landwirte. Wohl hat der Bauerssohn an seinem Vater einen guten und hingebenden Lehrherren, und zweifellos ist das Beispiel in der Familie höchst befruchtend, aber diese Familienlehrmethode ist oft zu konservativ, kann sich an die Errungenschaften der Neuzeit wenig anpassen. Unsere deutsche Landwirtschaft hat sich mehr oder minder von der Individual-

betätigung losgelöst, ist eine auf Gegenseitigkeit beruhende Genossenschaftsproduktion geworden, die in ihren Wurzeln und ihren Ausläufern das ganze liebe Vaterland umspannt. Nur die Anwendung in der Einzelfrage ist individuell geblieben und soll auch so bleiben. Die Errungenschaften in Ostpreußen kommen auch den bayerischen Bauern zugute, und die Fortschritte des bayerischen Landwirtes wirken sich am Rheine aus. Dazu bedarf es einer größeren Schulung unseres Bauers. Schon die Verschiedenheit der Bezeichnungen hindert an der Ausnützung. Unsere Winterschulen wirken nicht extensiv genug. Landwirtschaftliche Fortbildungsschulen sind unerläßlich zur Hebung des Bauernstandes und der Produktion.

Bei der Besprechung der Ausdehnung der schulmäßigen Bildung geht der Verfasser über meinen Vorschlag, auch das Hilfspersonal sachgemäß ausbilden zu lassen, noch hinaus, indem er diese auch auf die Frauen ausgedehnt wissen will. Ich habe schon wiederholt, auch in dieser Zeitschrift, darauf hingewiesen, daß der Fachkundige viel fester mit seinem Berufe verbunden ist und bleibt, daß er nur durch die Not getrieben den Beruf wechselt, daß also die landwirtschaftliche Ausbildung des Hilfspersonales ein wirksames Mittel gegen die Leutenot auf dem Lande ist; abgesehen von dem Vorteile, der in der Ausnützung erhöhter Kenntnisse liegt. v. Braun weist zur Begründung seines Vorschlages, auch die Frauen fachmännisch ausbilden zu lassen, auf die Erfahrungen des Krieges hin. Die Führung der Landwirtschaft ist vielfach in die Hand der Frauen übergegangen und wird auch nach dem Feldzuge bei Erkrankungen des Mannes oft dort bleiben. Die deutsche werktätige Frau hat gezeigt, daß sie mehr kann, als die Männer ihr zutrauten. Um so mehr war es mir eine Überraschung, zu hören, daß Mädchen mit genügender Mittelschulvorbildung in unseren landwirtschaftlichen Fachschulen als Kandidatinnen nur sehr ungern aufgenommen werden, ja daß man vor der Ergreifung des Studiums der Landwirtschaft durch die Mädchen direkt warnte. Hier ist noch eine erhebliche Lücke in unserer Erkenntnis.

Über die Art und Weise der Erteilung des Fortbildungsunterrichtes werden positive Vorschläge nicht gemacht. Darin stimmen aber alle Autoren des Werkes, die den Gegenstand berühren, überein, daß die Erteilung des Fortbildungsunterrichtes durch die Volksschullehrer ein völlig ungenügender Notbehelf ist. Wer das Wortwissen unserer städtischen Fortbildungsschüler und ihre geringe Sachkenntnis, die sie in solchen allgemeingeleiteten Fortbildungsschulen sich erworben, kennt, der wird seine Erwartungen auch für die ländlichen, von Volksschullehrern geleiteten Fortbildungsschulen stark einschränken. Die Fachbildung kann wirksam nur von dem Fachmanne übermittelt werden. Das haben auch die Handwerkerfortbildungsschulen endlich eingesehen und die Meister als Lehrer in die Fortbildungsschule aufgenommen. Die Schwierigkeiten der allgemeinen landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen scheinen also unüberwindbar zu sein. Seit Jahrzehnten habe ich mit mir nahestehenden tüchtigen landwirtschaftlichen Praktikern diese Frage beraten. Immer wieder kam man auf den Gedanken zurück, daß die Durchführung der landwirtschaftlichen Fortbildungsschulpflicht nur stückweise erfolgen kann. Es wird nötig sein, in jedem Amte einen landwirtschaftlichen Lehrer aufzustellen, der in seinem Bezirke Wanderschulbetriebe einführt. Die landwirtschaftliche Wanderfortbildungsschule soll den Winter über in Betrieb sein, und zwar so, daß der Wanderlehrer nur in zwei benachbarten Schulorten Unterricht gibt; etwa so, daß in den drei ersten Wochentagen im Orte A, in den letzten drei Wochentagen im Orte B von Oktober bis April täglich 2—3 Stunden Unterricht gegeben wird. Als Schulort kann die Volksschule gelten. Allerdings kommen

bloß zwei Orte im Bezirke zur Benützung des Fachunterrichtes; aber ich halte diese Methode doch für besser als die Wortüberlieferung durch den Volksschullehrer. Nach 1—2 Jahren wird dann der Fortbildungsschulsitz an zwei andere Orte verlegt; die durch diese Schule gegangenen Bauerssöhne bilden den Sauerteig für die ländliche Bevölkerung. Der Sohn des Landwirts und der Sohn des Taglöhners wird während der Fortbildung nicht der Praxis entzogen, wird nicht der Familie entfremdet, bleibt in der Umwelt seines Hofes. Ein sehr ausgedehntes Unterrichtsmaterial ist unerläßlich. Wie dem auch sei, die Frage der landwirtschaftlichen Fortbildungsschule verdient größere Aufmerksamkeit, als ihr von den Staatsbehörden zugewendet wird.

Die Landwirtschaft bedarf eines engmaschigen Netzes von Stützpunkten, die der landwirtschaftliche Lehrer sein muß.

Ein weiterer Punkt, der allgemeines Interesse erregt und der von verschiedenen Autoren behandelt wird, ist die Frage der Rückwirkung unserer modernen Verkehrsmöglichkeit auf die Landwirtschaft. Wie der Leser schon aus meinen Abhandlungen in dieser Zeitschrift weiß, ermöglicht es jetzt die Bahn, zu Spezialitätenkultur überzugehen und dadurch die Produktion zu steigern. Ich habe auf das Allgäu hingewiesen. Soll nun diese Methode, aus dem Boden nur das herauszuholen, was er am willigsten abgibt, allgemein werden, oder soll der Bauer den Gesamtbedarf seiner Wirtschaft bauen? Bei extremer Spezialitätenproduktion zeigt sich bei der Landwirtschaft die eigentümliche Erscheinung, daß nicht selten das Produkt teurer wird. Es sei an den Preis der Milch erinnert. Der Grund hiefür liegt offenbar darin, daß der Bauer bei dieser einseitigen Produktion in den allgemeinen Preisstrom hineingerissen wird, womit die Gefahr verbunden ist, daß der Landwirt zum Kaufmann oder zum Industriellen herabsinkt, daß er dessen Denkweise annimmt und jede Tätigkeit nach dieser Richtung bewertet. Der Gesichtspunkt v. Brauns, daß jeder Bauernhof ein in sich abgeschlossenes Eigenland sein soll, ist also vollständig zu billigen; dagegen soll in der Produktion der Abgabe eine größere Anpassung an das Klima stattfinden. Auch hier bedarf es eines Mannes, der die allgemeinen Gesichtspunkte der einzelnen Gegenden gegen die auseinanderstrebenden Individualwirtschaften betont, und das kann nur der Landwirtschaftslehrer sein. Zur Ausnützung des Bodens besonders nach dem Richtpunkte der Spezialität bedarf es eines Ausbaues der Verkehrsmittel und des Ausbaues des Genossenschaftswesens. Die Frage, ob Automobil oder Kleinbahn, scheint noch immer der größeren Klärung zu bedürfen. — Die von Prof. Fischer gegebene Abhandlung über die landwirtschaftlichen Maschinen führt von selbst auf die Besprechung der lebendigen Kraft, denn die Maschine hat ja den Zweck, die menschliche Arbeitskraft zu ersetzen, die einzelwirtschaftlich und staatswirtschaftlich teuere menschliche Arbeitskraft besser auszunützen. Daß manchenorts noch Verschwendung mit menschlicher Muskelkraft getrieben wird, ist zweifellos. Der Ausbau des Maschinenwesens auf dem Lande wird von selbst zur Umwandlung der Landschmiede in eine mechanische Werkstätte führen und ist reziprok davon abhängig. — Auch die Abgabe von elektrischem Strom aus Zentralen bedarf noch der Erweiterung.

Mutig und offen faßt Ballod die zweite Aufgabe der Landwirtschaft auf, der Jungbrunnen des Volkes zu bleiben. Hier verwirft er die Ansicht Zahns, daß die Herabsetzung der Sterblichkeit hinreiche, um den drohenden Rückgang in der Bevölkerung Deutschlands aufzuhalten, und verlangt aktive Bevölkerungspolitik. Zahn selbst gibt eine lesenswerte Abhandlung über landwirtschaftliche Statistik. Ballods Auffassung wurzelt in dem Hauptsatze: Menschenökonomie steht

über Warenökonomie — eine Auffassung, die auch ich wiederholt in dieser Zeitschrift vertreten habe. — Dade geht dann in die Rechtsverhältnisse der Menschenökonomie ein, und Hoffmann gibt die Landarbeiterverhältnisse wieder.

Ich möchte nur einiges herausgreifen. —

Die zahlreiche, in der Regel vierfache Gliederung unserer Behördenorganisation entspricht mehr den städtischen als den ländlichen Verhältnissen. Die Landwirtschaft hat lebhaftes Interesse daran, daß die für sie mühe- und kostenlos erreichbaren Behörden auch mit entsprechender Machtbefugnis ausgestattet sind. Eine weitgehende Selbstverwaltung der zusammengelegten Landgemeinden und eine erhöhte Kompetenz der äußeren Behörden vermag manches zu schlichten. Der Instanzenweg für Bagatellangelegenheiten ist für die Landbevölkerung und auch die der Städte viel zu groß und verführt zu Prozessen. Die Abminderung der ländlichen Gerichte muß durch fliegenden Gerichtssitz ausgeglichen werden. Überhaupt müssen sich die Staatsbehörden viel mehr als bisher geschehen davor hüten, den Bauern aus allen möglichen Ursachen vom Pfluge wegzuholen und an Alkoholgenuß zu gewöhnen, der mit dem Stadtbesuch gerne verbunden wird.

Dagegen empfiehlt das Werk mit Recht Ausbau der örtlichen Vergnügen und Erholungen und namentlich Organisation der Jugendlichen des Landes. Puritanischer Sittenzwang schiebt gar manchen zum eigenen und allgemeinen Schaden in die Stadt ab. Größeres biologisches und psychologisches Verständnis der Bauernseele ist uns, die wir vielfach als Kritiker ländlicher Verhältnisse auftraten, dringend notwendig. Ich stimme Hoffmeister, der die Gestaltung der Landarbeiterverhältnisse bespricht, vollständig bei, wenn er schreibt: ‚Auch die von so vielen Seiten in verständlicher Begeisterung befürwortete Ansiedlung unserer Kriegsbeschädigten, auch der Kriegerwitwen, sogar der städtischen Kriegerwitwen, wird aus dem gleichen Grunde nur geringe praktische Ergebnisse zeitigen.‘ Mit der Ansiedelung allein ist es nicht getan. Man muß dem Ansiedler auch die Möglichkeit geben, den Lebensunterhalt sich zu verdienen. Mindestens gleichzeitig mit den Kriegerheimstätten ist die Verlegung gewisser industrieller Unternehmen auf das Land in die Hand zu nehmen, wie ich in dem Artikel ‚Leutenot‘ im ‚Hochland‘ bereits angeführt habe. Sonst verläuft das Unternehmen wie die agrar-sozialen Gesetze der Gracchen nämlich als aufflackerndes, aber nicht wärmendes Feuer.

Auch hier möchte ich wiederum darauf hinweisen, daß der Staat mehr für die Höherschätzung der landwirtschaftlichen Arbeit durch die Gesellschaft eintreten könnte, als er bisher getan hat. Die abgeminderte gesellschaftliche Stellung hält manchen, der zur Landwirtschaft sehr geeignet wäre, von diesem Berufe ab. Die gründlichste Abhilfe in dieser Beziehung wäre die Zwangsarbeit unserer zukünftigen Staatsbeamten während der Ausbildungsperiode. Ich bin überzeugt, daß unsere zukünftigen Beamten, die während des Krieges Schülerhilfsdienste bei den Bauern verrichteten, den bäuerlichen Stand höher einschätzen werden als ihre Väter. — Der Umstand, daß wir auch nach dem Kriege fremde Hilfsvölker zur Ableistung handgrifflicher Arbeit sowohl bei der Industrie wie bei der Landwirtschaft brauchen werden, läßt den bereits erwähnten Autor den Vorschlag machen, das ganze Anwerbesystem zu organisieren. Ein Vorschlag, der vielversprechend ist.

Ein vollständiges Kapitel für sich ist die Mithilfe der Frauen, die ebenso wie die Jugendlichen bei der Landwirtschaft unentbehrlich sind. Hier verdient eine Abhandlung von Dr. Karl Müller* als sachgemäße Ergänzung erwähnt zu werden.

Wir Städter wissen alle, daß die Tierzucht bei den Kleinbauern verhältnis-

* Die Frauenarbeit in der Landwirtschaft von Dr. Karl Müller, M.-Gladbach 1913.

mäßig mehr betrieben wird als bei dem Groß- und Mittelbesitz und folgern daraus die Aufteilung des Mittel- und Großbetriebes. Daß aber gerade dieser uns die Mehlfrüchte, die Kartoffel, den Zucker liefern, unterschlagen wir entweder in unserem Wissen oder in unserer Logik. Belehrend ist die Abhandlung von Zürn und Kronacher über die Schweinezucht. Von den Gründen, die bei dem Groß- und Mittelbetrieb die Schweinezucht hindern, scheinen von den Verfassern in den Vordergrund geschoben werden zu wollen: die schwankende Konjunktur, der sich der Kleinbetrieb eher anpassen kann als der mehr stabilere Mittel- und Großbesitz, und der Mangel an Pflegepersonal. Die Verfasser warnen mit Recht vor der Schaumschlägerei eines vierwöchentlichen Spezialkurses und fordern gründliche praktische Durchbildung des Tierpflegepersonales. Bei dieser Gelegenheit weisen sie auch darauf hin, daß die Städter an den Bauern immer Anforderungen stellen, selbst aber keine Anstalten machen, diese Forderung zur Erfüllung bringen zu können. Außer der unverzeihlichen Verschwendung der städtischen, an Phosphorsäure besonders reichen Fäkalien läßt die Stadt eine Unmasse von direkten Tiernährmitteln zugrunde gehen, z. B. auch die in den Schulen weggeworfenen Nahrungsmittel.

Die Klage der Städter über die Verteuerung der Nahrungsmittel wird gründlich untersucht und dem sich breitmachenden Zwischenhandel die Hauptschuld zugeschoben. Eine Vereinfachung des Zwischenhandels und eine Kommunalisierung auch im Frieden wird als zweckmäßig empfohlen. Man erinnert sich da Rathenaus Forderung („Von kommenden Dingen"), die Unmasse Musterreisender durch Musterlager zu ersetzen. Der landwirtschaftliche und der industrielle Autor begegnen sich in der Aufzählung der wirtschaftlichen Vorteile der Ordnung des Zwischenhandels und der Anpreisung. Ich möchte noch einen zweiten Vorteil hinzufügen. Das Heer unserer Geschäftsreisenden bis hinunter zum Hausierer ist naturgemäß der Familie mehr oder minder entfremdet, ist oft direkt familienfeindlich, und selbst dann, wenn es zur Familiengründung kommt, wird der Zweck aus bekannten Gründen oft nicht mehr erreicht. Eine Einschränkung des Wandergewerbes ist notwendig. Es hat uns Deutsche viel zu schnell von der Produktion auf die bloße Vermittlung der Produktion hinübergeleitet und war Mitschuld an dem Kriege.

Wiederholt klingt der Vorwurf an unsere Volksvertreter aus dem Buche, daß sie von der Landwirtschaft wenig oder gar nichts verstehen, daß sie die Ernährungsfrage als eine Parteisache betrachten und behandeln. Das ist leider wahr. Trotzdem haben 43 unserer besten Parlamentarier an diesem Werke mitgearbeitet. Ich schließe mit den Worten eines Städters: Wer es fertig bringt, daß da sechs Halme wachsen, wo früher fünf Halme wuchsen, ist der größte Wohltäter der Menschheit.

# Eine Philosophie der Erziehung

## Von Robert Stein-Leipzig, z. Zt. im Heere

Foersters neues Werk ‚Erziehung und Selbsterziehung'* ist in Wahrheit eine Philosophie der Erziehung, wie er auch selbst im Vorwort es nennt. In früheren Zeiten war man mit dieser Bezeichnung weniger zurückhaltend** als im

* Fr. W. Foerster: Erziehung und Selbsterziehung. Hauptgesichtspunkte für Eltern und Lehrer, Seelsorger und Jugendpfleger. – Zürich (Schultheß & Co.) 1917.

** Vergl. die allgemeineren Ausführungen in meinen Aufsätzen über ‚Naturwissenschaft-

19. Jahrhundert, wo man sie geradezu scheute; erst in unseren Tagen nimmt man sie langsam wieder auf und meint damit eine Erörterung der Grundlagen, der tiefsten Fragen des Erziehungswerks und seiner Eingliederung in das Gesamtleben. Foerster berücksichtigt allerdings nicht die früheste Kindheit, wie das z. B. Locke und Rousseau tun; erst vom schulpflichtigen Alter etwa an befaßt er sich mit dem Menschen, von da an aber auch mit dem ganzen Menschen — vermöge der Selbsterziehung, die er ausdrücklich in den Bereich seiner Erörterungen einbezieht.

Mit diesem seinem letzten Werk knüpft Foerster wohl am meisten an sein erstes, an die durchschlagende Jugendlehre, an; auch dieses neue ist wieder ein Buch für Eltern, Lehrer und Seelsorger, dazu noch ausdrücklich für Jugendpfleger. Die Grundrichtung ist natürlich die alte, um die wir schon wissen, seit wir das Glück haben, Foerster zu kennen; es handelt sich zum beträchtlichen Teil um Darlegungen, die der Verfasser schon früher, in verschiedenen Werken vereinzelt und verstreut, geboten hat und die er nun in ihrem inneren Zusammenhang darstellt. Die Probleme sind vertieft, der Aufbau des Werkes übersichtlicher als die Jugendlehre, in der die theoretische Erörterung durch die jeweiligen, allerdings wie Perlen schimmernden praktischen Beispiele unterbrochen wurde — ein wissenschaftlich begründetes Buch ohne schwerfälligen Apparat, nicht nüchtern, vielmehr durch seine warmherzige, lebensvolle Sprache packend und anziehend für den großen Kreis der Erziehenden, an den es sich wendet — mit einem Wort: ein echter Foerster.

* * *

Ein kurzer Überblick soll den reichen Inhalt andeuten. Die ‚wachsende Not der Seele' und nicht nur der Einzelseele, sondern auch die gesellschaftliche Not unserer modernen Kultur sind die Ursachen für die neu erwachte Anteilnahme an den Erziehungsfragen; diese können nicht mehr durch die polizeimäßigen Verfahren der älteren Erziehungsweise gelöst werden. ‚Die neue Pädagogik muß sich zu einer Wissenschaft und Kunst der Seelenleitung und Willensübertragung nicht nur für die Jugendführung, sondern für alle Berufe entwickeln' (S. 9). Wie kann diese Aufgabe gelöst werden? Der Erzieher muß Realist sein, d. h. ohne schön- oder schwarzfärbende Brille der menschlichen Natur fest ins Antlitz schauen, er muß ein großes universales Ziel vor Augen haben und endlich diesem Ziel auch selber zustreben. ‚Nicht das bloße Wort, sondern das fleischgewordene Wort wirkt erlösend' (S. 10). In der Zielsetzung bekennt sich Foerster unumwunden zum christlichen Standpunkt. Christus weist uns den Weg: ‚Er drängt sich nicht auf, er schulmeistert nicht — er vollbringt Golgatha und zieht alles an sich, was Leben ist und nach wahrem Leben verlangt' (S. 16).

Foerster erörtert als ‚Realist' die Hemmungen und Möglichkeiten der Erziehung; wie er überhaupt die biologischen Grundlagen berücksichtigt, so weist er gerade bei diesem Punkte auf die neuerdings vielbesprochene Vererbung hin, aber nicht ohne die alte Weisheit vom Geschlechterfluch mit den modernen Untersuchungsergebnissen der Kriminalpsychologie und Heilpädagogik zu verknüpfen; in der Behandlung krankhafter Störungen darf keine weichherzige Humanität herrschen; auch pathologische Kinder müssen bestraft werden; natürlich ist die Pädagogik der Bestrafung und Ermutigung vor allem wichtig. Was Foerster endlich

---

liche Philosophien' (Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, XVI. Jahrgang [1917] S. 259 ff. und S. 427 ff.).

über Erbsünde und Erziehung sagt, möchten Theologen, Moralisten und Pädagogen wohl beachten; aus deren aller Zusammenarbeit dürften sich noch deutlichere fruchtbare Gedanken für den Erzieher herauskristallisieren.

In der Zielsetzung für die Charakterbildung muß alle Verschwommenheit — wie etwa ‚Aufbau der Kultur‘ — bekämpft werden; hier heißt es entschieden: Entweder — oder! Für eine ernste, alles durchdringende Wahrhaftigkeit, für eine Lebenstapferkeit, die ‚ein Gelöbnis der ganzen Seele ist‘ (S. 70), für eine Rangordnung der Zwecke, in der die Religion das ‚zentrale Leben der Seele‘ gegen die Gefahren der Außenwelt vertritt, gegen heimliche Erfolgskompromisse, gegen jede Verengung der Erziehungsideale, z. B. durch einen ‚Staatsfetischismus‘.

Was ist nun das Ideal des Charakters? Wenn wir von einem Menschen sagen: er ist ein Charakter, so meinen wir damit seine Treue zu den Überzeugungen bis in den Tod, seine völlige Unberührbarkeit gegenüber der Welt. Das ist die männliche Seite des Charakters; mit ihr muß sich die weibliche Seite vermählen: die hingebende Liebe, Güte, Karitas, die starkmütig duldet und stille Heldentaten vollbringt. Aus diesem Bunde entsteht der christliche Charakter — wie ihn die Heiligen der Kirche verkörpern, auch z. B. Iphigenie. Iphigenie ist ja nicht rein antik, das christliche Element in ihr ist unleugbar. Was ist nun allgemein dieses Christliche des Charakters? ‚. . . Das Christentum hat nicht nur in der Seele der Frau ein „ewigmännliches“ Element der heroischen Konsequenz geweckt und dadurch die Frau noch frauenhafter gemacht, sondern es hat auch in der Seele des Mannes ein ewigweibliches Element zum Leben gebracht und durch dienende Liebe den Mann noch männlicher gemacht. Es hat die Zartheit durch die Stärke und die Stärke durch die Zartheit erhöht‘ (S. 107); wohl bringt es die Antike zu erhabener Festigkeit, aber auf Kosten der reichen Entfaltung seelischer Kräfte. ‚Dem heidnischen Geist fehlt noch die Fähigkeit, Reichtum und Ordnung, Lebensfülle und Charakterkraft, Idealismus und Realismus zu vereinigen; das hat erst das Christentum vermocht, und . . . (darin) liegt seine unerreichbare organisatorische Lebenskraft — in Leben und Erziehung‘ (S. 109).

An die Spitze der Einzelaufgaben der Erziehung stellt Foerster die Willensbildung; deren Hilfsmittel sind hauptsächlich Inspiration und Übung — ‚große Ideale von hinreißender Konzentrationskraft und praktisches Anlernen im kleinsten‘ (S. 123). Bei der heute vielfach üblichen Überschätzung der praktischen Technik in der Willensgymnastik wird übersehen, daß dem Willen vor allem die Gesamtstärkung der Seele förderlich ist. Tatenergie wie Hemmungsenergie — beide wollen gleichermaßen geübt sein; bei Erörterung der letzteren wird die hohe Bedeutung des Fastens, des Schweigens, der Askese gerühmt, ohne daß die erziehlichen Gefahren besonders der Askese verschwiegen würden.

Die schönen Ausführungen Foersters über weibliche Erziehung sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt; sie wurden zuerst im ‚Hochland‘ 1917 veröffentlicht. Es handelt sich hier hauptsächlich um die Kulturaufgabe der Frau, ihre Erziehung zur Liebe und zum sozialen Fühlen, sowie um die gegenseitige Erziehung der Geschlechter. Die Gegenüberstellung von Maria und Martha gibt Foerster auch hier Gelegenheit, nicht so sehr das Martha-Haus wie vielmehr das Maria-Haus für notwendig zu erklären.

Die männliche Erziehung möge zunächst die Klippe erkennen, daß bloße Männlichkeit kein letztes Ziel ist. ‚Das höchste Glück steht über den Sphären von Mann und Weib‘ (S. 200). — Die Flegeljahre werden nicht nur als Pubertätskrisis, sondern zumal auch als Durchbruch des Manneswillens gewertet; hier

sind sehr feine Beobachtungen und Betrachtungen geboten. ‚Wird das natürliche Kraftleben nicht gleichsam induktiv, aus seinen eignen Begriffen heraus, geläutert, verinnerlicht und dem Christentum entgegengeführt, und wird das Christentum nicht in den Knabendialekt übersetzt, nicht in seinem heroischen Gehalte verdeutlicht, so gibt es nie eine Verständigung zwischen dem Kraftideal und dem christlichen Ideal‘ (S. 209). Gewiß ist auch körperliche Erziehung für den Charakter wichtig: ‚Mut, Selbstbehauptung, Tatenenergie, Standhaftigkeit, Härte gegen sich selbst — das alles muß überhaupt erst einmal durch die einfachste und anschaulichste Betätigung aus der Seele herausgeholt und mit dem Ehrgefühl des jungen Menschen verknüpft werden, bevor man es dann auf die höheren Aufgaben des Lebens übertragen kann. Diese höheren Aufgaben aber sind doch die Hauptsache‘ (S. 211 f.). Bei der Verinnerlichung des Mannesbegriffes werden viele äußerliche Helden als Schwächlinge entlarvt, dagegen finden Ritterlichkeit, Mut zur Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit gerechte Anerkennung; anerkennenswert ist auch körperliche Haltung. ‚Unerschütterliche Haltung ist der Gesamtausdruck der wohlbefestigten Seele, ist der Lohn für alles ernste Denken, alles ritterliche Empfinden und alles treue Üben.‘ Von besonderer Bedeutung ist die Vertiefung des männlichen Ehrbegriffes auf sexuellem Gebiete. Die Ausführungen über Mannesehre und Tanz sind echt Foerster.

Daß äußere Formen, Gewohnheiten, Manieren bei uns Deutschen unterschätzt werden, ist auch ein erzieherischer Nachteil; selbst in diesen Dingen zeigt sich der Zusammenhang von Leib und Seele, bei Mädchen wohl noch stärker als bei Knaben. Tanzsitten und Eßmanieren sind der Beseelung der äußeren Form wegen, schließlich des Taktgefühls wegen bedeutsam. Die gute und schöne Form ist auch ein Mittel zur ‚Auferweckung des Fleisches‘.

Für eine soziale Erziehung sind erst noch die Elemente zu gewinnen; die Erwachsener selber sind bis jetzt selten sozial erzogen; da kann dann der Erfolg bei der Jugend nicht groß sein. Und doch wäre ein guter Erfolg bei unserm hochentwickelten Gemeinschaftsleben so wichtig. In Schonung des Selbstgefühls der Mitmenschen, in Großmut, Versöhnlichkeit, im Worthalten, in taktvollem Briefschreiben, in Veredelung der Kampfinstinkte — in alledem zeigt sich soziale Kultur.

Die politische Erziehung wird nur kurz umrissen; nach dem Kriege will Foerster seine Gedanken hierüber der Öffentlichkeit unterbreiten. Dagegen nimmt die Erörterung der Wahrhaftigkeit einen breiten Raum ein. Die unbedingte Wahrhaftigkeit soll bestimmt gefordert, die Sophistik der Notlüge klar aufgezeigt werden. Allerdings ist vom Erzieher zu fordern, daß er die Psychologie der Lüge wohl beachte.

In der Sexualpädagogik ist Foerster bekanntlich kein Freund der Aufklärungsrichtung; ihm ist die Willensstählung wichtig, und zwar lieber nicht so, daß der Wille unmittelbar gegen den ungezügelten Geschlechtstrieb aufgeboten wird, sondern daß der Wille sich ganz allgemein gegenüber dem Triebleben behaupte und bewähre.*

Die Jugendfürsorge könnte sich manches vom amerikanischen Verfahren zunutze machen, nämlich das auf Selbstverantwortlichkeit und Leitung durch Jugendliche gestützte Klubwesen; der Erwachsene möge sich dabei zurückhalten. ‚Wer hier Erfolg haben will, der muß sich allerdings zuerst ganz radikal von dem Wunsch

* Vergl. Foersters Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine neue Begründung alter Wahrheiten. — Kempten (Jos. Köselsche Buchhandlung) 1911.

nach Patronage und Bevormundung befreien' (S. 325). Foerster empfiehlt auch hier ethische Besprechungen mit der Jugend. Was er über Dienstbotenerziehung, Pfadfinderethik, über die Freude als Erziehungsmittel sagt, bietet alles sehr beherzigenswerte Fingerzeige.

Gehorsam und Freiheit müssen sich bei der rechten Erziehungsweise ebenso vermählen wie männliche und weibliche Seite des Charakters, wie Tat- und Hemmungsenergie. In Europa fordert man auch zu viel Gehorsam; die Amerikaner pflegen das Freiheitsverfahren, das allerdings auch seine Kehrseiten hat. Der Erzieher achte auf die Tonart in seinen Anweisungen und übe möglichste Selbstbeschränkung in Befehlen. ‚Für die Entwicklung des Gewissenslebens ist es höchst wichtig, daß nicht unablässig verboten, sondern sehr vieles erlaubt und nur ganz Bestimmtes um so nachdrücklicher verboten wird' (S. 367).

Der Selbsterziehung ist ein eigener Abschnitt gewidmet, obwohl sie mittelbar fast im ganzen Buche steckt. Was hier über Erfahrungen aus der Tierdressur gesagt ist, möchte ich durch einen Hinweis auf W. H. Riehls Novelle vom ‚stummen Ratsherrn' ergänzen. Auch auf religiöse Erziehung führten schon die meisten Betrachtungen; doch bildet eine besondere Betrachtung hierüber den Schlußstein des ganzen Buches; ja, ein eigenes Werk über diese wichtigste pädagogische Frage wird uns von Foerster in Aussicht gestellt. Für diese zukünftige Darstellung sei ein Wunsch geäußert: daß sie nämlich das zweite große Gebot, das Christus dem reichen Jüngling nannte, recht ins erzieherische Licht rücke; in Predigten, Religionsstunden und Anleitungen zur Gewissenserforschung werden die Unterlassungssünden gegen dieses Gebot fast immer noch zu kurz behandelt; die ganze Foerstersche Richtung zielt ja nun eben auf diesen Punkt hin, und so würde gerade Foersters Wort hierin eine Besserung anbahnen. — Die religiöse Erziehung soll der Jugend die Macht Christi über das wirkliche Leben klar zum Bewußtsein bringen und ihr deutlich machen, daß ‚jede Nachfolge Christi mit einer geheimnisvollen Steigerung der innersten Lebenskraft und Seligkeit verbunden ist' (S. 384).

* * *

Im vorstehenden Überblick sind vielfach Foersters eigene Worte gebraucht worden, häufiger noch, als es durch Anführungszeichen ausdrücklich hervorgehoben ist; Foerster hat eine so reiche bildhafte Sprache für das, was sein geradezu seherischer Blick in den Tiefen der Menschenseele erschaut, er ist so hellhörig für plastisch geprägte Aussprüche aus fremdem Munde, daß insofern bei ihm das Wort ‚Fleisch wird'. Aber ich möchte ihn nicht Sprachkünstler nennen, sondern von ihm sagen, er sei ein Poet. So, wie etwa ein Maler Poet sein kann. Er bringt nicht mit einem bewußten gesteigerten Formgefühl geschliffene, funkelnde Wortjuwelen zustande wie z. B. Nietzsche, sondern aus einem Herzen voll heißen Gefühls für die Jugend und die Menschen überhaupt quellen diese unmittelbaren Ausdrücke hervor, die wie Schlaglichter die ganze Lage beleuchten. Beispiele? Auf jeder Seite fast stehen welche! Poet ist Foerster ja auch in seinen kleinen packenden Geschichten der ‚Jugendlehre' (bzw. ‚Lebenskunde'), von denen manche wie ‚die geflickte Hose' erfreulicherweise schon in Schullesebücher aufgenommen sind. Man muß bis auf Pestalozzi zurückgehen, um wieder einen Erzieherpoeten zu treffen. — Die Weisheit der Jahrhunderte, besonders Bibelworte, weckt Foerster zu neuem Leben; Sokrates, Plato und die Stoa; Augustin, Dante, Franz von Assisi; Luther und Loyola, Rousseau und Pestalozzi, Goethe, Nietzsche, Ibsen und noch so manche weiß er überraschend und schlagend als Zeugen aufzurufen. Ein wohltuend freier,

unabhängiger Standpunkt offenbart sich in dem anerkennenden Verstehen der gesunden Ansichten mancher im übrigen bekämpfter Richtungen wie Frauenemanzipation, Amerikanismus, Heilsarmee. Erstaunlich ist die fruchtbare Vertrautheit mit ausländischen oder sonstwie fernerliegenden Erziehungsverfahren und mit modernen Bestrebungen wie Kriminalpsychologie, Heilpädagogik, biologischen und medizinischen Richtungen, für die unsere landläufige Pädagogik wenig Blick hat.

Auch auf die äußeren Vorzüge des Buches sei hingewiesen: die gute Gliederung, das ausführliche Inhaltsverzeichnis, das Register am Ende, die Seitenüberschriften — alles erwünschte Hilfsmittel zum besinnlichen, fruchtbringenden Lesen und Aufnehmen.

Gott sei Dank, daß wir die Foerstersche Philosophie der Erziehung haben! Wir haben sie jetzt und nach dem Kriege bitter nötig.

# Geographische Handbücher und Atlanten
## Von Leo Weismantel

Der Gemeinplatz vom Krieg und seinen Einwirkungen auf siebentausend Faltungen des Lebens ward auch der Tummelplatz jener Geographen, die von diesem Gegenwartsgeschehen ein Emporblühen ihrer Zunft erwarteten; daß der Weltkrieg uns Deutsche zu Geographen mache, ward ein geflügeltes — blieb aber ein halbverstandenes Wort. Wie all' diese Gemeinplätze fand auch dieser seine Korrektur durch Tatsächlichkeiten.

Es ist nicht anzuzweifeln, daß sowohl in der Schule wie im ‚praktischen Leben' der Geographie ein ‚erhöhtes Interesse' erkämpft werden muß. Wie weit hier von der Wissenschaft eine Offensive gegen die Unkenntnis der Laienwelt vorgetragen werden kann, zeigt vielleicht ein Blick in neueste führende Literatur.

Der Zwiespalt zwischen Zweckleistung und ‚reiner', der materiellen Umwertung zunächst abgekehrter Richtung ist in keiner Wissenschaft größer als in der Geographie; hiezu kommt, daß gerade die Erdkunde, die sich erst in der Gefolgschaft der Geschichte, dann in jener der Naturwissenschaften betätigte, nie zu eigener Selbständigkeit gelangte; die ‚Staatshoheit' wird ihr von den ehemaligen — dies Wort ist in seinem Vergangenheitswert sehr vorsichtig zu nehmen — Lehensherren auch heute noch in offener Feindschaft oder mit höflichen Komplimenten abgesprochen.

Es muß offen zugestanden werden, daß wie sie keine zweite Wissenschaft es bisher so wenig verstanden hat, ihre technischen Arbeitswege, Hilfsmittel, rein zunftmäßige Werte und Maßstäbe dann auszuscheiden, wenn sie ihre Ergebnisse aus den Zunftstuben der Gelehrsamkeit in die Welt der zweckmäßigen Verwertung oder des Bildungsgenusses ausliefert.

Der ‚Große Seydlitz',* herausgewachsen aus Schulbüchern und ganz noch den Wurf unserer (gewiß besten) Handbücher aufweisend, ist zu einem Handbuch für Gelehrte wie Kaufleute geworden, will dienen in Seminarien der Hochschulen wie in Kontors; unter den vielen Verbesserungen, die das — vom heutigen Stand der Geographie sehr empfehlenswerte — Buch erfuhr, erscheint mir als die wichtigste und zukunftweisendste die Befreiung der Stoffordnung aus

---

* Der ‚Große Seydlitz', Handbuch der Geographie, 26. Bearbeitung; Verlag Ferdinand Hirth, Breslau 1914.

der Zwangsjacke der gänzlich ungeographischen staatlichen Grenzen. Für sie tritt die geographische Grundlage der Landschaft ein. Es ist dadurch die Möglichkeit eines Veraltens des Buches gerade in der Gegenwart, der Zeit gewaltigster politischer Veränderungen, engstens beschränkt worden; es kann nunmehr der politische Teil unabhängiger vom Hauptteil erscheinen und, falls er sich ändert, als allein veränderter Nachtrag dem bis zu einem gewissen Grade überzeitlichen, rein geographischen Hauptbuch nachgebracht werden.*

Eine stärkere Loslösung von der Tradition kann zunächst — es sei dies kein Vorwurf gegen die moderne Geographie; Entwicklungen lassen sich nicht überstürzen — nicht erwartet werden. Das wird nichts ändern an der Berechtigung einer Reihe von Forderungen, die an das Geographische Handbuch der Zukunft gestellt werden müssen.

Der breite Strom der bisherigen Erneuerungen geographischer Handbücher (und das Herauswachsen des Großen Seydlitz aus dünnen Schulbüchern ist hiefür äußerst bezeichnend) beschränkte sich auf eine Erweiterung des Wissens, ward nie zu einer inneren Revolutionierung des Faches. Ein solcher ‚Fortschritt' — und mag das ehedem schmale Bändchen zu einer Bibliothek anwachsen — ist trügerisch und nur Fortschritt von sehr, sehr untergeordneter Bedeutung. Solange die Geographen selbst nach einer zwei Jahrtausende zählenden Geschichte im unklaren darüber sind, wie sie ihre Wissenschaft definieren und begrenzen sollen, ist jenes Heil nicht zu erwarten, das die Freiheit einer inneren Ausgestaltung brächte. Nur Revolutionierung bringt Fortschritt. E. Banse scheint mir deshalb einer der fruchtbringendsten Geographen der Gegenwart zu sein. Banses Programmschrift über das Wesen der Geographie, die 1912 in ‚Petermanns Mitteilungen' zunächst erschien, hebt folgendermaßen an: Nächst der Wissenschaft der Philosophie ist die Geographie die einzig völlig reine, unlegierte Wissenschaft, nächst jener ist sie praktisch wenig nütze, es fehlt ihr der hausbackene Begriff der ‚Anwendung', die Niederbeugung ins ‚Praktische'. Wie die Philosophie der Inbegriff der ganzen Wissenschaft, so ist die Geographie der Inbegriff des Erdrealen, sie ist zu der großen Null unseres Geoids erst die Eins, die es zum Leben weckt. Sie befaßt sich nicht mit einer Einzelseite des Planeten, sondern zieht die geistige Summe von allem. Ihre Hilfsdisziplinen sind nützlich und praktisch wertvolle Fächer, die Geographie hingegen ist durch ihre rein geistige Tendenz in erster Linie eine ideale Wissenschaft, die bloß mittelbar wirkt, da sie (in zweiter Hand) viel Tatsachenstoff aus fremden Disziplinen aufspeichert. Sie ist zu geistreich, um nutzbar zu sein. Sie ist Gold, aber nicht Münze. Deshalb muß, wie schon von Richthofen meinte, die vornehmste Triebkraft der geographischen Arbeit sein ‚der innere Drang zum Studium des Gegenstandes um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf praktische Ziele'.**

---

* Ein der 26. Auflage des ‚Großen Seydlitz' beigegebener Gutschein leistet den jetzigen Käufern des Handbuches Gewähr für kostenlose Nachlieferung eines solchen, die politische Geographie betreffenden Nachtrages.

** In der genannten Programmschrift stellt E. Banse den Begriff des geographischen ‚Milieus' auf (B. versteht darunter die ‚Verbindung sämtlicher erdkundlicher Elemente einer in sich abgerundeten Erdstelle, ihre geographische Quersumme') und teilt darnach die Welt neu in eine Reihe von ‚Erdteilen', wobei er die bisherige Bedeutung des Wortes ‚Erdteil' naturgemäß verläßt. Hiezu schreibt Max Friederichsen-Greifswald (Peterm. Mitt. 1914): ‚Ein Bedenkliches hat dieses Streben nach Milieuschilderung. Es verleitet dazu, eine klare Disposition und sorgsame Beschreibung der einzelnen

Mehr noch wie Banse erscheint auch mir die Geographie die Philosophie des Erdlichen zu sein, während jene Wissenschaft, die wir sonst unter dem Namen Philosophie erkennen, die des Übersinnlichen ist. Hier sollte meines Erachtens der Ausbau der Geographie einsetzen. Jedes Einzelwissen: das Topographische wie das Geogenetische, das Biographische, ist in sich belanglos und fällt in das Gebiet einer fremden Wissenschaft, in der es als Einzelerscheinung gewürdigt wird. Alle geographische Betrachtung, die bislang Beschreibung alles Dinglichen war, wie dieses sich in seiner vertikalen und horizontalen Flächenerstreckung systematisch gliedern ließ, müßte von der Geographie der Zukunft, die alles Dingliche darstellt, wie es aus der Erde in die vierte Dimension, ins Geistige (absolut nicht ins Abstrakte) symphonisch erwächst, in die Vorhalle des Scholaren verwiesen werden. Dieser Geographie müßte eine neue, allem Zunftmäßig-Technischen abgekehrte Sprache und Ausdrucksfähigkeit gewonnen werden, die nichts gemein mehr hätte mit dem Disponieren und Klassifizieren des heutigen Schemas.

Wie belanglos sind im Geographischen Handbuch z. B. alle Angaben von Länge- und Breitegraden, Maßerstreckungen, Angaben von Kaps und Küstenwindungen usw. Muß nicht der größte Gelehrte hier ein Stümper bleiben vor dem simpelsten Kartographen? Es muß Prinzip werden, dem Geographischen Handbuch kein Wort einzukleben, dessen Gestaltung dem Atlas zugeschoben werden muß. Eine ‚physische', eine ‚mathematische' Geographie ist letzter Dinge eine Absurdität. Der Geograph muß diese Einzelerscheinungen beherrschen lernen als Scholar, für den Laien sinken sie im Geographischen Handbuch unter den Strich in die Fußnote. (Darob ist die Existenzberechtigung einzelner Monographien aus dem Gebiete der physikalischen oder mathematischen Geographie außerhalb der offiziellen Geographie nicht geleugnet.) Wie der Musiker in seiner wahrsten Würde Komponist, Schöpfer ist — keineswegs Harmonielehrer oder Anwender der Harmonielehre —, so muß auch der Geograph Wissenschaftler sein im höchsten Sinne, nicht ‚Um-das-Handwerk-Wissender'.

Die Geographie als Wissenschaft verliert ihren ‚praktischen Wert', d. h. das geographische Handbuch wird sich nicht mehr die Aufgabe stellen können, dem Hochschulseminar in gleicher Weise zu dienen wie dem Kontor.

Das dem ‚Kontor-Dienen', das einer materiellen Ausbeute Sich-Hingeben muß dem Wissenschaftler stets als unheilig — in einzelnen Fällen sogar als Dirnentum — erscheinen. Aber das ist ja um Gottes Willen kein Schaden! Deshalb

---

geographischen Tatsachenreihen zurückzustellen gegenüber einer nur zu leicht verschwommen werdenden Allgemeinschilderung. Denn derartige allseitige geographische Charakterschilderungen, wie Banse sie vorschweben, sind etwas außerordentlich schweres! Sie erfordern ein ganz erhebliches Maß künstlerischer Gestaltungskraft.' Diese Einwendungen Friederichsens sind ohne Zweifel positiv wahr. M. E. aber widerlegen sie die Berechtigung der Banseschen Forderungen nicht. Es kann kein Hindernis sein dürfen, die Geographie nur deshalb nicht in dieser Richtung auszubauen, weil diese von Banse geforderte, von Friederichsen erkannte Gestaltungskraft keine alltägliche Begabung ist. (Banses Erwiderung an Friederichsen, siehe Pet. Mitt. 1915.) Seine Gedanken sucht E. Banse (m. E. mit nicht immer glücklicher Hand) zu verwirklichen in ‚Illustrierte Länderkunde', Georg Westermann, Braunschweig, 1914. Weitere Werke von E. Banse sind: ‚Das Orientbuch'; J. Singer, Straßburg 1914; — ‚Die Türkei', Westermann, 1915; — ‚Tripolis', Alex. Dunker, Weimar, 1912; — ‚Auf den Spuren der Bagdadbahn' ebenda, 1913; ‚Die Altasländer', Teubner, Leipzig, 1910; — ‚Ägypten', Gebauer-Schwetschke, Halle, 1909.

werden immer Bücher, Handbücher und Atlanten hergestellt werden — und sogar von Geographen —, die rein praktischer Art, ja bedeutend praktischerer Art sind als die der Gegenwart. Aber hier darf nicht der Geograph die Forderungen der Technik, der Anlage stellen, sondern der Gebraucher muß dies tun. Diese Gebraucher werden tausendfacher Art sein, diese geographischen Handbücher werden sich spezialisieren müssen.

Der Atlas — ich verweise hier auf einen der im ‚praktischen Leben' am beliebtesten, auf den Andreeschen Großen ‚Hand'atlas,* über dessen ‚Unhandlich'keit viel gescherzt wird (welche Weisheit liegt doch in diesem Sprachscherz!) — wird sich gleichfalls in einen wissenschaftlichen und in einen praktischen (letzterer ist Spezialatlas!) teilen müssen. Auf eines wird der wissenschaftliche Atlas vor allem achten müssen: seine heutige Technik muß erlernt werden wie eine schwere Schrift (wie Stenographie etwa); die Zukunft hätte dies nach Möglichkeit auszuschalten: Die Karte muß Abbild sein — nicht Symbol.

Eine Frage noch dürfte aufzuwerfen sein: Wem lassen wir die Schule? Dem Geographen oder dem praktischen Verwerter auch-geographischen Wissens? Die Antwort wird davon abhängig sein, ob wir die Schule als Bildungsstätte ansehen oder als etwas anderes. Bildungswerte kann nur der Wissenschafter vermitteln. Hier liegt eine Ursache, wenn die heutige Geographie in den Bildungsanstalten sich mit einer so kärglichen Berücksichtigung abfinden muß.

Daß Geographische Handbücher und Atlanten nicht Volksbücher geworden sind wie Dichtungen, ist eine leuchtende Mahnung.

---

* 6. Auflage 15 Lieferungen à 2 Mk.; Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für März 1918*

Friede im Osten und deutsche Siege im Westen kennzeichnen den 44. Kriegsmonat. Für den allgemeinen Frieden sind jetzt erheblich günstigere Grundlagen gegeben. Rein militärisch betrachtet war es zwar angesichts der großen Überzahl unserer Feinde beim Abschlusse des Friedens mit Rußland klug, auf Landaneignung und Kriegsentschädigung nachgiebig zu verzichten, um zum Kampfe im Westen, der die Schlußentscheidung des Weltkrieges bringen soll, den Rücken frei zu bekommen. Jetzt aber ist, nachdem die übrigen Einkreismächte wiederholte Friedensangebote schroff zurückwiesen und offen zugestanden, mit Vernichtungsabsichten einen Eroberungskrieg gegen den Vierbund zu führen, nach der allgemeinen Auffassung der ja auch von den Staatsmännern des Vierbundes befristet gebrauchte Ausdruck von einem Verzicht- oder Verständigungsfrieden durchaus hinfällig geworden. Nicht umsonst wollen die Millionen unserer tapferen Krieger Jahre lang sich geopfert haben, um dann im Frieden ihr Leben hindurch in Armut eine erdrückende Steuerlast zu tragen für Verzinsung und Tilgung der ungeheueren Kriegsschulden. Mit dem Rufe: „Unsere Kinder sollen es einst besser haben!" zogen hoffnungsvoll unsere Streiter im August 1914 ins Feld. Bei siegreicher Heimkehr dürfen sie nach all den Anstrengungen und Gefahren, ihren großartigen Leistungen und Erfolgen nicht dadurch enttäuscht werden, daß künftighin ihre Kinder es schlechter haben würden. Lorbeer allein tut's nicht; Wohlstand des Volkes ist nötig!

* Vgl. die Abhandlung „Kriegsbetrachtung für Februar 1918" Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Aprilheft S. 95.

Zur Erzwingung des allgemeinen Friedens wirkt der Seekrieg unter dem Wasserspiegel unaufhaltsam mächtig weiter. Nach ohnseitiger Meinung eines Spaniers erlitt Großbritannien, das jetzt auch auf dem Festlande zugrunde ginge, zur See bereits eine schwere Niederlage; der Endsieg der Mittelmächte sei vollständig sicher. Bis zum Schlusse des 43. Kriegsmonats belief sich das Gesamtergebnis des uneingeschränkten U-Krieges auf 10 270 000 Bruttoregistertonnen, seit Kriegsbeginn aber auf rund 15 700 000 BRT. des unseren Feinden verfügbaren Welt-Handelsschiffraumes. Hiezu wurde im 44. Kriegsmonat durch die Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität von 1. bis 31. März 1918 noch die Versenkung von 605 000 BRT. bekannt, so daß der Gesamtverlust des Einkreisverbandes an Handelsschiffraum den Betrag von 16 Millionen Tonnen schon weit übersteigt. Durch Schiffsneubauten wurde ein Ersatz von 3 bis höchstens 5 Millionen gewonnen. Bei dem Ausfall von mindestens 10 Millionen BRT. könnten die maßgebenden britischen Politiker nun wohl bald zur Einsicht kommen, daß der Weltkrieg mit seinen übrigen Verlusten an Geld, Stoffen und Menschen für sie kein gutes Geschäft mehr sei. Wie schlimm ihre Lage ist, geht am deutlichsten aus der Vergewaltigung der ohnseitigen kleineren Staaten, besonders Hollands, hervor, dessen auswärts befindliche Handelsschiffe von den Einkreismächten beschlagnahmt wurden. Auf dem Wasserspiegel fanden im März keine entscheidenden Kämpfe statt; nur leichte Seestreitkräfte lieferten sich ein einflußloses Gefecht in der Nacht zum 1. März nördlich des holländischen Eilandes Vlieland, wobei deutscherseits 1 Minensuchboot und 3 Fischdampfer

verloren gingen, dann kam am 21. März morgens ein erfolgreicher Angriff deutscher Torpedostreitkräfte von Flandern aus auf die Festung Dünkirchen sowie auf militärische Anlagen bei Bray Dunes und La Panne, die nachhaltig und wirksam beschossen wurden. Auf dem Rückmarsch verlief ein Feuerkampf mit feindlichen Zerstörern zugunsten der unbeschädigt gebliebenen deutschen Schiffe.

In der bei Kriegsbeginn völlig neuartigen, nun aber nach $3^1/_2$jähriger Dauer schon gewohnten heftigen Weise setzte sich im März der Luftkrieg fort, der mit großen Leiden der wehrlosen Bevölkerung in den Kriegsgebieten, aber auch in den weitab im Landesinnern liegenden offenen deutschen und österreichischen Ortschaften verbunden ist. Strafende Vergeltung übten unsere Luftstreitkräfte. So griffen Marineluftschiffe in der Nacht vom 12. zum 13. und vom 13. zum 14. März die englische Ostküste und in der Nacht vom 10. zum 11. März sogar das weit entfernte Neapel an, ohne selbst beschädigt zu werden. Besonders wirksam war in der Nacht vom 8. zum 9. März ein Fliegerangriff auf Paris, der bei dem Gemeinderat den einstimmigen Beschluß verursachte, der französischen Regierung dringend nahezulegen, keine Luftangriffe auf feindliches Gebiet mehr auszuführen, wenn dadurch für Paris eine Wiederholung der letzten unglücklichen Ereignisse vermieden würde. Besonders bemerkenswert ist der hervorragende Anteil, den die deutschen Flieger an der siegreichen Schlacht zwischen Arras und La Fere nahmen, sowohl durch die vorausgehende Aufklärung als auch durch ihren Angriffsgeist bei Unterstützung der vorstürmenden Truppen, dann durch kühne, erfolgreiche Bekämpfung der feindlichen Luftstreitkräfte und endlich durch Bombenabwürfe auf die feindlichen Bahnknoten und britischen Landungsplätze Calais und Dünkirchen.

Genau mit Frühlingsanfang, am 21. März, begann im Westen der große Entscheidungskampf. Bis dahin dauerte der nur durch Geschütz- und Erkundungskämpfe ausgefüllte Stellungskrieg. Generalfeldmarschall v. Hindenburg hatte den Mut der Geduld, bis zur Vollendung der Angriffsvorbereitungen warten zu können. Zu der lange vorher festgesetzten Zeit, bis zu der alles fertig sein mußte, wurde nach kurzer, aber wirksamer Geschützvorbereitung, auch durch österreichisch-ungarische Artillerie, der überraschende Überfall auf die britischen Stellungen zwischen Arras und La Fere ausgeführt. Deren Durchbrechung gelang in wenigen Tagen. Am 23. März schon war die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fere gewonnen, ein erheblicher Teil des britischen Heeres geschlagen. Nun begannen neue Kämpfe in dem Striche nordöstlich von Bapaume—Peronne—Ham mit Ausdehnung nach Süden gegen das hier an die Briten anschließende französische Heer. Bis Monatsschluß, nach elf Schlachttagen, drangen die Deutschen aus ihren alten Stellungen vor ungefähr bis zum Striche Tilloy ($2^1/_2$ Kilometer östlich Arras) — Bucquoi (2 Kilometer westlich Albert) — Moreul—Montdidier—Lassigny — Noyon—Chauny—La Fere. Damit gewannen sie vom bisherigen feindlichen Gebiet eine über 4000 Quadratkilometer große Fläche in Gestalt eines abgestumpften Keils, von dem der Grundstrich Monchy—La Fere etwa 80 Kilometer lang ist, die Tiefe gegen Westen bis zu 60 Kilometer beträgt, die rechte Seite Tilloy—Moreul gegen Nordwesten, die linke Seite Montdidier—La Fere gegen Süden sich wendet. Wohl ist aus diesen Richtungen her die Keilfläche britisch-französischen Flankenangriffen ausgesetzt, doch würden deren östliche Flügel wieder aus den unveränderten deutschen Stellungen, die nördlich Tilloy und südlich La Fere an die Keilfläche anschließen, selbst in der Flanke, bedroht. Von Amiens ist der westliche Keilschnitt noch etwa 15 Kilometer, von Paris die südliche Seite rund

80 Kilometer entfernt. Trotz der gewaltigen Einbuchtung hängen aber die neuen britisch-französischen Stellungen noch zusammen, ihre völlige Durchstoßung verhinderten die neuzeitlichen, wieder schnell bindenden Verkehrsmittel. Aus der gewonnenen Keilfläche könnten nun die Deutschen die anschließenden alten britischen und französischen Stellungen gegen Norden und Süden aufrollen sowie durch Vorstoß 100 Kilometer sommeabwärts zur Meeresküste die Gegner in zwei Gruppen zerreißen, wenn nicht etwa in anderer Gegend ein neuer überraschender Schlag geführt wird. Bei Monatschluß kam die deutsche Vorwärtsbewegung zum vorläufigen Stillstand, ‚um Atem zu holen‘ und Kräfte zu sammeln sowie die rückwärtigen Verbindungen zu ordnen. Auf etwa eine Viertelmillion werden die blutigen Verluste der Briten und Franzosen geschätzt; an Beute wurden ihnen abgenommen 75 000 Gefangene, über 1100 Geschütze und sonstige reichliche Kriegsstoffe. Wenige Tage nach Beginn des deutschen Hauptangriffes, am 25. März, begann die Beschießung der Festung Paris aus Flachbahngeschützen, deren über 120 Kilometer große bisher nie erreichte Schußweiten selbst artilleristische Fachleute in Erstaunen setzten. Wenn auch noch nicht sehr viele Geschosse in die Stadt fielen, so übten sie doch neben der starken Zerstörungswirkung des einzelnen Schusses vor allem eine erhebliche seelische Wirkung auf die Bevölkerung aus, deren bemittelter Teil in blindem Schrecken Paris fluchtartig zu verlassen sucht. Vom französischen Ministerrat wurde die Wegschaffung der Zeughäuser-Bestände und Kriegsvorräte beschlossen. Mit den deutschen ‚Wunderkanonen‘ könnte von Ostende aus Dover, von Calais aus London beschossen werden. Zum ersten Male wurden ferner nach englischen Berichten deutscherseits in der Schlacht außer den erbeuteten britischen ‚Tanks‘ neu gebaute Panzerkraftwagen, kleinere schnelle und große sogenannte ‚Landkreuzer‘ mit bestem Erfolge verwendet. Von starkem Einflusse auf die britisch-französische Kriegführung erweisen sich die in Frankreich und Großbritannien auftretenden inneren Gärungen, die unter dem Eindrucke der erlittenen Niederlage, der Lebensmittelknappheit und der sonstigen Kriegsleiden wiederholt zu blutigen Unruhen führten. Besonders in Irland ist die Lage für Großbritannien höchst unbefriedigend und erfordert vermehrte militärische Vorsichtsmaßnahmen, um die aufständische Bewegung niederzuhalten.

Im Südwesten fanden im März keine entscheidenden, meist nur Vorposten- und Geschützkämpfe statt; die Kriegslage blieb daher unverändert. Durch die Schneemengen in den Alpen wurden größere Heeresbewegungen verhindert, in Italien aber bereiteten die Lebensmittel- und Kohlennot, die niedergedrückte Volksstimmung sowie die Zurückziehung der britisch-französischen Hilfstruppen nach Frankreich große Schwierigkeiten und Besorgnisse vor einem neuen österreichisch-ungarischen Vorgehen.

Auf dem Balkangebiete ist ebenfalls die Lage unverändert; in Mazedonien fanden nur kleine Scharmützel statt; in der Dobrudscha blieb Waffenstillstand.

Bedeutsame, wichtige Ereignisse vollzogen sich im Osten. Mit Rumänien wurde am 26. März ein vorläufiger Friedensvertrag unterzeichnet, nachdem dem endgültigen Abschluß von der rumänischen Regierung fortfortwährend Schwierigkeiten bereitet worden waren. Gegen Rußland wurde der am 18. Februar begonnene Vormarsch deutscher Heeresteile in den ersten drei Märztagen noch fortgesetzt, bis in Berlin der russische Eilbote mit der schriftlichen Annahme der deutschen Friedensbedingungen eintraf. Am 3. März, nachmittags 5 Uhr, wurde der Friede mit Rußland unterzeichnet, nachdem schon vier Stunden vorher die Einstellung der Feind-

seligkeiten deutscherseits befohlen wurde. Trotzdem kam es am 4. März noch zu vereinzelten Kämpfen mit russischen Truppen, die der rechtmäßigen Besetzung Estlands sowie der erbetenen Unterstützung der Ukraine Widerstand leisteten. Auf dem besetzten großrussischen Gebiete mußte ferner ebenfalls mit ungeordneten Banden, die sich feindlich gegen deutsche Truppen benahmen, gekämpft werden. In der Ukraine kam es gegen solche Umsturzstreiter bis zum Ende des 44. Kriegsmonats zu Zusammenstößen; dort besetzten Mitte März deutsche und österreichisch-ungarische Truppen am Schwarzen Meere die Häfen Odessa, Nikolajew und Cherson, wodurch die Schiffsverbindung mit der Donaumündung gesichert wurde; Ende März trafen die Vierbundtruppen schon vor Sebastopol ein. Durch den nachgiebigen Friedensschluß mit Rußland wurden zwar nicht alle deutschen Wünsche erfüllt, aber militärisch war er zur Kräfteeinsparung dringend nötig, wenn auch dabei für den allgemeinen Frieden auf wichtige Faustpfänder verzichtet wurde. Den Lohn hiefür brachte schon Ende März der große deutsche Sieg über das halbe britische Heer. Am 7. März wurde auch der Friedensvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Finnland, das bei jenem Schutz vor der großrussischen Bedrängnis suchte, vollzogen. Zur Herstellung der inneren Ordnung unterstützen jetzt deutsche See- und Landstreitkräfte Finnland; solche befinden sich daher nun ostwärts bis zum Striche Sebastopol—Helsingfors. Im Inneren Großrußlands herrscht fast überall Unordnung und Wirrwarr, wodurch für Austausch der Kriegsgefangenen und Herstellung sicheren Handelsverkehrs erhebliche Schwierigkeiten bestehen und noch viele deutsche und österreichisch-ungarische Besatzungstruppen im Osten belassen werden müssen.

Dürftige, teilweise nicht eben günstige Berichte kommen von den türkischen Kriegsschauplätzen. Hier ist allein schon wegen Mangel genügender Grundlagen eine Beurteilung der Ursachen ausgeschlossen, doch ist zu hoffen, daß die für den Vierbund im Westen und Südwesten sehr günstige Kriegslage ebenso der Türkei nützt wie der Friedensschluß im Osten, wo sie im Kaukasus sowohl die von den Russen im Kriege besetzten als auch die im Jahre 1878 an Rußland abgetretenen Gebiete zurückerhielt. Bei deren neuen Besitznahme kam es allerdings zu Kämpfen namentlich bei Erzerum, indem die Armenier den Türken ernsteren Widerstand leisteten. In Mesopotamien und in Palästina verloren die ottomanischen Truppen neuerdings Gelände an die britischen Streitkräfte, die wieder einige Fortschritte machten und damit einen schwachen Trost für die große Niederlage im Westen erhielten. Besonders lebhaft und anscheinend erfolgreich für die Türken wurde Ende März am Jordan gekämpft, ohne jedoch einen merkbaren Einfluß auf die Gesamtkriegslage auszuüben. Kismet! ‚Wie Gott will!‘

Von den überseeischen Kampfgebieten fehlen eingehende Nachrichten. In Ostafrika verbot die Regenzeit größere Heeresbewegungen. Ohne kriegerische Ereignisse hervorzurufen gärt in Indien die Freiheitsbewegung fort und fesselt dauernd starke britische Streitkräfte, die in Beludschistan Unruhen der Maristämme dämpfen mußten. Aufmerksame Beachtung verdienen die gespannten Beziehungen zwischen Japan und Amerika. Wegen der japanischen Absicht, mit China zusammen Sibirien zu besetzen, besteht keine Übereinstimmung mit den Vereinigten Staaten, die vermutlich Besorgnisse hegen hinsichtlich ihres benachbarten Goldlandes Alaska, dann auch bezüglich der Vorherrschaft über das Stille Meer. In der sibirischen Angelegenheit richteten sie an Japan eine bis zum 31. März befristete geheime Anfrage. Dagegen schlossen sie

für Austausch von Stahlplatten gegen Schiffsraum ein Abkommen mit Japan.

Stärker ins Bewußtsein kam im März der Krieg mit Amerika dadurch, daß zum ersten Male in Frankreich eine größere Menge amerikanischer Truppenteile, die jedoch wegen ihrer Kriegsunfertigkeit in französische Verbände eingeteilt waren, an großen Kämpfen gegen das deutsche Heer beteiligt waren und in die britisch-französische Niederlage Ende März mit verwickelt wurden. Vermutlich konnte auf sie der Mißerfolg seelisch nicht fördernd wirken. Übrigens berichten ihre eigenen Zeitungen über schwere Hindernisse im Rüstungswesen, das durch Mißwirtschaft nur geringe Fortschritte mache. Dazu traten schwere Verluste von Kriegsfrachten zur See ein, angeblich weniger durch deutsche U-Schiffe als durch Feigheit und vielleicht sogar durch Treulosigkeit der Schiffsbesatzungen. In Erinnerung muß fest behalten werden, daß die Vereinigten Staaten eine vorbeugende militärische Besetzung Mexikos ins Auge fassen, um zu verhindern, daß sie vom mexikanischen Boden aus durch eine fremde Kriegsmacht (Japan?) überrannt werden. Dabei vertreten sie offen den Grundsatz, daß im Falle der Not die Ohnseitigkeit eines anderen Staates der Unverletzlichkeit eines großen völkerreichen Landes geopfert werden müsse, um nicht zur eigenen Vernichtung beizutragen. In grellem Widerspruche steht dies mit den Vorwürfen, die der deutschen Regierung wegen des Einmarsches in Belgien anfangs August 1914 andauernd gemacht werden. Denn damals befand sich das Deutsche Reich um so mehr in solchem Notwehrfalle, als schon seit Jahren aus den gegnerischen Militärschriften die britisch-französische Absicht bekannt war, dem in Frankreich eindringenden deutschen Heere durch Belgien in die rechte Flanke zu fallen. Dem kam der rasche deutsche Vormarsch zuvor! —

Als in Paris am 22. März die ersten Nachrichten von dem zwischen Arras und La Fere erfolgten deutschen Angriffe eintrafen, habe der französische Ministerführer und Zeitungstiger Clemenceau, über das Standhalten der Engländer und den guten Verlauf wohl befriedigt, geäußert: ‚Ich bin entzückt!‘ (Vielleicht, weil die Engländer Schläge bekamen?) Vermutlich lächelte jeder Deutsche darüber und wird im Gegensatze hiezu gewiß der zum Erfolge unserer Truppen gemachten Äußerung Hindenburgs von ganzem Herzen zustimmen: ‚Es steht alles so, wie es stehen soll. Ich bin zufrieden.‘

Abgeschlossen 1. April 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

## Katholische Politik in England.

Für die Staatsmänner eines kriegführenden Volkes muß, wenn der Kampf sich seinem Ende zuneigt, ein zwiespältiges Gefühl gegenüber dem Feind entstehen: neben den Wunsch, ihn gründlich geschlagen zu sehen, stellt sich die Sorge darum, daß sich im unterlegenen Staat doch eine Regierung bilden möchte, die stark genug ist, Frieden zu schließen und das Halten dieses Friedens für die nächste Zeit zu verbürgen. Man weiß, wie schwer diese Sorge bei Bismarck 1866 und 1871 wog, und unsere letzten Erlebnisse mit Rußland zeigen aufs neue, daß mit einem Feind, dessen Staatsgewalt keinen Halt mehr hat, schwer zum guten Ende zu kommen ist. Es war deshalb nicht nur, wie man es in Deutschland zuerst empfindet, unverschämt, sondern auch recht unpolitisch, wenn die Redner der Vierverbandsstaaten und Präsident Wilson, der ihnen den Takt schlägt, immer wieder auf den inneren Umsturz, auf die Beseitigung der zu starken Regierung in Deutschland hinaus wollten; davon hätten sie nicht einmal von ihrem eigenen Standpunkt aus auf die Länge etwas gehabt. Andererseits wird man bei uns, je sicherer man von der Kriegsleitung den entscheidenden Erfolg gegen

England erwartet, desto aufmerksamer sich dem Studium der Frage zuwenden, welches im künftigen England, nach einem Frieden ohne englischen Sieg, die Kräfte sein werden, die den Staat halten, und mit denen Deutschland dann seine europäische Gleichung aufstellen muß.

Lloyd George und seine Leute, die Geddes, Beaverbrook, Rothermere, Cawley und so fort bis zu Hughes, Hogge und Havelock Wilson, werden eine Niederlage in diesem Krieg nicht überstehen, nicht einmal als Opposition. Die von Lloyd George und der ‚Times'gruppe aus dem Kabinett gedrängten Liberalen von Asquith, Mc Kenna, Samuel bis zu Runciman und Birrell scheinen, nach den letzten Kampfdebatten des Unterhauses, nicht mehr die Kraft und den Willen zur Übernahme der Verantwortung zu haben; ihre Angriffe auf das Kabinett sind gerade damit abgeschlagen worden, daß man ihnen entgegenhielt, sie fänden nicht den Mut zum Antrag auf ein Tadelsvotum. Die Konservativen haben schon vor dem Krieg schwer am Führermangel gelitten, da ihre fähigen Köpfe sich nie recht in das Parteijoch beugen wollten; so haben sie Winston Churchill verloren, die beiden Brüder Cecil nie recht besessen und schließlich Bonar Law, den ungeschicktesten Mann des Parlaments seit Menschengedenken, zum Leader bekommen. Die Politiker aber, die jetzt aus innerster Überzeugung und mit bemerkenswertem Mut der Regierung wirklich ernste Opposition machen, die ‚Pazifisten' um Trevelyan, Holt, Ponsonby, King werden nach jedem Frieden, der nicht die völlige Abrüstung bringt, die erbittertsten Feinde der Sieger sein. Dazu kommt, daß von der Jugend im Unterhaus, auf die man in England hoffte, die Besten gefallen sind, W. Gladstone und Neil Primrose voran. So ist im Parlament selbst fast nur Sir John Simon, auf den man sehen kann; seine Laufbahn schien zwar beendet, als er, der Gegnerschaft gegen die allgemeine Wehrpflicht zuliebe, aus dem Kabinett ausschied, in dem ihn Asquith zu seinem Nachfolger designiert hatte; aber er ist inzwischen freiwillig in den Heeresdienst getreten, und das kann ein Übergang zur Rückkehr in die Ministerschaft nach dem Kriege sein. Auf der andern Seite steht Lord Hugh Cecil, dessen Rede über das Wahlrecht der Dienstpflichtverweigerer wieder einmal gezeigt hat, was ein einzelner Mann selbst im englischen Parlament vermag, wenn er keine Menschenfurcht hat; aber Lord Hugh wird wohl nie seine Selbständigkeit einem Amt opfern wollen.

Ist so die Aussicht im Parlament unsicher, so wendet man sich den geistigen Kräften im Land zu, die ja hoffen dürfen, durch die großen Mengen neuer Wähler und Wählerinnen auch nach Westminster hinein wirken zu können. Unter ihnen scheint mir in vielen Stücken der englische Katholizismus voran zu stehen. Bedenkt man die ungeheure Bedeutung, die Irland auf jeden Fall für den Englischen Staat in Zukunft haben wird — sei es durch Selbstbestimmung abgetrennt als Nachbar, sei es in Personalunion unter Home Rule oder als Glied eines Großbritannischen Bundesstaats, wie ihn sich Sir Edward Grey dachte —, dann ist das Wachsen des katholischen Einflusses sehr einfach erklärt. Aber auch innerhalb Englands selbst ist es unverkennbar. Wie vor hundert Jahren das katholische Bekenntnis verfemt und hinter geschlossene Türen zurückgescheucht war, heute aber in London den Gläubigen die gewaltigste Kathedrale offen steht, mit ihrem hohen Turm über die Riesenstadt aufragend, so ist auch innerlich die einst so wütend gehaßte und so oft in effigie gehängte Popery heute eine stille aber starke Kraft im Herzen Englands geworden. Zeugnis davon gibt der Hirtenbrief, den Kardinal Bourne zu den Fasten 1918 erlassen hat. Dieser Brief wird eines von den wenigen im Krieg beschriebenen Blättern sein, die bleiben; ich weiß ihm auf der evange-

lischen Seite nur die Stockholmer Ansprache Söderbloms gleichzusetzen.

Schon unter den Osterpredigten des Jahres 1917 zeichnete sich die Ansprache des Kardinals vor denen der anglikanischen Bischöfe und der nonkonformistischen Prediger von London durch ihren ruhigen Ernst und die Menschlichkeit ihres Glaubens aus. Auch die ‚Botschaft an das Volk' des Fastenbriefs vom Februar 1918 beginnt mit dem Satz, daß die Sorgen, die heute jedes denkenden Menschen Sinn erfüllen, nicht Kriegssorgen allein sind; ‚zu Hause, in unserer eigenen Mitte, stehen die Zeichen der Verwirrung und Unruhe, nur zum kleinen Teil in den Zeitungen öffentlich kundgegeben, aber denen, die die Macht haben, wohl bekannt, Zeichen, in denen die Möglichkeit schwerer gesellschaftlicher Umwälzungen für die Zukunft vorhergesagt ist.' Und wenn in diesem Fastenbrief der Kardinal harte Worte gegen den Materialismus des Macht-vor-Recht-Glaubens findet, der die Herrschenden in Deutschland zum Krieg getrieben habe, so will es uns scheinen, als schlüge der Kirchenfürst hier recht kräftig auf den Sack der bösen deutschen Feinde, meinte aber im Grunde den Esel der materialistischen Weltanschauung, der auch in England zu den einheimischen Haustieren gehört. Davon handelt dann auch sein Hauptstück.

‚Wir tun gut, uns daran zu erinnern, daß die soziale Ausrenkung der Gegenwart sich gerade darum ereignet hat, weil die Lehre der katholischen Kirche vergessen worden ist.

Im 16. Jahrhundert fiel England von der europäischen Glaubensgemeinschaft ab. Die Religion des Volks ward mit heftiger Gewalt ausgetrieben und die geistige Oberhoheit des Papstes verworfen. Im Laufe der Zeit machte der religiöse Individualismus religiöser Gleichgültigkeit Platz und das 20. Jahrhundert fand die Masse des Volks hierzulande ganz offenherzig teilnahmslos gegenüber protestantischem wie katholischem Gottesdienst.

Aber auch die alten katholischen Ideale des sozialen Lebens waren verschwunden, und auch hier zeitigte ein wilder Individualismus verhängnisvolle Folgen. England geriet unter die Herrschaft eines kapitalistisch-oligarchischen Regimes, das undenkbar gewesen wäre, hätten die katholischen Ideale sich erhalten, eines Regimes, gegen das die arbeitenden Klassen jetzt in unverhohlenem Aufruhr stehen.

Der Kapitalismus nahm seinen Anfang in Wirklichkeit mit dem Raub der Kirchengüter im 16. Jahrhundert, der die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorteile in die Hand der landbesitzenden und handeltreibenden Klassen brachte. Die industrielle Revolution des 18. Jahrhunderts fand England schon im Besitz der Vermögenden. Seitdem war es das Ergebnis eines von der Moral nicht beherrschten Wettbewerbs, daß sich mehr und mehr der Kapitalist vom Lohnarbeiter schied und dieser sich zu einem „Proletariat" formte, einem Volksteil, der nichts als seine Arbeitskraft sein eigen nennt und immer mehr vor den Verantwortlichkeiten sowohl des Eigentums als der Freiheit zurückscheut. Daher der zunehmende Mangel an Selbstzutrauen und die Neigung, sich sogar für die Erfüllung der einfachsten Familienpflichten auf den Staat zu verlassen.

Der englisch-oligarchische Geist entspringt denselben Quellen wie der englische Kapitalismus und war im Beginn des 20. Jahrhunderts eng mit ihm verwachsen. Die Land-Oligarchie war jetzt ganz mit den Handelsmagnaten fusioniert und diese Verbindung erzeugte die Plutokratie. Während die Verfassung immer mehr demokratische Formen annahm, wurde die Wirklichkeit, die unter diesen Formen liegt, immer plutokratischer.'

So haben von jeher die großen geistigen Führer und Prediger Englands gesprochen; so Swift in seinen Kampfschriften gegen den Whig-Klüngel der

‚moneyed men', der Kapitalisten, die mit Marlborough zur Verlängerung des unheilvollen Kontinentalkrieges trieben — jedes Wort in Swifts ‚Conduct of the Allies' ist heute wieder so treffend richtig —; so Ruskin in seinen bitter wahren Anklagen gegen die Vernachlässigung des rechten Bischofsamts, des Menschen-Aufseher-Amts, in der englischen Staatskirche.

Vor dem Krieg, `sagt der Kardinal, war dumpf fühlende Unzufriedenheit; heute ist sie denkend geworden. Die Soldaten draußen, die Munitionsarbeiter und die Leute vom Hilfsdienst drinnen erkennen das Übel. Die katholische Kirche will ihnen beim neuen Aufbau helfen. Wenn sie es vollbrächte, ein neues England ohne kapitalistische Gewinnsucht, ohne die Selbstgerechtigkeit des Materialisten, ohne Gewalt des Reichtums über Krieg und Frieden zu schaffen, so gäbe es keinen einsichtigen Menschen in der Welt, der ihr den Beistand des Himmels zu solchem Werk nicht aufrichtig gönnte.

Univ.-Prof. Dr. A. Mendelssohn Bartholdy.

# Bildungswesen

## Die neue Frauenschule in Preußen.

Als Problem von allgemein-kultureller Bedeutung ist in den Kriegsjahren die Bildung der weiblichen Jugend vielfach erörtert worden; in großen, klaren Richtlinien sie den ursprünglichen und eigentlichen Aufgaben des Frauenlebens, zugleich den durch die Gegenwartsverhältnisse gesteigerten sozialen Notwendigkeiten anzupassen, ist das Bestreben jener Kreise, welche die Öffentlichkeit für eine ‚Frauenlehrzeit' zu gewinnen suchen. Ohne sich durch die mehr oder minder utopischen Ideen einer sogen. weiblichen Dienstpflicht beirren zu lassen, fordern sie die planmäßige und gründliche Einführung der weiblichen Jugend in die Pflichten der künftigen Hausfrau, Mutter und Staatsbürgerin, und zwar im Hinblick auf die Tatsache, daß Einzelhaushalt und Volkswirtschaft, Frauentätigkeit und Gemeinwohl in engen Wechselbeziehungen stehen. Erheblich sind die Schwierigkeiten, welche die Verwirklichung dieses sozialpädagogischen Gedankens verzögern werden. Vor allem bleibt vorläufig die Frage fast unlösbar, wie die Gesamtheit, zumal die Masse der früh zum Erwerbsberuf genötigten jungen Mädchen, an einer solchen Frauenlehrzeit Anteil erhalten könne, da Staat und Gesellschaft unter stärkster finanzieller Belastung stehen. Man muß sich begnügen, Ansätze und Anknüpfungen zu benutzen, die in vorhandenen Einrichtungen, so in der Fortbildungsschule und in Hauswirtschaftskursen, sich bieten.

Ungleich günstigere Voraussetzungen sind für die Töchter bemittelter Kreise gegeben. Frauenschulklassen mit ähnlichen Aufgaben bestanden bereits seit der Reform des höheren Mädchenschulwesens in Preußen (1908). Freilich hatten diese sich weder zielsicher noch einheitlich entwickelt und vermochten daher noch nicht rechten Boden zu finden; vor dem Kriege wurden überdies ausländische Anstalten bevorzugt als Ergänzung der Schulbildung. So erklärt es sich, daß die Statistik von 1917 für Preußen neben 470 Lyzeen, 112 Oberlyzeen und 45 Studienanstalten nur 83 Frauenschulen angibt; diese unterrichteten nur 1679 Schülerinnen von der im höheren Mädchenschulwesen 178 500 betragenden Gesamtzahl. Aus eingehenden Beratungen führender Fachverbände* ging nun eine Denkschrift hervor, die den Unterrichtsministerien der Bundesstaaten überreicht wurde; sie bezweckte im Sinne der Frauenlehrzeit eine Neugestaltung der Frauenschule. Eine solche ist

* Der Deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen, der Verein Kath. Deutscher Lehrerinnen mit dem Verein Kath. Oberlehrerinnen und der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein.

erfreulicherweise durch einen im Februar d. J. veröffentlichten Ministerialerlaß in Preußen schon vollzogen worden.

Wie die einleitende Begründung hervorhebt, ist die FSch. als ein Bildungsabschluß gedacht, den jede Schülerin höherer oder mittlerer Lehranstalten erhalten soll, es sei denn, daß sie für einen außerhäuslichen Beruf sich vorbereite. Daher sind erleichternde Aufnahmebedingungen vorgesehen; nicht nur das Schlußzeugnis eines Lyzeums, sondern auch dasjenige der sog. höheren Mädchenschule oder der Mittelschule berechtigt zum Eintritt; ja, als Gastschülerinnen können selbst Studentinnen und junge Lehrerinnen an der ‚allgemeinen Frauenschule' sich beteiligen.

Das Wesentliche der Neuordnung entspricht den Vorschlägen der Frauenlehrzeit; es ist die klare und grundsätzliche Einstellung auf die praktischen Aufgaben, verbunden mit einer strafferen Gestaltung des gesamten Unterrichtsbetriebes. Das tritt vor allem in den Lehrzielen hervor, welche die FSch. erstrebt: Einsicht in die Bedürfnisse des Haushalts, Kenntnis der Mittel und ihre Ausnützung; Einsicht in die Anforderungen, welche die Sorge für das Wohl des Kindes und für alle Familienangehörigen stellt; daneben eine allgemeine Weiterbildung, die der Erstarkung der sittlichen Persönlichkeit und der Eingliederung in das Gemeinschaftsleben des Volkes dient. Demgemäß sind drei Gruppen von Pflichtfächern für alle Anstalten festgesetzt, die in Zukunft den Namen einer FSch. führen wollen. Mit Recht werden eingehende und reichhaltige Unterweisungen für die praktischen Fächer, die Lebensgebiete der Frau, gefordert: 1. Haushaltungskunde, Ernährungslehre, wirtschaftliches Rechnen und Buchführung, verbunden mit Kochen, Haus- und womöglich Gartenarbeit, Nadelarbeiten; 2. Gesundheitslehre, dazu praktische Arbeit in Säuglings- und Kleinkinderpflege, einfachste Übungen zur Krankenpflege in der Familie, ferner Erziehungslehre, praktische Anleitung zur Kleinkindererziehung und -beschäftigung. Dem Ausbau im einzelnen wird die durch die Fachseminare entwickelte neuzeitliche Technik sehr förderlich werden; bei der gruppenweisen Verteilung der Arbeiten ist Tagesinternat empfohlen. Ein drittes Gebiet bilden die wissenschaftlichen Pflichtfächer, und zwar Religion, Deutsch, Geschichte mit Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, die sich nicht auf Fortsetzung der Lehrstoffe des Lyzeums beschränken, sondern einerseits Frauenaufgaben und -pflichten, anderseits die Stellung der Frau in Vergangenheit und Gegenwart besonders berücksichtigen sollten; nähere Angaben in diesem Sinne wären für den Lehrplan wünschenswert gewesen. Die wissenschaftlichen Fächer können für Gastschülerinnen in Sonderkursen behandelt werden.

Wo die örtlichen Verhältnisse es nahelegen, ist ein einjähriger Lehrgang gestattet. Als Regel wird jedoch die zweijährige FSch. betrachtet. Diese kann sich entweder darauf konzentrieren, die genannten Gebiete zu vertiefen, oder sie kann das zweite Jahr dazu benutzen, das Verständnis zu wecken für soziales und karitatives Frauenwirken, ohne darin eine Fachbildung zu erstreben. Von dem häuslichen Pflichtenkreis leitet der Gesamtplan so zu der außerhäuslichen Wohlfahrtspflege über, welche der Mitarbeit gebildeter Frauen dringend bedarf; ihr freudiger sozialer Eifer und ihre treue Hingabe, die der Erlaß anerkennt, sollen sich auf ernste Sachkenntnisse gründen. Die neuen Formen und Pläne der FSch. beruhen auch insofern auf sorgsamer Erwägung, als sie den Übergang von der einjährigen in die Oberklasse einer zweijährigen FSch. ermöglichen; die jungen Mädchen den wertvollen erziehlichen Bindungen eines auswärtigen Internates einzuordnen, wenigstens für ein Jahr, ist ratsam auch im Sinne der Frauenlehrzeit. Doch wird

gerade für die Oberklasse eine größere Stadt vorzuziehen sein, die Gelegenheit bietet, Wohlfahrtseinrichtungen kennen zu lernen.

Das Schlußzeugnis der FSch. vermittelt die Aufnahme in die (gesonderten) Lehrgänge, die für die Prüfung der technischen Lehrerinnen, der Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen vorbereiten; für Berufe also, die der häuslichen Tätigkeit nahestehen, werden Berechtigungen gewährt. Es ist auch anzunehmen, daß die FSch., zumal die zweijährige, die Unterstufe der sozialen FSch. ersetzen und so den Zugang zu sozialhygienischen und -erzieherischen Berufen (Stadt- und Kreisfürsorgerin, Wohnungs- oder Jugendpflegerin, Berufsberaterin u. a.) erleichtern wird.

In der Eigenart der FSch. liegt es, daß sie hohe Anforderungen an den Lehrkörper stellt. Für die praktischen Arbeitsgebiete sind Gewerbelehrerinnen und Jugendleiterinnen notwendig; der wissenschaftliche Unterricht soll von akademisch gebildeten Kräften erteilt werden, die zugleich pädagogische Fähigkeiten besitzen. Der Erlaß hält die Mitwirkung von Frauen auch an leitender Stelle für ‚unerläßlich‘. Bei FSch., die einer Gesamtanstalt angegliedert sind, werden für eine ‚Oberin‘ bestimmte Aufgaben abgegrenzt, wie dies schon üblich war. ‚Für sich bestehende FSch. müssen weibliche Leitung haben.‘ Besonders geeignet erscheinen Frauen, die eine lehramtliche mit einer solchen volkswirtschaftlichen Ausbildung vereinigen, die sich dem Frauenwirken anpaßt. Die allgemeine und die soziale FSch. werden daher die eigentliche ‚Frauenhochschule‘ zum Gegenstand weiterer Erörterungen machen.

Durch die Neuordnung der FSch. wird ein klar ausgeprägtes Erziehungsideal aufgestellt: geistig und sittlich starke, praktisch tüchtige Frauen heranzubilden, die durch die Arbeit ihres spätern Lebens sich einordnen in den Dienst der deutschen Volksgemeinschaft. Dazu aber bedarf es noch zahlreicher FSch. Nach den Erfahrungen, die wir während dieses Krieges gemacht haben, ist ‚die Gründung von FSch. als eine vaterländische Pflicht zu betrachten‘.

A. Pfennings.

# Literatur

**Hansjakobs letztes Buch.** Zwei Jahre nach dem Tode Heinrich Hansjakobs erscheint unter dem Titel ‚Feierabend‘* die Sammlung seiner letzten Tagebuchblätter. Es ist keine nachträgliche Ausgrabung, wie sie immer etwas Mißliches an sich hat, sondern das Buch ist von vornherein für den Druck bestimmt gewesen. Indem man dieses Buch liest, fragt man sich wieder einmal, welch ein Grund wohl vorliege, der dem bissigen Alemannen so viele Leser auf der ganzen Welt verschafft hat. Er ist weder eine anziehende Persönlichkeit gewesen, noch eine Persönlichkeit schlechthin, worunter man sich immer etwas Vollendetes, Nachahmenswertes vorstellt. Die Tagebuchblätter ‚Feierabend‘ sind voll persönlicher galliger Ergüsse; wo ein freundlicher Satz blinkt, macht er alsbald hinterher ein finsteres Gesicht und schattet seitwärts irgendetwas an, das gerade im Wege steht. Man kann sagen, daß er sich eigentlich über alles ärgert, und es ist dabei gleichgültig, ob dieser Ärger einem kranken Herzen entspringt oder nicht. Weiter sind Selbstverständlichkeiten in Fülle da, Allbekanntes wird wiedererzählt, Richtiges mit Falschem vermischt. Der Stil ist kunstlos, ein Alltagssprechstil. Bei alledem liest man den Band, steigend interessiert, zu Ende, und es ist, als hätte man durch das Lesen manches gewonnen. Es scheint mir, indem ich alles erwäge, als ob ein Hansjakobsches Buch etwas durchaus Einzigartiges

* Heinrich Hansjakob, ‚Feierabend‘, Tagebuchblätter. (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart, M. 5.40.)

darstellt; die Hunderttausende seiner Leser mögen etwas Ähnliches empfinden. Jedes seiner Bücher ist persönliches Bekenntnis oder Wiedergabe persönlicher Bekenntnisse anderer. Das Entscheidende hierbei ist, daß Hansjakob keinerlei Formwillen hatte, nichts in sich spürte, das mit Kunsttrieb irgendwie zusammenhinge. Autobiographische Schriften sind stets geformt, können Wahrheit sein, dann aber sind sie eine Art höherer Wahrheit, Wahrheit in großen Linien, während Hansjakob die widerspruchsvolle Wahrheit der täglichen Wirklichkeit gibt. Man lernt diesen Menschen bis in die kleinsten, verstecktesten Winkel seines Wesens kennen. Kein geiler Trieb ist beschnitten, kein dürrer Ast herausgebrochen: der Hansjakob ist wie ein wild und frei wachsender Baum. Oder in einem anderen Gleichnis: Man sieht und kennt Hansjakob, als hätte man mit ihm ein Leben lang unter einem Dache im täglichen Umgang gelebt, so daß wir ihn kennen, wie wir einen Vater oder Bruder kennen. Wobei noch zu berücksichtigen ist, daß Väter und Brüder gegen ihre Angehörigen nicht einmal so offenherzig sind, wie der Pfarrer von St. Martin es gegen seine Leser war. In seinem ‚Feierabend'buche kommt noch ein anderes hinzu, das es vor den übrigen lesenswert macht: es ist wirklich Abendstimmung darin; wunderlich rührend vermischt Sehnsucht nach dem Tode und der Ewigkeit mit Rückerinnern an die Kindheit. Alles ist weggestorben um den Mann; die letzten, die noch übrig sind, sind Ruinen, die man wehmütig betrachtet. Die menschlichen Dinge werden ferner, blasser, gleichgültiger, und klarer, immer klarer leuchtet die Ahnung des ewigen Lebens auf. Und es ist natürlich, daß gerade eine so problematische Natur wie Hansjakob nach diesem ewigen Leben sich doppelt sehnt, das das Problematische lösen soll und lösen wird. So geht einem das ‚Feierabend'buch schließlich im besten Sinne menschlich nahe. — Wer Hansjakob gelesen hat, braucht keine Biographie über ihn, und die literarkritische Betrachtung seiner Schriften ist überflüssig, da Hansjakob ja keine Literatur gemacht hat. Wenn nun gleichzeitig mit dem ‚Feierabend'buche der Verlag eine Art Lebensbeschreibung Hansjakobs herausgibt, verfaßt von einem badischen Geistlichen, der auch schon an der Schwelle des Greisenalters steht, so muß sie schon etwas vom Gewöhnlichen Abweichendes sein, soll man ihrer, wie in diesem Fall, froh werden. In der Tat hat Dr. Joh. Karl Kempfs Biographie* einen besonderen Reiz, der darin liegt, daß Kempf, wie Hansjakob, ein Haslacher ist, ihn wie seine Haslacher Originale gekannt hat und in seine Schilderungen von der gemeinsamen Heimat so viel Eigenes aufnehmen kann, daß sie wirklich zu einer Ergänzung der Hansjakobschen Bücher werden. Das fiel schon an der Aufsatzfolge Kempfs in den ‚Historisch-Politischen Blättern' auf, die, erweitert, den vorliegenden Band bilden. Hinzu kommt, daß Kempf selber ein Dichter ist, wie seine wunderschöne Darstellung des Begräbnisses beweist. Jedes Haus, jede Ecke, jeder Stein nimmt an der letzten Fahrt Hansjakobs durch Haslach teil, das ganze Leben mit seinen Traurigkeiten faßt den Leser ans Herz und erschüttert ihn. So mag das Kempfsche Buch wohl die Vertrauten erfreuen und rühren, die Fernstehenden anregen, es mit dem knurrigen alten Herren selber einmal zu versuchen. Vielleicht wünschte man über Hansjakobs Amtstätigkeit in Freiburg mehr zu hören, von der bekannt ist, daß sie durch vielfache Reibereien mit der vorgesetzten Behörde gestört wurde. Über diesen Punkt geht Kempf indessen behutsam hinweg, ohne Not, will mich dünken; denn wer, wie er selber, so vollgültiges Zeugnis von dem starken Glauben des Alten, von

---

* Dr. Joh. Karl Kempf, ‚Heinrich Hansjakob, sein Leben, Wirken und Dichten'. (Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 4.20).

seiner Liebe zur Kirche, von seinem schönen Sterben ablegen kann, hätte geruhig auch ein offenes Wort über diejenigen Dinge sagen dürfen, die Hansjakob am kirchlichen Leben und seinen Vertretern nicht gefielen. Herwig.

**Anton Dürrwächter** ist den Freunden dieser Zeitschrift nicht unbekannt. Zu wiederholten Malen sind sie seinen Ausführungen begegnet. So zuletzt 1916 bei einem Nachruf auf den Parlamentarier, Politiker und Schulmann Georg von Orterer. (Hochland Februar 1917.) Auf einer Wanderung an dem historisch denkwürdigen Ammersee in Oberbayern hat den noch rüstigen Gelehrten am 27. August 1917 plötzlich der Tod ereilt.

Dürrwächter war aus der Pfalz, wo er am 23. Oktober 1862 in Oggersheim geboren wurde, im Jahre 1883 nach München gekommen. Dort betrieb er philologisch-historische Studien, um sich der Gymnasiallehrerlaufbahn zu widmen. Aber schon damals legte er das Gewicht auf die Geschichtswissenschaft, für welche ihm ein Grauert und Heigel mächtige Förderer waren. Gleich in seiner, das akademische Studium abschließenden und in seiner Doktorarbeit hat er sich frisch zum Historiker bekannt und legitimiert. Die text- und sachkritische Herausgabe der ‚Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende', welche trotz ihres ganz und gar ungeschichtlichen Charakters vom 13. Jahrhundert an bis in die Tage eines Aventin eine große Rolle gespielt hatte, war eine glänzende Einführung in den Kreis der geschichtlichen Forscher, ein herrliches Dokument für die Schule, aus welcher der junge Historiker hervorgegangen war. Von nun an ging Dürrwächter, ausgerüstet mit allen Qualitäten der Lehre und der eigenen Veranlagung, seine selbständigen Wege.

Zunächst kam noch eine Zeit einer gewissen Gebundenheit durch die Pflichten als Lehrer am Gymnasium. Erst als der Höhepunkt der normalen Mittelschullaufbahn erreicht war, da winkte der Katheder für akademische Lehrtätigkeit am Königlichen Lyzeum in Bamberg. Darüber waren mehr als ein und ein halbes Jahrzehnt dahingegangen. Aber inzwischen war der historische Trieb nicht unbetätigt geblieben.

Auf zwei Gebieten hat derselbe schon früh Eigenbetätigung gesucht und gefunden. Es waren das ‚Jesuitentheater' und der ‚Totentanz'. Sie liegen etwas abseits vom allgemeinen Interesse, aber wie sie von Dürrwächter angefaßt wurden, da mußte auch der Fremdling interessiert werden. Ihre Einstellung in den Rahmen der Kulturgeschichte gab Farbe und Leben. Viel ungedrucktes Material war da noch zu erheben. Die Archive in Eichstätt und Dillingen waren durchstöbert und zwei Kabinettstücke von Darstellung waren die Frucht dieses Suchens: ‚Aus der Frühzeit des Jesuitendramas in Dillingen' und ‚Das Jesuitendrama in Eichstätt'. Dem stellte sich bald an die Seite eine Studie über ‚Das Jesuitendrama und die literar-historische Forschung am Ende des Jahrhunderts' mit Vorschlägen für eine systematische Durchforschung dieses Kulturgebietes. Zuletzt erwuchs aus Vertiefung in Quellen und Literatur dieser Materie eine größere Monographie als ein Beitrag zur Geschichte des Jesuitendramas in Deutschland über ‚Jakob Gretser und seine Dramen', eine schöpferische Persönlichkeit aus der zweiten Hälfte des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Da bekam auch noch der Philologe zu tun durch Herausgabe des bedeutendsten Dramas dieses Mannes, des ‚Regnum humanitatis', welches den Sieg des Jesuitenschulwesens feiert und zugleich den Geist der katholischen Restauration mit dem Humanismus in Verbindung bringt. Die ‚Totentanzforschung' war angeregt

worden durch Beobachtung auf Ferienwanderungen und hatte zunächst in einer zusammenfassenden Abhandlung in der Festschrift zu Georg von Hertlings siebzigstem Geburtstag ihren Abschluß gefunden. Der jähe Tod hat hier wie dort die Lösung der aufgeworfenen Fragen abgeschnitten.

Neben diesen Spezialgebieten fand die bayerische Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts Pflege. Die Form, in welche sie gegossen wurde, war mit Vorliebe die biographische Monographie. Da begegnen wir einem ‚Christoph Gewold' aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, dem gelehrten Geheimsekretär und Archivar des Herzogs Max I. und bekommen in ihm einen Ausschnitt zu schauen aus der Gelehrtengeschichte der Gegenreformation und der Geschichte des Kampfes um die pfälzische Kur. Gehaltvollen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts ist zur Zentenarfeier ihrer Geburt ein literarisches Denkmal gesetzt, wie einem ‚Johann Kaspar Zeuß' und einem ‚Konstantin von Höfler'. Der eine hat mit der Keltomanie aufgeräumt und den Bayern ihren Abstammungszusammenhang mit den Markomannen gerettet. Der andere war der Vorkämpfer des Deutschtums in Prag unter sehr schwierigen Verhältnissen und hat aus seiner deutschen Gesinnung heraus ein zweibändiges Werk ‚Die Geschichte der deutschen Päpste' geschaffen, ganz im Geiste eines Görres. Beide Männer hatten ja in Bamberg gewirkt, aber ihre Bedeutung ragt weit über die Frankenstadt hinaus. Es war ein Akt der Pietät, wenn der Mann, welcher an der Stätte so großer Vorgänger wirkte, altes und neues Material zu einem Denkmal zusammenschweißte.

Das Erscheinen des 7. und 8. Bandes der Geschichte Bayerns von Riezler gab Anlaß, aus eigenem archivalischen Material zur Geschichte unter Ferdinand Maria und Max Emanuel beizusteuern und dadurch manches in helleres Licht zu setzen oder plastischer herauszuarbeiten.

Dem Bayernstaat des 19. Jahrhundert hat der historisch denkende und patriotisch fühlende Mann zweimal seine Aufmerksamkeit zugewendet. Das eine Mal ‚Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern' 1906, das andere Mal zehn Jahre später, um den Volksgenossen ‚Bayerns Eigenart vom Weltkrieg aus' zum Bewußtsein zu bringen. Durch diese beiden Bekenntnisse, welche bei aller Liebe zum engeren Vaterlande den großen, weiten Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche sehr betonen, ist Dürrwächter wohl zuerst in weitern Kreisen bekannt geworden. Über Bayern hinaus aber hat seinen Namen getragen das kleine Schriftchen ‚Das deutsche Erwachen'. Gemeint ist damit das Erstehen aus tiefster politischer und völkischer Not, dessen Säkularfeier mit 1915 zu Ende ging. Der Dichter und Historiker, Politiker und Patriot haben sich hier die Hand gereicht, und schöpfend aus vergangener Zeit ist er darin zum Prediger der Gegenwart geworden. Mit einem Hochgesang auf Bayern und Deutschland klang dieses reiche Leben aus.

Alle Schriften Dürrwächters, von welchen ja nur wenige charakterisierend genannt werden konnten, bekunden einen starken kulturgeschichtlichen Einschlag und ein lebhaftes Einfühlungsvermögen in die Zustände der Vergangenheit, aber auch einen starken Wahrhaftigkeitssinn, welchen keinerlei Rücksichten beugen konnten.

Professor Dr. J. Brunner.

## Theater

**Reinhard Göring's Tragödie ‚Seeschlacht'** (Berlin, S. Fischer 1917) ist anläßlich ihrer Dresdener Uraufführung Gegenstand einer bewegten und sensationellen Erörterung gewesen, die, so unerfreulich sie auch an sich war, die löbliche Folge hatte, daß auf diese Dichtung ein

größeres Interesse sich lenkte, als ihr sonst bei der hurtigen Betriebsamkeit unseres heutigen literarischen Lebens zuteil geworden wäre. Gewiß handelt es sich bei diesem Werke nicht um eine epochemachende literarische Tat, wohl aber um eine bescheidene Dichtung von stiller Innerlichkeit, die vielleicht des lauten Skandals bedurfte, um die ihrer künstlerischen Qualität gebührende Beachtung zu finden.

Die ganze Tragödie besteht aus einer einzigen Szene, die im Panzerturm eines deutschen Kriegsschiffes spielt — kurz vor Anbeginn und während der Seeschlacht am Skagerrak. Sieben Matrosen, gut charakterisiert und gegeneinander abgehoben, bilden die Träger dessen, was man die dramatische Handlung zu nennen pflegt. Aber diese Handlung ist kein äußeres Geschehen, das sich in Irrungen, Erlebnissen, Empfindungen und Gedanken, Taten, Triumphen des gestaltenden Lebens objektiviert, sondern es sind innere Furchtgefühle und Angstschreie, Hoffnungen und Sehnsuchten, heroisches Dulden, qualverzerrtes oder ergebenes Sterben. Es ist gewiß, daß das große Drama des großen aktiven Handelns bedarf, des schaffenden Helden — und daß sieben im Panzerturm zerschossene oder verbrannte Matrosen ebensowenig der Vorwurf eines Trauerspiels großen Stils sein können wie der im Hungerturm verschmachtende Ugolino. Hier sind nur Leidende, über welche die Gewalt eines unaufhaltsamen Schicksals schmerzhaft hereinbricht — jede Dynamik schaffender dramatischer Gestaltung ist damit ausgeschaltet.

Aber es bleibt die Möglichkeit eines Kammerspieles im innerlichsten Sinne, die Abwicklung eines von zartestem lyrischen Leben erfüllten menschlichen Leidens. In einer edelen rhythmischen Sprache, die an der Diktion Alfred Momberts geschult scheint, wird lebendig, was die Seelen dieser sieben Matrosen anrührte und erfüllte: die Verlassenheit im endlosen Ozean, die träumerische Erinnerung an die sündige Süße längst verschütteter Hafen-Abenteuer, die Ahnungen des nahenden Unheils, die Angst und der Mut des Kampfes, der Rhythmus der modernen Seeschlacht, die Schauer und Verzückungen des Todes.

In dem Drange, all dies innere Leben im Wort Gestalt werden zu lassen, hat Reinhard Göring sich auch nicht gescheut, den Gedanken der Meuterei in dem dramatischen Gespräche aufflammen zu lassen, um ihn im Verlaufe des Stückes überwinden zu lassen von der ehernen Notwendigkeit der Schlacht und dem Rhythmus der Pflicht. Irregeleiteter vaterländischer Eifer hat diese Dinge zum Anlaß genommen, gegen die Dichtung des Schweizers und ihre Aufführung in Deutschland zu protestieren. Tief zu Unrecht. Denn so wenig ein Stück sittenlos ist, in dem die Heiligung im Kampf gegen die Sünde triumphiert, so wenig ist ein Stück unvaterländisch, in dem die Soldatenpflicht siegt über den Gedanken der Meuterei. Und so gewiß eine Dichtung, gerade um die Heiligung des Helden darzustellen, seines Kampfes wider die Folie der Sünde gar nicht entraten kann, so wird auch in Reinhard Görings ‚Seeschlacht' der Kampfesmut des fünften Matrosen von so ergreifender Überzeugtheit, weil wir denselben Matrosen kennen gelernt haben in seiner Verzweiflung am Krieg und nun empfinden, wie ihm bewußt wird, woran er gezweifelt hatte, daß auch in Kampf und Todesnot ein göttlicher Atem weht.

So sind jene Bedenken, die gegen das Stück vorgebracht wurden, nicht nur außerkünstlerischer Natur, sondern auch sachlich unberechtigt. Wir wollen uns Reinhard Görings ‚Seeschlacht' freuen als des Erstlingswerkes einer vielversprechenden Begabung. Wir sind gespannt, wie sie sich an einem Stoffe, der größere dramatische Möglichkeiten zuläßt, bewähren wird. M. F. Cyprian.

# Kunst

**Noch ein Wort über Stückgolds Malerei.** Über die Bilder von Stanislaus Stückgold im Januarheft unserer Zeitschrift ist der Schriftleitung aus dem Leserkreis eine Zuschrift zugegangen, deren Einwürfe hier betrachtet werden mögen, weil sie bezeichnend sind für die Verstocktheit weiter Kreise gegenüber den schöpferischen Werkleistungen moderner Kunst. Stanislaus Stückgold ist nicht, wie aus Unkenntnis behauptet wurde, ein vom ‚Hochland' protegierter Anfänger, sondern ein Fünfzigjähriger, der in Paris von führenden Malern und Kunstkritikern der modernen Bewegung anerkannt worden ist, der von deutschen Kunstzeitschriften, wie ‚Kunst und Dekoration' und ‚Das Kunstblatt', höchsten Lobes gewürdigt wurde, und der in der bedeutsamen religiösen Ausstellung der Kunsthalle zu Mannheim mit mehr Werken als irgendein anderer Maler vertreten war.

Stückgolds ‚Elisabeth' ist ein Bild von so keuscher Zartheit, daß liebevolle Vertiefung — sine ira et studio, sed cum bona voluntate cognoscendi veritatem — das religiöse Empfinden des Mannes, der es schuf, erkennen sollte. Gerade die Hände, gegen deren ‚vollständig unmögliche Stellung' naturalistischer Unverstand sich wendet, sind zur Expression selbstloser Innerlichkeit geworden. Von diesem Gesichtspunkte muß auch die Behandlung der Kleidung betrachtet werden. Für den expressionistischen Maler ist der Stoff nicht wie für den akademischen Naturalisten ein willkürlich von außen Hinzugetragenes, sondern er wird beseelt vom Rhythmus des Körpers, der ihn trägt.*

Auch der Mönch — nicht ein russischer Mönch, sondern das verblüffend ähnliche Porträt eines Münchener Franziskaners — ist ein bedeutsames Werk, das leider durch das Reproduktionsverfahren der feinen Schattierung verlustig gegangen ist. Das Bild ist gerade von echt katholischem Charakter in der Objektivität, mit der Meditation zum Ausdruck gekommen ist; die Gestalt ist ganz aufgegangen in der Tatsache der ‚Betrachtung'.

Schließlich ist es uns zum Vorwurf gemacht worden, daß wir auf das Werk eines Künstlers jüdischer Nation hinweisen. Es ist aber das übernationale Amt eines ‚Hoch-Landes', auf alle Werke hinzuweisen, die von hoher Gesinnung und von hohem künstlerischen Können getragen sind. Und wir als Knechte des Heilandes, der unter Juden Fleisch angenommen, der unter Juden gepredigt hat, der von Paulus bis zu hohen geistlichen Würdenträgern der Gegenwart treue Jünger jüdischen Blutes besessen hat — wir sollten einem Juden von dem christlichen Streben Stückgolds unser Blatt verschließen? Stets bekämpfen werden wir das Ghetto-Jüdische, das Zersetzende und Materialistische des modernen Judentums; aber denjenigen Juden, die — eingedenk der levitischen Berufung ihres Volkes — zu dem Heiland der Menschheit ihren Weg finden, gilt es nicht mit pharisäischer Hoffart, sondern mit christlicher Liebe und Brüderlichkeit zu begegnen. F.

* Über die Probleme der expressionistischen Malerei vergl. das eben erschienene Buch ‚Josef Eberz und der neue Weg zur religiösen Malerei' (München, Goltz-Verlag 1918).

# Musik

**Claude Debussy †.** Mit Claude Debussy, dessen im rüstigen Alter von 56 Jahren erfolgter Tod aus Paris Ende März gemeldet wurde, ist einer der bekanntesten und meist genannten Musiker Europas dahingegangen. Debussy bedeutete für Frankreich beinahe das gleiche wie Richard Strauß für Deutschland oder Puccini für Italien, war aber zugleich wie jene eine international anerkannte und auswirkende Größe. Die Franzosen haben Debussy stets vor allem

als vermeintlichen Befreier vom Joch des ‚musikalischen Germanismus' gefeiert; insbesondere glaubte man durch seine Vertonung von Maeterlincks ‚Pelleas und Melisande' (1902) den Einfluß Wagners in Frankreich gebrochen zu sehen. (Siehe ‚Hochland', Jahrg. VI, 4). Das war nun freilich ein Irrglaube, und zwar nicht nur, insoferne trotz ‚Pelleas' und seiner Gefolgschaft die Wagnerschen Dramen bis zum Beginn des Weltkrieges auf den französischen Bühnen heimisch blieben, sondern vor allem auch, weil Debussy selbst im ‚Pelleas' bei aller stilistischen Eigenbrödelei doch ganz auf den Schultern Wagners steht. Immerhin ist aber Debussy einer der nicht Allzuvielen aus der Wagnernachfolge gewesen, die eine persönliche Eigenart zur Geltung zu bringen, ja damit sogar in gewissem Sinne Schule zu machen wußten. Diese Eigenart beruht auf einer besonders scharfen Zuspitzung des dem modernen Musikstil ganz allgemein eigenen musikalischen Impressionismus. Ein planloses Dahinschwelgen in verschwommenen, traumhaften Stimmungen, bedingt durch starke Verflüchtigung des Zeichnerischen und ausgeprägte Bevorzugung reiner Farbenwirkungen: das ist Debussys Musik. Ihre technischen Kennzeichen sind lediglich als Mittel zu solchem ästhetischen Zwecke zu verstehen: seine Quinten- und Quartenfolgen, seine Vorliebe für die Ganztonleiter und den übermäßigen Dreiklang, seine atonalen reinen Dreiklangsfolgen, seine Virtuosität im Auffinden nie gehörter Dissonanzen. Solches Gesicht zeigen fast noch ausgeprägter als der ‚Pelleas' die intimen Instrumentalwerke Debussys, von denen die sinfonische Dichtung ‚Après-midi d'un faun' durch fast alle auch deutschen Konzertsäle gegangen ist. Eine geistreiche Kunst, die besonderer Reize nicht entbehrt, aber zugleich doch einen gewissen Hauch des Krankhaften, Müden, Blutlosen verbreitet. Aber trotzdem: es ist mit Debussy ein Charakterkopf im wahrsten Sinne des Wortes aus den Reihen moderner Musiker verschwunden. —

Claude-Achille Debussy war am 22. 8. 1862 in Saint-Germain-en-Laye geboren. Er entstammte einer ganz unmusikalischen Familie und war ursprünglich zum Marineoffizier bestimmt. Doch ließ sich sein musikalisches Talent nicht zurückdrängen; bereits mit 22 Jahren erhielt er für seine Kantate ‚L'enfant prodigue' den Rompreis des Pariser Konservatoriums. Durch Reisen nach Rußland und Italien erweiterte sich sein musikalischer und allgemein künstlerischer Gesichtskreis. Kompositionen von Dichtungen Verlaines und Baudelaires trugen seinen Namen zuerst in weitere Kreise. Im gastfreien Hause von Stephan Mallarmé trat er dann seit Anfang der neunziger Jahre in enge Beziehungen zum schöngeistigen Paris und gewann sich Männer wie Gustave Kahn, Henri de Régnier, Pierre Louys, Francis Viélé-Griffin, Stuart Merril, Verlaine, Whistler zu Freunden. Der intime Verkehr und Gedankenaustausch gerade mit Malern und Dichtern ist ebenso kennzeichnend für den Musiker wie für den Menschen Debussy, der übrigens mit der vollen Geistesbildung seiner Zeit ausgerüstet war. Das Jahr 1892 brachte ihm mit der durch ein Gedicht Mallarmés angeregten sinfonischen Dichtung ‚Après-midi d'un faun' den ersten durchschlagenden Erfolg. Darauf begann er die Vertonung von ‚Pelleas und Melisande', die ihn volle zehn Jahre in Anspruch nahm; doch erschienen dazwischen noch einige kleinere Werke, darunter ein auch in Deutschland oft aufgeführtes Streichquartett (1893). Die Uraufführung des ‚Pelleas' in der Pariser Komischen Oper 1902 machte großen Eindruck und erschloß dem Werk auch einige große Bühnen des Auslandes. Aufsehen erregte weiterhin sein 1911 erschienenes fünfaktiges Mysterium ‚Le martyre de S. Sébastien' auf einen Text von d'Annunzio; doch zeigte sich hier der Stil Debussys schon so zur Manier

erstarrt, daß außerhalb der Reihen der ‚Debussysten‘ wenig Zustimmung dafür aufkam. Dagegen haben einige weitere Orchesterkompositionen („Nocturnes‘ 1899, ‚La mer‘ 1905, ‚Images‘ 1909) wieder ziemliche Verbreitung gefunden, desgleichen zahlreiche zu verschiedenen Zeiten entstandene sehr feine Klavierminiaturen. Auf die sinfonischen Dichtungen, das Streichquartett und die Klavierstücke stützt sich namentlich der Einfluß, den Debussy auch auf deutsche Musiker gewonnen hat, und der sich selbst bei einem so fernab stehenden Künstler wie Max Reger nachweisen läßt.

Eugen Schmitz.

# Unsere Kunstbeilagen

‚Unsere Liebe Frau vom Siege‘, eines der stärksten Meisterwerke des kraftvollen oberitalienischen Quattrocentisten Andrea Mantegna in seinen späteren Jahren, ist auch heute geeignet, den Gedanken auszudrücken, in dem es von dem Meister für seinen Auftraggeber zur Erfüllung eines Gelübdes gemalt wurde. Francesco Gonzaga hatte der Mutter Gottes für den Fall seines Sieges über die Franzosen eine Kirche gelobt und das Altarbild der ‚Madonna della Vittoria‘ an Mantegna in Auftrag gegeben. 1496 am ersten Jahrestage des Sieges wurde es feierlich in die Kirche gebracht. Napoleon überführte das Werk 1797 in den Louvre. Wir bringen den Mittelteil der reichen Gruppenkomposition als Ausschnitt (vgl. den schönen Mantegnaband der Kunstklassiker der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart). — Ein ästhetischer Gedanke sei angefügt. Man ist heute gewöhnt, bei aller Kunst, besonders aber bei italienischer und hier wieder um so mehr, je mehr sie sich der Hochrenaissance nähert, alles aus formalen Prinzipien, etwa der Raumbeherrschung, begründen zu wollen. Die ältere kleinliche kulturhistorische Betrachtung ist zwar mit Recht in Mißachtung gekommen. Aber der Geist dieser älteren Kunst ist darum doch nie und nimmer formal zu begreifen. Die Stärke dieser alten Werke beruht wie im Charakter des Künstlers, der bei Mantegna ja, wie bekannt, stark und selbstsicher war, so auch in der noch harten Gläubigkeit der Zeit und Menschheit, die das Ideelle und Religiöse nicht als einen still zu hütenden Bezirk, sondern als wirklichste geschichtliche Triebkraft glaubte und erlebte. Jene Menschen hätten sich nicht selber so leibhaftig im Bilde sehen können, wenn sie nicht ihre eigene Zeitaufgabe, ihren absichtlichen Willen, mit der religiösen Überzeugung, selbst bis zum Extrem, zusammengefaßt hätten. Das hat ihrer Kunst nicht geschadet, ist vielmehr ihre stärkste Wurzel geworden.

---

Offene Briefe. **Pf. J. B. in W.** Über Kriegsmaler ist ein Artikel in Aussicht genommen, wenngleich die Aufgabe nicht dankbar ist. Einer der besten, Ludwig Dettmann, soll besonders besprochen werden. Über Hugo Vogel verweisen wir Sie auf unsere Notiz im Märzheft 1917 und auf den diesem Heft beiliegenden Prospekt.

---

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

**Albrecht Dürer/Der Engel mit dem Schlüssel zum Abgrund**

Aus der Offenbarung Johannis.






Fünfzehnter Jahrgang Juni 1918

# Weltkrieg und Weltmission
## Von Erzabt Norbertus Weber

Drüben am fernen Westufer vergoldet die sinkende Sonne die hohen Randgebirge des Nyassasees, und ungeduldig zittern die letzten Strahlen über die Wellen daher. Doch das Auge ist unempfindlich für die bezaubernde Schönheit und den stillen Frieden, der sich auf den See niedersenkt. Es schaut müde in die Fluten. Wie ein großes, leeres Blatt der Weltgeschichte liegt die weite Fläche da, ein Blatt, das eben umgewendet worden ist. In Runenschrift schreibt der kräuselnde Wind die Geschichte der kommenden Tage in seine Wellen. Hinter uns rast der Prärienbrand die steilen Berghänge hinan, die wir vor drei Tagen als Flüchtlinge heruntergekommen sind. Sonst konnte ich stundenlang in die wundersame Tropennacht hineinträumen, wenn sie vom Feuer des Wildbrandes magisch beleuchtet war; heute ist es unheimliches Kriegsfeuer, angezündet von den aufständischen Horden, und hinter diesen flammenden Bergen rauchen die von den Aufständischen zerstörten Missionsstationen. Unter ihren Trümmern haben sie die Segensarbeit von Jahrzehnten begraben. Begraben für immer? so fragt bange das Herz. Die schwarzen Christen sind in alle Winde zerstreut, da sie ja als Anhänger der Weißen gelten, gegen die der Aufstand gerichtet ist. Die wenigen Ausrüstungsgegenstände, das Notwendigste für die weite Reise in eine ungewisse Zukunft haben uns treue Katechumenen von Kigonzera an den See gebracht. Sie betteln mir jetzt den letzten Rest meiner ethnologischen Sammlung ab:

Wangonispeere, die ihnen bei ihrem Rückweg in die Matengoberge zur Verteidigung gegen einen Überfall der Aufständischen dienen können.

Hart am Rande des Sees haben wir unter freiem Himmel unser Lager aufgeschlagen. Der Schutz des Himmels ist es, dem wir uns anvertrauen müssen.

Langsam wird es wieder Nacht. Heller leuchtet der Waldbrand. Wie an den vergangenen Tagen suchen die flüchtigen Missionäre und die Schwestern ihre Lager auf, die sich, einen Schritt vom Wasser entfernt, im warmen, weichen Sande hingebreitet haben. Müdigkeit und Kummer und das geschäftige Plätschern, in welchem die Wellen mit einem morschen Einbaum spielen, wiegen sie in Schlaf. Dieser Einbaum ist unsere einzige Hoffnung, wenn die kriegs- und beutelustigen Neger, die sich, bis zu den Zähnen bewaffnet, in unserer Nähe herumtreiben, uns überfallen sollten.

Wir Patres haben uns in die Nachtwache geteilt. Mit geschultertem Gewehr schreite ich vor den friedlichen Schläfern auf und ab. Leise knistert der Sand unter den Tritten; es ist als wollte er reden, als wollte er warnen, als wollte er raten. Da blitzt fern über den Wassern ein Lichtlein auf, wie das eines sanft sich wiegenden Johanneskäferchens. Es kommt näher; es wird größer. Das ist der ‚Hermann von Wißmann', der mit Volldampf in die Bucht von Wiedhafen einfährt. (Es war, da der Weltkrieg ausbrach, wahrlich keine Heldentat, diesen einsamen Dampfer auf dem weiten See zu jagen; aber geschmerzt hat es mich doch, als die Engländer ihn erbeuteten.)

Eine Stunde später sind wir alle an Bord. Wir sind gerettet. Dort übergibt mir der Kapitän ein Telegramm aus Daressalam. Es soll mir nach langen, bangen Wochen Kunde bringen über die teuren Missionäre, von denen der Aufstand mich abgeschnitten hatte. Da stand in der Lapidarschrift des Unglücks: ‚Nyangao, Lukuledi zerstört. Walburga ermordet. Andere hier. Bischof, Gabriel, Andreas, Felizitas, Kordula bei Liwale ermordet.'

Das war in den Herbsttagen des Jahres 1905. Der Krieg zog damals durch Deutschostafrika. Schutt und Rauch bezeichneten den Weg, den er genommen; und unter dem Schutt lag eine aufblühende Mission begraben.

Und heute? Mir ist's, als stünde ich wieder, das Herz voll von bitterem Wehe, an den Ufern des Nyassasees zwischen glühenden Bergen und wilden Kriegergestalten und hielte ein Telegramm in den zitternden Händen, das Unheil kündet. Und doch sind es nicht aufständische Negerhorden; sie haben sich alle so treu gehalten. Aber die Mission ist vernichtet, vernichtet von Heerführern, die sich die Brust mit Ehrenkreuzen schmücken lassen. Daß es so den Kreuzen ergehen mußte, die alsbald nach jenem Negeraufstand überall wieder aus den Ruinen emporgewachsen waren!

Kurz vor Ausbruch des Krieges durfte ich noch unsere Mission durchwandern von Station zu Station. War das ein herrliches Blühen und Reifen! Ein Ährenfeld bereit zur Ernte. Und heute? Der Krieg hat wie ein wildes Hagelwetter alles zerstört. Es sind ja nur spärliche Nachrichten, die im kurzen Kleide, so wie der Zensor es ihnen zurechtgeschnitten hat, den

Weg zu uns gefunden haben; aber in ihrer lakonischen Kürze sagen sie genug, um all das bittere Elend nachempfinden zu lassen, in dem die Missionäre sich befinden. Es sind eigenartige Briefe. Von allen Enden einer halben Welt kommen sie, nur nicht aus dem Wirkungskreis der Missionäre; dieser ist den Missionären verschlossen. Der Bischof mit einer Anzahl von Missionären aus dem Innern ist in Daressalam interniert und nicht bloß von seinen Missionen im Innern, sondern auch von den Christen der nächsten Umgebung abgeschnitten. Eine ganze Reihe von Missionären ist nach Indien verschleppt und wartet in dem ungesunden Ahmednagar nun schon seit Jahr und Tag auf die selige Stunde, da sie wieder zu ihren Schwarzen zurückkehren dürfen. Ein Teil liegt gefangen zu Blantyre, in Britisch-Zentral-Afrika. Fünf Brüder sind nach zahlreichen Zwischenstationen in Maadi bei Kairo gelandet und sitzen dort geborgen hinter einem Stacheldrahtzaun. Ein Pater weilt als Gefangener in Alexandria. Vierzehn Missionsschwestern schreiben aus Pretoria (Südafrika), und zwischen den wenigen Zeilen klagt weniger das bittere Los der Gefangenschaft und der Entbehrungen einer langen Reise von Madibira und Peramiho über den Nyassasee durch das englische Nyassaland bis zum fernsten Süden, als vielmehr das Leid um die armen Negerchristen, welche sie verlassen mußten.

Nicht einmal schweizerische Nationalität ward respektiert. Auch unsere Schweizer-Patres wurden interniert. Aber so verfuhren die Engländer auch anderwärts; auch die holländischen Missionäre aus dem Innern Afrikas wurden gefangen abgeführt.

Nur an einigen wenigen Stützpunkten, wie z. B. im Hinterland von Lindi und im Hochplateau von Upogoro, wo immer noch die deutsche Schutztruppe sich heldenhaft gegen das Vordringen der Engländer stemmte, war die Mission ungebrochen an ihrer Arbeit. Jetzt ist es auch dort zu Ende.

Vor mir liegt die letzte Statistik (1913) aus unserer afrikanischen Mission. Sie kann 12 370 Negerchristen aufführen, 2 846 Katechumenen und dazu 24 700 Schulkinder, deren Unterricht normaler Weise mit der Taufe ihren Abschluß finden mußte. Bange Fragen setzen sich von selbst als Anmerkung unter diese Statistik. Was wird aus den Christen werden; was aus den Schulkindern, was aus den Katechumenen? Ein Teil der Christen wird sich, von den Schrecken des Krieges gehetzt wie scheues Wild, nach allen Himmelsrichtungen zerstreuen. Viele werden wohl nicht mehr an ihre alten Wohnplätze zurückkehren und manche dem Christentum verloren gehen. Wo werden die Katechumenen einen Hirten finden, der sie vollends in die Herde Christi einführt? Müssen sie sich wieder in der Nacht des Heidentums verirren? Von den Schulkindern aber, der schönsten Hoffnung für die Entfaltung der Mission, werden Tausende und aber Tausende vom Krieg in den Busch verschlagen, und dort werden sie wieder verwildern. Wahrlich ein trostloser Anblick, ein trüber Ausblick!

Und was wir bis jetzt geschaut haben, das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen Missionskarte, ja selbst nur ein kleiner Teil von

unserem Deutschostafrika, ein Detailbild, das uns die Größe des Unglücks ahnen läßt, das über die Missionen hereingebrochen ist.

Leider liegen die Dinge in den übrigen Teilen von Deutschostafrika nicht besser. Dafür zeugt die in Trümmer geschossene Kathedrale von Bagamoyo, dafür zeugen die fünf zerstörten Missionsstationen der Väter vom Heiligen Geist. Fast kein deutscher Missionär konnte es erreichen, bei seinen Christen bleiben zu dürfen, sobald einmal die Engländer mit ihrem Waffenlärm die heilige Stätte des Friedens entweiht hatten. Langsam aber stetig hat das Unheil des Krieges die ganze, von der Heimat abgeschnittene Kolonie, langsam und stetig auch die wehrlose Mission überzogen.

Schneller, aber im großen ganzen ebenso unheilvoll, war es in den übrigen deutschen Kolonien gegangen.

Um Togo, die kleinste unserer afrikanischen Kolonien, doch wieder jene Kolonie, die sich schon seit Jahren rühmen konnte, daß sie sich selber erhalte, war der Kampf bald zu Ende, und seitdem liegt der Krieg mit seinem Druck schwer auf der Mission. Allerdings haben die Feinde nach außen hin die von den Offizieren der Okkupationsarmee gegebene Zusicherung gehalten: ‚Die Missionäre bleiben im Lande und tun ihre Arbeit wie vorher.‘ Die Missionäre sind geblieben, aber mit einem Federstrich hat die französische Verwaltung alle Schulen der katholischen Missionen vernichtet. So ist das Arbeitsfeld der Hauptstationen Anecho, Togo, Atakpame und Aledjo mit einem Schlage in Brachfeld verwandelt. Schon sind 150 Schulen geschlossen. Ob die wenigen, die als Zeugen von dem Blütestand der Mission noch übrig geblieben sind, nicht gezwungen werden, nachzufolgen?

In Kamerun hatten sich die Pallotiner und Sittarder Missionäre brüderlich in die harte Arbeit geteilt, die durch die Ungunst des feuchten Tropenklimas noch erschwert wurde. Sie hatten sich geteilt in die schönen Erfolge, die ihre Ausdauer und ihr Opfermut erzielt hatte. Nun sollten sie sich auch in das Schicksal teilen, das der Krieg ihnen bereitete. Sie wurden samt und sonders nach dem mörderischen Fernando Poo verschleppt, um dann, nachdem alles Bitten und Hoffen, in ihre geliebte Mission zurückkehren zu dürfen, umsonst war, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, die ihnen die Heimreise nach Deutschland ermöglichte. Der größere Teil der Missionäre kam in den ersten Monaten des Jahres 1916 heim. Was ihnen das Scheiden aus Afrika wenigstens einigermaßen erleichterte, war das Bewußtsein, daß ihre Christen nicht gänzlich verlassen seien. Eine Anzahl französischer Missionäre aus der Kongregation der Väter vom Heiligen Geist durften sich der verwaisten Mission annehmen. Diese Hilfe ist nicht in letzter Linie dem Befehlshaber der französischen Besatzungstruppen zu danken, der sogar, um Hilfe schaffen zu können, vier französische Priester, die im Besatzungsheer standen, aus dem Truppenverband entließ. So edel diese Tat ist, sie wird nur einen Teil der zusammensinkenden Mission stützen können.

Wenn wir auch dankbar sind für jedes Missionskirchlein, das erhalten bleibt, für jede Christenseele, die in dieser schweren Zeit priesterlichen Trost und Beistand findet, so wird doch die Notlage in den eigenen Missionen die französischen Missionäre hindern, mit umfassendem Erfolge sich der Missionen in den deutschen Kolonien anzunehmen. Erst wenn die Hunderte von vertriebenen Hirten, die mit ihrer Herde verwachsen waren, für sie lebten und in der Trennung von ihrer Herde unsäglich leiden, wieder auf ihre Stationen heimkehren dürfen und mit dem Friedensglöcklein die zersprengte Herde um das Kreuz neben dem Trümmerhaufen der ehemaligen Missionskirche sammeln wollen, erst dann mag ihnen die ganze Wucht und Weite des Verlustes zum Bewußtsein kommen, den während ihrer Abwesenheit ihr Lebenswerk erleiden mußte. Jetzt können sie nur hoffen und beten.

Mit unseren weltentlegenen Kolonien draußen im weiten Ozean hatten unsere Feinde leichtes Spiel. Um so eigenartiger berührt das Vorgehen gegen die Missionen, die doch wahrlich keinen Anschlag wider die neuen Herren der Inseln ausführen konnten, auch wenn sie je an einen solchen gedacht haben würden. Aber noch eigenartiger ist das Verhalten der Feinde. Auf den Inseln, welche Japan an sich gerissen hatte, durften die Missionäre bis auf den heutigen Tag bleiben, wenn auch nicht von allen Plackereien verschont; die Engländer dagegen schickten alle deutschen Missionäre in die Gefangenenlager nach Australien. So kommt es, daß auf den Karolinen und Marianen die Missionstätigkeit ihren Fortgang nimmt, während sie auf den Marschallinseln und in Neupommern ihrer Hirten sowie auch der Missionsschwestern beraubt ist.

Die deutschen Kolonien waren nicht das einzige Arbeitsfeld, auf dem wir deutsche Missionäre zu suchen hatten. Das katholische Herz ist ja weit genug, sich erst mit einer ganzen Welt zufrieden zu geben. Das Heilandsgebot hatte auch die deutschen Missionäre hinausgedrängt ‚in alle Welt‘, und so finden wir das deutsche Element stark vertreten auch in jenen Missionsländern, die als Kolonien und Interessensphären unter dem Einfluß der Ententemächte stehen. Diesen deutschen Missionen, welche oft weite Gebiete versorgten, hat der Krieg ebenso hart oder fast noch härter mitgespielt als selbst den in unseren Kolonien. Ein paar Streiflichter sollen uns die Situation beleuchten; leider decken sie fast überall nur tiefe, düstere Schatten auf.

Auf afrikanischem Boden hatten die Missionäre deutscher Zunge in dem weitausgedehnten Kolonialbesitz Deutschlands vollauf zu tun, sodaß nur recht wenige in fremder Herren Länder zu finden sind, oder vielmehr waren; denn sie wurden zum größten Teil kurzer Hand vertrieben. Nur die Engländer in Rhodesia und Südafrika sowie die Portugiesen in Ostafrika machten eine Ausnahme, die ersteren, indem sie die Jesuiten-Missionäre im Herzen Afrikas und die Patres von Marianhill ruhig an ihrer Arbeit ließen, die Portugiesen, indem sie ihren Religionshaß die Kriegsmaßnahmen

diktieren ließen. So wurden denn die Steyler Patres, die das Erbe der im portugiesischen Kulturkampf vertriebenen Jesuiten am Sambesi angetreten hatten, samt den Missionsschwestern in drückender Gefangenschaft gehalten, in der man ihnen, allen Bitten und Vorstellungen zum Hohne, die heilige Messe und den Empfang der heiligen Sakramente verweigerte.

Diese Behandlung der gefangenen Missionäre wird freilich an Härte und an Umfang noch weit überboten von dem Vorgehen der Engländer in Indien. Auf der Insel Ceylon mit ihrem herrlich blühenden katholischen Leben sind 26 deutsche Missionäre, also ein volles Drittel der europäischen Priesterschaft interniert und ebensoviele französische Priester ins Heer gesteckt. Diese eine Tatsache könnte schon genügen, uns die Not der asiatischen Missionen ahnen zu lassen.

Wenn schon bis jetzt in den Kulturländern des fernen Ostens überall da, wo durch den Eifer der Missionäre und den Segen Gottes große Christengemeinden herangewachsen waren, die eigentliche Missionsarbeit, die Bekehrung der Heiden, ein langsameres Tempo einschlagen mußte, so reichen nunmehr die stark gelichteten Reihen der Missionäre nicht einmal dazu aus, das Bestehende zu erhalten. An Eroberungszüge in heidnische Gebiete, und wären sie noch so vielverheißend, ist gar nicht zu denken. Die alten Missionäre, welche die Mühe und Last eines langen Arbeitstages getragen haben und deren Kraft das Tropenklima schon längst gebrochen hat, müssen jetzt die ganze Sorge auf ihre Schultern nehmen. Werden sie aushalten, bis ein neuer Arbeitsmorgen anbricht, ein neuer Missionstag, der unter dem Zeichen des Kreuzes, dem Zeichen des Friedens, steht? Aber wenn dann der Friede kommt, vielleicht liegt dann schon längst die Stütze ihres Alters, auf welche sie die langen Kriegsjahre hindurch gewartet haben, gebrochen auf einem der blutigen Schlachtfelder, die sich über Europa hinziehen.

Bei solcher Betrachtung mag uns der Verlust der indischen Missionen mit tiefem Weh erfüllen, wenn wir die Zahlen hören, die dort den Verlust der Mission darstellen. Es sind ihr mehr als 250 Priester entrissen. Und doch, noch drückender empfinden wir wohl die unwürdige, grausame Behandlung, welche die deutschen Missionäre von seiten Englands erfahren mußten.

Schon gleich bei Ausbruch des Krieges war ein großer Teil der deutschen Missionäre gefangen abgeführt worden, unter ihnen nicht weniger als 37 Jesuiten. Immer größer wurde ihre Zahl. So schmachteten Ende des Jahres 1915 sechzig Missionäre in den Konzentrationslagern von Ahmednagar, wie Sträflinge und Verbrecher behandelt, und fünfzig Jesuiten in einer freilich nur wenig milderen Gefangenschaft zu Khandalla. Die Leiden dieser Verbannten, vor allem die unwürdige Behandlung in Ahmednagar hatten den Heiligen Vater veranlaßt, für die unschuldigen Opfer beim englischen Gesandten Fürsprache einzulegen. Die Folge war die Deportation der gefangenen Missionäre aus dem einen Lager in ein anderes, das weit schlechter war als das, das sie zu verlassen hatten. Dort im sogenannten

Kamp A, dem unheimlichsten der drei Militärkamps, das vor allem die vorbestraften Militärgefangenen beherbergte, war von da ab eine elende Baracke aus Wellblech ihre Wohnung. In der heißen Zeit strahlte dieses Wellblech die ganze Glut der Tropensonne in die Räume, zur Regenzeit war der Boden in einen Sumpf verwandelt, in dem die Gefangenen bis an die Knöchel waten mußten. Myriaden von Wanzen und anderem Ungeziefer bildeten ihre beständige Plage; und doch war manchem eine noch härtere Plage beschieden: ein Mitgefangener, mit dem er das Abteil im Lager teilen mußte, dessen unfältige Reden mehr schmerzen mußten als die Stiche des Ungeziefers. Weder Doktorhut, noch auch die Anerkennungen der englischen Regierung, die sich einer in seinem segensreichen Wirken verdient hatte, noch auch die grauen Haare eines ehrwürdigen Alters konnten vor dieser unverdienten Mißhandlung schützen.

So ging für die Armen das Kriegsjahr 1915 vorüber. Endlich winkte ihnen Erlösung. Sie sollten in ihre Heimat zurückgeführt, repatriiert werden. Mußten diese schmählichen Gefangenenlager entlastet werden, um Missionäre aus anderen Zonen aufnehmen zu können, damit auch sie die fast sprüchwörtlich gewordene Wertschätzung kosten konnten, die der Engländer doch immer von den Missionären und deren Wirken an den Tag gelegt hatte? Für Uneingeweihte wenigstens ist kaum ein anderer Grund ausfindig zu machen, warum denn nach dieser Repatriation der indischen Missionäre, die von Deutschostafrika und vielleicht wohl auch von anderen Ländern her nach Ahmednagar verschifft wurden. Nachdem Mitte Januar 1916 der erste Trupp Missionäre, 22 Patres und 18 Schwestern in ihre Heimat zurückgebracht worden waren, durfte einige Monate später der Rest der indischen Missionäre nachfolgen. Am 16. Mai traf dieser zweite Gefangenentransport — ein Gefangenentransport im vollsten Sinne des Wortes — in England ein, um endlich nach unsäglichen Plackereien, die sie einen Monat lang auf britischem Boden noch hatten durchkosten müssen, nach peinlichen Untersuchungen, nach vielerlei Entbehrungen und Verhöhnungen nach Holland überführt zu werden: 2 Weltpriester, 65 Jesuiten (darunter 50 Priester) und 19 Salvatorianermissionäre aus Assam.

Die Behandlung dieser Männer, die an dem großen Friedens- und Segenswerk der englischen Kolonie mit der größten Opferfreude mitgearbeitet hatten, die auf der ruhmvollen Universität zu Bombay Englands Ruhm und Einfluß in Indien in nicht geringem Maße gemehrt haben, wird wohl eines der dunkelsten Blätter in der Kolonialgeschichte Englands bilden, und das unbekannte Ahmednagar, das auf einmal eine traurige Berühmtheit geworden ist, wird im ganzen fernen Osten Kronzeuge stehen gegen England und seine Kultur.

Wollen wir die deutschen Missionäre in den Ententeländern aufsuchen, dann müssen wir noch weiter nach Osten. Wir staunen: Ein Lichtstrahl aus dem fernsten Osten, aus dem ‚Lande der aufgehenden Sonne'! Japan, das heidnische Japan, Japan, das sich — wohl in berechnender Klugheit —

auch sonst unter allen unseren Feinden am ritterlichsten benommen hat, verhält sich den christlichen Missionen gegenüber tolerant, wo die christlichen Nationen die hehren Werke des Glaubens ihrem nationalen Hasse zum Opfer bringen. Japan versteht zwischen Politik und Religion zu unterscheiden, obschon es in sein Programm passen mußte, sich bei dieser Gelegenheit einer Anzahl von Missionen zu entledigen. Dieses Programm geht ja darauf hinaus, den altersschwachen Buddhismus an der nationalen Kraft und diese wiederum am nationalen Buddhismus zu verjüngen. Doch die Missionäre durften ungestört im Reiche des Mikado bleiben und weiterarbeiten.

Daß es bei dem argwöhnischen Charakter des Japaners nicht an peinlichen Überwachungen und kleineren und größeren Schikanen fehlt, die übrigens die Missionäre zum Teil schon aus der Friedenszeit her gewohnt waren, wird wohl kaum befremden. Es kann und muß den Japanern hoch angerechnet werden, daß sie ganz gegen die Gepflogenheiten ihrer Verbündeten unsere deutschen Missionäre und Schwestern in ihrem Lande und in ihrer Kolonie Korea belassen haben. Am meisten weiß ihnen die Mission Dank dafür, wenngleich, wie P. Dahlmann S. J. schreibt, ‚Japan jeglichem westlichen Einfluß auf die religiöse und moralische Domäne verschlossen blieb, obschon es sich dem ganzen Fortschritt der westlichen Nationen aufgeschlossen hat'. So wird trotz des günstigen Verhaltens im gegenwärtigen Weltkrieg Japan nach wie vor der Mission ein steiniger Acker bleiben, auf den ohne Aussicht auf eine reiche Ernte viel Mühe und Schweiß verwendet werden muß.

Verlassen wir die Ententeländer und ihre Kolonien, um unseren Blick den ‚neutralen' Gebieten zuzuwenden, jenen weiten Gebieten, die als schwer getroffene Zuschauer dem großen Weltdrama beiwohnen, dann fällt unser Blick zuerst auf China, das gewaltige Missionsland, das mit seinen erfreulichen Aussichten vor dem Kriege eine großzügige Missionsaktion herausforderte und das auch in den Kriegswirren seine starke Hinneigung zum Christentum sich bewahrt hat. Doch nicht allein wegen seiner Bedeutung für die Missionssache müssen wir uns zuerst mit China beschäftigen, sondern auch deswegen, weil ja China durch seine Kriegserklärung vom 14. Aug. 1917 seine Neutralität aufgegeben hat und in den Kreis unserer Feinde eingetreten ist, so daß China eigentlich zur Gruppe gehören würde, die wir eben verlassen haben. Und doch darf man die Mission China immer noch als neutralen Boden betrachten. Aber deswegen ist der Krieg nicht spurlos an China vorübergegangen. Denn hier wie in allen jenen Gebieten, die wir als ‚neutrale' bezeichnen, setzt ebensogut wie in den Ententeländern eine feindliche Aktion gegen die Mission ein, der wir bisher noch nicht genügend Beachtung geschenkt haben. Es ist die Stellungnahme Frankreichs, ‚der ältesten Tochter der Kirche', gegen seine Missionäre. Durch die Einberufung und Einstellung der waffenfähigen Missionäre hat die Gesamtlage der katholischen Missionen einen erschütternden Stoß erlitten.

Zwar hatte Frankreich im Gegensatz zu seiner kirchenfeindlichen Haltung in der Heimat immer noch nach dem Rezept Gambettas gehandelt: ‚Der

Antiklerikalismus ist kein Ausfuhrartikel,' und hatte nicht bloß in der Levante, sondern allüberall, wohin sich sein politischer Einfluß erstreckte, seine Missionen geschützt, um seinerseits dieselben als politisches Machtmittel zu benützen. Und dieses Machtmittel schien nicht gering; stellte doch Frankreich zwei Drittel des gesamten katholischen Missionspersonals. Da mit einem Male sollte der furchtbare Gewittersturm in den Augusttagen des Jahres 1914 die Luft klären. Der erste Blitzstrahl hat es getan. Er ist zerschmetternd, zum Teile auch verblendend in Frankreichs Missionsländer gefahren. Gleich den heimatlichen Priestern mußten auch die Missionäre zu den Waffen, und unter den 20000 Priestern, die im französischen Heere kämpfen, sind nicht weniger als 2000 Missionäre, aus allen Teilen der Welt zusammengeschleppt. Ja, ein Lobhymnus eines französischen Missionärs gibt ihre Zahl sogar auf 3000 an. Zählen wir zu den 2000 französischen Missionären, die durch den Krieg aus der Mission fortgeholt worden sind, noch die 550 deutschen Missionäre, die in den Konzentrationslagern schmachten oder in die Heimat überführt worden sind, ferner 1500 Laienbrüder, die durch Vertreibung bzw. Einstellung ins Heer der Mission geraubt sind, und endlich die 1000 Missionsschwestern, die ihre Mission verlassen mußten, so ergibt sich ein Gesamtverlust von 5050 Arbeitskräften, eine Riesenziffer, wenn wir aus der Friedenszeit den Hilferuf nach Mitarbeitern in die Kriegsnot herüberklingen hören. Den weitaus größten Teil dieses Verlustes haben die französischen Missionen zu tragen. Und wie der Tod unter ihnen Ernte hält! Schon im ersten Kriegsjahre waren 22 Jesuitenmissionäre gefallen. Ende 1916 zählte die Totenliste des Pariser Missionsseminars 33 Missionäre, die der Weißen Väter 22. Im ganzen sind es bereits an die 300 Missionspriester, die auf den Schlachtfeldern den Tod gefunden haben, unersetzliche Verluste für die Streitschar Christi. So ist also der Antiklerikalismus, der die Priester Frankreichs in den Kugelregen gestellt hat, doch zum Ausfuhrartikel geworden und hat gerade dort, in den Heidenmissionen, die katholische Sache schwer geschädigt.

Was bedeuten solchen Verlusten gegenüber die vereinzelten Nachrichten, die aus Gebieten kommen, in die der Krieg mit seinen Schrecken noch nicht vorgedrungen ist, Nachrichten, die mit schönen Erfolgen zu trösten versuchen! Unser Herz will sich nicht trösten lassen beim Anblick der traurigen Trümmer des Gotteswerkes, an dem glühende Liebe gearbeitet hat.

Hoffen und Bangen ist die Signatur der Chinamission. China wird von den wechselvollen Bewegungen, die mit dem Sturz der kaiserlichen Dynastie eingesetzt hatten, von einer Revolution in die andere geworfen. Wenn auch die Missionen unter dem Regimewechsel nicht direkt zu leiden hatten, so haben doch die damit verbundenen Begleiterscheinungen, eine veränderte Stellungnahme der jeweiligen Regierung dem Christentum gegenüber, vor allem aber die unter politischem Deckmantel organisierten Räuberbanden, da und dort die Mission schwer heimgesucht. Auch der Krieg konnte nicht spurlos an der Chinamission vorübergehen. Schon der Abzug von

280 französischen Missionären mußte vielerorts dem Vordringen des Christentums Halt gebieten. Ganz aufhalten ließ sich die dem Christentum günstige Bewegung nimmer. So kommt es, daß der Prokurator der Lazaristenmission in Peking mitten im Krieg die Nachricht bringen kann: ‚Trotz des schrecklichen Krieges, der unsere Hülfsmittel versiegen ließ und unser Personal vermindert hat, war es uns vergönnt, in diesem Jahre (1915) die Höchstzahl von Bekehrungen zu erreichen, die die Mission jemals in einem Jahre erreicht hat: 38 293 Taufen von Erwachsenen.' Wir wollen an dieser freudigen Mitteilung nicht nörgeln; aber wie diese Höchstleistung eine Nachwirkung aus der Friedenszeit ist, so wird auch der Krieg in den kommenden Jahren seine Nachwirkung zeigen nicht allein im Rückgang der Bekehrungsziffer, sondern auch in den Schwierigkeiten, die bei einem so stark gelichteten Personalstand für die Pastoration der Neuchristen entstehen. Zahlen können nicht ganz über den wahren Stand der Dinge hinwegtäuschen.

Auch die deutschen Missionen in China wissen noch im Anfang des Jahres 1916 günstige Nachrichten zu bringen, aber schon hemmt ein empfindlicher Mangel an Personal und Geld die Weiterentwicklung. Der Rückgang des Schulwesens, das für die chinesische Mission die Lebensader bildet, und eine peinliche Einschränkung nach allen Seiten hin hat sich bereits als das Zeichen einer ernsten Notlage der katholischen Mission in China herausentwickelt. Und mit jedem Kriegsmonat wird die Lage härter, die Aussicht trüber.

War in China die Einziehung der französischen Patres ohne eine allzu auffällige Rückwirkung auf die Mission geblieben, indem es dem Rest der Missionäre vorerst gelang, durch Verdoppelung ihrer Anstrengungen den Ausfall auszugleichen, so konnte dies bei weniger stark besetzten Missionen nicht erreicht werden. Zwar suchten auch dort die zurückbleibenden Missionäre ihre Kräfte zu vervielfachen, aber die Ungunst der Verhältnisse legte sich lähmend dazwischen. ‚Wir schaffen für zwei,' schreibt in launiger Weise ein Missionär aus Uganda und gibt mit seiner Zeichnung die Stituation von Hunderten von Missionsstationen wieder: ‚Wir schaffen für zwei, weil so viele Priester einberufen sind, und essen für einen, weil der apostolische Vikar nichts mehr hat.' Und der apostolische Vikar selber (Bischof Streicher) klagt: ‚Man kann sich wohl nicht vorstellen, wie hart es ist, die Früchte schwerer, jahrelanger Arbeit vor seinen eigenen Augen dahinschwinden zu sehen. Unsere Christen und Katechumenen sind wie Schafe ohne Hirten. Unser einziger Trost ist das Gebet.' Der Krieg hat ihm aber auch 30 Patres (Weiße Väter) entrissen und die herrliche Ugandamission in solch bittere Not gebracht, jenes Uganda mit seinen glorreichen Martyrerchristen, jenes Uganda, dessen Christen, selbst in die ferne Fremde, wie z. B. zur Schutztruppe nach Daressalam, verschlagen, durch ihre kernige Frömmigkeit und ihre stramme Disziplin ihren Vätern das Zeugnis treuer, zielbewußter Missionsarbeit ausstellen.

Wo immer noch eine Anzahl französischer Missionäre wirken und ihr

Lebenswerk über die Zeit des unheilvollen Krieges hinüberzuretten trachten, überall erklingt das gleiche Klagelied. Nur in einem Missionsgebiet der Franzosen ist selbst die Klage völlig verstummt. Es ist die Großdomäne der französischen Mission, der nähere Orient. Dort ist das ganze französische Missionspersonal vertrieben; über 500 Klöster und Anstalten sind geschlossen oder aufgegeben, nicht selten deren Kirchen in Moscheen umgewandelt.

Man macht es gerne den französischen Missionen zum Vorwurf, daß sie sich als Vorkämpferin politischer Bestrebungen mißbrauchen ließen und daß sie ihr Frankreich über ihre Religion stellten. Lassen wir den Vorwurf bei so herbem Schmerz, den wir als Kinder unserer hl. Kirche zugleich mit ihnen empfinden müssen!

Wie viel Segen mag von den heiligen Städten ausgegangen sein, ehe der Krieg sie verwüstet hat! Wohl erst jetzt schätzt das arme Land die heldenmütige Liebesgröße der Väter und der ehrwürdigen Schwestern, die ihm und seinen Kindern Vater und Mutter gewesen, jetzt, wo es die volle Schwere des Verlustes tragen muß, hungernd und dürstend nicht allein nach der Lehre des Heils in drangvollen Tagen, sondern auch hungernd nach Brot und nach Hilfe in Krankheit und Not, dürstend nach Trost und Liebe.

Die Orientmission, eben noch eine grünende Oase in der sterilen Welt des Islam, ist verschwunden. Ein glühender Sandsturm hat sie verschüttet, und nur hier und da steht, einer einsam trauernden Palme gleich, die selbst schon zittert vor neuem Sturm, eine deutsche oder österreichische Missionsniederlassung (von 500 Missionsschulen bestehen nur noch 20 deutsche und geben sich alle erdenkliche Mühe, den gegen jeden ausländischen Einfluß und gegen jede christliche Idee gerichteten Gesetzen Genüge zu leisten). Sie sind Wächter nicht bloß ‚am Hl. Grabe', sondern auch an den geheiligten Gräbern, in denen die Seelenernte langer Arbeit und die Hoffnung der Zukunft begraben liegt. Die Zeit, in welcher der Wüstensturm über den Orient und vor allem auch über Armenien dahinbrauste, ist sicherlich die düsterste des ganzen Weltkrieges.

Ob geknickte Palmen wieder grünen? Wir wagen zu hoffen: Praecisum rursum virescit: Abgehauen grünt der Baum von neuem. Freilich, so mancher Baum, der blühend im Garten der Kirche stand, ward schon von rauher Hand beschnitten, von wilder Hand zerhauen, so daß er verblutete.

Die Blicke, die nach Hilfe ausschauen, richten sich von selbst nach Europa, der Heimat der Missionen. Doch hier wütet ja der Krieg; und wenn er schon sein Unheil über die entlegenen Missionsländer ausschütten konnte, wie muß erst das heimatliche Missionswesen unter seinem Drucke leiden!

Umfassende statistische Angaben, wie weit die verschiedenen Missionskongregationen und Missionshäuser in den Krieg hineingezogen worden sind, liegen nur von Deutschland vor. Nach dieser Statistik (Zeitschrift für Missionswissenschaft 1917, Heft 1, S. 41) standen Ende 1916 1348 Missionsalumnen und 1000 Missionsbrüder unter den Waffen, zusammen

also über 2300. Die Verlustziffer von 266 Toten und 544 Verwundeten, die seitdem bedeutend gestiegen ist (für unsere Kongregation von St. Ottilien allein von 46 Toten auf 62), läßt ermessen, wie furchtbar der Krieg die Missionshäuser heimsucht. Wenn da das Axiom seine Geltung behält, daß die Missionen nächst nach dem Segen des Himmels vom Missionspersonal abhängig sind, dann gestaltet sich die Zukunft der Missionen immer trüber, je länger der Krieg dauert. Ob wohl die Verluste nach dem Kriege bald wieder ersetzt werden können? Das ist die zweifelnde Frage, von deren Beantwortung das Wiedererstehen der vernichteten Missionen abhängt. Es ist schwer, eine bejahende Antwort zu geben; die Verhältnisse sprechen dagegen. Und noch schwerer wird's, sie zu verneinen; die Hoffnungen, die sich unser Herz gegen alles Hoffen macht, sind zu groß.

Diese Hoffnungen werden genährt durch die flammende Missionsbegeisterung, die sich durch den Kriegslärm und den Kanonendonner nicht ersticken läßt. Im Gegenteil: Der Ernst der Zeit hat mit vollstem Nachdruck auch auf den Ernst der heiligen Pflichten hingewiesen, die wir gegen die Missionen haben. Und während draußen an den Fronten die Edelsten des deutschen Volkes kämpfen und bluten, um der teuern Heimat Sieg und Freiheit zu erringen, rüstet sich das katholische Deutschland bereits auf den heiligen Krieg, der den Erdkreis Gott erobern soll. Allüberall sehen wir ein freudiges, gottbegeistertes Rüsten.

So liegen die Dinge bei uns in Deutschland, hart, aber nicht hoffnungslos.

Ähnliche Nachrichten einer freudigen Missionsbewegung, die sich durch den Krieg nicht in Stillstand bringen ließ, kommen aus Holland, Spanien und Italien. Freilich wird das, was in Italien die Werbetätigkeit an Boden gewinnt, kaum die Verluste decken, welche die italienischen Missionshäuser durch den Krieg erleiden. Und die jüngsten kriegerischen Ereignisse werden wohl auch wenig geeignet sein, die Missionspropaganda zu fördern, zumal, da ihr bester Boden in Norditalien ist. Die zurückflutenden italienischen Armeen dürften manche der Hoffnungen, an denen das ‚Mailänder Missionsseminar' in den letzten Jahren mit regstem Eifer und ehrlicher Hingabe gebaut hatte, mit fortreißen. Gleichwohl besteht Aussicht, daß sich der neuerwachte Missionseifer durch all die Wirrsale des Krieges hindurchringt.

Ob dies auch bei Frankreich möglich sein wird? Zwar rühmt sich Frankreich noch immer, die erste Missionsmacht der Welt zu sein, zwar lebt noch immer in den Missionsseminarien, soweit sie der Krieg nicht vollständig entvölkert hat, die alte glühende Missionsbegeisterung; aber immer schwerer drückt die eiserne Faust des Krieges wie auf das ganze Land, so auch auf die Missionsinstitute, sodaß es uns unmöglich scheinen will, daß Frankreichs Missionswerk sich nochmals auf die Höhe emporschwingen kann, von der der Weltkrieg es herabgestürzt hat. Es wird ja der Krieg dem Missionsgedanken in Frankreich ebensowenig den Todesstoß versetzen können, wie die kirchenfeindlichen Gesetze es vermocht hatten; indes hat der Krieg die klaffenden Wunden, die der Kulturkampf auch den Missionen geschlagen hat,

erweitert und vertieft, so daß viel Lebenskraft entschwindet. Schmerzlich ruft ein verdienter Missionär, P. Dalore S. J. aus: ‚Die Missionsberufe werden noch spärlicher; denn alte und junge Priester fallen zugleich und ihre Plätze werden nicht ausgefüllt. Es werden künftig kaum noch französische Missionäre übrig bleiben.‘

Trotz dieses Eingeständnisses verübelt man es in französischen Missionskreisen dem katholischen Deutschland, wenn es sich bereit macht, in die Breschen einzuspringen, welche Kulturkampf und Krieg in die französischen Missionen gerissen haben. Nicht das ist unsere Absicht dabei, die französischen Missionäre von ihren Stationen oder Frankreich aus seiner Position in der vordersten Reihe des Missionswerkes zu verdrängen. Es ist unser ehrlichster Wunsch, ebenso wie der der begeisterten Lobredner des französischen Missionswerkes, daß auch in Zukunft Frankreich zwei Drittel des gesammelten Missionspersonals und die materielle Hilfe stellen möge, deren sie bedürfen. Nur möchten wir diesem Wunsche noch einen weiteren Wunsch anfügen: Daß doch alsdann die Zahl der Missionäre, welche Deutschland und die übrigen Länder entsenden, sich verdoppeln, verdreifachen möchte! Damit müßte das große Missionsheer, verdoppelt und verdreifacht, zu einer Macht anwachsen, der auch die stärksten Bollwerke des Heidentums nicht zu widerstehen imstande wären.

Es ist kein bloß gelegentliches Zusammentreffen, daß Deutschland in die weite Welt hinauszieht, um sich dort eine Weltmachtstellung zu sichern, und daß zur gleichen Zeit im katholischen Deutschland der große Missionsgedanke erwacht, der Deutschlands Söhne und Töchter zum Kampfe fürs Kreuz entsendet. Wir müssen dieses Zusammentreffen als providentiell bezeichnen. Es sind die beiden Gedanken, der Weltmachtsgedanke und der Missionsgedanke, auch nicht ohne Einwirkung auf einander geblieben. Indes die deutschen Kolonien den deutschen Missionären ein eigenes Feld eröffneten und zugleich zur Entfaltung noch schlummernder Kräfte drängten und das katholische Deutschland sich für die Pionierarbeit der Missionen begeisterte, ward auf der anderen Seite der Gedanke an überseeische Kolonien in weiten Kreisen der Bevölkerung erst in Verbindung mit dem Gedanken an die christliche Kulturarbeit der Missionen populär.

In wenigen Jahrzehnten hatte sich Deutschlands Weltmacht befestigt; und längst hatten die vorwärts stürmenden Missionstruppen auch die weitgesteckten nationalen Grenzen überschritten und waren erobernd in alle Welt vorgedrungen. Der Weltkrieg sucht Deutschlands Weltmacht zu vernichten und Deutschland wieder in die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle auf dem Kontinent zurückzudrängen. Die katholischen deutschen Missionen, die zugleich mit der nationalen Jugendkraft auf dem weiten Weltplan erschienen waren, mußten vom Kriege schwer betroffen werden; und der Weltkrieg hat die Missionen der ganzen Welt hineingerissen auf das Schlachtfeld. Ein doppelter Kampf wogt, der Kampf um die Heimat und der Kampf um Gottes Reich.

So augenscheinlich hat Gott in dem furchtbaren Ringen des Weltkrieges unsere Sache als die Seinige betrachtet. Noch gilt das Wort des Herrn an sein Volk (bei 5 Mos. 20, 2—4): Wenn der Kampf anhebt, dann trete der Priester hin vor die Schlachtlinie und spreche so zum Volke: Höre Israel! Heute zieht ihr gegen euere Feinde in den Kampf. Nicht zage euer Herz! Erschrecket nicht, weichet nicht und fürchtet euch nicht! Denn der Herr, euer Gott, ist mitten unter euch und er wird für euch gegen euere Feinde kämpfen und euch der Gefahr entreißen. Wenn unsere Sache Gottes Sache ist, dann muß auch seine Sache unsere Sache sein. Und wohl nichts hat das Gottesherz unseres Erlösers mehr beschäftigt als der weltweite Wunsch: Ut sint omnes unum! Daß doch alle eins werden!

# Das Ewige

Nie findet ihr den Kreis entlang das Wesen!
Apelles dauert; was ihn zeigt, zergeht.
Isis ist ewig, ob ihr Werk verweht.
Was müht ihr Palimpseste Euch zu lesen!

Schaffen ist Unrast, Blühen wird Verwesen.
Nur was im Mittelpunkte Gottes steht
und seiend ihn enthält, wie das Gebet
des Kindes, ist von Wandelschaft genesen.

Und also wirkt es auch in stetem Glanze,
doch dem bloß Gegenwart, der es erschaut.
Den Stern zu sehn, mußt du den Blick erheben!

Dann aber fühlst du in dem starren Leben,
vor dessen Unbegreiflichkeit dir graut,
das Wunder: das von sich erfüllte Ganze.

Richard Schaukal.

# Heinrich von Treitschkes Lebenswerk

## Von Max Fischer

### I. Die Persönlichkeit und ihre zeitliche Bedingtheit.

Es gibt Männer, deren ganzes Lebensgefühl auf Taten gestimmt ist; urwüchsige Sinnenmenschen, die beschauliche Ruhe und beharrliche Ausdauer als unerträgliche Beengung empfinden; Kampfesnaturen, die zu Schlachtenlenkern oder zu einem Wirken in der politischen Öffentlichkeit bestimmt scheinen, und die dann noch durch die hemmenden Schranken ihrer Körperlichkeit, im Widerstreite zu dem Rhythmus ihrer geistigen Existenz, in die eintönige Stille der Gelehrtenstube gebannt werden. ‚Sie flattern dahin‘ — so hat Treitschke einmal geschrieben — ‚wie mit gelähmter Schwinge, weil ein Körpergebrechen, ein alberner Zufall, sie ausschließt aus dem Wirkungskreise, in dem sie ihr Höchstes, ihr Eigenstes leisten konnten.‘ Es ist die Tragik in Treitschkes eigenem Leben, die uns diese Worte enthüllen, die ganz unorganisch, fast ganz zusammenhanglos in seinem Essay über Kleist stehen — qualvoller Aufschrei scheu verborgenen Lebensschmerzes.

Als Nachwirkungen einer Drüsenentzündung, an welcher der Achtjährige litt, hatten sich Gehörstörungen eingestellt, die von Jahr zu Jahr anwuchsen, schließlich das Hemmnis völliger Taubheit auferlegten. Dieses Gebrechen wurde seines Lebens schwerstes Leiden. ‚Eine solche unübersteigliche Schranke‘ — klagt Treitschke — ‚hat etwas furchtbar Demütigendes.‘ Schon der Knabe hatte einst von seiner historischen Mission geträumt, von dem Donner siegreicher Schlachten, von den Fährnissen und Erhebungen eines heldischen Lebens. Bitter litt dann der Jüngling, daß er herausgerissen wurde aus der ehrwürdigen Tradition der alten Offiziersfamilie; ihn engte es ein, aus der Welt der Bücher sein Erleben sättigen zu müssen, statt hinaus zu dürfen in die verlockende Welt des Waffenruhmes und der Abenteuer. Eine schwärmerische Schreibtischsehnsucht nach dem ‚edlen Handwerk der Waffen‘, nach der ‚wilden Poesie des Kriegers‘ ist in Heinrich von Treitschke zeitlebens lebendig gewesen. Noch als Privatdozent quälte er sich mit dem ‚alten Gedanken‘, wie viel glücklicher er sich wohl als Leutnant fühlen würde. Wenn er, ummauert von Büchern, Aktenstücken und Manuskripten an seinem Arbeitspulte saß, da überkam diesen leidenschaftsstarken Mann immer und immer wieder die bittere Erkenntnis, daß seine nach lebendiger Auswirkung drängende Kraft ‚zum Büchermenschen nicht tauge‘, daß dies ‚ununterbrochene Studierleben ein Elend‘ sei, und sein ‚Blut sei zu heiß für einen Historiker‘.*

---

* Heinrich von Treitschke, Briefe — herausgegeben von Max Cornicelius (Leipzig, S. Hirzel 1912—1917), Bd. 2, S. 76, 215 und 490; das letzte Zitat aus dem Brief an H. Sybel, mitgeteilt von Petersdorff (Allgemeine deutsche Biographie 55, 304).

‚Manchmal‘, so klagte er schon in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Betätigung, ‚erfaßt mich ein wahrer Ingrimm über diese künstliche Bildung. Ich fühle dann recht lebhaft, wie hohl und leer diese abgeleitete Weisheit ist, und wie das wahrhaft Unsterbliche im Menschen nur im lebendigen Leben selbst seine Nahrung findet . . .‘ Es war in der Tat eine ungeheure Entsagung für die Aktivität eines Heinrich von Treischke, im Erforschen der vergangenen Dinge die beste Kraft seiner Persönlichkeit auszuwirken. Ihm eignete nicht jene eingeborene Beschaulichkeit, welche uns aus der Wesensart der meisten Historiker — so auch Rankes — entgegentritt. ‚Wenn ich noch so aufrichtig einen Fichte, Lessing, Uhland lobe‘, so bekannte Treitschke, ‚ganz ruhig bin ich nicht dabei, immer wieder sag ich mir: warum so lange bei den alten Geschichten verweilen, haben wir selber nicht so unendlich viel zu tun?‘

Zuerst hatte der gehemmte Tatmensch um den Lorbeer des Dichters gerungen. Versagte das empirische Leben die Entfaltung heldischer Wirksamkeit, so wollte er seinen ungestümen Tatendrang wenigstens ausleben im Reich der Träume und die Glut seines leidenschaftlichen Pathos Gestalt werden lassen in dichterischer Formung. Aber die Gnade lyrischer Kunst war Heinrich von Treitschke nicht geschenkt. Pathos und Wille führen, wenn sie allein stehen, im Reiche der Poesie nur zu Rhetorik: der wahre Dichter muß nicht nur ein Gebietender, sondern zugleich auch ein Lauschender sein, dessen Ohr empfangsam ist für die kosmischen Schwingungen. Er darf nicht nur sein Ich in die Welt hinausschleudern wollen, er muß fähig sein, in seinem Ich ein Spiegelbild der Welt zu tragen. Heinrich von Treitschkes langatmige Verse sind reich an leidenschaftlicher Gesinnung und willenhaften Elementen — das eigentlich Künstlerische fehlt ihnen aber: vor allem jener rhythmische Sinn für die Klangwerte der Worte, dessen die lyrische Kunst nicht entraten kann. — Nur vorgefaßte Meinung vermag in den beiden Gedichtbänden Treitschkes (‚Vaterländische Gedichte‘ 1856; ‚Studien‘ 1857) Klaue des Löwen zu erkennen. Mit mehr Kritik als seine urteilslosen Bewunderer hat Treitschke in gereiften Jahren ‚den Überfluß an Gesinnung und den Mangel an Plastik‘, der seinen poetischen Jugendsünden eigen war, schonungslos zugestanden. Was wirklich ein Künstlertum in Heinrich von Treitschke lebte, das gewann später Gestalt in seinen historischen Werken.

Es lag nahe, daß eine so geartete Persönlichkeit — nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen, durch dichterische Werke tatzeugend zu wirken auf die Nation — sich der Publizistik zuwandte. Und ohne Zweifel; Heinrich von Treitschke besaß jene beiden Gaben, auf deren Verbindung nach seiner eigenen Überzeugung die Wesenheit des großen Publizisten beruht: ‚den Sinn für das Lebendige, das Wesentliche, der hinter dem Scheine der Macht und des Rechtes die Wirklichkeit der Dinge erkennt, und die Sicherheit einer mächtigen Phantasie, die in den unfertigen Gebilden der Gegenwart schon das bleibende Ereignis zu ahnen vermag‘.* Freilich, die hastende Betrieb-

* Historische und politische Aufsätze 4, 233.

samkeit und vergängliche Nichtigkeit des täglichen Leitartiklers konnte für Treitschke nicht in Frage stehen. Seinem schweren Temperament und der Standhaftigkeit seiner Gesinnung widerstrebte jene elastische Schmiegsamkeit, deren die Männer der Tagespresse bedürfen. Wohl aber reizte es ihn, dem gewählten Leserkreis einer führenden Zeitschrift wuchtig geschriebene Aufsätze über Dichterpersönlichkeiten und politische Probleme der Gegenwart vorzulegen, mit denen er nicht nur den Wissenskreis seiner Leser erweitern, sondern vor allem ihr ästhetisches und politisches Urteil beeinflussen wollte. Einen Augenblick lang wollte es scheinen, als könne sein Wirken durch diese Art journalistischer Betätigung ausgefüllt werden. Aber seinem auf das Absolute gerichteten Geiste genügte die Vergänglichkeit solcher für eine bestimmte Zeitsituation geschriebener Arbeiten auf die Dauer nicht. ‚Wie oberflächlich, wie unwahr ist dies Gewerbe . . . Solche kleine Arbeiten bieten einen Lohn, der mit den Opfern an Arbeit, an Zersplitterung der Kräfte durchaus nicht im Verhältnis steht: einige hundert Leute lesen die Sache, aber mit geteilten Sinnen, kaum gedruckt, wandert alles in den Papierkorb. Wer mag sein Lebtag eine solche Eintagsfliege sein?‘ Die materiellen Momente, die ihm eine gesteigerte publizistische Betätigung wünschenswert erscheinen ließen, hintansetzend, entschloß er sich, die leichte Journalistik zu meiden und der gründlichen Gewissenhaftigkeit des Forschers zu dienen. Er empfindet, wie unendlich schwer es ihm ist, das schon einmal Gesagte noch einmal zu wiederholen, was doch der Journalist tun muß. Es ist ihm bewußt, wie zerstörerisch sonst die Künste einer eilfertigen Publizistik sein Wirken veräußerlichen, das Wachstum seiner Persönlichkeit gefährden mußten. ‚Bei unserer Zerfahrenheit, bei der unseligen Vielseitigkeit unseres Wissens gibt es auf der Welt nichts, das einen zu besseren Dingen brauchbaren Geist so von Grund aus verderben könnte wie diese Tätigkeit‘. Aus innerem Bedürfnis nach Vertiefung und Gründlichkeit drängte sich ihm unabweisbar die Pflicht auf, der Zersplitterung und der unfruchtbaren Vielseitigkeit zu entfliehen: ‚etwas Größeres, Dauerndes zu arbeiten‘.*

Eben in dem Augenblick höchsten Unwillens über die Überbürdung mit journalistischer Arbeit wurde seinem Wunsche nach einer vertiefteren wissenschaftlichen Betätigung eine bestimmte Richtung gewiesen durch die Aufforderung des Verlegers Salomon Hirzel, für die ‚Staatengeschichte der neuesten Zeit‘ die ‚Geschichte des deutschen Bundes‘ zu schreiben. Dieser verlegerische Auftrag konzentrierte fortan die Studien Treitschkes einiger-

* H. v. Treitschke, Briefe Bd. 2, S. 34 und 38; Bd. 3, S. 34. Die Briefe Treitschkes sind vorläufig nur bis zum Jahre 1871 veröffentlicht; nicht vollständig, aber mit gut orientierenden Vorbemerkungen und Anmerkungen des Herausgebers. Die Kenntnis der Briefe ist wichtig für die vertiefte Einsicht in die menschliche Persönlichkeit Treitschkes. Die kindliche Verehrung des Vaters — trotz aller politischen Gegnerschaft —, die innige Wärme der Brautbriefe, der männlichfeste Ton der Freundeskorrespondenz offenbaren Zartheit und Lauterkeit dieser harten Kämpfernatur.

maßen auf ein festumrissenes, zeitlich begrenztes Gebiet. Entscheidend war, daß im Dezember 1865 ihm durch Bismarcks Vermittlung die reichen Berliner Aktenschätze für seine Studien zugänglich gemacht wurden. Nun ward es ihm deutlich, daß eine Geschichte des deutschen Bundes gar nicht abgetrennt von einer preußischen Geschichte geschrieben werden könne. Die preußischen Verhältnisse schienen ihm geradezu der Schlüssel zu allem, was damals in Deutschland geschehen ist. So begründet Treitschke im April 1866 seinem Verleger den Plan, nicht nur eine Geschichte des deutschen Bundes zu schreiben, sondern eine deutsche Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Geschehnisse. ‚Daß der Zollverein entstand, und gerade in solcher Weise entstand, läßt sich nur aus der preußischen Zoll- und Steuergeschichte erklären, wie ich in den letzten Wochen gelernt habe. Nun gar in den vierziger Jahren treten die Bundesreformprojekte Friedrich Wilhelms IV. und der Beginn des preußischen Verfassungskampfes in den Vordergrund des deutschen Lebens. Und so weiter ins Unendliche. Mit Österreich steht es anders; das ist wirklich eine Welt für sich, die nur durch einige lose Fäden mit uns verknüpft ist. Kurz, wenn ich eine leidliche deutsche Geschichte schreiben soll, so muß ich die preußische mit dazu haben. Das ist eine arge Erschwerung der Arbeit für mich; denn die schmucklose und doch so bedeutsame Verwaltungsgeschichte unter Friedrich Wilhelm III. erfordert ein eigenes Studium und wiederholten Aufenthalt in Preußen — aber der einzige Weg, ein gutes Buch zu schreiben.‘ Langsam entstand so aus emsigem Aktenstudium und der politischen Erfahrung seines Lebens das Hauptwerk des Historikers, die ‚Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert‘.

Die gescheiterten Hoffnungen der Jahre 1848—1850 waren das entscheidende Erlebnis der Generation Deutschlands, welcher Heinrich von Treitschke angehört. Aus der herben Tragik unerfüllter Ideale reifte das harte Wollen eines neuen Geschlechtes. Der nationale Gedanke erfüllte die besten Männer der Zeit; und doch war er in zwiefacher Weise gescheitert: weder die demokratischen Ideen der Frankfurter Nationalversammlung, noch Friedrich Wilhelms IV. Gedanken einer mittelalterlichen Restauration des Kaisertums hatten ihn seiner Verwirklichung näher geführt.* Der Partikularismus triumphierte.

Es war naturgemäß, daß Zeitgenossen, die solches Schicksal erlebten und dennoch zu hoffensstark waren, um in ihrem Glauben an Deutschlands künftige Einigung und Größe zu resignieren, sich die Frage vorlegen mußten, wie so vieles edles Streben und lauteres Bemühen ergebnislos hatte zu Grabe getragen werden müssen. Wären es, so empfand man, die idealen Kräfte, welche den Gang der Geschichte bestimmen, die Begeisterung und der Gedankenreichtum dieser hoffnungsreichen Jahre hätte nicht ein so kläg-

* Vergleiche unseren Aufsatz ‚Friedrich Wilhelm IV. und die großen Entscheidungen der deutschen Politik‘ im ‚Hochland‘, Januar- und Februarheft 1918.

liches Ende finden können. Nach langer Verödung des politischen Lebens hatte eine helle und frohe Leidenschaft politischen Denkens die besten Köpfe der Nation erfüllt. Wäre der Grad der Geistigkeit der Maßstab des politischen Menschen, das Wirken von Persönlichkeiten wie Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz hätte nicht scheitern, der Ideenschatz und die Wissensfülle der Männer der Paulskirche nicht fruchtlos über die Nation ausgeschüttet werden können.

Nicht an Gedanken und Idealen, so empfand man, hatte es in jenen wechselvollen und doch entscheidungslosen Jahren gefehlt, sondern an der entschlossenen Kraft zielbewußten Handelns. Man hatte Reichsverfassungen ausgeklügelt, kunstvoll und verschlungen wie die Bauten der Gotik; man hatte eine überschwängliche Beredsamkeit für abstrakte Spekulationen wie die Grundrechte der Menschen verschwendet, aber was gefehlt hatte, das war der lebendige Sinn für die realen Kräfte, der Instinkt für die faktische Macht. Das waren die Einsichten, aus denen der führende Staatsmann der kommenden Epoche den Schluß zog: ‚Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen — sondern durch Blut und Eisen.‘ Das waren schließlich auch die Erlebnisse, aus denen die Grundgedanken der Treitschkeschen Geschichtsauffassung erwuchsen.

Gegenüber den beharrenden Kräften in der deutschen Geschichte hatten sich in jenen Jahren der gescheiterten Versuche zwei tatsächliche Mächte neuen Werdens erwiesen: der preußische Staat und die nationale Sehnsucht des Bürgertums. Es war das Unglück dieser beiden Mächte gewesen, daß sie zwar das Bündnis, auf das sachliche Nötigungen hindrängten, gesucht, aber dennoch nicht gefunden hatten. Die Divergenz ihrer Ideologien war ausschlaggebender gewesen als die Erkenntnis, daß sie im Drang der Umstände aufeinander angewiesen waren. Einzeln aber waren sie nicht stark genug, sich durchzusetzen wider die starke Macht des Beharrens.

Preußen und der nationale Gedanke sind natürliche Verbündete. Das war die entscheidende Einsicht, welche der preußische Junker und der sächsische Gelehrte gleichermaßen sich erwarben. Der begeisterte Preuße sah, daß Preußen nur wachsen könne, indem es den nationalen Gedanken aufgriff und Deutschland zu seinem ‚Exerzierplatz‘ mache; der liberale Unitarier erkämpfte sich die Überzeugung, daß nur Preußen allein die positive Macht besitze, Deutschlands Einigung zu verwirklichen. So fanden sich von zwei verschiedenen Lagern her zu einem Ziel die beiden repräsentiven Männer dieser Epoche: der Mann der Tat und der Mann des begeisterten Wortes. Sie beide hatten das klägliche Scheitern einer von doktrinären Ideen erfüllten Politik erlebt; kein Wunder, wenn der Widerspruch gegen die Irrungen der vorhergehenden Generation sie zu einer höhnischen Geringschätzung der Ideen drängte. Hier lag für sie beide ein richtunggebendes Erlebnis, das man fast eine ‚Bekehrung‘ zu nennen versucht ist. Bismarck wandte sich ab von den konservativen Ideen des Gerlachschen Kreises und verwarf die

Lehre von der Solidarität der konservativen Interessen als eine gefährliche Fiktion. Treitschke löste sich immer nachdrücklicher von der liberalen Gesinnung seiner Jugendzeit, begeisterte sich für den staatlichen Machtgedanken und verwarf die Grundüberzeugungen des Liberalismus als ‚doktrinäre Rechthaberei'.

Es waren neben dieser grundsätzlichen Neuorientierung vor allem zwei Konsequenzen, die entscheidend wurden für das Zeitalter der nationalstaatlichen Erfüllung: die Überzeugung von der Unmöglichkeit einer harmonisierenden Politik Preußens und Österreichs und die Erkenntnis der deutschen Frage als einer europäischen Angelegenheit. Den Männern der neuen Zeit erschien es als eine notwendige Konsequenz, daß die preußische Union hatte scheitern müssen, da sie weder die notwendigen Folgen aus ihrer inneren Stellung zu Österreich zog, noch sich rechtzeitig gesichert hatte gegen den Einspruch des Auslandes. Von einer solchen Betrachtungsweise aus erschien Olmütz nicht als eine zufällige Niederlage, sondern als das notwendige Scheitern eines verderbten Systems. Aus dieser kritischen Einstellung zu der deutschen Politik Friedrich Wilhelms IV.* schöpften Bismarck wie Treitschke ihre eigenen zielweisenden Überzeugungen: der Mann der Tat die Grundlinien seiner steilen und verwegenen Pläne, der Mann des Wortes die Ideale seiner Publizistik und die Wertmaßstäbe seiner Geschichtschreibung.

Es verrät einen völligen Mangel an historischem Sinn, wenn man, erschüttert von dem grausen Blutvergießen der Gegenwart, Heinrich von Treitschke vorwirft, daß er statt einer Politik milder Nächstenliebe die Forderungen kraftvoller Energie gestellt hat. Heinrich von Treitschkes entscheidendes Jugenderlebnis war ja gerade das klägliche Scheitern solch weichlicher ‚Ideal'politik gewesen. Weder hatte es dem deutschen Liberalismus an humanitären Idealen, noch der Politik König Friedrich Wilhelms IV. an christlicher Nächstenliebe gefehlt. Aber was gemangelt hatte, war die Entschlossenheit eines zielbewußten Willens, der gesunde Einigungs- und Machtdrang einer mündig gewordenen Nation.

Selbst der reifste politische Kopf unter den deutschen Romantikern, der Staatsphilosoph Adam Müller, hatte schon das ewige Wechselspiel harter Machtgegensätze als die dynamische Kraft der modernen Staatengeschichte erkannt. In seinen Vorlesungen über ‚Elemente der Staatskunst' (1809) hatte er den Staat als einen nach Entfaltung drängenden Organismus dargestellt, welcher, sofern er nicht gebunden wird durch überstaatliche Kräfte des Friedens, immer neue Interessenkämpfe gebären muß. ‚Es waren', so hatte Adam Müller gelehrt,** ‚nicht sowohl die Ansichten der Kabinette, welche den Krieg bestimmten; es war niemals der Eigensinn der Regierenden, wie ein verweichlichter, verderbter Pöbel sich die Sache denken mochte: es

* Dessen Briefe aus den Jahren 1848/49 sind für Treitschke ‚das Scheußlichste, was mir je vorgekommen' (H. v. Treitschke, Briefe Bd. 3, S. 245).

** A. a. O. Bd. 1, S. 287.

waren immer tieferliegende, in der notwendigen Konstruktion der gesamten Staatenverhältnisse liegende Gründe.'

Mit scharfem Wirklichkeitssinn hat dann der Historiker Leopold von Ranke diese Auffassung zur Grundlage seiner Darstellung moderner Geschichte gemacht: aus dem notwendigen Widerstreit der rivalisierenden Mächte ergab sich ihm die entscheidende motorische Kraft der geschichtlichen Wandlungen. Von seinem Jugendwerk, der ‚Geschichte der romanischen und germanischen Völker' (1824) an hat Ranke diese Auffassung der machtpolitischen Gegensätze zur Grundlage seiner historischen Darstellung gemacht und sie schließlich auch noch in den vollendeten Bänden seiner ‚Weltgeschichte' in die Darstellung des Mittelalters hineingetragen, für das ihre Berechtigung problematischer ist. Schon Ranke kam gelegentlich zu der Bemerkung, daß ‚zwischen Staat und Macht vielleicht an sich kein Unterschied' sei: ‚denn die Idee des Staates entspringt aus dem Gedanken einer Selbständigkeit, welche ohne entsprechende Macht nicht behauptet werden kann'.

Theodor Mommsen hat in seiner ‚Römischen Geschichte', deren Erscheinen im Jahre 1854 begann, diese machtpolitische Wertung auch auf die antike Geschichte übertragen. Der Kampf zwischen Rom und Karthago erschien in seiner Darstellung als der notwendige Widerstreit zweier rivalisierender Staatsindividualitäten. Nicht wie seine Vorgänger mit hellenischem Kunstsinn trat Mommsen an die Antike heran, sondern mit dem brutalen Wirklichkeitssinn des Römers. Ihm imponierten die kühnen Eroberungsgestalten der römischen Geschichte; mit bitterem Tadel übergoß er jene, die aus Weichheit des Gemüts oder ethischem Doktrinarismus sich hemmen ließen, die Wege sicheren Erfolges zu schreiten. Kein Wunder, wenn liberale Politiker wie Julian Schmidt sich empörten gegen eine so einseitige Wertschätzung der brutalen Tatkraft und als Enkel des Zeitalters der Aufklärung und des Individualismus die Antithese vertraten, daß ‚diejenigen historischen Zeiten die wertvollsten sind, in denen die edelsten Lebenskräfte des Menschen sich frei und voll entfalten'.

Stärker noch als die Geschichtschreibung Rankes und Mommsens scheint auf Treitschke eine Broschüre A. L. von Rochaus eingewirkt zu haben, welche den Namen ‚Realpolitik' in unsere Sprache eingebürgert hat. Treitschke bezeugt ‚aus eigener Erfahrung', daß die gehaltvolle kleine Schrift ‚wie ein Blitzstrahl in die besseren Köpfe der Jugend einschlug'. Der ethischen Wertung des Staates, wie sie sowohl von der legitimistischen als auch von der liberalen Staatstheorie versucht wurde, setzte Rochau die realistische Lehre entgegen, daß das Gesetz der Macht über das Staatsleben eine ähnliche Herrschaft ausübe wie das Gesetz der Schwere über die Körperwelt. Nicht von der Idee, so meint daher Rochau, sondern von den tatsächlichen Machtverhältnissen aus muß der politische Organismus seine Gestaltung erhalten: sonst wird er ‚fratzenhaft wie die Platonische Republik oder idyllisch wie der Rousseausche Gesellschaftsvertrag'. Flutendem Wandel ist die Kraft der einzelnen gesellschaftlichen Faktoren unterworfen, und diesem Wandel

muß auch die staatliche Form sich angleichen. Es ist das hoffnungsloseste aller Unternehmen, die Menschen für Ideen begeistern zu wollen, welche in Widerspruch stehen zu den realen Interessen und Erfolgen. Was für die einzelnen gilt, das gilt auch für die Nationen. ‚Einer Nation zumuten, daß sie auf die Macht verzichte, deren Elemente sie in ihrem Besitz weiß oder glaubt, ist ungefähr dasselbe, wie einem Manne im Vollgefühle der Lebenskraft ansinnen, daß er den Gedanken des Glücks aufgebe. Denn die Macht ist für die Nationen die erste Bedingung des Glücks.‘ Aus den konkreten Tatsächlichkeiten der Macht ist auch nach Rochaus Auffassung jede Lösung der deutschen Frage zu gewinnen, welche nicht Utopie bleiben soll. So erkennt er, daß Preußen seiner Geschichte und seiner natürlichen Stellung gemäß nach immer größerer Expansion streben, immer mehr in eine notwendige Rivalität gegen Österreich gedrängt werden müsse. ‚Früher oder später, bei dieser oder jener Veranlassung, mit oder ohne Bundesgenossen werden die beiden Mächte die zwischen ihnen schwebende Lebensfrage ausfechten.‘ Die überlegene Kraft, nicht aber ein Prinzip, eine Idee oder ein Vertrag wird entscheiden über die Einigung der zersplitterten deutschen Kräfte und über Deutschlands Stellung innerhalb der europäischen Staatengesellschaft.

Schon als ‚blutjunger Student‘ hatte Treitschke den Inhalt dieser Schrift in sich aufgenommen; durch sie — so behauptete er —* habe er gelernt, ‚die politische Phrase zu verachten‘. Mit der bekehrenden Gewalt eines auf Aktivität gerichteten Temperamentes machte nun Treitschke die Forderung der ‚Realpolitik‘ zur Grundlage seiner politischen Erörterungen und seiner historischen Darstellung. Als tragende Kraft aber, die es galt, mit den Mitteln der Realpolitik zu verwirklichen, stand ihm die Liebe zum Vaterlande, die sehnsuchtstarke Hoffnung, es möge ein Volk von der Bedeutung des deutschen auch einen Staat sich schaffen, der seiner würdig sei. Durch die Glut solcher nationaler Sehnsucht fühlt sich Treitschke auch von der kühlen Sachlichkeit und zurückhaltenden Vorsicht Rankes geschieden; nach seiner Meinung fehlt dem Meister der deutschen Geschichtsforschung doch eigentlich das Zeug zu einem nationalen Geschichtswerk großen Stils: ‚die allgemein anerkannten politischen Ideale und der sichere Instinkt des unangreifbaren, in Fleisch und Blut eingedrungenen Nationalstolzes‘.**

Treitschke selbst aber betrachtet die geschichtliche Entwicklung ganz vom Standpunkt deutscher Realpolitik aus; er ist überzeugt, daß ‚nur ein starkes Herz, das die Geschichte des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben‘ kann. Nur wer mitten inne steht im politischen Leben, der konnte nach seiner Überzeugung den Männern der Tat folgen auf ihren listenreichen Wegen. ‚Die Weltanschauung in der Stube verhockter Gelehrter ist eine von Grund aus falsche.‘ Nach Treitschkes Ansicht kann der Gelehrte nur gewinnen durch politische Betätigung. ‚Die Blüte der politischen Geschichtschreibung

* Historische und politische Aufsätze 4, 193 f.

** Deutsche Geschichte 3, 689; 4, 466 f.; 5, 412 f.

in den vierziger und fünfziger Jahren, die Vertiefung unserer historischen Selbsterkenntnis war nur darum möglich, weil die Historiker der Welt der politischen Taten so nahe, oft allzu nahe getreten waren.' Ebensowenig wie der Sicherheit kritischer Forschung darf der Historiker der Menschenkenntnis und der politischen Sachkunde entbehren. Aber mit der Sachkunde, mit dem Wissen allein ist es nicht getan; es gehört ein lebendiger Sinn, ein politischer Nerv dazu, um aus wahlverwandtem Erleben die Machtkämpfe vergangener Zeiten verstehen zu können. ,Wenn ein Historiker keinen politischen Sinn hat, so ist alle seine philologische Gelehrsamkeit nicht imstande, in den Kern der Geschichte einzudringen.' Doch nicht nur das politische Verständnis ist nach Treitschkes Auffassung wünschenswert, sondern auch die politische Wertung der Geschichte. ,Jene blutlose Objektivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegenteil des rechten historischen Sinnes. . . . Nur wer selber feststeht, vermag den Wandel der Dinge zu beurteilen.' Auf alle Gebiete, auf alle Epochen der Weltgeschichte trifft dies nach Treitschkes Meinung zu; er ,weiß wahrlich keinen Teil der Geschichte, der nicht zum Aussprechen politischer Meinungen zwänge'.*

So schrieb Heinrich von Treitschke Geschichte nicht mit der antiquarischen Freude an dem Eigenleben der Vergangenheit, sondern mit dem Pathos des Pädagogen, mit der Impulsivität politischer Leidenschaft. Mag er sich auch noch sehr zu historischer Objektivität zwingen, sein furor teutonicus verleiht doch allem, was er schreibt, Tendenz und Fanfarenton. ,Wenn ich mir auch einbilde, ganz sanft geschrieben zu haben,' so bekennt er einmal, ,ist die Sache fertig, so sieht sie doch schneidig und leidenschaftlich aus.' Sein allzu heißes Blut stört die historische Kontemplation, zerbricht alle Zucht objektivierender Selbstbeherrschung. ,Wenn mich ein Gedanke gefangen nimmt, so geht er leicht mit mir durch; ich kann zuweilen über und gegen meine liebsten Freunde ungerecht sein, obgleich ich eigentlich viel Pietät im Leibe habe und den ehrlichen Willen, alles Gute anzuerkennen. Ich bin nicht imstande zu schreiben, solange mich der Stoff nicht leidenschaftlich bewegt; da mag es wohl geschehen, daß ich zuweilen über den Strang schlage. Wenn ich einmal in längerem Zuge erzähle, was ja von selbst zu ruhigem Urteile zwingt, dann gelingt mir's vielleicht, diesen Fehler zu überwinden — soweit wir über unsern Schatten springen können. . . .'**

---

* Briefe 2, 249 und 351; Deutsche Geschichte 3, 6; 4, 486; 3, VI; Politik 1, 64 und 105; Historische Zeitschrift 76, 3.

** Briefe Bd. 3, S. 71 und 279. — Am stärksten kommt Treitschkes polemische Natur zum Ausdruck in den nach seinem Tode veröffentlichten ,Vorlesungen der Politik' (herausgegeben von Max Cornicelius, Leipzig 1897/98). Diese pflegen meist ganz unbefangen zitiert zu werden, als handle es sich um ein authentisches Werk des Historikers, und gerade auf dieses Buch stützen sich sowohl im Inlande als im Auslande die meisten Darstellungen der Anschauungen Treitschkes. Demgegenüber muß zu einer gewissen kritischen Vorsicht ermahnt werden. Denn viele

Dabei kann Treitschkes politische Leidenschaft nie ganz die polemische Selbstzerfleischung des Renegaten verleugnen: der geborene Sachse wird zum erbitterten Vertreter preußischer Machtpolitik gegenüber dem sächsischen Partikularismus, der einst liberal Gesinnte ringt sich durch zu einer konservativen Auffassung der wichtigsten Fragen der inneren Politik. Aber das tief Durchlebte dieser politischen Entscheidungsfragen gibt dem bekehrten Bekehrer Wucht und überzeugende Eindringlichkeit.

Die Absolutheit des nationalen Staatsideals stand fest; sie war das Ziel, auf das alles zustreben, zu dem alle Wünsche, Kämpfe, Forderungen sich emporsteigern mußten. Für Heinrich von Treitschke waren alle nicht nationalen Staatenbildungen nur Provisorien, der Nationalstaat der eigentliche und absolute Staat. Auch die Antinomie zwischen kultureller und staatlicher Entwicklung eines Volkes hat Treitschke nie zugeben wollen: er war überzeugt, ‚daß der Adel freier Menschenbildung in einem unterdrückten und entehrten Volke nicht bestehen kann‘; er sah in der Kunst Athens, Englands und Spaniens den Beweis dafür, daß ‚die staatliche Macht auch förderlich sei für die Entfaltung einer großen Kultur‘. So wollte es Treitschke weder wahr haben, daß es einen Konflikt zwischen dem Machtgedanken des Staates und anderen Werten hoher Ordnung geben könne, noch vermochte er anzuerkennen, daß es transzendente Werte über den irdischen Aufgaben des Staates gibt. Vielmehr birgt nach seiner Überzeugung der Staat die höchsten Werte; er ist das absoluteste Gebilde der Weltgeschichte, das höchste Ideal, dem ein Mensch sich aufzuopfern vermag.*

Mit der Reichsgründung von 1871 war für Heinrich von Treitschke der Nationalstaat erreicht, die Deckung von Volk und Staat war gefunden, seine politischen Wünsche waren saturiert. So kam es, daß, als Treitschke sein historisches Hauptwerk niederschrieb, der Maßstab seiner Darstellung nicht mehr in Idealen außerhalb der Geschichte lag, sondern in der Geschichte selbst. Der Aspekt von 1871 bildete die historische Bedingtheit und Begrenzung der Betrachtungsweise Treitschkes. Freilich waren, während er seine ‚Deutsche Geschichte‘ schrieb, neue Probleme aufgetaucht, welche die Absolutheit der Lösung von 1871 einigermaßen problematisch erscheinen ließen. Der Kulturkampf enthüllte die ungeheure Eigenmacht der übernationalen Kirche gegenüber dem nationalen Staate. Der Ansturm des internationalen Sozialismus bekundete, daß weiteste Kreise des Volkes mit der

---

jener Paradoxa und Sarkasmen, die dem lebhaften Redner im Eifer des freien Vortrags entschlüpften, hätte er mitnichten als druckreife Formulierung erachtet. Treitschke selbst hat einmal geäußert: ‚Man darf nicht schreiben, wie man spricht: die prägnante Diktion des Buches soll eine andere sein als die copia verborum der Rede.‘ — Ferner ist zu bedenken, daß der zum Teil den Kollegheften der Schüler entnommene Text vermutlich eine verplumpte, mancher Feinheiten beraubte Wiedergabe der Worte des Dozenten darstellt.

* Deutsche Geschichte 1, 205; Historische und politische Aufsätze 1, 56; Politik 1, 43 und 100.

Gründung des einigen Nationalstaates ihre wesentlichen Wünsche noch keineswegs erfüllt sahen. Die Entwicklung der deutschen Kultur erfüllte mitnichten die Erwartungen, daß eine Steigerung der staatlichen Macht ihr förderlich sei und gerade die relativ regsten geistigen Kräfte des neuen Deutschlands sahen in dem Übergewicht des staatlichen Lebens die größte kulturelle Gefahr; Friedrich Nietzsche sprach geradezu von der ‚Exstirpation des deutschen Geistes durch das Deutsche Reich'. Aber sogar auf dem Gebiete der äußeren Politik zeigten sich neue Entfaltungen: die Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes durch die Schaffung eines mächtigen Mittelreiches, das durch sie verursachte Schreckbild der Koalitionen, welches den Zwingherrn zur deutschen Einheit vor immer neue politische Aufgaben stellte.

Alle diese neuen Gesichtspunkte haben auf Treitschkes Geschichtsbetrachtung einen entscheidenden Einfluß nicht mehr ausgeübt. Er gehörte seiner geistigen Prägung nach der Epoche zwischen 1848 und 1871 an, und aus der Struktur dieser Zeit muß die Eigentümlichkeit seiner Geschichtsauffassung begriffen werden: ihre großen Impulse wie die Schranken ihres Gesichtskreises.

(Schluß folgt.)

# Mari Madlen / Ein Roman aus der Rhön
## Von Leo Weismantel

### Die Vollendung der Mari Madlen.

Winter waren schon, daß eine Wehmutter von jenseitigen Einöden ein neugeborenes Kindlein über den Hexentempel brachte, damit der Herr Dekan von Teufelshausen es taufe, — und als sie heimwärts watete durch den Schnee, fiel ihr unversehens das Kind aus dem Ranzen und erfror.

Winter waren schon, daß einer der Bauern in den Einöden den Kaplan holte zu einem Sterbenden, und der fromme Herr mußte mit dem Allerheiligsten durch den Rauchschlot niederfahren in die Stube, da alle Türen und Fenster verrammelt waren vom Schnee.

Winter waren schon, daß die Holzhacker von Teufelshausen, die sechs Tage fort waren in den Bergen, am Samstag abend heimwärts gingen und ihr Dorf nicht mehr fanden, — da war es, daß sie hinausirrten in den Gau, in dem sie Wege nicht kannten noch Stege: hinweggewandert waren sie über ihr begrabenes Dorf.

* * *

Es war eine weiße Nacht. Schneeflocken wirbelten vom Himmel, — aber schmelzende Wärme ging um vom nahenden Frühjahr und unter der zerfetzten Schneedecke gluckste Wasser in Rinnsalen zu Tal und die Seen auf den Moorhöhen standen ohne Eis, lagen schwarz wie Tintenklexe.

In einer solchen Nacht war es, daß Mari Madlen eines Knäbleins genas.

Und als das Kind mit kupferroten Bäcklein und blauschwarzem Haar, wunderfeinen, zarten Händchen schlummernd neben ihr lag, hatte auch sie all ihr Leid vergessen und dachte an die Wunder dieser Nacht.

Horch!

Kam nicht Glockenklang vom Kirchlein her? Las dort der alte Herr Dekan die Mette? Und kam das Lied von dort über die Wege gelaufen:

Ein Röslein ist entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie es die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art.

So meinte Mari Madlen, daß es ihr geschehen müsse. Aber keine Glocke schlug an, — kein Lied drang zu ihr aus der Kirche. Es war ja nicht Weihnacht, — Weihnacht war längst vorüber. Das kleine Kind, das neben ihr schlief, hießen die Menschen ein Hurenkind.

Weihnacht war!

Aber warum hatte denn das alte Bäschen, das Morgretje, keinen Tannenwedel an die Tür gehangen —?

Ei, was sollte das alte Bäschen, das Morgretje, einen Tannenwedel an die Tür hängen? Was rotbackige Äpfel dran und Lebzelten, ausgestochene Sterne und Getier aller Art; — ei, was sollte das alte Bäschen, das Morgretje, den Halbkreis, den durchschnittenen Faßboden, aufstellen und an ihn auf zwölf Nägel zwölf brennende Kerzen stecken, der zwölf Apostel zu gedenken; — was sollte sie zwölf durchschnittene Zwiebeln auf zwölf zinnerne Teller legen, damit sie erkännte: wie die zwölf Zwiebeln sich nassen, nassen sich die zwölf Monate des Jahres; — ei, was sollte das alte Bäschen, das Morgretje, das alles tun? Weihnacht ist längst vorüber. —

Und als Mari Madlen nach all dem fragte, sagte das alte Bäschen:

‚Glaubst du, du hättest einen Heiland geboren? — Das ist schon zweitausend Jahre her, Mari Madlen.‘

‚So lang schon, altes Bäschen? Und das Kind da, das ist ein Hurenkind? —‘

Die Alte ging hinaus.

Ein Stück Vieh plärrte im Stall.

‚Muh!‘ sagte Mari Madlen vor sich hin. ‚Soll das auch heißen, daß dies Kind da ein Hurenkind ist? In der Christnacht — hat mir das Bäschen gesagt — tätet ihr Tiere reden wie die Menschen. — Bleß, — was plärrst du muh, muh! —‘

‚Muh!‘ plärrte die Bleß, ‚muh, — es ist der Antichrist — er ist's, der kommen wird am Ende der Tage. Und von ihm geht aus Pest, Hunger und Krieg, — Fluch ist über ihm, wie Segen war über Jesu Christ, — darum ist Fluch über der Nacht, in der dein Kind geboren ward, wie Segen war über jener, da Jesu Christ nieder kam auf die Erde. Muh! Muh!‘ —

‚Was soll ich tun mit meinem Kinde?‘ fragte Mari Madlen.

‚Muh!‘ plärrte die Bleß.

‚Muh! also spricht Gott, der Herr: Wäre es dem, der Ärgernis gibt, nicht besser, es wäre ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt? Muh — es ist der Antichrist, den du geboren hast, — und von ihm geht aus Pest, Hunger und Krieg.‘

Draußen in der Küche machte die Wehmutter ein Bad für das Kind. ‚Sie fiebert,‘ sagte das alte Bäschen, — ‚ich will den geweihten Würzbüschel holen, Wehmutter; koch einen Tee für die Mari Madlen; es wird nötiger sein als das Bad für den Buben.‘

Als das Morgretje mit der Schale Tee zurückkam, war Mari Madlen hinweggegangen und hatte ihr Kind mit sich genommen.

* * *

In den finsteren Dorfgassen traf Mari Madlen einen Mann. Er war groß und stark; — und es war ihr, als ob es Heinrich Löhmer sei.

Und sie ging zu ihm hin und sprach:

,Bleib bei mir, ich fürchte mich!
— Häng wie ein Kind mich an dein Kleid,
Führ mich bedachtsam! Die Base hat gesagt,
Im finstren Weg dort gingen die Gespenster um.
Bleib bei mir, ich fürchte mich!
Bleib bei mir, du schütze mich!
Wir gehen Tritt um Tritt, —
Horchen bei jedem Schritt, —
Horchen die Gasse entlang
Schauernd bang,
Und wissen doch, daß keiner uns was antun kann:
Wir sind zu zwein und sind uns auch gut
Und das sei vor Gespenstertück
Gar sichrer Schirm, gar treue Hut.'

,Was hast du da, Mari Madlen?' sagt der Mann und griff nach dem, was sie trug.

Das Kind schrie.

,Ist das dein Bankert? —'

Da erkannte Mari Madlen den Mann, — der Rumpels Bastel war es.

Der lachte auf.

Sie aber lief in die finstere Gasse zu Berg.

* * *

Nach langer Wanderschaft kam Mari Madlen an einen See, — es war die Bernsdorfer Kutte.

Der Vollmond schien.

Sie setzte sich am Ufer nieder und dachte an Heinrich Löhmer und an die lachende Schönheit des Schlosses am Meer, von dem er ihr einst erzählt; und sie dachte an die lachenden Lichter und die lachenden Töne, die einhergingen in der Nacht.

Und sie dachte an lächelnde edle Herren und an lächelnde hohe Frauen, die in Samt und Seide gingen und im Mondschein tanzten.

Was doch hatte er von der Königin erzählt?

Zwölf edle Jungfrauen bemühten sich um sie und legten ihr die Gewänder an vor jedem Fest.

Und es war ihr, als träten zwölf edle Jungfrauen an sie heran und legten ihr prächtige Königsgewänder um den Leib.

Und dann sah sie drunten auf dem Grunde des Sees das Schloß und den Saal und die Herren und Frauen, die auf die Königin warteten.

Sie mußte gehen; denn die Frauen und Herren blickten zu ihr her, als seien sie gewärtig ihres Kommens.

So ging sie, und die zwölf Jungfrauen geleiteten sie. Sie stieg zu ihrem Thron empor und setzte sich nieder. Und dann auch kam der König und beugte vor ihr das Knie.

Und süße Musik hub zu tönen an, als der König und all die edlen Herren und Frauen sich vor ihr verneigten.

* * *

In dieser Nacht hatte Heinrich Löhmer einen Traum.

Es war ihm, als hockte er am Lindwurmstein und schaute nach Mari Madlen aus.

Und endlich fand er sie in der Ferne. Weiß, von Flocken behangen, kauerte sie am Ufer eines schwarzen Sees — der Bernsdorfer Kutte — sich niederbeugend über die Tiefe wie die schneebehangenen Erlen und Buchen des Ufers.

Und er sah, daß sie hinausschreiten wollte — wie eine Traumwandelnde in den See.

‚Mari Madlen,' rief er! ‚Mari Madlen' — sie zu erwecken.

Sie hob den Fuß wie eine Lustwandelnde, die auf einer Wiese schreitet, auf der Glockenblumen blühen und Vergißmeinnicht.

‚Mari Madlen,' rief er in der Angst seines Herzens.

Ein Sturm erhob sich und warf den patschenden Schnee von den Bäumen.

Da gewahrte Heinrich Löhmer den Seidenschwarzen, den Bösen, der neben ihm kauerte.

‚Sieh, Heinrich Löhmer,' sprach er, ‚sie wandelt hinaus in den See und die Wasser werden sie verschlingen, — laß uns eilen, daß wir sie retten!'

Der Seidenschwarze faßte Heinrich Löhmers Hand und zog ihn, springend über die Berge, wie einen Willenlosen hinter sich her. — — —

Als Heinrich Löhmer von diesem Traume erwachte, machte er sich sofort auf und ging noch in gleicher Nacht auf die Höhe der Berge.

Schier lähmte ihn das Entsetzen, als er aus dem Wald hinaus kam und den mondbeschienenen See erblickte und am jenseitigen Ufer ein Weib sah, — wie es ihm im Traum war gezeigt worden.

Und er sah, daß sie wie eine Traumwandelnde hinausschreiten wollte in den See.

Heinrich Löhmer schrie auf wie ein gequältes Tier.

Aber ein Windstoß erhob sich und verschlang die Stimme des Rufenden.

Wolken zerfetzten wie Wölfe den Mond und verschlangen ihn.

Und als es wieder licht ward, — da sah er Mari Madlen nicht mehr.

Heinrich Löhmer redete sich ein, sein Traumbild habe ihn genarrt, — o wie Träume narren können! — dann lief er um den See, ob er ein Zeichen fände, daß nur Traum gewesen seien all seine Gesichte.

* * *

Es war ein schreckliches Wetter in jener Nacht. ‚Man könnte meinen,' sagte der alte Jägerschuster, ‚es hätt' sich einer gehenkt!' — Und ‚Jesses, Maria, Joseph!' schrie er, ‚man meint, ich hätt's beredet; — der Herr gib ihr die ewige Ruh und das ewige Licht leuchte ihr, — —' da war das alte Morgretje von der Ruhrlöffelsgasse aus der Suche nach Mari Madlen heimgekommen ins Dorf und hatte erzählt, der See droben auf der Roßdorferhöhe habe das Mädchen getötet und seinen kalten Leib ans Ufer geworfen. Das Kind hatte sie nicht gefunden; wohl mochten die Wasser es behalten haben.

Mittags kam ein armseliger Schlitten von der Roßdorferhöh über die Holleide zu Tal, auf Stroh unter einem Tuche lag die arme Mari Madlen. Die Bauern sprangen, wo sie just auf der Straße standen, als das Fuhrwerk daher kam, in ihre Häuser, als hätten sie nichts gesehen oder als wüßten sie von nichts oder wollten mit all dem nichts zu tun haben; und dann lugten sie aus den Türspalten und Fensterritzen dem langsamen traurigen Gespanne nach, auf dem vornen drauf der Lehrer hockte, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige mit verwegenem, verbissenen Gesicht kutschierte, dieweil die alte Base, das Morgretje, wie ein Häuflein Elend daneben kauerte und bald die Hände laut jammernd rang, bald wieder still vor sich hin nickte und am Rosenkranz zupfte.

Und als das Morgretje spät am Nachmittag auf den Pfarrhof kam, den Tod der Mari Madlen anzuzeigen und ihr ein ehrliches Begräbnis zu erbitten, da sagte ihr der alte Herr Dekan, daß nach allem Anschein kein unseliges Mißgeschick vorliege, sondern daß die Dirn, die Gott begnadet hatte mit klarer Vernunft und heiligem Wissen der Zehn Gebote und der Vorschriften der Kirche, mit Wissen und Willen in den Tod gegangen sei. Gott allein aber sei der Herr über Leben und Tod und jeder, der sich anmaße ein Recht, das Gott gehöre, der sei wider Gott und nicht für ihn. Das sei Gottes Wille — nicht der des alten Herrn Dekan — was kann in solch alten Tagen noch ein armer alter Herr Dekan? Gottes Wille, dreimal heiliger Gottes Wille sei der alte Brauch der Kirche, dem Selbstmörder zu versagen, daß die geweihten Glocken seinen Heimgang melden, daß der Priester einen Segen nachsage ins Grab — und in der Erde, die nicht gebenedeit worden, vor dem Eingang zum

Gottesacker sollten sie das Grab schaufeln. Es sei ratsam dies zur Nachtzeit zu tun, damit den Bauern die Tat nicht auch noch in der Stunde des Begräbnisses zum Ärgernis werde.

Kein Bitten, kein Flehen, keine Tränen vermochten den alten Herrn Dekan zu bestimmen, diesen seinen Sinn zu ändern. Kein Einheimischer wollte der Verfehmten ein Grab schaufeln, keiner ihren Brettersarg tragen — so nahm der Lehrer, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige mit dem verwegenen, verbissenen Gesicht seine Hacke über die Schultern und tat das Geschäft des Totengräbers — dann ging er hinaus an die Landstraße und setzte sich an die Böschung und wartete, ob fremde Handwerksburschen oder Bettler kämen, die ihm in der Nacht hülfen, den Sarg zu Grabe zu tragen.

Als es Nacht geworden war und die Bauern schliefen, pochte es an der Türe des kleinen Hauses Nr. 65 in der Rührlöffelsgasse, und als das alte Morgretje öffnete, stand der alte Herr Dekan an der Schwelle, — die Alte gaffte ihn an, ohne ein Wort der Frage zu wagen, — der Dekan schob sie in den Gang zurück und begehrte Mari Madlen zu sehen in aller Heimlichkeit und Stille — das feierliche Geläute und Begräbnis müsse er vor der Öffentlichkeit verweigern, aber Gottes Güte sei ohne Grenzen und es sei nicht Menschenrecht, sich Urteile anzumaßen über die Menschen. Gott sei der Richter, möge er der Mari Madlen ein gnädiger Herr sein.

Der alte Dekan wollte allein bei der Leiche beten und der Lehrer, der sechsundzwanzigjährige, rothaarige und die drei fremden Handwerksburschen traten in die seitliche Küchenkammer. Das alte Morgretje schlug das Schleiertüchlein, das der Toten auf dem Angesicht lag, zurück und schlich dann still hinweg.

Da stand der alte Herr Dekan allein vor dem Bett, zwei Kerzen und ein Kruzifix waren noch seitwärts auf einem Stuhl.

Das Mädchen lag sanft auf dem Bett wie eine Schlafende, im sonntäglichen Brautkleide, die Füße in den weißen engen Strümpfen und in den glitzernden Festschühchen und aller Sitte zum Trotz mit einem Hochzeitskränzlein im Haar. Der rechte Arm lag lässig am Körper herab, die linke Hand aber schmiegte sich zu Häupten unters Haar — so hatte die alte Base, das Morgretje sie am See gefunden und kein Biegen noch Zerren hatten die Hände bewogen, ein Sterbkreuzlein zu fassen und sich vornen auf der Brust in Andacht zu falten. Sterbekreuzlein und Rosenkranz und das rotsamtene Gebetbüchlein mit der messingenen Schnalle lagen neben dem rechten ausgestreckten Arm drunten, fast neben den Knien.

Der alte Herr Dekan stand da und fand keinen Mut niederzuknien und für eine unselig Verstorbene zu beten; es war ihm, als richte sie sich jeden Augenblick auf, stütze sich mit beiden Armen auf ihr Lager und schaue ihn an und frage ihn, was er begehre.

Mari Madlen:

Habt Ihr in Eueren alten Tagen die Weisheit gefunden, alter Herr Dekan, die Ihr zeitlebens nicht fandet? — Kommt Ihr, mir zu sagen, daß Ihr fürder nicht mehr urteilen wollt, da der Herr sagt: „Mein ist das Gericht"?

Der alte Herr Dekan:

Es ist Sünde, Mari Madlen, was du tatst.

Mari Madlen:

O wie seltsam ist es um die Freude, die Sünde ist, wenn das Jungfräulein sich ihrer freuet, und Sünde wieder, wenn das Weib sie von sich weiset.

Der alte Herr Dekan:

Sünde ist diese Freude und bleibet Sünde, nur das Sakrament ist es, das der Freude das Frevelhafte nimmt und nur in Gott ist die Reinheit der Lust.

Mari Madlen:

So mußte Gott diese Freude zu einer Sünde machen und ein Sakrament ersinnen, die mit dem Fluch belastete Freude wieder zu entsühnen, nur weil Menschen freien Willens in Versuchung sind, aus der reinen Freude einen Frevel zu beginnen.

Der alte Herr Dekan:

Wer, Mari Madlen, sind die Starken, die ihren freien Willen nicht mißbrauchten?

Mari Madlen:

Jene, die es fühlen und denen das Gewissen sagt: Also ist recht deine Tat, tu nach deinem Gewissen und nicht nach einer Lehre!

Der alte Herr Dekan:

Wie aber kann ich erkennen, welch innere Stimme von Gott kommt und in Wahrheit und Recht gebietet, und sie scheiden von jener, die vom Bösen komme und irre führt?

Mari Madlen:

Müßt Ihr allüberall erkennen und scheiden, alter Herr Dekan?

Der alte Herr Dekan:

Es ist eine Herde und ein Hirte! Wie soll der Hirte richten?

Mari Madlen:

Es ist ein Mensch, ein einziger, und sein Reichtum ist größer als der einer ganzen Herde.

Der alte Herr Dekan:

Der Einzige muß jene Rechte opfern, die der Herde nicht zu-

stehn, weil der Hirte kein Zeugnis von Gott hat, zu unterscheiden, dem einen zu gewähren, dem andern zu verbieten.

Mari Madlen:

Mein Tod war mein Recht!

Der alte Herr Dekan:

Ich aber sage dir, er war es nicht; Gott ist der Richter, weil ein Gott ist.

Mari Madlen:

Oder weil eine Herde leben und nicht sterben will, — muß der Einzige sein Recht lassen, weil eine mächtigere Herde ist — mußtet Ihr dazu einen Gott ersinnen?

Der alte Herr Dekan ging hinweg, er fand kein Gebet in seiner Seele für die Tote, die da lag. Als er zur Türe hinausging, sah er in der Küche den Lehrer stehen, den sechsundzwanzigjährigen, rothaarigen, und bei ihm die drei Handwerksburschen. Einer von diesen, ein schwarzer, mittelgroßer, mochte Ende der Vierziger sein, er schaute mit glühenden Augen über den Herd. — Der alte Herr Dekan erschrak, denn einen Augenblick glaubte er, in jenem Heinrich Löhmer, den Freudenkönig, zu erkennen; seine erhitzte Phantasie gaugelte ihm Bilder vor. —

Erst wieder im Pfarrhof, in seiner altgewohnten Stube, fand der alte Herr Dekan die Ruhe seines Herzens und die Andacht des Gebetes. Wie in jener letzten schrecklichen Walpurgisnacht sank er auf den Betstuhl und nun kams wie aus tausend Quellen auf tiefgründiger Wiese hervorgesprudelt: Inbrunst, Liebe, Angst, Bestürmung — er lebte sein ganzes Leben und betete es zu Ende. — Der alte Herr Dekan betete im Wahnsinn seines Herzens.

Horch, wer war da im Glockenturm der Kirche zur Zeit der Mitternacht, daß es anhub zu läuten?

Der alte Herr Dekan trat ans Fenster. War der alte Herr Dekan krank und fieberte? Er wollte aus der Stube und der Christine, der Haushälterin, rufen, daß sie ihm beistehe in seiner Not; da hatte er ein seltsames Gesicht, das ihn erstarren machte: Von der Höhe des Berges, den Holleideweg herab, kam ein Zug von Fackeln. Und hinter den Fackelträgern rollte ein gar seltsamer Wagen wie der Krönungswagen der Königin Elisabeth aus England, der in dem schweinsledernen Geschichtsband droben in des alten Herrn Dekans Dachkämmerlein abgebildet war. Und der seltsame Zug kam zum Dorfe herein, zur Rührlöffelsgasse, — dort hielt er, — dann wieder kam er voran und jetzt bog er zum Pfarrhof her — vorbei — zum Gottesacker. Der alte Herr Dekan sah die fackeltragenden Pagen, — sah zierliche Frauen und edle

Herren in prunkvollen Hofgewändern und mit silbernen Degen in schmucken Gehängen, dann kam auf einem gläsernen Wagen zwischen sechs sitzenden Frauen in weißseidenen Gewändern in einem durchsichtigen Schrein Mari Madlenens Leib gefahren; — sie lag sanft wie eine Schlafende und noch im sonntäglichen Brautkleid, die Füße in weißen engen Strümpfen und in den glitzernden Festschühchen und aller Sitte zum Trotz mit einem Hochzeitskränzlein im Haare. Der rechte Arm lag lässig am Körper, neben der Hand das Sterbekreuzlein und der Rosenkranz und das rotsamtne Gebetbüchlein mit der messingnen Schnalle, drunten fast bei den Knien; die linke Hand aber lag zu Häupten unterm Haar. Dem Wagen folgte Heinrich Löhmer, der Freudenkönig, in Tracht und Herrlichkeit, in Hermelin gekleidet.

Der alte Herr Dekan beugte sich über das Fenster, er warf die Arme in die Luft und rief eine Beschwörung.

Heinrich Löhmer aber drehte sich zu ihm und rief: ‚Was schiltst du mich, daß ich sie nicht behütete vor dem Tode und sie nicht erniedrigte zum Weibe Eurer Männer? Mußte sie nicht in den Tod gehen, damit sie auferstehe zum ewigen Leben? Fluche ihr, beschwöre sie, — aber dein Wort wird in Ohnmacht verhallen vor ihrem Leben; nenne sie eine Hure und eine Gewalttätige, die eingriff in Gottes Gericht, — befiehl, daß sie verscharrt werde in ungeweihter Erde, vor dem Tor, durch das die Toten eingehen in den Hof des Friedens, — befiehl, alter Herr Dekan; — sieh, — hast du die Glocken gehört, die von selbst geläutet haben in dieser Nacht, da du den Menschenhänden verboten hast, zu ziehen an den Strängen der Glocken? Noch geschehen Zeichen und Wunder auf der Welt, wenn Heilige sterben und zu Grabe getragen werden.‘

Und es rief der alte Herr Dekan hinab zu Heinrich Löhmer: ‚Wenn Mari Madlen aber eine Heilige war, — wer war denn ich, der sie verdammte?‘

Und Heinrich Löhmer rief: ‚Werkzeug warst du in einer Höheren Hand, — ferne sei, daß ich urteile über dich, wie du geurteilt hast über Mari Madlen. Werkzeug warst du, daß an dir und deinem Urteil zur Vollkommenheit gelänge der Unvollkommene, zur Heiligkeit der Unheilige, zur Unsterblichkeit der Sterbliche. Also wie du glaubst, daß Jesus Christus am auserwählten Volke, das ihn schlug ans Kreuz, zum Heiland wurde aller Welt, so ward Mari Madlen an dir zur Gerechten.‘

Und zum zweitenmal rief der Dekan: ‚Ich aber schwöre bei Gott, daß es dem Menschen gesetzt und geboten sei von Gott, über seine Mitmenschen zu richten und zu richten über die Taten und Geschehnisse dieser Welt, — richten muß der Mensch, auf daß auch er wird gerichtet werden —‘

Der alte Herr Dekan wankte und fiel zurück auf die Diele seiner Stube.

Christine, die alte Haushälterin, erwachte jählings, als habe ein Schrei sie geweckt. Sie saß horchend in ihrem Bett. Draußen pfiff der Wind ums Haus und schüttelte die Läden. Es war ein böses Wetter, — wieder hörte Christine jenes Rufen aus dem Wind: ‚Mari Madlen ist auferstanden von den Toten!‘ — Sie erschrak und bekreuzte sich, — mutig sprang sie ans Fenster und stieß den Laden auf, — da drunten vor der Tür des Gottesackers erloschen eben ein paar Fackeln. Zitternd und bebend und sich bekreuzigend schlich sie dann zurück in das Bett. Und sie konnte nicht zur Ruhe kommen, ehe sie nicht für Mari Madlen sieben Vaterunser gebetet hatte.

## In der Stunde des Gerichts.

Und als der nächste Tag kam über Teufelshausen, war es den Bauern, als wenn in einen finsteren Gang, in dem ängstliche Mädchen ein polterndes Gespenst erlauscht zu haben vermeinen, mit einem Kienspan hineingeleuchtet würde: das polternde Gespenst war fort.

Und so war auch Heinrich Löhmer fort aus Teufelshausen, fortgeblasen wie vom Wind, fort mit all seinem Spuk, — kein Mensch hatte seinen Weggang gesehen. Hätte nicht die Burg gestanden droben im Haßwald, hätten die Bauern nicht in neuen Häusern gewohnt, — woher hätte einer wissen können, daß Heinrich Löhmer dagewesen war?

Das Schmelzen des Frühlings kam über die Berge, jählings und eh einer nur dran gedacht. Hochwasser kam über den Talkessel, in dem das Dorf lag, aber es floß ab in den von Heinrich Löhmer erbauten Rinnen und Kanälen, ward durch Wehrmauern abgehalten von den Häusern der Menschen.

Die Bauern sahen dies alles voll Entzücken, aber sie dachten nicht mehr an Heinrich Löhmer. Nur manchmal, da ja kaum der März begonnen und das Gras schon sproßte, die Bäume schon trieben, hob ein altes Weiblein die Hände zum Himmel und rief:

‚Herr, halt zurück im Erdengrund
Das Gras und die viel Blümlein bunt,
Bis Pankraz, Servaz, Bonifaz
Mit Eis und Schnee und Sturm und Wind
Über die Höh' gegangen sind.‘

Aber das Gebet fand kein Erhören vor Gott. In den März kam der Duft der Dotterblumen und Vergißmeinnicht, die an den Wegen stehen; — des Tausendguldenkrauts, aus dem die Theres und Gustl Tee für verdorbene Mägen kochen; — des Löwenzahns, aus dessen Hohlstengel die Ottilie und die Emma, im Straßen-

graben sitzend, Kettenkränze flechten; — des Salamander aus den Quellwiesen, deren feurige Leiber die Marielies und der Peter am Gartenzaun aufhängen und mit einem alten Schneidstumpf in grausamer Wohllust in Stücke zerhacken; — der kleinen, schleimigen Kaulpätscher, die im Schlammwasser an den Steinen anstehen, hinter denen Schritt für Schritt der Hugo und der Joseph mit nackten Beinen und hochgekrempelten Hosen herschreiten, um die flüchtige Fischbrut mit einer alten, verrosteten Gabel, die nur einen Zinken mehr hat, zu erstechen.

Noch ging ein Tod um in diesem Frühling: in Berg und Tal starb das Letzte eines vergangenen Jahrs und einer vergangenen Zeit, und hinter dem Abgestorbenen her trieb mit Gewalt der junge Saft, Blatt und Zweig zu werden. Und auch in den Seelen der Bauern war es, als stürbe in ihnen das eine und geboren würde ein Neues. Und da außen vom Gau, von Nachbardörfern kam die Kunde, daß eine alte Frau oder ein junger Mann dies Sein und Schaukeln zwischen Leben und Tod nicht ertragen und vom Frühjahr mit fortgerissen worden wie das Laub von der Schmelzflut oder vom Wind.

Die Starken, Wachsenden, Neubelebten aber hofften, daß also wieder sein werde in alle Zukunft das Rhöner Jahr: Frühling wird es dann wieder sein, wenn die Rhönbuben auf den Waldlichtungen hinter bunten Schmetterlingen herjagen, gierig nach den bunten, kunstvoll gestickten Kleidchen, und wenn sie statt all der Herrlichkeit nur ein jämmerliches, sich krümmendes Tierleibchen, zerbrochene Flügelscherben und Staub wie von Weidenkätzchen in den kleinen habsüchtigen Händen haben. — Sommer wird es dann wieder sein, wenn der Johann und der Matthes sich an den Waldbächen einen Schilfbündel ausreißen, damit er ihnen beim Schwimmen unter den Armen liege. — Es wird Herbst sein, wenn die Lene und die Gret vor der Nachmittagsschule im Schulhof zu eintönigen Liedchen schrittweise im Kreis gehen, daß es von seltsamen Klagen tönt und selbst die Freuden weinen. — Es wird Winter sein, wenn die Mari und die Anna neben dem Kienspanlicht sitzend aus der zerfetzten Erblegende vom Lieblingsjünger Johannes und vom Tag des Weltuntergangs lesen.

Morgen ist es, wenn der Christian und der Alois in den Ferien auf Holzwägen durch enge Hohlwege tief, tief in die Berge mitfahren und die Vögel ringsum lärmen und kreischen und tollen, wie die Fränz und die Bärbel noch im Bett liegen und die Vögel vor dem Fenster in den Gärten sind. — Mittag ist es, wenn der Anton und die Lisette lärmend mit ihren Schiefertafeln und klappernd mit ihren Holzschuhen durch die Rührlöffelsgasse laufen und der große Stephan und Lorenz Sensen und Rechen vor der Haus-

türe stehen gelassen haben und in die Stube gegangen sind. — Abend ist es, wenn die Gänse schreiend und in Haufen durch den Welzgraben kreischen und quietschende Schweine mit ihren Jungen dazwischen laufen und die Agnes und die Reta vorm Hühnerhof schreien. — Nacht ist es, wenn die kleinen Kerzenstummel vor dem Marienaltar rauchen und qualmen. Dann singt die ganze Gemeinde eintönig und unsäglich traurig das Lied von Christo im Garten Gethsemane, das also anfängt:

In finstrer Nacht
Zur ersten Wacht
Ertönt ein banges Klagen —

vor der Kirche aber im Beinhof sitzen dann drei Witwen auf den drei Gräbern ihrer drei Männer und beten den alten Muttergottestraum, der also lautet:

Als Maria auf dem Berge eingeschlafen war,
Kam zu ihr der Sohn Gottes, ihr Engel, und sprach:
Du allerheiligste Mutter mein, schläfst oder wachest du?
Sie sprach:
Ich habe geschlafen und es hat mir schrecklich geträumt,
Als wärest du ausgestoßen von allen Menschen,
Als wärest du im Garten Gethsemane gefangen,
Mit Stricken gebunden,
Seiest geführt worden vom Pontius zu Pilatus,
Dann ein Stück Holz auf die Schulter gelegt und bist aus der Stadt hinausgeführt worden auf den Kalvarienberg.
Das Kreuz ist hoch erhoben worden, daß ich dich nicht erreichen konnte;
Meine allerheiligste Mutter mein, es ist dir ein wahrhaftiger Traum aufgegangen.
Wer diesen Traum bedenkt, wird nicht ohne Empfang des allerheiligsten Sakramentes aus dieser Welt scheiden.
Ich und du, liebe Mutter mein, werden bei ihm sein
Und seine Seele in das Himmelreich einführen.

Also, so hofften sie, die Starken, Wachsenden, Neubelebten, werde wieder sein in alle Zukunft das Rhöner Jahr.

* * *

Es war am neunten Tag, nachdem Mari Madlen begraben war, als Heinrich Löhmer wieder ans Licht kam aus dem Dunkel der ‚Burg‘.

‚Herr,‘ sagte Bernhard, der Glasbläser, ihn erwartend vor der Tür, ‚neun Tage habt ihr im Verborgenen getrauert um Mari Madlen.‘

‚Scheint dir das lange?‘ —

‚Das Dorf hat in dieser Zeit, Herr, möcht Ihr sie nun kurz nennen oder lang — vergessen, daß Ihr je da wart. Habt Ihr keine Befehle, Herr?‘

‚Braucht ihr immer noch meine Befehle? Floß das Wasser in diesen Tagen der Schmelze nicht selbst in den Rinnen, die ich ihm zog? Habt ihr noch nicht gelernt Häuser zu bauen, Felder zu bestellen auf tausendfältigen Ertrag.‘

‚Darin habt Ihr uns alles gelehrt, Herr — nur eines habt Ihr versäumt.‘

‚Sag's! Ich lerne gern.‘

‚Ihr habt versäumt, uns — denen, die zu euch halten, ich meine nicht denen des Herrn Dekan — eine Kirche oder doch nur eine kleine Kapelle zu bauen.‘

Heinrich Löhmer lachte kurz und verbissen: ‚Du hast recht Bernhard, ihr sollt diese Kapelle erhalten. Wähle den Platz, laß Bauleute kommen, es soll an nichts fehlen.‘

Dann ging er den Berg hinunter ins Dorf.

‚Er geht aus zur Rache,‘ sagte der Glasbläser Bernhard zu sich, herschauend hinter ihm.

Die Bauern flohen, da er in langen Schritten daherkam, vor ihm in die Häuser wie Gänse, in deren Mitte ein Hund sprang. Und sie schauten durch das Fenster ihm nach, schauten auf Bäume und grünende Felder, voller Angst, als wandelten sich jeden Augenblick die Blüten in Rauhreif. Vor Verlegenheit, weil ihm kein anderes Wort einfiel, stotterte manch altes Weiblein:

‚Herr, halt' zurück im Erdengrund
Das Gras und die viel Blümlein bunt,
Bis Pankraz, Servaz, Bonifaz
Mit Eis und Schnee und Sturm und Wind
Über die Höh' gegangen sind.‘

Heinrich Löhmer aber dachte bei sich: ‚Noch ist Zeit für die Dinge dieser Welt.‘ Er dachte an den alten Herrn Dekan und es war ihm, als stürze Flut aus seinem Herzen, als bräche Feuer hervor, blindwütend den Dekan und die ganze Welt verzehrend, weil Mari Madlen von hinnen gegangen.

‚Sieh' da,‘ sagte Heinrich Löhmer, ‚nun diene ich nicht Gott und nicht dem Teufel, nun bin ich Herr über allen Herren. Und so ich Gutes tue, tue ich es nicht um Gottes, so ich Böses tue, nicht um des Teufels willen.‘

Er ging durch das Dorf und gegen den Gau, und als er an die Grenze der Gemarkung kam, blieb er erstaunt stehen, da stand ein Kreuz aus rotem Sandstein, kaum drei Schuh' hoch.

Heinrich Löhmer sann nach; er erinnerte sich alter Steinkreuze, vermoost waren sie und halb zersplittert, seit uralten Tagen stand

an jedem Pfad, der in die Markung von Teufelshausen hereinführte, ein solches Kreuz; die Bauern hatten, wie die Sage erzählt, sie aufgestellt, damit der Teufel, der das Dorf verloren habe nach jener Hexennacht, nicht wieder zurückkäme, sich das Dorf zu holen.

Und wer hatte dies Kreuz des Aberglaubens hier von neuem aufgestellt?

Heinrich Löhmer drehte sich vor dem Kreuze um und ging rückwärts einen zweiten Weg, dann einen dritten, bis zu der Dorfgrenze, und allerorten fand er das Steinkreuz.

Nur einen Pfad fand er frei, der führte durch Buschwerk hinauf zum Hexentempel.

Als Heinrich Löhmer durch das Buschwerk ging, hörte er ein Rascheln in den Zweigen wie von verstecktem Wild.

Auf diesem Pfad stieg er empor zum Hexentempel.

Dort hockte er lange und sah über die Berge: ‚Das ist mir nun gemeinsam fürderhin mit dir, Bockfüßiger, sagte Heinrich Löhmer, daß mein Leben der Rache dient, eine Hölle ist in mir, aus der so viel Feuer strömt wie aus der deinen, ein Zwerg soll dein Werk sein vor meinem riesenhaften.‘

Er sann und sann. —

Dann stieg er wieder auf gleichem Pfad zu Tal; als er an die Gemarkung kam, sah er den Rumpels Bastel und mit ihm ein Weib auffahren und wie Diebsgesindel davonlaufen.

Dann sah Heinrich Löhmer auch hier das neue Steinkreuz.

Hellauf lachte er, denn er erkannte, daß der Rumpels Bastel diese Kreuze gesetzt hatte, Heinrich Löhmer zu erproben, ihn, den er für den verkappten Teufel hielt.

Hellauf lachte Heinrich Löhmer, sein Lachen aber war wie das Drohen eines aufziehenden Gewitters.

Die im Busch Versteckten standen still, ihre Herzen setzten aus zu klopfen, — dann horchten und lauschten und lurten sie nach Heinrich Löhmers festen Tritten, die am Steinkreuz vorüberstampften zu Tal.

* * *

Es geschah, daß Heinrich Löhmer Botschaft zukam, ein Jude ginge durch das Dorf und mache Geschäfte.

Er ließ den Juden kommen.

‚Mit wem hast du zu handeln in Teufelshausen? Fehlt den Bauern von Teufelshausen etwas, das ich ihnen nicht zu bieten vermöchte? Fehlt ihnen Geld? Fehlt ihnen Vieh? Fehlen ihnen Kleider? — Womit handelst du?‘

‚Woher sollt ich haben so viel Geld, als der Herr hat? — Bin ich nichts als ein armer Jud! — Woher sollt' ich nehmen so stolzes

Vieh und so prächtige Stoffe? —' er hielt inne — ,ich will nur dem Herrn verhelfen wieder zu seinem Geld, das er in Teufelshausen gesteckt hat. Ich bin dem Herrn ein getreuer Knecht. Die Bauern von Teufelshausen sind falsch. —'

,Du sollst nicht lügen, Jude. Dein Wort verwandelt sich vor meinem Blick aus Wahrheit in Lüge. Kam dir der Gedanke dazwischen, es sei vielleicht vorteilhafter, ein Geschäft mit mir zu machen als mit den Bauern von Teufelshausen? Ich habe gehört, du leihst ihnen Geld. Wozu brauchen sie jenes Geld, das sie nicht von mir zu holen kommen?'

,— dem Herrn das seine zurückzugeben.'

,Hab' ich einem von ihnen ein Guthaben gekündigt, ohne davon zu wissen?'

,Ihr nicht, Herr. — Ein anderer, Höherer, Herr. Es fehlt ihnen nicht an Geld, nicht an Vieh, nicht an prächtigen Kleidern, — aber —' er stockte, —

,Willst du dir ein Trinkgeld verdienen, Schmulke?' Heinrich Löhmer warf ihm einen Beutel zu.

Der Jude fing ihn auf mit Affengeschwindigkeit, doch dann ließ er ihn fallen, als habe er eine glühende Kohle erhascht, schlich scheu um den Beutel, der am Boden lag, — ,Ihr glaubt, ich käm zu schachern, zu wuchern, Herr. Mag sein, Herr. Jedem ehrlichen Mann sein klein Verdienst an seinem schweren Geschäft, — aber alles nach unserer Art, Herr. Das sag ich dem Herrn auch ohne Trinkgeld: den Bauern von Teufelshausen fehlt das reine Gewissen.'

,Was hätten sie getan, Jude, daß sie kein —'

Der Jude ließ ihn nicht ausreden, duckte den Buckel und spreizte die Finger: ,Nichts weiß ich, Herr. Das geht mich nichts an, Herr. Ich dräng' mich nicht in fremder Leute Herz. — Nur das weiß ich, Herr: Wer gestohlen hat, hat nicht eher Ruh', als bis er gestohlen Gut wieder zurückgibt; wer verleumdet hat, hat nicht eher Ruh', als bis er —'

,Sie haben mir nichts gestohlen.'

,Aber der Herr hat sie beschenkt. Geschenkte Gabe lastet auf uns wie gestohlenes Gut.'

,Was meinst du, Jude, werden die Bauern von Teufelshausen tun?'

,— sie kommen mir vor, Herr, wie ein Bienenschwarm. Sie sind eingesperrt vom Winter, — aber da das Frühjahr kommen wird und draußen die Blumen sprossen, da wird es geschehen, daß sie ausschwärmen, die Königin zu suchen, die ihnen entfloh, —'

Der Jude ging.

,Irgendwo wird die Königin sich auf einen Zweig setzen, — dort werden sich die Bienen wieder versammeln, und dort werde

ich sie einfangen und in einen neuen Stock setzen,' sagte Heinrich Löhmer vor sich hin.

* * *

Eines Tages kamen der Rumpels Bastel und die Hergets Melani und sie baten Heinrich Löhmer, ihren Herrn, um Urlaub, — fahren wollten sie mit ihrem Gespann nach Würzburg, in die Frankenstadt, dort allerlei Einkäufe zu machen. Und sie baten Heinrich Löhmer um einen Wagen und einen guten Gaul aus dem Stalle.

,Ich habe gehört, ihr wolltet euch trauen lassen zu Würzburg auf dem Käpelle. Warum tut ihr's nicht hier vor meinen Augen? Geht zum Dekan! Ich habe noch nie einen gezwungen in seinem Gewissen.'

Mit beschwörenden Worten gingen sie hinweg: ,Nein, wir wollen nicht zur Trauung! Wir wollen Geschäfte machen auf dem Markt.'

So ließ Heinrich Löhmer sie fahren. Eine Brotkruste hatten sie mitgenommen; davon wußte gar mancher: sie würden nicht so bald wiederkommen zurück nach Teufelshausen.

* * *

Und da es Ostern geworden war, taten die Leute zu Teufelshausen, was österlich war in ihrem Dorfe seit uraltem Gedenken. —

Es kam Heinrich Löhmer jetzt, nachdem Mari Madlen von hinnen gegangen war, ein erschreckender Traum immer und immer wieder in der Nacht: er sah sich selbst an einen großen, großen Wagen gespannt, abschüssig war der Weg. Heinrich Löhmer brachte den Wagen nicht voran; er mußte sich genug sein lassen, daß er nur nicht rückwärts glitt. Und er wußte, daß nicht seine eigene Kraft den Wagen hielt an diesem abschüssigen Hang, — er wußte, daß den hinteren Rädern ein gewaltiger Steinblock hemmend unterlag. Nun aber kam ein riesiger Fremder und wälzte diesen Steinblock zur Seite, und dann zog der Wagen rückwärts an, — rollte, wie sehr Heinrich Löhmer sich dagegen stemmte, zu Tal — Heinrich Löhmer mit sich reißend, — da zerfetzten die Riemen, mit denen Heinrich Löhmer den Wagen hielt; Heinrich Löhmer stürzte zu Boden, — polternd aber sauste das Gefährt in die Tiefe.

Und Heinrich Löhmer sprach, wenn er erwachte, zu sich: ,Mari Madlen war jener Stein, der den Wagen hielt; nun sie aber hinweggegangen ist von meinem Werk, stürzen die Bauern von Teufelshausen zurück in die Alltäglichkeit ihrer Vergangenheit.'

Einen jeden hielt er an, argwöhnisch, seit der Rumpels Bastel und Melani ihn betrogen hatten: ,He, wo willst du hin? — Du hast ein Beil auf dem Rücken!'

‚Ins Holz, Herr, — wie Ihr befohlen habt. Wir sollen doch Reisig schlagen und drunten die Teichwiesen mit Flechtwerk polstern, damit sie nicht mehr sumpfig seien wie bisher, —‘

‚Sag, Holzhacker, hast du nicht in der Heimlichkeit des Winters Holz gestohlen, — Rührlöffel geschnitzt und Besen gebunden, — keine Holzschuhe gedreht? keine Matten geflochten? — willst wieder fort zu deinen Käufern in den Gau, nach Westfalen und Flandern? — zur Kiliansmesse nach Würzburg? Willst Weib und Kind und Haus verlottern lassen und verludern? — nimm dich in acht!‘

* * *

Und zu einem anderen sagte er: ‚Hast du keinen Stieglitzen gezähmt, — letzten Winter, — Melchior? Ich hätte gern einen Stieglitzen!‘

‚Ja, Herr,‘ sagte der Vogelzüchter, — wollte Heinrich Löhmer einen Gefallen tun; doch als Heinrich Löhmer zu ihm ins Haus trat, da wimmelte es in hundert kleinen Käfigen von Dompfaffen und Finken, Zeisigen und Hänflingen, pfiff Liedlein wild durcheinander.

‚Wo willst du hin mit all den Vöglein?‘

‚Herr, nach Hamburg! — dann über das Meer nach London, — ich treib' das jetzt schon vierzig Jahr; und voriges Jahr war es das erstemal, daß ich nicht in London war, — kann bald sterben, Herr, — möcht' wenigstens noch ein einziges Mal die Reise tun, —‘

* * *

Wie im Herbst die Schwalben sitzen auf den Dachrändern in langen Scharen und fliegen auf und manövrieren und kommen zurück zu den Dachrändern, so hockten die Männer von Teufelshausen nun im Frühjahr an den Abenden vor den Häusern, plaudernd, tuschelnd, huschend, —

Früh im ersten Morgengrauen hallten dann einmal Musiktöne droben vom Hexentempel —

Die Frauen erwachten und sangen leise in ihren Betten:

‚Beim frühen Morgenlicht, —
Erwacht mein Herz und spricht:
Gelobt sei Jesus Christus — —‘

Auch Heinrich war erwacht und horchte auf —

Und als die Töne verklungen, da wußten's alle in Teufelshausen: Nun gehen die Musikanten über die Höh'; die Musikanten sind fort wie in jedem Jahr, machen den Sommer über Kurmusik in Brückenau und Bad Kissingen, in Baden-Baden und Schewenningen, spielen auch dem Zaren ein Ständchen auf zu Sankt Petersburg.

* * *

Und eines Nachmittags sah Heinrich Löhmer den Berg herauf eine Schar junger Burschen und Mädchen kommen; sie trugen Sensen, Rechen und Dreschflegel und kleine, dickbäuchige Reisesäcke auf den Schultern.

Da trat Heinrich Löhmer ihnen in den Weg: ‚Wo gibt's auf unserer Flur schon zu ernten? Kaum daß die Saat erst sproßt? — Wo wollt ihr hin?‘

‚— ei, wo wir alle Jahr noch waren, Herr! — nach Westfalen!‘

‚— und wir nach Schwaben!‘

‚— müssen jetzt schon fort, wir kommen sonst dorten zu spät zur Ernte, — der Weg ist wochenweit!‘

‚— Sagt, was euch zu Teufelshausen fehlt, daß ihr von hinnen geht? —‘

‚Nichts, Herr —!‘

Dann wollten sie ihres Weges gehen.

‚Ihr bleibt!‘ —

Dann standen sie — Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn.

Von den nahen Feldern lugten alle Frauen und Kinder, Greise und Krüppel herüber nach den streitenden Männern.

Da trat Heinrich Löhmer aus dem Pfad, —

Und als die Schnitter an Heinrich Löhmer vorübergingen, bückten sich die auf dem Felde, hoben Steine auf und trugen sie von den Äckern.

* * *

Es war eines Abends, daß Heinrich Löhmer eintrat in die Hütte des alten Webers. Die ärmste war's der Hütten, keine armseligere stand in Teufelshausen.

Der Weber hockte an seinem neuen Webstuhl.

‚— Euer Weib ist Euch fortgelaufen, Weber?‘ hub Heinrich Löhmer an.

‚Ja!‘ sagte sonnig, mit leisem, schier wohlbehaglichen Lächeln der Weber.

‚Ihr lächelt, Weber, — die Leute im Dorfe beglückwünschen Euch, daß dies Weib davonlief; nun schlägt sie Euch nicht fürder, noch spuckt sie Euch mehr ins Gesicht.‘

‚Das ist grad das ärgste Leid, das sie mir antat, Herr. Ertragen kann ich das nur, weil ich hoffe, daß in der Fremde auch sie in herberes Leid gerät, in viel herberes als zu Teufelshausen, — davon mag sie gesund werden.‘

‚Ihr seid ein Heiliger in Christo, Weber, — der Fuß ist Euch krumm geworden, der Rücken gebogen von der Arbeit, und so Euch jemand auf die rechte Wange schlägt, reicht Ihr fürwahr ihm die Linke dar und lächelt, und traurig seid ihr nur, wenn Ihr das Leid vermißt, —‘

‚Dazu sind wir auf Erden, Herr, solange unseren Leib schlagen zu lassen, bis unsere Seele dazu lächelt. Wißt Ihr, Herr, worüber die Seele lächelt? Über die Torheit des Leides, das sich einbildet, dadurch unsere Seele zu einer Hure machen zu können, wenn es den Leib schlägt und ihm ins Gesicht spuckt.‘

‚So achtet Ihr mein Wollen gering: das Leid totzuschlagen, weil's nun doch die meisten Seelen zu Huren macht und nicht wie die Eure zu einer Heiligen?‘

‚Ich verachte Euer Wollen nicht, Herr. Wer die Freuden der Welt zu genießen vermag, ohne ihr Knecht zu werden, der mag es tun. Aber um dieser Freuden willen ist er, wenn nicht ärmer, so doch gewiß auch um nichts reicher. Der Klügste ist, der weiß, daß er nichts weiß, und der Reichste ist, der außer zum Notwendigsten kein Begehren trägt.‘

‚Wißt Ihr, Weber, daß die Männer von Teufelshausen mir entgleiten wie die Deichsel eines Wagens, der den Hang hinabpoltert? — Wißt Ihr, warum mich das jammert? —‘

‚— nicht um Euret selbst willen, ich glaube es Euch. Die Häuser, die Ihr aufgebaut habt, werden alt werden, die Wassergräben und Dämme zerfallen; der Jude wird die Bauern zu seinen Schuldnern machen und Wucherzinsen von ihnen fordern, — nicht mehr werden reiche Fremde in Kutschen gefahren kommen, drei Tage und Nächte von Würzburg und Fulda, zu sehen die Schönheit der Mädchen und jungen Frauen von Teufelshausen, ihnen Perlketten und güldene Schnüre zu schenken als Schmuck ihrer schlanken Hälse, — denn eh die Stunde des Alters noch gekommen ist, wird krumm und verbogen ihr Leib sein von doppelter Last, — und manches Weib wird zur Hure werden, da ihr Mann in der Fremde ist, — — Armut und Schande werden wieder anheben zu regieren, — siebenmal strenger und herrischer als je zuvor —‘

‚Und was soll ich tun, daß dies nicht geschehe?‘

‚Was kommt Ihr zu mir, Herr, einem närrischen alten Weber? — fragt den Herrn Dekan, der weiß es Euch besser zu sagen — ich bin der unklügste seiner Schüler —.‘

‚— aber in Euch wirkt seine Lehre am leuchtendsten zu Teufelshausen —‘

‚So will ich Euch zwei Dinge sagen, Herr. Zum ersten, warum Euer Werk zerbrach: Ihr wolltet das Leid ausreißen. O Herr, das könnet Ihr nicht, weil das Leid Strafe ist und Weg der Reinigung; — wie wollt Ihr einen Beschmutzten schmücken, ehe Ihr ihn gewaschen habt? Ihr habt die Dinge vertauscht, o Herr. Nicht kommt die Sünde vom Leid, — das Leid kommt uns aus der Sünde, — es ist Euch keine Gewalt gegeben, unser Gewissen zu reinigen, davon zerbricht Euer Werk. Und zum zweiten, warum

Ihr selbst zu Grunde gehet: Weil Ihr Euren Glauben nicht auf Gott gestellt habt, sondern auf eines fremden Menschen Seele. Herr, an allem, was Ihr nicht tragt in der eigenen Brust und im Vertrauen zu Gott, daran nagt der Zweifel, — der Zweifel tötet, Herr, — nicht hat Mari Madlen Euch verlassen, — Ihr schlugt sie tot, —'

Heinrich Löhmer sprang empor.

,Was sollen wir rechten und richten über Schicksal, das nicht in unsere Hände gegeben ist? Was soll ich ergründen, warum Mari Madlen starb, — da sie tot ist?'

,Das mag keinen Sinn haben, Herr, — und dennoch müssen wir es tun. Ein Trieb ist uns Menschen gegeben, der uns emporjage zu Gott, — dem Weib ist das Herz, dem Mann der Verstand. Aber Herz und Verstand sind Pferde, Herr, die der Zügel bedürfen; — wem sie ungelenkt bleiben, den tragen sie nicht zu Gott, den hetzen sie in Tod und Hölle. — So starb Mari Madlen an der Unrast ihres und Eures zügellosen Herzens, — Ihr schlugt sie tot, — Herr, — —'

Der Blick des Webers war in die Ferne gerichtet, —

,Prophezeit Ihr, Alter?'

,— mir ist's, Herr, als schlügt Ihr ihn tot, — einen alten, — ehrwürdigen — mit blinkendem Schwert, — und dann seh ich Euch ausholen, zerschmettern mit einem einzigen Streich — ganz Teufelshausen — alle Menschen der Welt, —'

,— Was siehst du noch? —'

,— ich sah nicht mehr, als Euer Streich fiel, ob er traf, — ich sah's nicht mehr, —'

,— warum nicht?'

,Weil vorher etwas geschah!'

,Was?'

,Ich weiß es nicht; — vor meinen Augen ist alles schwarz wie da draußen die Nacht vor meiner Tür, —'

Heinrich Löhmer schritt hinaus in diese Nacht; an der Türe drehte er sich noch einmal um: ,Seid bedankt, Weber, —'

Dann verschluckte die Finsternis wie ein Drache seinen Leib.

* * *

In jenen Tagen kam Heinrich Löhmer zum Dekan und sprach: ,Was werdet Ihr am Tage der Rechenschaft von mir fordern?'

,Daß Ihr das Dorf und die Rhön verlasset und eine alte Brotkruste mitnehmet und mir den Eid darauf leistet, daß Ihr sie nicht essen werdet.'

,Ihr wollt mich verbannen auf immerdar? —'

Der Dekan schwieg lange, dann sagte er: ,Ihr gebt den Kampf

noch nicht auf, Heinrich Löhmer, — selbst jetzt nicht, da Mari Madlen tot ist?‘

‚Ich bin gekommen, Euch einen Vorschlag zu machen: es sind nur wenige Wochen von dem Tag, da unser Vertrag zu Ende läuft, —‘

‚Kommt Ihr, ihn zu erweitern?‘

‚Nein, — Mari Madlen war Euch zugesprochen, — Ihr habt mit ihr getan nach Eurem Willen und sie mir für dieses Leben unwiederbringlich genommen. Aber über das Volk, das mir zugesagte, hat das Schicksal noch nicht gesprochen.‘

‚Es entrinnt Euch wie Wasser einem Faß, das ein Loch im Boden hat, —‘

‚— dann schlagt dem Faß den Boden vollends aus, alter Herr Dekan, damit dies langsame Rinnen aufhöre, —‘

‚— das ertragt Ihr nicht? —‘

‚— sprach ich davon? — Es muß ein Richter sein zwischen Euch und mir. Laßt das Volk selbst Richter sein! Ich begehre keinen Vorteil. Hört, Dekan: ich baue eine Kapelle, — Hände habe ich, so viel als nötig sind, die Mauern und das Dach noch aufzurichten bis zu jenem Tage; — ich habe zwei Maler kommen lassen, — wählt Euch einen: also soll es geschehen, daß Ihr wie ich durch einen der Meister ein Altarbild schaffen laßt, — dem Volke sei die freie Wahl des Bildes, — und wessen Bild es auf den Altar stellt, dessen Gott soll es anbeten —‘

Stumm, vor sich hinsinnend, nickte der alte Herr Dekan.

Als die beiden Männer von einander schieden, wußte ein jeder, daß er siegen oder sterben werde an jenem Tag.

* * *

Zwei Dachkammern in der ‚Burg‘ Heinrich Löhmers waren zu Malstuben eingerichtet worden, die beiden Maler hausten dort, — ein junger, hagerer, in braunem Samtrock, und ein ehrwürdiger Greis, an dessen Gewandung nichts die Zunft verriet.

Es war in einer der darauffolgenden Nächte, daß Männer von der Burg kamen und das Grab Mari Madlenens aufbrachen —

Heinrich Löhmer hockte einen Steinwurf weit vom Grabe und bei ihm stand der junge Maler, — als die Knechte den Sarg aus der Tiefe hoben und öffneten.

‚Geh hin, junger Meister, und sieh ihr ins Gesicht! Sieh ihr gut ins Gesicht! Sag ihr, daß ich sie um Verzeihung bitte, wenn ich ihre Grabesruh störe, und sag ihr, daß ich Buße tue für diese Schändung, hier auf der Mauer, einen Steinwurf weit von ihrem Angesicht, und hier verharre und zur Buße nicht hinzugehe, sie zu sehen, —‘

Ängstlich schier schlich der Maler zu den harrenden Knechten.

Die hielten eine Fackel über die Tote.

— dann sah Heinrich Löhmer, daß der Maler leicht in die Knie ging vom Erschrecken und die Finger spreizte an den eingesunkenen Beinen und den Kopf vorstreckte, — der Mund stand ihm offen, starr vor Entsetzen —

Ein Knecht schrie auf wie vor einem Wunder —

— er warf die Fackel weg, daß sie erlosch, —

— sie schlugen den Sargdeckel zu —

Wie ein ängstliches Kind kam der Maler zurück und warf sich dem Meister an die Brust.

Schon bollerten Erdklumpen zurück auf den Sarg, als er Tränen fand.

‚Was sahst du?'

‚Ein Wunder, Herr. Wie lang schon liegt die Tote im Grabe? — Ihr sagtet — Wochen schon? Ihr Leib ist unversehrt, leuchtet von überirdisch blauem Licht; — wir haben eine Sünde getan, Herr, — das Grab einer Heiligen geschändet. Gott selbst hat sie als Heilige bekannt vor unseren Blicken, da er ihren Leib nicht verwesen läßt, — ich schwör es Euch, so wahr ich lebe —.'

Heinrich Löhmer strich dem vor ihm Kauernden übers Haar, wie ein wissender, lächelnder Vater seinem dumm-ängstlichen Kinde übers Haar streicht.

‚Nicht mit Worten sollst du schwören, — du sollst schwören mit deiner Kunst. Malen sollst du also die Tote, auf daß alle Menschen durch dein Bild erkennen, daß Mari Madlen eine Heilige ist.'

* * *

Heinrich Löhmer wich kaum von der Seite des Malers, blieb Tag und Nacht bei ihm in der Kammer.

Und Mari Madlen erschien ihm: in Rißlinien wie eine Gestalt, die durch den Nebel aus weiter Ferne kommt, und dann näher und näher schreitend, daß ihr kostbares Kleid aufrauschte und ihr Schleier flatterte, durchschreitend Feuer, Erde, Luft und Meer, durch leidvolles Menschentum, und dann aus dem Bauerndorf kommend und im Thronsaal stehend eines Königs —

Und Heinrich Löhmer erzählte hiezu von jenem Traum, der dem rothaarigen sechsundzwanzigjährigen Lehrer erschienen war im sechsten der Häuser der Not in der Nacht von Heinrich Löhmers Heimkehr —

Und er erzählte. —

‚— und da der Vorhang geöffnet war, vom Thronsaal hinaus auf eine Terrasse, tauchten dort empor die lichten Räume des Paradieses: wilde Tiere spielten dort mit den Kindern der Menschen, Knaben ritten auf gelben Löwen und gefleckten Tigern, Mädchen

haschten mit züngelnden Schlangen um die Wette, — Männer schritten durch Feuer und es brannte keines ihrer Glieder, Frauen wandelten über dem Wasser und sie versanken nicht, Jünglinge und Jungfrauen traten von den flachen Dächern der Paläste hinaus in die Lüfte und sie stürzten nicht in die Tiefe, —'

Und wieder kehrte der Pinsel des Meisters zurück zu Mari Madlen.

— da sprang die Linie auf, die von ihren märchenhaft erknospenden Brüsten niederfloß zu den schlanken Hüften, sang wie eine Nachtigall von sinnlichster Hingebung, — die blauen Augen klar wie rinnender Bergquell, und tiefer wie das Meer, und wußten nichts von Schuld, und das strähnigblonde Haar wie Wind und Wolke um den Gipfel eines Berges —

Dann kuschelte sich der Meister, sein Werk unterbrechend, oft hin zu dem hockenden Heinrich Löhmer, kuschelte sich hin auf den Boden und lehnte sich vertraulich, mit gefalteten Händen, wie ein Kind, die Knie umspannend des Herrn —

‚— sagt mir, Herr, von ihrer Liebe, —'

‚Warum soll ich dir von ihrer Liebe sagen?'

‚Weil ich an sie glauben möchte, — möchte glauben, daß sie auf dieser Erden ging und Euch den Mund bot zum Kuß und den Leib zur Umarmung —'

Und Heinrich Löhmer erzählte, —

— zuweilen schrie der Maler wild auf wie ein gequältes Tier und lugte drohend, als wolle er ihn töten, zu Heinrich Löhmer empor —

‚Begehrst du ihre Liebe allein und hassest du mich, weil sie mein geworden?' fragte Heinrich Löhmer den starrenden Maler.

‚— Herr, ich habe von einem alten Meister gehört, der ein Weib ausmeiselte aus Marmor und so diesen ihren Leib liebte, daß der Marmor lebendig ward durch die Liebe des Meisters. Wenn diese Mären wahr sind, dann wird Mari Madlen aus diesem Rahmen treten und sich neigen zu mir.'

‚Mehr noch mußt du Mari Madlen lieben; mehr noch, — damit sie erwache, —' schürte Heinrich Löhmer die glimmende Glut.

Dann stand der Maler auf vom Boden und trat mit brennenden Wangen zurück an das Bild und mischte mit zitternden Händen immer sonnigere Farben.

* * *

Als eines Tages Heinrich Löhmer bei dem jungen Maler saß und stumm das Werden des Werkes betrachtete, hörte er die Stimme Nikolausens, des Glasbläsers, durch die Wand.

Horchend schrak Heinrich Löhmer auf, dann trat er hinzu. Durch eine Ritze des Gebälkes drang sein Blick in jene Kammer.

Vor dem Bild, das auf Befehl des alten Herrn Dekan der greise Maler schuf, stand Nikolaus, der Glasbläser.

‚Wozu wollt Ihr meinen Kopf in dieses Bild? —‘

‚Für Johannes, den trauernden Jünger unter dem Kreuze!‘ sagte der Maler lugend.

Der Glasbläser duckte zusammen wie eine ängstliche Taube vor einem Geier, — dann schnellte er empor und trat, als sei nichts geschehen, ans Fenster, dem Maler den Rücken kehrend, damit jener die rote Glut nicht sehe, die dem Teufelshausener Wicht über das Gesicht lief wie brennendes Feuer über einen herbstlich dürren Rasen, — ‚könntet Ihr mich nicht zum linken Schächer nehmen?‘

‚Muß es der Linke sein?‘

‚Ja!‘

Der Maler fragte nicht weiter, — und als er den Glasbläser konterfeite, glitt aus dessen Gesicht all die hassende Ungläubigkeit und Tücke und Diebesfalschheit; doch als das Werk vollendet war, da erkannte Heinrich Löhmer den Glasbläser nicht mehr, — ein fremder Mann stand drüben bei dem Maler, — weicher, wohliger Glanz des Verklärtseins strahlte aus seinem Gesicht. —

Als der Glasbläser hinweggegangen war, trat Heinrich Löhmer an die Tür der Nachbarkammer und pochte.

Der Maler öffnete, —

‚Vergönnt Ihr, daß ich Euer Werk sehe? — Verbot der Dekan, es mir zu zeigen? —‘

‚Er hat mir erlaubt, Euch eintreten zu lassen, so Ihr darnach fragt!‘

‚So laßt sehen! — Was malt Ihr? —‘

‚Den Tod unseres Herrn Jesus Christus.‘

Heinrich Löhmer trat vor das Bild. — Entsetzt schrak er zurück: eine Gier schrie aus diesem Bilde nach Reichtum, eine Dirne nach Lust, vier Räuber hatten dem Herrn die Kleider gerissen vom blutiggeschundenen Leib und würfelten nun voller Haß und Neid um die zerstückten Fetzen, — ein Mörder schlug eiserne Nägel durch die sich krümmenden Füße Christi, ein Spötter spuckte dem Leidenden ins Gesicht, — und das ward offenbar durch dieses Bild vor aller Welt: Der Hofbauer, die Ecks Auguste, Alois Weber, der zwanzigjährige Musikant, der alte Schäfer Jakob, der Schneider, der Holzhacker, die beiden Glasbläser, — alle, alle, die Männer, Weiber, Kinder, Greise von Teufelshausen taten hier Gotteslästerung und legten falsches Zeugnis ab, trieben Unzucht und Völlerei — und schlugen Christum ans Kreuz.

‚— Maler!‘ schrie Heinrich Löhmer auf, — ‚seid Ihr ein Narr geworden?‘

Der Maler schwieg.

— lange dann, stumm denkend, betrachtete Heinrich Löhmer das Bild. ‚Maler, sie werden Euch zerreißen wie Bluthunde einen Hasen, wenn sie dieses Bild sehen; — soll ich Euch eine Geschichte erzählen von dem Schreiner Gerz?‘

‚— ich kenne sie, der alte Herr Dekan hat sie mir erzählt, eh ich dies Bild begann — die Bauern von Teufelshausen, so wird erzählt, sollen ihn erschlagen haben, weil er geheime Sünde geoffenbaret —?‘

‚Und Ihr wagt dies Bild zu malen? —‘

‚Alle, die ich malte, einer um den andern, sah das Bild, — sie gingen geläutert von hinnen, — nicht wie Erboste —.‘

Lauernd hob Heinrich Löhmer den Kopf, —

‚— Herr, wohl ist dem große Macht gegeben, der in sündige Geheimnisse der Menschen zu dringen und sie zu bewahren vermag, die Menschen fürchten die Enthüllung. Höher aber, gewaltiger ist die Macht dessen, der geheime Schuld zu entsündigen vermag, indem er sie offenbart im Namen des Herrn. Weh den Unberufenen, die mit rauher Hand eingreifen in fremde Gärten, — wie von den Rädern einer Maschine werden ihre Gebeine zermalmt werden. Aber Ihr irrt, Herr, wenn Ihr darum wähnet, daß auch dem Gesalbten des Herrn solche Schranken gesetzt seien. Seht, Herr,— das Maidje, das ihren Leib enthüllet vor einem Unheiligen, wird eine Hure genannt werden bis über das Ende der Tage, — aber sie wird eine Reine bleiben, wenn sie ihren Leib, den kranken, einem Arzte zeiget. Offenbar machen darf geheime Schuld der Priester in der Beichte und — Herr — auch ich armer Tropf, — auch ich — in meiner Kunst. Die Hände des Künstlers sind gesalbt wie die des Priesters.‘

‚Mumpitz treibt Ihr, Meister, mit Eurer Offenbarung der Sünde. Listen des Teufels wendet Ihr an, wie der Teufel sich gerne vermummt mit Göttlichem. Das weiß der alte Herr Dekan, daß abergläubische Weiber, die Schwindsucht haben in Brust und Lunge, also tun, daß sie in Vollmondnächten rücklings an eine einsam stehende Tanne gehen und mit Zaubersprüchen ihr Leid bannen an den armseligen Baum, daß schwände ihr Leid nunmehr aus Brust und Lunge mit schwindendem Mond und absterbe der Baum statt des Menschenleibs. So glaubt Ihr, die Sünde, den Diebstahl und Mord, die Lüge und die Unzucht von den Menschen nehmen und auf gemalte Bilder bannen zu können. — Darum muß Euer Glaube zerfließen wie Nebel vor der Sonne, —‘

Wieder trat Heinrich Löhmer vor das Bild —

‚Wen habt Ihr auserseh̃en für St. Johannes den Jünger und für die Jungfrau Maria?‘

,— keiner der Bauern will sich abkonterfeien lassen als ein Heiliger, —

Heinrich Löhmer biß auf die Lippen, — er tat, als lächle er spöttisch, hob zuckend Hand und Achsel und ließ sie wieder fallen, — dann ging er hinweg.

Als er die Kammertür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, straffte sich sein Gesicht wie im Krampf, — weitsichtig starrte er in die Ferne, —

Dann sagte er leise, sich selbst der Worte kaum bewußt: ,Der alte Herr Dekan muß sterben.'

* * *

Und es kam der Tag, da um war ein Jahr, seit Unheil gekommen über Teufelshausen.

Die letzten Tage hatte der Wind sacht, aber beständig, nicht stürmisch, aber eindringlich von Westen hergestrichen über das Land wie ein Bogen über die Fiedel, und der lachende Himmel hatte sich grau eingefärbt; hie und da wurde das Grau bleiblaß von der Sonne, die dahinter stand, aber die Sonne konnte nicht durch. Davon kam Kälte auf den Berg und in das Tal und die Bauern fürchteten und bangten nun jede Nacht um den drohenden Frost.

Daß zu Teufelshausen die neue Kapelle eingeweiht werde am ersten Mai, war auch den umliegenden Dörfern in dieser Angst willkommener äußerer Anlaß zu Wallfahrt und Gebet, das Herz zu erleichtern und Trost zu suchen bei Gott.

So kam in langen Zügen schon am Vorabend Gemeinde um Gemeinde mit flatternden Fahnen und klingenden Musikanten durch Teufelshausen, und sie alle machten Rast droben auf dem Hexentempel; Wachtfeuer loderten dort droben auf.

Heinrich Löhmer stand mit dem jungen Maler am Fenster seiner Burg und blickte zu dem Getriebe empor.

Wie von Irrlichtern tanzte und wippte es auf dem Hexentempel.

,Denen wollt Ihr Mari Madlen zeigen, Herr — mein Bild — ?' fragte ängstlich lugend der Maler.

,— vor denen soll Mari Madlen herschweben, wie die Sonne hertanzt in den weiten Himmelsraum, und alle Sterne tanzen hinter ihr drein —'

,— aber wie Irrlichter tanzen im Moor und locken die nächtlichen Wanderer von den sicheren Pfaden —. Zeigt diesen mein Bild nicht, o Herr!'

,— ist dein Herz rein, Maler? — Ist es nicht voll kleinlicher Habgier und voll Eigennutz?'

,Herr, viele sollen empfangen, was mir allein gehörte. Warum soll's nicht mir gehören dürfen in Ewigkeit? Was mir zart war,

o Herr, fassen sie an mit rohen Händen; was mir keusch war, ist ihnen lüstern, da sie vor Mari Madlen stehen mit zwinkernden Augen und sie bekritteln.'

,Wer ist wahrhaft glücklich, der nicht wagte sein Gesicht vor aller Welt zu zeigen? Welcher Besitz ist unendlich, wenn der Blick und das Begehren der Fremden uns das Unsrige schmälern könnte?'

,Denkt, Herr, an Gyges und seinen Ring. Der König Kandaules hatte das herrlichste Weib unter allen Weibern und es deuchte ihm sein Glück nicht voll, wenn er nicht des Freundes Auge trunken sähe von der Schönheit der Königin. Und da Gyges einen Ring besaß, der ihn unsichtbar machte, so führte Kandaules den Freund zur Nachtzeit in das Gemach seiner Herrin. Und da Gyges die Schönheit sah seiner Königin, ward er selbst von Liebe erfaßt, streifte ab vom Finger den schützenden Ring, o Herr, — die beleidigte Keuschheit der Königin aber tötete Kandaules, den König, und Gyges, den Freund, und Rhodope selbst, die keuscheste der Frauen. —'

Heinrich Löhmer lachte hart auf.

Da riß der Maler ein Messer vom Tisch, —

,Was tust du, Maler? Willst du Mari Madlenens Bild zerstören, — Eigennütziger! —'

Kurz war das Ringen der beiden Männer.

Mit einem Strick, der vom Gebälk der Decke niederhing, band Heinrich Löhmer dem Maler Hände und Füße, verstopfte den Mund mit einem Tuch; dann schloß er die Stube zu und verließ die Burg.

* * *

Heinrich Löhmer pochte an der Tür des rothaarigen, siebenundzwanzigjährigen Lehrers.

,Wer kommt so spät zu mir?'

,Mach auf, rothaariger Lehrer, — ich komme im Namen der Mari Madlen!'

Wieder standen die beiden Männer wie vor einem Jahr in der Schule zwischen den Bänken der Kinder, wieder hockte sich der Lehrer in eine der Bänke, um zu horchen.

,Du sollst mir einen Schwur tun auf Mari Madlen, — daß du keinem lebenden Menschen erzählst, was du in dieser Nacht hören und sehen, noch schmecken, noch riechen, noch tasten wirst mit den Fingern —'

,Das schwör' ich Euch, Herr, bei meiner armen Seel' und bei Mari Madlen.'

Dann gebot Heinrich Löhmer dem Lehrer, daß er aufstehe und ihm folge.

Sie gingen durch das Dorf und kamen an eines der kleinsten Häuschen, darinnen wohnte ein armes, junges Weib, das die Bauern

von Teufelshausen Lisbeth nannten. Niemand im Dorfe kümmerte sich um Lisbeth, seit ihr Mann gestorben war, nach kurzem, kaum wenige Wochen währenden Glück zwischen Hochzeit und Grab. Einen Zwilling, einen Knaben und ein Mägdlein, hatte sie geboren noch nach des Mannes Tod in jenen Tagen, da Mari Madlen getötet worden war von der Bernsdorfer Kutte.

Der Lehrer erstaunte, da er das Weib wachend und in Kleidern fand zu dieser Stunde, als erwarte sie die Kommenden; ein Kleiderbündel lag in der Stube auf dem Tisch, als wolle Lisbeth auf die Reise.

Heinrich Löhmer trat an die Wiege, die inmitten der Stube stand und beugte sich nieder, — dann sank er ins Knie und legte seinen Kopf neben den des Knäbleins; lange und mit Inbrunst kniete er so mit geschlossenen Augen und verhaltenem Atem.

Dann stand er auf.

Er ließ den Lehrer und Lisbeth hinzutreten und auf das Haupt des Knäbleins schwören.

‚Schwörst du, Lisbeth, dies Kind zu halten wie dein eigen Kind? — —‘

‚Ich schwöre es —‘

Verwundert lugte der rothaarige Lehrer auf —

‚Und schwörst auch du, rothaariger Lehrer, dies Kind zu schützen wie dein eigen Kind? —‘

Da griff die arme Lisbeth mit zarten Händen an des Lehrers Arm und sah dem Burschen flehend ins Gesicht: ‚schwört, die beiden Kindlein wolltet Ihr schützen, — die beiden, schwört, — um der Mari Madlen willen —!‘ Verschämt erglühte sie, und dem Lehrer erschien sie schön und gut in diesem Augenblick.

‚— wessen ist dies Kind, Herr? —‘

‚Mari Madlenens Kind!‘

Der Lehrer sank lautlos zusammen neben der Wiege; zaghaft schob er seinen Mund vor auf dem Kissen, nicht wagend, die Wange des Kindes zu berühren —

‚Ich schwöre, Herr, daß kein Mensch außer Lisbeth und mir erfahren soll, daß dies Knäblein Mari Madlenens Fleisch und Blut ist und das Eure, — ich schwöre, Herr, daß ich dies Knäblein schützen werde, — ich schwöre, Herr, so es Euer Wille ist, daß ich die Lisbeth zu meinem ehelichen Weibe machen werde, damit ich Nährvater sei des Kindes nach allen meinen Kräften, —‘

Es war ganz stille in der Stube.

Leise, als höbe sie erst jetzt an, da die Menschen schwiegen, tickte eine Uhr.

Als Heinrich Löhmer zum Aufbruch mahnte, erhob sich der rothaarige Lehrer und er sah die Lisbeth zur Seite stehen, starr wie ein steinernes Bild, und doch so lieblich wie eine Birke, die sich

fürchtet vor dem Rauhreif, und er schritt hinzu und faßte ihre beiden Hände und küßte die verschlungenen Finger —

‚Vergaß ich zu schwören, Lisbeth, daß ich die beiden Kinder schützen wolle, — auch das deine —‘

— sie strich ihm wortlos mit der Hand durch das Haar und über die Stirn.

‚Sobald der Tag graut,‘ unterbrach sie Heinrich Löhmer, — ‚sollt ihr mit den Kindern Teufelshausen verlassen und nach Würzburg gehen, — dort harret drei Tage. Und wenn ich euch nicht zurückrufe in dieser Zeit, so öffnet den Brief, den ich euch mitgeben werde, ihr werdet darinnen Weisung finden, wohin ihr euch wenden sollt, — seid ohne Sorge, was auch geschehen mag mit mir; — vielleicht müßt ihr ein reiches Erbe verwalten für dies mein Kind, — wenn ich sterbe.‘

Noch einmal küßte er sein Kind, dann ging er mit dem rothaarigen Lehrer zurück in die Nacht.

* * *

Der alte Herr Dekan saß zu jener Zeit in seiner Dachkammer und schrieb Mari Madlenens Geschick zu Ende in die Chronik der Dekane; — das war ihm wie die Abrechnung eigenen Lebens, — er zog einen Strich unter vielen, vielen Zahlen, er fing an und zählte zusammen und zählte zusammen, — aber die Endsumme stimmte nicht, es fehlte ein Posten in der Rechnung seines Lebens.

Vorgebeugt, matt saß er da, als sei alle Kraft aus ihm geflossen, — der kleine, seidenschwarze Versucher hockte unsichtbar neben ihm und flüsterte ihm zu: ‚— Ha, welch ein Held bist du! — welch ein Held! Du hast ein Mägdlein gemordet, ein wehrloses Mägdlein; — — — wie riesengroß stehen die Planer, die Versucher, die Wollenden vor der Tat, wie winzig, zwergen- und schemenhaft stehen die Vollbringer vor den Werken ihrer Hände und ihres Geistes.‘

‚Ei, was bist du für ein Zwerg geworden, Luzifer,‘ gab der alte Herr Dekan, sich aufraffend, zurück, — ‚als du ein Planer warst, da wolltest du mit Gott ringen um die Allmacht seines Seins; — nun die Dinge sich kehrten wider dein Wollen, hockst du dich neben einen alten Mann, der die Kraft nicht mehr hat des Lebens, und du willst ihn gruseln machen vor dem Tod.‘ —

‚— du sollst keine Erkenntnisse von dir weisen durch verdrehte Worte, alter Dekan; — siehe, in jedem Menschen hebt ein neues Ringen an zwischen meinem Widersager und mir, — willst du seine Siege wägen und zählen gegen meine? Was wär' es, siegte er millionenfach und ich nur einmal; Gewicht und Zahl ist voller Nichtigkeit vor dem einmaligen Geschehen und der Kraft seiner

Möglichkeit, — sieh, du hast ein Mägdlein gemordet, — stirbst du leichter, als hättest du tausend gemordet? Siehe, um dieses einen Mägdleins willen ist mir Gewalt gegeben über dich, und dein Tod wird qualvoll sein, — noch nie starb ein Mensch so qualvollen Tod.‘

Nicht mehr achtete der alte Herr Dekan auf die Rede des Versuchers; unaufhörlich rechnete er, er rechnete die Zahlenreihe hinauf und hinunter, es fehlte ein Posten in der Rechnung.

‚— siehe, es fehlt ein Posten,‘ sagte der Teufel, — ‚sieh, dort fehlt er, dort!‘ der Dekan sah die kleinen dürren Finger des Seidenschwarzen wie die Krallen eines Geiers in den Seiten der Chronik blättern, dann hielten sie still, — dort stand von der Bekehrung der lahmen Dorothee geschrieben; — ‚siehe, deine Macht war so gering, daß sie nicht einmal einem lahmen Weibe Glauben verleihen konnte.‘

Der alte Herr Dekan erbleichte, — einen Augenblick; — dann erstarkte er. ‚Höre,‘ sagte er, ‚höre, was ich dir erzählen werde: Über eine Eiche kam ein Sturm gefahren, wie Diebe über einen ahnungslosen Wanderer. Die Winde wollten ihr die Äste zerfetzen und der Blitz wollte ihr den Stamm zerspalten. Wie hätte die Eiche sich wehren sollen gegen die Übermächtigen? Sie rief ihnen zu: was wollt ihr von mir — seht, am morgigen Tag ist ein heiliges Fest; von ganz Franken kamen die Männer und Frauen und die Greise und Kinder und bekränzten sich und mich und singen Lieder, — das Hoffen eines ganzen Jahres ging auf dieses Fest, — was wollt ihr mir die Äste zerfetzen und den Stamm zerspalten, seht, schon bin ich bräutlich geschmückt, was wollt ihr mich töten am Abend vor der Hochzeit.‘ —

‚— willst du betteln, Dekan, — sollte Mitleid den Wind erfassen und den Blitz, — die haben kein mitleidiges Herz in der Brust, — du mußt sterben —‘

‚— hahaha!‘ lachte der alte Herr Dekan, — ‚wie ein Hund, der Hiebe bekam, eilte der Blitz davon, wie eine Lämmerherde, hinter denen der Wolf herirrt, jagten die Winde davon, — nicht Mitleid wollte der königliche Baum. Ihm war der Wille der Sehnsucht eines ganzen Jahres gegeben, was konnte dagegen der Wille des Eintagssturms? — siehe, alle Tage meines Lebens war mir das Gewißheit, daß ich nicht sterben kann, eh ich die lahme Dorothee zurückgebracht hätte zum Herrn! Glaubst du, der Tod hatte Gewalt über mich? — hahahaha! warum hat er die lahme Dorothee genommen vor mir? Nun wird er mich schon lassen müssen unter den Lebenden. — Siehe, kein Schwert kann das Haupt mir trennen von der Schulter, kein Feuer mir den Leib verzehren, kein Meer der Wasser mich verschlingen, eh das vollendet ist, auf das mein Wille gerichtet war ein ganzes Leben lang.‘ —

Der Seidenschwarze sprang dem alten Dekan auf die Schulter, wie eine wilde Katze ihn umklammernd, — doch der Greis schüttelte sich vor Lachen über die Ohnmacht des Bösen, —

— als hätte ein Peitschenhieb ihn getroffen, fuhr Luzifer aufheulend durch das offene Fenster in die Luft.

* * *

Die Kälte stand wie ein lauernder Mörder in dieser Nacht an allen Pforten, lungerte unter allen Blütenbäumen.

Wie sich fürchtend kauerten droben auf dem Hexentempel die Wallfahrer um ihre Feuer, — sich wärmend und leise betend dabei, bald da, bald dort klang das leise Aufsingen eines Liedes:

Maria, breit' dein Mantel aus, —
Mach uns ein Schutz und Schirm daraus, — —

und dann wieder murmelte eintönig ein Rosenkranzvorbeter.

Auf der Treppe der Kapelle standen Budentische. Heiligenbilder und geweihte Kerzen, Rosenkränze hingen da zum Verkauf in der Nacht beim Kienspanschein und Preßsäcke baumelten da wie auf Marien Ehenberg zu Würzweih. Ein alter Bettler hockte dabei.

Und all die Leute, die in der Nacht nicht schlafen konnten vor Frost und vor Gebeten und darum von Zeit zu Zeit zu den Buden gehuscht kamen, rief der Bettler an. Dürrknochig hockte er da, einen jeden mit starrenden Blicken durchbohrend, jeden wie einen Altbekannten antastend. —

‚Michel,' sagte ein Lausbub, von hinten den Bettler anschleichend, — ‚Michel, — hundert Mark! hundert Mark!'

Der Alte grinste: ‚Ich find' ihn schon noch! — ich find' ihn schon noch! —'

Um diese Stunde kam Heinrich Löhmer hinzu mit dem rothaarigen Lehrer, —

‚— was ist mit dem? — was ist mit dem?' fragten viele, die den Bettler nicht kannten. ‚Zeitlebens glaubt er — weiß Gott, wie das so kam —, daß er einmal einen Hundertmarkschein finden werde, — das scheint ihm das höchste Glück.' —

Heinrich Löhmer griff in die Tasche und ließ ein Papier flattern; — der Wind trug's dem Bettler vor die Füße.

— der schrie auf wie ein Tier, dem ein Messer in die Eingeweide gestoßen wurde, — er fuhr auf, jeden faßte er an, — da hatte er einen Hundertmarkschein gefunden, keiner war da, der sagte, ihm gehöre er.

Der Bettler war toll vor Freude, drehte sich wie ein Kreisel und warf die Arme mit dem Papier in die Luft; er tanzte von den Budentischen hinweg, hinaus auf die Heide. —

‚— war ein Barmherziger, ein Wohltäter unter den Betern, die sich um die Buden drängten?‘ fragten die einen —.

‚— geschah ein Wunder?‘ glaubten die andern und schauten starr nach der Kapelle, —

— draußen auf der Heide aber geschah es, daß der Bettler noch einmal einen grellen, alle erschütternden Freudenschrei ausstieß, die Hände emporwarf und dann in sich zusammenbrach.

Heinrich Löhmer eilte hinzu, ihm zur Hilfe; Leute sprangen bei, die ihn aufheben wollten, — da merkten sie, daß die Freude ihn getötet hatte.

Heinrich Löhmer zog den Lehrer beiseite.

‚Sahst du, rothaariger Lehrer, daß ich zum Mörder wurde wider Willen? — Mit Dolch und Gift zu morden, ist des Stümpers Tat. Du sollst den Leib töten mit den Giften und Dolchen des Geistes —‘

‚Herr, wozu lehrt Ihr mich das?‘

‚Auf daß du in dieser Kunst Meister werdest noch in dieser Nacht.‘

Der Lehrer erschrak und blieb stehen, —

‚— ich habe einen Zweikampf angenommen, der ausgetragen werden soll vor aller Welt; nun reut es mich. Du sollst die nackte Wahrheit wissen, denn ich will von dir keine Tat, die du nicht vollbrächtest mit vollem Wissen. — Mich reut der Kampf, — aber ich kann ihm nicht entweichen, —‘

‚— wie wollt Ihr Euch ihm entziehen, Herr? —‘

‚— der andere Kämpfer muß sterben, eh’ die Stunde gekommen ist des Gerichts.‘

‚Und wer ist der andere? —‘

‚Der Dekan.‘

‚Und was sagt Ihr das alles mir?‘

‚Ich will ihn töten durch dich.‘

Wallfahrer, die vor dem Frost sich zu wärmen einherstampften in der Dunkelheit, kamen hinzu. —

Heinrich Löhmer trat mit dem rothaarigen Lehrer tiefer in den Schatten.

‚Der Atem friert mir im Bart,‘ sagte einer der Wanderer, — ‚Gott, laß den Frost gnädig vorübergehen diese Nacht an den Blüten und Knospen, — schau, über dem Hexentempel staut sich der Nebel, — es wird kälter noch, — Stein und Heide stößt das Wasser aus vor Angst, wie der Mensch den Schweiß in der Todesnot.‘

* * *

Am frühen Morgen kam der rothaarige Lehrer in den Pfarrhof und begehrte zur Beichte.

— Als er den Pfarrhof wieder verlassen hatte, stieg der alte Dekan, die dicke Chronik unterm Arm, herunter in sein Amtszimmer, das zu ebener Erde lag.

Er öffnete die Tür, da hatte er ein Gesicht, das ihn erschreckte: dort im Zimmer war ein junger Dekan, angetan mit kirchlichen Gewändern und tat seines Amtes —

— leise schloß der alte Herr Dekan wieder die Tür, — der Fremde hatte ihn wohl nicht bemerkt, und nun ging er in die Küche, seine Haushälterin Christine zu fragen.

Doch Christine wußte nichts von einem jungen Herrn Dekan; seit der rothaarige Lehrer das Haus verlassen hatte, war niemand durch das Tor des Pfarrhofs gekommen, — nicht einmal hatte die Glocke gerufen.

Kopfschüttelnd ging die alte Haushälterin in das Amtszimmer, nach dem Rechten zu schauen, — es war niemand da —

— als sie zurückkam, lag der alte Herr Dekan langausgestreckt auf dem Fußboden, — die alte Chronik war ihm — da er wohl stürzte — aus der Hand geschleudert, —

Das Weib fiel auf seine Knie neben ihm nieder, sie rüttelte seinen erstarrenden Leib, —

— er war tot.

* * *

Als Heinrich Löhmer am Nachmittage emporstieg zu jener Dachkammer, in der das Bild der Mari Madlen verborgen stand, fand er den jungen Maler erwürgt am Boden liegend. In das Ende jenes Strickes, mit dem Heinrich Löhmer ihn gefesselt hatte, war eine Schlinge geflochten, darinnen lag der Kopf des Selbstmörders.

Ehe er sein Werk hingab an die Menge, hatte der Maler seinem Leben ein Ende gemacht mit rauher Hand.

Heinrich Löhmer starrte dem Toten ins Gesicht, — ‚du warst einer von denen, auf die ich hoffte. — Müßt ihr alle sterben, da Mari Madlen starb, und muß auch ich es? Willst du mich noch einmal warnen durch deinen Tod vor dem letzten Schritt, den ich zu tun gedenke? Willst du mir sagen, daß auch ich enden werde, wie du geendet, wenn ich den Weg gehe meines starrsten Willens? Ich werde ihn gehen, denn er ist der Weg der Bestimmung nach meinem Glauben, — ich werde zu sterben wissen wie du.‘

Er warf ein Tuch über den toten Leib und rief Knechte herbei, daß sie das Altarbild hinuntertrügen in die Menge.

Er aber blieb zurück und blickte hinunter in die Menschenmenge, die vor der ‚Burg‘ und weit den Berg hinan harrend stand, — und es war ihm, als müsse Ungeheuerliches geschehen.

Still war's, so still, daß die Stille hörbar ward wie Bachgemurmel und sichtbar wie sanft im Abendhauch sich wiegende

Buchen, und es roch wie Veilchen, so unter Hecken blühten, und auf der Zunge schmeckte es wie zerbissene Tannennadeln. —

Die Menge stand, und da die Bauern das Bild sahen, wurden sie noch siebentausendmal stiller, als sie schon gewesen waren, da sie noch gehorcht hatten, — senkten den Kopf und schauten zur Seite wie Entschlossene, die nicht schauen wollten.

Und als das Bild durch ihre Mitte getragen war, erhoben sie die Hände, ihre Gesichter verzerrten sich schmerzvoll und in Sehnsucht: ‚Das Bild, Herr, des alten Herrn Dekan! — das andere Bild! —‘

‚Wer sagt euch von einem anderen Bild?‘ Heinrich Löhmer riß das Fenster auf und beugte sich hinaus. ‚Kein anderes Bild wird euch gegeben werden als dieses!‘

Da jauchzten ein paar Freudenschreie auf, und die ganze Menge drängte hinweg von Heinrich Löhmers Fenster. — Dort aus dem Tor kam der Glasbläser Nikolaus, und Knechte trugen vor ihm jenes Bild der Kreuzigung.

Heinrich Löhmer schrie hinaus, aber sein Schrei verhallte in dem siebentausendfachen Gesang der Bauern und im Klang der Musikanten, im Geflatter der Fahnen —

‚Ein Haus voll Glorie schauet
Weit über alle Land,
Aus ew'gem Stein erbauet
Von Gottes Meisterhand.

Gar herrlich ist's bekränzet
Mit starker Stürme Wehr,
Und oben hoch erglänzet
Des Kreuzes Zeichen her.

Wohl tobet um die Mauern
Der Sturm in wilder Wut;
Das Haus wird's überdauern,
Auf festem Grund es ruht.‘

‚Hahahaha!‘ lachte Heinrich Löhmer, — ‚habe ich nur einen ermordet, nur einen! Mußte ich nicht alle morden, die wußten um dies Bild!‘ —

Er sprang hinab, umlief den Berg und die Wallfahrer, um noch vor den Bildträgern anzukommen in der Kapelle.

* * *

Hinter dem Altar der Kapelle war eine kleine verborgene Falltüre; durch sie stieg Heinrich Löhmer hinab in die versteckte Gruft, — ein paar Fackeln brannten rußend dort am Sarge der Mari Madlen,

den Heinrich Löhmer in letzter Nacht hierher hatte tragen lassen.

‚Sieh, Mari Madlen,' sprach Heinrich Löhmer, niedersinkend bei dem Sarge, ‚wie eine Maske hatte ich dich umhüllt und aus der Heidin eine Christin gemacht, aus der Sünderin eine Heilige, daß die Bauern von Teufelshausen dich auf den Altar erhöben, —'

Schritte hallten oben in der Kapelle.

Heinrich Löhmer sprang auf. —

Dann brauste Orgelklang da droben, — kleiner, enger gedrängt wurden die zahllosen Schritte bis zum Getrippel, dann wurde es still, — die Kapelle war angefüllt mit Wallfahrern, —

Da riß Heinrich Löhmer eine der brennenden Fackeln hoch, — über seinem Haupte mußte der Eingang sein der Kapelle, — hier hielt er die brennende Fackel ans Gebälk der Gruft.

‚Feuer wird das Tor euch verriegeln, — Feuer wird euch fressen mit Haut und Haar, —'

Da schrak Heinrich Löhmer zurück, — aus dem Qualm der Balken grinste ihn der kleine Seidenschwarze, der Böse an: ‚Ich danke dir, — du mein getreuester Knecht! —'

Heinrich Löhmer senkte die Fackel und zertrat die brennende mit seinen Füßen, — dann griff er mit wilden Händen in das aufflammende Gebälk, den Brand zu ersticken.

* * *

In andächtigem Schweigen stand und kniete die Menge, der Predigt harrend.

Da sahen sie Heinrich Löhmer hervortreten hinter dem Altar, die Hände hielt er verzerrt unter der Joppe.

‚Harrt ihr auf den Dekan?' sagte er. ‚Ihr harrt vergebens, — der Dekan ist tot!'

Die Bauern erschracken und blickten auf.

‚Noch wißt ihr nicht, was geschehen! Krank sei der Dekan, sagten euch die Pfarrherren, die zu euch kamen aus fremden Dörfern, — sie haben eine Lüge ersonnen, damit eure Trauer um den Dekan euch das Fest nicht störe. — Ihr sollt nicht lügen, ihr Pfarrherren, damit ungetrübt bleiben die Feste. Und ihr Bauern von Teufelshausen sollt nicht dann Beichte ablegen, wenn euch keine Angst vor dem Sperrhaus schreckt. Seht, ich habe Mari Madlen getötet und den Dekan; ich habe Brand gelegt an die Balken, auf denen eure Füße stehen —'

Ein paar Frauen schrien auf, — Unrast schüttelte an den Stehenden.

‚Seht!' — Heinrich Löhmer hob seine verbrannten, verkohlten Hände in die Luft. ‚Seht, mit diesen Händen habe ich das Feuer wieder erdrosselt!'

‚Er fiel zurück in die Nacht des Geistes, in der er irrte vor einem Jahr, ehe er zu uns kam,‘ flüsterten die Bauern und wichen ihm aus, da er durch ihre Reihen hindurchschreiten wollte, hinaus aus der Kapelle.

Am Portal drehte er sich noch einmal um: ‚Ist Nikolaus, der Glasbläser, da, — so trete er vor!‘

Erhobenen Hauptes trat der Glasbläser vor seinen Herren.

‚Du hast mich verlassen, — ich rede nicht von Verrat, — du hast mich verlassen wie alle Bauern von Teufelshausen. Dein Gesicht schaut dort vom Altar wie all ihre Gesichter voller Sünde. — Doch tu mir einen letzten Dienst —‘

‚— nur jenen, den mir der alte Herr Dekan Euch zu leisten gebot —‘

‚Ahnte er seinen Tod?‘

‚Ich weiß es nicht.‘

‚Was gebot er dir?‘

‚Herr, folget mir ins Freie!‘

Und als sie hinauskamen, stand ein Gefährt da, ein einfacher Bretterwagen und ein Gaul davor. Mari Madlens Bild stand dort aufgeladen.

Ein paar Knechte liefen herbei mit Geldsäcken.

Und einer trug einen Laib Brot und ein Messer.

Andere Knechte wieder kamen aus der Kapelle, trugen den Sarg der Mari Madlen und hoben ihn auf das Gespann.

‚Herr, nehmt das Geld zurück, das Ihr uns geliehen hattet!‘

‚Ich schenke es Euch.‘

‚Nehmt es, Herr, es brennt uns in den Händen!‘ —

Die Knechte stellten die Säcke auf den Wagen neben den Sarg und das Altarbild.

Heinrich Löhmer lachte wild auf und schwang sich auf den Bretterſitz.

Der Glasbläser trat hinzu und reichte ihm das Messer und den Laib Brot.

‚Zur Wegzehrung, Herr, — doch sollt Ihr schwören, daß Ihr die letzte Kruste bewahrt auf Erden, so lange Ihr lebt —‘

‚— auf daß ich nicht wiederkehre nach Teufelshausen.‘

Dann nahm Heinrich Löhmer die Zügel in die verkohlte Hand und lenkte das seltsame Gefährt von der Höhe des Hexentempels südwärts auf die Hochstraße.

Lange starrten die Bauern ihm nach, harrend, ob etwas geschehe, — bis das Fuhrwerk in einen Punkt zusammenschrumpfte und in der Ferne zerging.

Ein paar Neugierige nur waren durch Busch und Strauch, den Hang entlang, nachgeschlichen, schauten hinaus über die giftgrünen Moorpolster, zwischen denen Heinrich Löhmer fuhr.

Da sahen sie auf dem schmalen Pfad der Hochstraße plötzlich wie aus dem Boden aufgeschossen einen Fremden stehen, riesenhaft hochgereckt, — ein schwarzer Mantel klatschte im Wind um die knochendürren Gebeine, ein Hut hockte tief in der Stirn, das Antlitz beschattend.

Der Fremde schien auf Heinrich Löhmer zu warten.

Und als der Gaul den Wagen langsam herangezogen hatte, schwang sich der Fremde zu Heinrich Löhmer auf den Sitz.

Heinrich Löhmer knickte zusammen wie der hohe Stengel einer Blume.

Da nahm der Fremde dem Zusammengekauerten die Zügel aus der Hand.

Einen Schrei stießen die Neugierigen aus. —

Es geschah aber, daß der Gaul sich bäumte, stieg wie vor einem Unheimlichen; er sprengte vom Weg abseits ins Moor.

Ehe die Schreienden noch aus dem Gestrüpp draußen waren auf der Heide und die Polster vorsichtig umgangen hatten, hatte das Moor das ganze Gefährt verschluckt.

Droben am Himmel zerriß eine Wolke; mit weitem Schwung drängte sich die Sonne durch, — die drei Eismänner flohen mit fliegenden Mänteln über die Höhe, — dreieckig, wie das Auge Gottes, schaute Licht von droben durch den Nebel, in geraden Linien schießend nach allen Seiten.

## Die Stimme des Herrn.

In der Rhön lief der Wind zwischen den Mooren auf der Hochstraße dahin, pfeilschnell wie ein Zielläufer; plötzlich stolperte er, machte einen Kopfsturz und fuhr von der Erde gegen den Himmel — eine Hose stieg auf, Staub mit sich wirbelnd, wie ein gedrehter Akazienbaum, riesengroß in die Höhe; oben breitete sie ihre Arme aus und ließ wie eine Regenwolke die mitgenommenen erschrockenen Sandkörner lachend zur Erde zurückfallen.

Der Säulenheilige ist die Windhose.

Mit ausgespannten Armen reckt er sich zum Himmel, wie Fahnentuch flatterte seine zerissene Kutte vom Leibe weg. —

Und er rief, daß es hinweghallte über die Moore und über die Berge und über die weiten Lande fernhin bis an das Meer und an die Grenzen des Erdkreises; und er rief, daß es aufwärts drang von der Erde zum Mond, von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne.

Und der alte Säulenheilige rief:

‚— Weh, Herr, was hast du unfruchtbar gebildet die Berge der Rhön vor allen Bergen dieser Erde; sieh die Menschen dieser Berge: sie säen im Frühjahr, aber sie ernten nicht im Herbst, —‘

Es kam aber die Stimme des Herrn aus den Wolken und sprach: ‚Unfruchtbar ist alle Erde dieser Welt und keine unfruchtbarer als die andere, — Früchte aber sprießen nicht aus der Erde, Früchte sprießen aus meiner Gnade, — wer sagt dir, widerspenstiger Mönch, daß die Berge der Rhön geringer sind in meiner Gnade als die Ärmsten der Armen?‘

Und der Säulenheilige rief: ‚Herr, der da rang mit den Mächten der Finsternis, ihn hast du versinken lassen in die Nacht, — ihn, der Gutes wollte, hast du nicht erleuchtet mit deinem Lichte, — die Moore verschlangen ihn der Rhön, — des klag ich dich an.‘

Und zum zweiten Male antwortete die Stimme des Herrn aus den Wolken: ‚Kurzsichtiger, wer ließe dich deinen Gott kurzsichtig schelten, wenn nicht deine eigene Krankheit?‘

Und wieder rief der Säulenheilige: ‚Herr, du mein Gott, ihm, der die Rache von sich wies und tat nach deinem Wort, das da heißt: „Mein ist die Rache, spricht der Herr der Heerscharen, —“ was gabst du ihm die Gnade nicht, daß er folgte auch deinem Gebot, das da heißt: „Du sollst nicht töten?“‘

Und zum dritten Male antwortete die Stimme des Herrn aus den Wolken: ‚Selig sind die glauben, weil sie erkennen, — dreimal selig aber sind, die nicht erkannt haben und doch glauben. Siehe, und es wird dir ein Zeichen gegeben sein vom Himmel, daraus du erkennest, daß einging in meine Gnade, die du gnadenlos heißest, und daß fruchtbar sind die Öden der Rhön. —‘

Rauschend wie ein Sturm ging der Herr über die Berge.

Am siebenten Tage aber, nachdem Heinrich Löhmer in das Moor gefahren war, fand ein Schäfer kaum drei Steinwürfe weit abwärts auf der Heide zwei neu entsprungene Quellen. Dort hatte der Berg sich geöffnet und Wasser quoll hervor, so reich und dicht, — in zwei silberhellen Strähnen, — und das Wasser floß über die Heide und machte fruchtbar die Öde und Gras und seltsame Blumen sproßten dort, wie auf keiner zweiten Bergwiese der Rhön.

Die Bauern von Teufelshausen aber gaben ihr den Namen: ‚Die Wiese der Heiligen‘.

# Demokratie / Von Richard Schaukal



Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Sozialdemokratie durch den Weltkrieg an gebieterischem Einfluß auf die von der Presse zur Gedankenlosigkeit erzogene Menschheit ungeheuer gewonnen hat. Das Wort Demokratie hallt heute allenthalben wieder. Geborene Mitgänger glauben ihrer geistigen Reife etwas zu vergeben, wenn sie nicht mittun.

Die Idee der Demokratie ist im Kampf mit der der Aristokratie in den Stadtstaaten des alten Griechenland erwachsen; ihre welthistorischen Kämpfe hat sie in Rom gekämpft; in Marius und Sulla verkörpern sich vor der notwendigen Wende zum Cäsarentum riesenhaft noch einmal die streitenden Mächte. Das neue Europa hat mit der Demokratie seit der französischen Revolution sich auseinanderzusetzen gelernt, die ihrerseits auf die englischen Bürgererhebungen gegen die Dynastie Stuart zurückgeht. Seit den dreißiger Jahren ist demokratische Gedankenwelt in Deutschland heimisch. Alsbald hat sich von Frankreich aus die Sozialdemokratie der politisch-revolutionären Stimmung bemächtigt. Durch die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts allmählich überall teils von den Fürsten verliehenen, teils ihnen abgenötigten Verfassungen ist der demokratische Gedanke dem Staatsrecht einverleibt worden. Aber noch steht da und dort in Europa die Demokratie im Kampf mit den Mächten, die, auf der Überlieferung fußend, sich dem Ausbau der sogenannten Volksrechte versagen. Stürmischer hat seit dem Untergang des russischen Zarentums die von der Sozialdemokratie geführte Bewegung für die Volkssouveränität eingesetzt. Ängstlichkeit und Begriffsverwirrung helfen ihr vorwärts. Die Entente hat das Schlagwort auf ihre Weise gegen die militärisch übermächtigen Mittelstaaten verwendet. Wir gehen offenbar einem durch die wenigstens in der Theorie fast kommunistisch gestaltete Kriegswirtschaft vorbereiteten Zeitalter der allgemeinen Demokratisierung entgegen. Unvernunft wäre es, das abzuleugnen, Lässigkeit aber, davor die Augen zu verschließen, und Feigheit, nicht zu sagen, was man davon halte. Eine demagogische Presse schimpft jeden, der nicht unterduckt, Idioten und Verbrecher. Auf die Gefahr hin, ebenso behandelt zu werden, wagt ein Unbefangener, der sich ein Herz weiß für das Leiden Geknechteter, Mut gegenüber jedem Unrecht, Treue an jedem edlen Traum, zumal dem

---

* Dieser Beitrag sucht einer berühmten Forderung zu genügen, indem er einem vielfarbig schillernden Wort seine eigentliche und letzte Bedeutung zurückgibt. Solche von aller historischen Perspektive abstrahierende Betrachtungen sind wichtig, um, nach einem Goetheschen Wort, ‚den Gedanken rein zu haben'. Wir geben diese durchaus unanfechtbaren Wahrheiten hier wieder, ohne dabei zu übersehen, daß der unter dem demokratischen Schlagwort heute die Welt beherrschenden Bewegung, die letzten Endes gar keine reine Demokratie ist und sein kann, nicht durch solche an sich notwendige begriffliche Zurechtrückungen, sondern ganz allein durch eine psychologische Betrachtungsweise beizukommen und gerecht zu werden ist.

Die Redaktion.

der Erinnerung, und eines vor allem: Dankbarkeit für alles geistige und seelische Glück, aus welcher Windrichtung es ihm auch daher getragen komme, zu sagen, daß er in der Demokratisierung der Welt, wie sie ihm unausweichlich scheint, ein Unglück erblickt, größer als alles Unglück, das Gewissenlosigkeit mit Macht verbündet über die Völker je verhängt hat. Denn die gewissenlos ausgeübte Macht weniger oder eines Einzelnen ist doch nur Tatsächlichkeit, also wandelbar, die Demokratie aber ist die Theorie von der Gleichheit des Ungleichen, von der Berechtigung des Unbefugten und wie jeder Wahn zerstörerisch, wie jedes Dogma starr, wie jeder geistige Zwang unerbittlich.

Der Gegensatz der Demokratie ist die Aristokratie, der Herrschaft des Demos gegenüber — als Lehre und Ziel — die Herrschaft der Besten. Was hat ein solches Ziel Irriges oder Unangemessenes an sich? Nur einen Einwand leidet die Lehre von der Aristokratie: daß es nicht immer die Besten seien, die herrschten, daß sich Unwürdige die Herrschaft anmaßten. Zugegeben diese menschliche Tatsache: ein Einwand gegen das Ziel ist sie nicht. Aber die Lehre von der Herrschaft des Volkes, der Masse, der Herrschaft aller ist von vornherein durch ihren Sinn, ihr Ziel geschlagen; denn alle können nicht herrschen, die Masse soll nicht herrschen, weil sie eben als Masse dazu sich nicht eignet. Die Theorie von der Volkssouveränität bekämpft das Gottesgnadentum des Einzelherrschers. Wenn sie die Tatsache bekämpft, daß Unwürdige sich das Gottesgnadentum anmaßen, rennt sie als Lehre offene Türen ein, niemand verkennt am Tage Liegendes. Aber sie bestreitet kurzsichtig die Idee des Gottesgnadentums und stellt ihr ein Volksgnadentum entgegen, das eine Karikatur jener Idee ist. Die Idee des Gottesgnadentums wie die Idee der Kirche versagt am einzelnen schlechten Repräsentanten, das rührt nicht an ihr Wesen. Das Wesen der Volkssouveränität aber ist Wahn, erklügelt von einer blinden Logik, durch jede Tatsache nicht nur widerlegt, sondern als Gedanke schon hohl, unerlebt. Die Macht soll vom Volke stammen? Wer ist dieses Volk, das sie aus sich erzeugt? Macht ist etwas ganz anderes als das Ergebnis einer theoretisch in allen lebenden Berechtigung. Macht ist Berufung, Gnadentum und erweist sich stets als ihr eigenes Gegenteil, nämlich als Ohnmacht, wenn sie unwahr ist. So wenig wie alle Menschen Priester sind, aber jeder es — theoretisch — sein kann, so wenig sind alle Menschen Herrscher, aber auch der Herrscher ist ‚diese Quintessenz von Staub', freilich um das über sich erhöht, was ihn mächtig macht. Aus den Tüchtigsten, den Edelsten haben die Freien aller Völker ihre Könige gewählt. Das hieß aber nicht, daß sie sich gleichsam in einem zum König setzten, sondern sie sahen sich dem andern gegenüber, den sie aus sich wählten. Menschenwahl mag danebengreifen, aber dies ist kein Einwand gegen die Wahrheit, daß unter vielen manche besser als die andern, einer der beste von wenigen ist. Demokratie spricht vom gleichen Recht aller. Ja, auf Recht, nicht aber auf Rechte. Gerechtigkeit ist das Fundament der Macht. Nicht aber ist jeder zu allem berechtigt.

Ungleichheit ist das Gesetz wie der Natur so des Seelenlebens. Wenige sind auserwählt. Nicht Gnadenwahl im Sinne einer blinden, mechanischen Vorsehung, wohl aber Gnadenwahl im Sinne einer unbegreiflichen Notwendigkeit. Jedem sein Recht, aber nicht allen alle Rechte. Unsinn und Chaos sind das Ergebnis der zu Ende gedachten Demokratie. Ordnung ist nur in Kreisen um einen Mittelpunkt möglich.

Die wütende Sophistik der Gegner wendet, wie gegen den im Rassenglauben begründeten Antisemitismus die Spiegelfechterei der religiösen Unduldsamkeit, gegen diese besonnene und vom Glauben an etwas Höheres im Menschen getragene Anschauung den ‚verstockten Illiberalismus', die ‚Erzreaktion', die angeerbte Bosheit des Besitzenden gegen die Enterbten usw. an und ein. Welche schändliche Entstellung der Wahrheit!

Daß sich Lumpen und Gesinnungslose unsere Anschauungen zunutze machen, daß ein verächtliches Gesindel von Erpressern und Speichelleckern, Schwindlern und Hohlköpfen von den Vorteilen eines Systems Gebrauch macht, das sie gelten läßt, begründet für ehrlich und klar Denkende doch nicht ein Urteil über das System selbst, als dessen Früchte ja nicht allein seine Auswüchse betrachtet werden dürfen. Der heutige Klassenstaat ist dem Armen nur deshalb nicht günstig, weil er auf dem Kapitalismus beruht. Aber daß sich im Verlauf einer wirtschaftspolitischen Umwälzung ersten Ranges seine Grundlagen geändert haben, beweist nichts gegen seine Idee und nichts für die Idee der genau so wie jener auf Kapitalismus, Industrialismus und Bankherrschaft zu errichtenden Demokratie. Darin, nicht in der Idee der Herrschaft der Besten ist die Wurzel des Verderbens zu erblicken, das die Welt verheert. Aber nicht indem auf diesem Fundament des Mammonismus die Herrschaft der Masse errichtet wird, sondern in der Zertrümmerung der verderblichen Grundlage durch die Besten liegt das Heil. Was will der Mensch? Die gedankenlose Antwort des demokratischen Zeitalters lautet: Er will frei sein, sein eigener Gesetzgeber. Mitnichten. Er will glücklich sein. Was heißt der Mensch Glück? Jeglicher seines. Es gibt ein wahres Glück: Frieden der Seele, Ruhe des Gewissens. Daß die meisten Menschen etwas anderes dafür halten, beweist nicht gegen es, nur gegen sie, zeigt ihre Unvernunft. Die meisten Menschen sind unvernünftig. Wer das leugnet, ist der Unvernünftigste. Und nun sehet die Unvernunft als ‚demokratische Idee' auf ihrem Höhepunkt: alle diese Unvernünftigen zusammen ergeben die einzige herrschenswürdige Vernunft! Die wenigsten ‚Demokraten' freilich glauben an den Unsinn ihrer Lehre: sie brauchen sie aber, um sie ihrem eigenen Führergelüste dienstbar zu machen; das praktische Ergebnis der demokratischen Lehren ist die Oligarchie der Demagogen.

# Imponderabilien / Von der Verfasserin der Erinnerungen ‚Aus europäischen Tagen‘

Wenn man am Ufer sitzend dem hastenden Treiben der Menschen nur mehr als Zuschauer beiwohnt, ist es interessant, zu beobachten, wie schnell die Menschen vergessen und wie selten sie sich Rechenschaft geben von dem, was sie miterlebten. — Drei Jahre währt der Krieg; hätte man uns vor drei Jahren diese drei Jahre prophezeit, wären wir damals imstande gewesen, das Entsetzliche zu fassen? — Und heute möchte ich sagen, der Krieg dauert erst drei Jahre und schon scheint niemand mehr daran zu denken, wie es war, als er anfing. — Weiß man es noch — diesen Sturm von Enthusiasmus, von Haß und von Schlagwörtern, der über uns losbrach? — Ich erinnere mich so lebhaft an das ewig wiederholte Schlagwort vom ‚finanziellen Neid‘ — und wie man sich angesichts einer Weltkatastrophe, die unser altes Europa aus den Angeln hebt, mit dieser Erklärung zu begnügen schien, und nur hie und da, vereinzelt, so gewiß im Vorübergehen frug, woher kommt denn eigentlich der Haß, der wie züngelnde Flammen von allen Seiten gegen Deutschland sich erhebt? — — Man wollte auch, glaube ich, keine Antwort, man hatte keine Zeit, erwägenden Gedanken nachzuhängen, und vielleicht war es auch damals nicht an der Zeit, die Menschen daran zu erinnern, daß es Wurzeln gibt. In dem brausenden Sturm wäre das leise Wort verhallt. — Minerva sprang dereinst in voller Rüstung aus Jupiters Haupt; das ist aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge — die ganze Natur ist auf langsames Werden aufgebaut, und im geistigen wie im politischen Leben, wie Historiker und Politiker bezeugen, sind die Wurzeln zahllos, und die allerfeinsten, unscheinbaren gehen oft sehr tief. — Fängt man jetzt an zu fragen: ‚Warum:‘

Vor einigen Monaten fand ich zu meinem größten Erstaunen, ich möchte sagen, auch zu meiner inneren Befriedigung — denn in dem ‚Wirrwarr netzumstrickter Qualen‘, in den wir hineingeraten sind, ist alles nützlich, was zur Klarheit führen könnte — in den ‚Süddeutschen Monatsheften‘ vom März 1917 folgende Sätze in einem Aufsatz von Frhr. v. Cramer-Klett ‚Über die providentielle Vorbereitung Roms für den Weltkrieg‘. — Frhr. v. Cramer spricht von der Umformung Europas durch die Gründung des Deutschen Reiches, von dem ‚Unglaublichen, daß das deutsche Volk auf einmal als Ganzes dastand, nicht mehr als Untertanengruppe der Habsburger oder der Hohenzollern‘. — Er betont, ‚daß durch diese Weltmachtstellung Deutschlands die Weltlage nicht vereinfacht wurde‘ — und dann kommt der merkwürdige Satz von ‚dem Haß, der zum erstenmal in der Weltgeschichte auftauchte, im Haß, der nach Vernichtung schrie, der, wenn man ihn genau prüft, doch letzten Endes die Grundursache des ganzen heutigen Jammers und Elends ist‘. — — —

Es hat mich außerordentlich frappiert, in einem Politiker der heutigen Generation derselben Überzeugung zu begegnen, die uns Alten durch das

Selbsterlebte herangereift ist. — In den letzten Monaten klingt es wie ein leises Echo dieses Gedankens auch in den Zeitungen. Ist wirklich der Augenblick gekommen, nun von Wurzeln zu reden?

Es sind unglaublich viel politische Fehler gemacht worden in dem letzten halben Jahrhundert; Fehler, die sehr viel aus Nichtverstehen entsprangen, aus dem Nichtverstehen, wie gewisse Worte und Handlungen in dem andern Volk nachklingen und weiter wirken würden; aber der schwersten einer scheint mir, daß man den Imponderabilien so wenig Rechnung trug! — Finanzgruppen haben gewiß einen nicht zu leugnenden Einfluß ausgeübt, und das Geld spielte in den letzten 50 Jahren eine immer zunehmende böse Rolle; aber elementarer ist noch der Haß, der gefährliche Haß, der sich selbst schadet, um dem andern an die Gurgel zu springen, und meiner Überzeugung nach lassen sich durch solchen Haß auch heterogene Elemente zusammenschweißen, leichter noch als durch gemeinsame materielle Interessen. Ich will natürlich damit nicht sagen, daß kühl abwägende Staatsmänner sich durch ein persönliches Moment so weit beeinflußen lassen werden, politische Klugheit auf die Seite zu setzen; das zeigt am deutlichsten der Dänische Krieg, bei dem die Wogen des Hasses in England so hoch gingen, daß sie alles mit fortzureißen drohten. Aber dieses Element des Hasses, durch Jahrzehnte hindurch wohl gepflegt, geheim geschürt, läßt sich in der Hand skrupelloser Menschen zu einer furchtbaren Waffe gestalten; schon allein durch die ihm innewohnende ätzende, zersetzende Natur trübt es das gesunde Urteil, steigert es alle Reizmotive ins Ungeheuerliche. Erleben wir nicht täglich, wie das gärende Gift des Hasses ganze Familien zu zerstören vermag, und jedes gute und anständige Empfinden!? — Ich erlaube mir kein Urteil in politischen Dingen, die komplizierte schleswig-holsteinsche Frage habe ich nie recht verstanden; ich will hier nur, durch Frhr. v. Cramer-Kletts Artikel angeregt, Selbsterlebtes auffrischen und persönliche Eindrücke wiedergeben; vielleicht ist die Zeit gekommen, wo man das tun kann, ohne mißverstanden zu werden?

Durch meinen Vater war mein politisches Interesse bis zu einem gewissen Grad geschult worden und die lebhafte leidenschaftliche Parteinahme. Als ich im Jahre 1867 nach Bayern heiratete, fand ich in München zwei Jugendfreunde meines Vaters, die langjährigen englischen und russischen Gesandten Sir Henry Howard und Herrn von Ozerow, die beide außerordentlich freundlich gegen mich waren; sie hatten ein gewisses Vergnügen an meinem jungen Wissensdrang, und durch sie bekam ich einen kleinen Einblick in das verwirrende Netzwerk der damaligen Politik, verworren und zerrissen, wie es wohl noch selten gewesen. So viel Neues in der Bildung begriffen, so viel Altes, was nicht sterben konnte und wollte und nach unsern alten Begriffen nicht sterben durfte! Da wurde mir klar, welche Rolle die Imponderabilien, die persönlichen Gefühle, die Freundschaften und Feindschaften, kurz die ganze Stufenleiter der Empfindungen und Leidenschaften in der Politik spielen, welche Wirkungen sie auslösen. Unvergeßlich ist mir

ein Gespräch mit dem alten Herrn von Ozerow, wo mir auf einmal der Haß Rußlands gegen Österreich entgegensprang. — Ich suchte bei irgendeiner unbedeutenden Gelegenheit einem abfälligen Urteil gegen Österreich entgegenzutreten; da wurde Ozerow heftig, wie ich ihn noch nie gesehen: ‚Sprechen Sie mir nicht von dem Land, das uns verraten, das auf die schmachvollste Weise unsern Großmut vergolten hat; wir werden es nie vergessen und nie verzeihen, und der Tag wird kommen, wo Österreich es bitter bereuen wird, was es uns angetan.' Und dann sprach er, vibrierend vor Entrüstung, wie im Jahre 1849 Zar Nikolaus in chevalereskem Großmut in Ungarn eingerückt war, um Österreich in den Stand zu setzen, die Revolution in Ungarn niederzuwerfen; und wie als Dank dafür Österreich während des Krimkriegs Gewehr bei Fuß zugesehen. — In Lord Granvilles Memoiren fand ich kürzlich folgenden Satz, der sich auf den Krimkrieg bezieht und dem der Gedanke zugrunde liegt, ohne den Krimkrieg kein 1866!: ‚It is no exaggeration to say, that if the Crimean war had never been fought, the two subsequent decades of the Century, would not here seen the formation of a United Italy and a United Germany, and all the consequences. Also wirkten auch hier Haß, Bitterkeit und menschliche Leidenschaften als Grundmotiv oder Begleitmotiv politischer Umwälzungen. — Ohne den Krimkrieg kein 1866, ohne den Krimkrieg keine Neubildung Italiens? Ebenso wäre ohne die freundschaftliche Neutralität Rußlands das Jahr 1870 wohl nicht möglich gewesen, denn Österreichs Beihilfe, auf die Frankreich hoffte, war durch Rußland paralysiert. — So trieb ein Rad das andere, und Rußland war das Schwergewicht in der Wagschale. — Hat Bismarck nicht daran gedacht, wie er bei dem Berliner Kongreß als ‚ehrlicher Makler' Rußland zugunsten Österreichs benachteiligte, wie er die krankhafte Eitelkeit Gortschakows tödlich verletzte? Bismarck war selbst ein guter Hasser — hat er nicht daran gedacht, daß Rußland nicht verzeihen würde, und daß eine Dänentochter auf dem Thron von Rußland saß, und daß in England nach dem Tod der großen Königin, welche gewisse Sympathien für Preußen hatte, die zweite Dänentochter den englischen Thron besteigen würde? Hat Bismarck nicht an das französische Sprichwort gedacht: ‚que la haine est un plat qui se mange froid?' — Eines der vielen Schlagworte des Jahres 1914, ein Vorwurf, der immer wieder von neuem aufs Tapet kam, war gegen das jahrhundertelange Bestreben Englands, a balance of Power auf dem Kontinent zu erhalten gerichtet. Ich gestehe, daß es mir unverständlich ist, wie man dieses Bestreben verwerflich nennen kann!* — Da es immer Rivalitäten und Feindschaften in der Welt

* Wir sind erstaunt, daß die Verfasserin, die doch die politische Bedeutung der Imponderabilien so hoch einschätzt, gänzlich übersieht, wie verhängnisvoll gerade die Balance-of-Power-Theorie dazu beigetragen hat, die moralische Atmosphäre Europas zu verschlechtern. Gewiß hat England aus dieser Praxis nichts Schlimmeres getan als die anderen Mächte, im Rahmen der europäischen Anarchie, aber es hat die kalte, rein mechanische, ja man könnte sagen rein physikalische

geben wird, kann man doch nur durch ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte Katastrophen, wie die Napoleonischen Kriege und unser heutiges Elend, vermeiden. Es erinnerte mich an das Wort meines Vaters, der um eine Definition gebeten wurde, was er sich unter the balance of Power vorstellte; er antwortete lächelnd: ‚Ins Praktische übersetzt — wenn man einem Großen auf die Füße treten will, muß man einen andern Großen haben, der einem den Rücken deckt.' — Hat Bismarck nicht an diesen elementaren Erfahrungssatz gedacht? —

Uns Alten steht es schlecht an, von Haß zu reden — man möchte mit Antigone sagen: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da' —, aber wenn man von den letzten 50—60 Jahren erzählen will, kommt man aus dem Bannkreis der Atriden nicht heraus. — Ich war 17 Jahre alt, als der dänische Krieg losbrach, als nach meiner Meinung ‚der Haß geboren wurde, der nach Vernichtung schrie', und wohl weil ich so jung war, prägte sich dieser Eindruck unauslöschlich ein. Ich hatte den Haß bisher nur aus griechischen Tragödien gekannt; wie kalt, wie gemacht klang das geschriebene Wort gegen den knirschenden, tödlichen Ingrimm, von dem die Herzen voll waren. Frhr. v. Cramer-Klett hat mit seinem Ausspruch das Jahr 1870 im Auge; meine Erfahrungen führen weiter zurück, und ich suche die Wurzel alles Übels schon bei dem Beginn der großen Evolution, aus der schließlich das Deutsche Reich hervorging — bei der schleswig-holsteinischen Frage. Ich will dem Jahre 1870 kein Titelchen seiner friedenzerstörenden Wirkung rauben, aber der französische Krieg hat nicht den Boden bereitet, auf dem die böse Saat zum Verderben des alten Europa weiterwucherte. Das dänische Königshaus, von der Achtung Europas getragen, hatte durch den Respekt, mit dem man zu seiner Würde und seinem Unglück aufsah, einen schweigenden, aber sehr großen Einfluß. Die Töchter des Königshauses und die Dänen überhaupt, die schwiegen nicht! Mehr noch als in anderen Ländern hat in England die furchtbare Erbitterung ätzend um sich gefressen und die Gemüter vorbereitet, 1866 und 1870 in demselben Sinne aufzufassen.

Wer diese Zeitperiode nicht miterlebt hat, würde vielleicht geneigt sein, zu fragen: Wie kam es, daß im Jahre 1866 die öffentliche Meinung Englands auf der Seite Österreichs stand? Hatte Österreich nicht Schulter an Schulter mit Preußen auf den Düppeler Schanzen gekämpft? Da kommen wir auf einen Punkt, wo die tausendfach verschlungenen Fäden der Politik und der Imponderabilien zu anscheinenden Widersprüchen führen. Aber ist es im Menschenleben nicht ebenso? Man muß nur nicht immer nach Logik rufen. Trotz allem Heroenkultus Carlyles für Friedrich den Großen hatte man in England nicht die geringste Sympathie für Preußen,

---

Methode der nationalen Selbstbehauptung, die bloße Schachspiel-Auffassung von der europäischen Völkerpolitik, die Ausschaltung aller Elemente der Sympathie und Moral zugunsten der bloßen Gleichgewichtsberechnung, durch diese Theorie und ihre entsprechende Praxis entscheidend im Bewußtsein der Völker befestigt und sanktioniert. Die Redaktion.

und Österreich war man mit warmem Herzen zugetan. Das wundervolle Werk Friedjungs: ‚Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland‘ war noch nicht geschrieben, aber die englischen Staatsmänner waren über das wie und warum Österreich sich hatte in das dänische Abenteuer hineinziehen lassen, nicht im Zweifel, und sie haben Friedjung nicht gebraucht, um zu wissen, wer in der Sache der Düpierte gewesen! — Es frappiert mich oft, daß in der jetzigen Zeit so wenig von Heine gesprochen wird; und ich möchte hier etwas von ihm zitieren, wohlbewußt, daß es den heutigen Anschauungen nicht entspricht, weil es der damaligen Stimmung vieler Kreise zugrunde lag. In Heines Vorrede zu den ‚Göttern im Exil‘ (Pariser Briefe) heißt es: ‚In der Tat, wir können gegen Österreich kämpfen und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand, aber wir fühlen in tiefster Brust, daß wir nicht berechtigt sind, mit Scheltworten diese Macht zu schmähen. Österreich war immer ein ehrlicher, offener Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst seines Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndts Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie pietistisch gefrömmelt — — — man wußte immer, wie man mit ihm daran war. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Haß, sondern großartig im Geist eines Systems handelte, welchem Österreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben‘ — — — Den Engländern von damals, die Heine kaum dem Namen nach gekannt, ihnen, deren ganzes Staatswesen auf konservativer Tradition aufgebaut war — hätten diese Worte vollkommen entsprochen. Österreich und England waren außerdem, ich möchte sagen persönlich vertraut und befreundet, lange Jahre, ehe die große Umwälzung in Deutschland sich anbahnte. Zahlreiche Engländer aus guten Familien dienten in der österreichischen Armee; wenn ich nicht irre, haben einige noch bei Königgrätz mitgefochten. Reiche Österreicher reisten so gewiß programmäßig nach England, wenn es auch damals noch nicht Sitte war, die Söhne nach Oxford zu schicken; sie freundeten sich mit den damals noch sehr exklusiven englischen Familien an, es kamen auch einzelne Heiraten vor. Diese Strömungen waren wohl bis zu einem gewissen Grad unabhängig von den politischen Auffassungen und nicht stark genug, um England zu veranlassen, sich Österreich zuliebe in Verwicklungen zu stürzen, so wenig, wie die starke Sympathie für Frankreich England im Jahre 1870 zu einem energischen Einspruch zu bewegen vermochte. Aber alle diese Reizmotive blieben unter der Oberfläche lebendig, und das Jahr 1866 hatte noch ein ganz besonderes Reizmotiv gebracht, die Depossedierung des Hauses Hannover; das war noch ein Körnchen mehr in der Wagschale der allgemeinen Erbitterung. — Um über den Einfluß des Jahres 1870 auf die gesamte Weltlage zu schreiben, dazu bedarf es meiner Laienfeder nicht; ich wollte in dieser Skizze auch nur den Einfluß der Imponderabilien hervorheben — und Frankreichs Haß gehört nicht zu den Imponderabilien! — — — ebenso war es mir darum

zu tun, die Wechselwirkung der kontinentalen Vorgänge auf die öffentliche Meinung in England zu schildern, soweit ich dieselben miterlebt. — Im Jahre 1870 war die öffentliche Meinung in England sehr geteilt und die Politik Englands, wie ich glaube, sehr kompliziert. Man muß nicht vergessen, daß die beiden Länder damals schon jahrelang eng befreundet waren (unter Louis Philipp wie unter Napoleon III.), so daß man z. B. als Engländer die französische Grenze ohne Paß und Visum passieren konnte. — Zum Schluß möchte ich noch etwas aus dem Jahre 1870 erwähnen, weil es symptomatisch ist für das große ‚Nichtverstehen‘, das bei den Imponderabilien eine so bedeutende Rolle spielte, und weil es einen nachhaltig bösen Eindruck auf die Stimmung in England hervorrief. Jedermann erinnert sich wohl noch an das historisch gewordene Telegramm des alten Kaisers Wilhelm: ‚Welche Wendung durch Gottes Fügung!‘ Unmittelbar darauf erschien in England ein Bild, welches dann in unzähligen photographischen Abdrücken verbreitet wurde: Kaiser Wilhelm auf dem Schlachtfeld kniend, von Totenschädeln und Leichen und Kanonen umringt, mit hochgehobenen Händen dem Himmel Dank sagend. Das war nicht nur eine böse und gemeine Satire, es war der Ausdruck des ‚Nichtverstehens‘. Man wirft England oft eine gewisse Heuchelei in religiösen Dingen vor; aber die anständige öffentliche Meinung verträgt cant nicht, und das Telegramm Kaiser Wilhelms faßte sie als cant auf in seiner schlimmsten und verletzendsten Form.

Das Jahr 1870 war beendet, die Drachensaat gesät; der böse Geist des Hasses hatte seine Arbeit gründlich getan, und nun fanden die andern sieben bösen Geister das Haus geräumt und bereit. — — — Die Kriege von 1866 und 1870 waren mit Hilfe von Bleichröder und Konsorten gewonnen worden — vom Jahr 1870 an waren wir den Berliner Juden überliefert, und der Tanz um das Goldene Kalb begann. In den siebziger Jahren sagte mir mein Onkel: ‚Ich werde den nächsten großen Krieg nicht mehr erleben, aber denke an mich. Das Jahr 1870 war der letzte Krieg der alten Zeit, der letzte frisch-fröhliche Waffengang. Was jetzt kommen wird, das ist ein Kampf von Finanzgruppen gegen Finanzgruppen, denen wir Handlangerdienste leisten müssen.‘

Lohnt es sich noch, von dem Bündnis mit Italien zu reden? Da handelt es sich auch nicht mehr um Imponderabilien, sondern um Rechnungsfehler von so gewaltigen Dimensionen, daß man verständnislos davorsteht. Daß man sich mit gärenden, revolutionären Elementen verbindet, um zu zerstören, das hat Hand und Fuß. Daß man aber auf einen gärenden Krater sein Haus baut und die Zukunft seines Volkes? — Ein Bündnis Österreichs mit Italien war etwas Widernatürliches; ‚c'est plus q'un crime, c'est une faute‘ — wenn man seine Traditionen und Grundsätze verleugnet. Das schmachvolle Ende war vorauszusehen.

# Die ukrainische Republik im Lichte der Geschichte und der Realpolitik

## Von Hans Siegfried Weber

Der Friedensschluß mit der ukrainischen Republik scheint hochgespannte Hoffnungen, den Zerfall Rußlands und damit die Befreiung der Fremdvölker vom russischen Joche, zur Blütenreife gebracht zu haben. So sehr wir diesen Frieden, den man mit ganz unsinnigen Schlagworten gefeiert hat, begrüßen, so können wir dennoch nur in der Stellungnahme, die ein großer Teil der öffentlichen Meinung dazu nahm, wiederum erkennen, wie wenig doch unser Volk mit politischem Verständnis getränkt ist.

Die ganzen Verhältnisse im Osten tragen noch durchaus den Stempel des Provisorischen. Wer kann denn im Ernste daran glauben, daß die Bolschewiki in der Lage sind, auf die Dauer Rußland zu regieren oder gar eine Wiedergeburt Rußlands durchzuführen. Da haben doch manche Sozialdemokraten (leider nur einige) viel tiefer in das geschichtliche Werden hineingeblickt und erkannt, wie der geschichtliche Prozeß vor sich geht. So schrieb der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Paul Lensch im Dezember 1917 bereits: ‚Und dieser Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Theorie und gesellschaftlicher Wirklichkeit erklärt es, daß die feurig-kalten Sozialrevolutionäre Rußlands glauben, durch die russische Revolution dem kommenden Weltreich des internationalen Sozialismus die Tore zu öffnen und den Kapitalismus zu überwinden, während sie in Wirklichkeit nur die elementarsten Voraussetzungen schaffen, um Rußland aus dem Zustand primitiver Barbarei herauszubringen und dem Kapitalismus, als dem großen modernen Entwickelungsprinzip, die Tore zu öffnen. Haben sie ihre Aufgabe erfüllt, so werden sie dahin gehen wie bei manchen Insektenarten die Weibchen, die gleich nach der Geburt der Jungen sterben. Die russische Revolution selber wird erst nach Friedensschluß wahrhaft beginnen, und schon heute hat man den Eindruck, als ob das Interesse am Kriege in Rußland wesentlich vor dem Interesse an der Revolution zurückgewichen ist.‘

Mit den Bolschewiki verglichen, haben jedoch die führenden Männer der ukrainischen Republik viel klarer erkannt, daß alles bisher Geschaffene nur die Grundlinien für die Zukunft enthält. Erst eine spätere Entwickelung wird die jetzt gelegten Keime zur Reife bringen können, wenn sie auch an das Bisherige anknüpfen wird. Die ukrainischen Führer haben sich diesen Wirklichkeitssinn auch vielleicht deshalb bewahrt, weil sie nicht, wie die Bolschewiki, sich daran machten, die ganzen sozialen Verhältnisse von Grund auf ändern zu wollen. So sind die gegenwärtige Regierung der ukrainischen Republik* und die Rada in Kiew Gegner einer Aufteilung des Landbesitzes.

* Der Aufsatz wurde geschrieben, bevor die neue Regierung gebildet war. Sein Inhalt bleibt nach wie vor beachtenswert. D. Red.

Aus diesem Grund fanden die Machthaber in der Ukraine auch die Unterstützung des polnischen Großgrundbesitzes und der großrussischen Industriellen, die in der Ukraine eine maßgebende Bedeutung haben, ja überhaupt die Oberschichten über einer urteilslosen Masse sind.

Es ist nun bezeichnend für alle unsere Politiker, daß sie sich einfach blind mit den gegenwärtigen unvollendeten Ereignissen einer angeblich von Groß-Rußland völlig losgelösten ukrainischen Republik abfinden, ohne sich der Mühe zu unterziehen, in den Hexenkessel selbst hinabzusteigen. Es soll denn unsere erste Aufgabe sein, die Kundgebungen der Ukrainer selbst zu betrachten.

Über die Errichtung einer ukrainischen Nationalrepublik schreibt Utro Rossii vom 23. November 1917: ‚Am 20. November wurde in der kleinen Rada zu Kiew durch Hruschewski feierlichst das Universal der Zentralrada über die Proklamierung der ukrainischen Republik veröffentlicht.‘ In dem Universal heißt es unter anderem: ‚Wir, die ukrainische Zentralrada, erklären, daß die Ukraine von nun an eine ukrainische Nationalrepublik darstellen soll, ohne sich von der russischen Republik zu trennen. Indem wir die Einheit mit Rußland bewahren, werden wir fest in unserm Lande Fuß fassen, um mit unseren Kräften ganz Rußland Hilfe zu leisten, damit die gesamte russische Republik eine Föderation verschiedener freier Völker werde... Wir erklären, daß zum Territorium der ukrainischen Nationalrepublik die in der Mehrheit von Ukrainern bewohnten Länder gehören: die Gouvernements Kiew, Podolien, Wolhynien, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Jekaterinoslaw, Chersson und Taurien (ohne die Krim).‘

Nach diesem Beschluß soll eine selbständige ukrainische Republik im Zusammenhang mit den übrigen selbständigen russischen Republiken bestehen. Der von der Zentralrada in Kiew gewählte Generalsekretär der auswärtigen Angelegenheiten der ukrainischen Republik, Winnitschenko, hat ebenfalls ausdrücklich in seiner Rede betont, daß die ukrainische Republik auf dem Grundsatz der Schaffung einer allrussischen sozialistischen föderativen Gewalt besteht. Wir werden diesen Gedanken nicht so ohne weiteres von der Hand weisen können und uns in den Traum einwiegen, als ob nun ganz von selbst die ukrainische Republik sozusagen ein Vorposten deutscher Wünsche in Rußland sei. Wenn inzwischen aus rein innerpolitischen Motiven heraus auch die Loslösung von den Bolschewiki erfolgt ist, so ist dennoch der Gedanke, etwa nach amerikanischem Vorbild einen Bund der russischen Republiken zu schaffen, von der Zentralrada in Kiew nicht aufgegeben worden, wie eine Reihe von Kundgebungen in ähnlichem Sinne wie die angeführten ergeben.

Die völlige Loslösung der Ukraine von Rußland geht lediglich auf Gedanken zurück, die schon lebhaft vor dem Kriege und während des Krieges von führenden Ukrainern Galiziens vertreten wurden. Auf österreichischem Boden ist auch der ‚Verband für die Befreiung der Ukraine‘ ins Leben getreten. Es wurde eine lebhafte Agitation betrieben, die die große Bedeutung vor Augen rückte, die wir und unsere Verbündeten an einer freien Ukraine

haben sollten. Nach Rußland soll lediglich nach Ansicht dieser Bündler diese Befreiungsbewegung übergegriffen sein. Der Aufruf des ‚Bundes zur Befreiung der Ukraine' drückt dieses in folgenden Worten aus:

‚Die geschichtliche Notwendigkeit erfordert unbedingt, daß zwischen Europa und Rußland ein unabhängiger ukrainischer Staat entstehe. Nur dadurch kann Europa sich Frieden sichern und ihn dauernd behalten. Die Errichtung dieses ukrainischen Reiches ist durch die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie bedingt und ist zur ungestörten Weiterentwickelung des deutschen Volksstammes innerhalb der Donaumonarchie und im Deutschen Reiche unbedingt notwendig. Für das ukrainische Volk wird dies die Erfüllung seiner hundertjährigen Träume und Bestrebungen bedeuten. Nachdem die russischen Ukrainer dies eingesehen haben, haben sie eine allgemeine nationale Organisation — den Bund zur Befreiung der Ukraine — gebildet, die für die nationalpolitischen und sozialwirtschaftlichen Interessen, welche das ganze ukrainische Volk innerhalb Rußlands gemeinsam hat, kämpfen wird. In diesem Bunde sind alle die politischen Strömungen vertreten, die sich darin einig sind, die politische Unabhängigkeit des ukrainischen Volkes zu fördern. Der Bund hofft seine Bestrebungen dadurch verwirklicht zu sehen, daß die verbündeten Mächte das Zarenreich besiegen.' —

Man ersieht aber aus einer Gegenüberstellung der Kundgebungen des österreichischen Bundes zur Befreiung der Ukraine und der derzeitigen Machthaber der ukrainischen Republik bereits, daß die ukrainische Bewegung in Österreich wesentlich verschieden ist von der in Rußland. Die österreichischen Ukrainer in Galizien, die schwer unter der polnischen Herrschaft in Galizien zu leiden haben, sind die Urheber des Gedankens eines selbständigen von Groß-Rußland völlig losgelösten ukrainischen Staates. Wie man nun die Notwendigkeit eines ukrainischen Staates für die Mittelmächte durch eine geschickte Agitation seitens der österreichischen Ukrainer zu betreiben sucht, darauf wird später noch des näheren eingegangen werden. Jedenfalls ist ein gut Teil dieses Gedankens doch darauf zurückzuführen, daß die österreichischen Ukrainer allein von einem selbständigen Staat sich Erfolg versprechen können. Einen Anschluß an Rußland aus der polnisch-galizischen Bedrückung zu suchen, war für die Wortführer der Ruthenen allein schon deshalb aussichtslos, weil der russische Zarismus jede selbständige kulturelle Bewegung unter den Kleinrussen systematisch unterdrückte. Aber schon von vornherein ist bei einer Betrachtung dieser Sachlage ins Auge zu fassen, daß die Zahl der Ruthenen nach der Zählung von 1910 nur auf etwa 4 300 000 angenommen wird. Die russischen Ukrainer zählen etwa 32—40 Millionen, die Großrussen dagegen 72 Millionen im russischen Reiche.

Auf deutscher Seite hat man nun den Gedanken eines selbständigen ukrainischen Staates angesichts der sogenannten russischen Gefahr mit großem Geschick verfochten.

Die oberflächlichsten und unglaublichsten Phantasien von der Bedeutung

des ukrainischen Staates für die Beseitigung der russischen Gefahr haben unsere öffentliche Meinung bewegt. Ich nenne nur als einen Vertreter dieser Richtung Paul Rohrbach. Von einer Widerlegung derartiger nicht auf Tatsachen beruhenden Anschauungen wollen wir von vornherein absehen. Wir werden aber die Gesichtspunkte eines Geschichtsforschers, des Professors Joh. Haller, näher betrachten, der konsequent im Hinblick auf die russische Gefahr im deutschen Hause für einen von Rußland unabhängigen ukrainischen Staat eintritt. In seiner schon durch den Titel bezeichneten Schrift ‚Die russische Gefahr im deutschen Hause' sucht Haller durch eine abstrakt philosophische Betrachtung, die an sich recht widerspruchsvolle Gedankengänge enthält, das Nationalbewußtsein der Ukrainer als Grundlage zu einem selbständigen Staat heraus zu destillieren. Mit diesen Darlegungen verläßt jedoch Haller den Boden der voraussetzungslosen Geschichtswissenschaft. Sobald Haller wieder festen Boden unter den Füßen hat, schreibt er schon, daß ‚es eine zu nationaler Führung befähigte und berufene Oberschicht nicht gibt, weil der grundbesitzende Adel russisch oder polnisch, das städtische Bürgertum russisch oder jüdisch ist, daß bei einem Volke, das in der Hauptmasse (70—80 Prozent) ein Bauernvolk mit hohen Analphabetenziffern (bis zu 75 Prozent) ist, von nationalem Selbstbewußtsein nicht gut die Rede sein kann.'

In diesen Worten liegt aber der Schlüssel zu der Frage, ob für einen ukrainischen Staat die Bedingungen im ukrainischen Volke vorhanden sind. Die von Haller klar hervorgehobenen Tatsachen zeigen doch, daß für einen selbständigen ukrainischen Staat beim ukrainischen Volke selbst noch die einfachsten Voraussetzungen fehlen. Ein Volk, das gar keine Oberschicht hat, auch kein selbständiges städtisches Bürgertum, dessen Masse (nie unter 50 Prozent) des Schreibens und Lesens unkundig ist, kann doch gar keinen Staat bilden. Um zu einer Verwirklichung einer derartigen Idee zu kommen, wäre es schon nötig, zu dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zu greifen, das sich von Tag zu Tag mehr, trotz aller in Brest-Litowsk gezeigten Geschicklichkeit von Herrn von Kühlmann, als unhaltbar zeigt.

Haller spricht in weiteren Ausführungen von den Duma-Vertretern des ukrainischen Volkes und knüpft daran gewisse Hoffnungen. Kaum hat er jedoch diesen Gedanken erfaßt, so muß er als vorurteilsfreier Geschichtsprofessor die Erklärung der Duma-Vertreter der Ukrainer heranziehen, ‚in der sie als ihr Ziel bekannten, für die Nationalitäten, durch deren gewaltsame Unterwerfung das russische Reich entstanden sei, die volle Freiheit selbständiger Entwickelung eines nationalen Lebens in ihrem Gebiet, unter Festhalten an der Einheit des Reiches, zu erkämpfen.'

Man berücksichtige, daß die russische Regierung den Gebrauch der kleinrussischen Sprache vollständig verbot, obwohl dies doch tatsächlich die Muttersprache des ukrainischen Volkes ist. Die ganze reiche ukrainische Literatur existierte für die russischen Machthaber nicht. Trotzdem sahen es die Duma-Vertreter des kleinrussischen Volkes doch lediglich als ihre Aufgabe

an, für die ukrainische Kultur und eine gewisse Selbständigkeit der Ukraine einzutreten, aber nicht für eine Loslösung vom russischen Staatskörper. Und daß dieser Gedanke, festzuhalten an dem russischen Reiche, nicht etwa aus diplomatischen Rücksichten der russischen Regierung gegenüber erfolgt ist, ergibt sich auch aus dem oben angeführten Beschluß der Vertreter des ukrainischen Volkes. Auch hier muß man berücksichtigen, daß dieser Beschluß zum Ausdruck gekommen ist, trotzdem zwischen der Bolschewiki-Regierung und der ukrainischen Regierung die schwersten Konflikte bestanden, die sich bis zum Ausbruch eines Krieges steigerten. Aber alle diese Gegensätze zum russischen Volke haben noch niemals bei den Ukrainern den Wunsch geweckt, einen von Rußland auf die Dauer losgelösten, selbständigen Staat zu gründen. Alle Kongresse der Ukrainer haben immer wieder in ihren Beschlüssen betont, daß sie am russischen Staatskörper festhalten wollen. Wenn infolge der Haltung der Bolschewiki eine Loslösung von Großrußland erfolgte, so ist diese gegen den Willen des ukrainischen Volkes eine Notwendigkeit geworden. Es kann sich aber nur um eine vorübergehende Trennung zwischen Groß- und Kleinrußland handeln, die lediglich durch die Bolschewiki veranlaßt wurde.

Wer aufmerksam die Dinge beobachtet, dem ist es einfach unfaßbar, wie man immer wieder von dem Willen der Ukrainer zu einem selbständigen Staat sprechen kann. Selbst ein Wissenschafter von der Bedeutung des Berliner Geographen Albrecht Penck schreibt in seiner Schrift ‚Die natürlichen Grenzen Rußlands‘ folgende Sätze nieder: ‚Das Ukrainertum ist keineswegs, wie manche Deutschen oder wie die Polen gern behaupten, bloß das Produkt einer von den in Galizien wohnenden Kleinrussen ausgehenden Agitation. Es ist vielmehr eine zielbewußte Bewegung bei allen Kleinrussen, welche zum Ausdruck bringt, daß sie nicht mehr als Russen gelten wollen.‘ Aber auch nicht eine einzige Tatsache führt Penck für seine Behauptung an, daß es sich bei den Kleinrussen um eine zielbewußte Bewegung handelt. Seine Ansicht, daß die meisten Deutschen die ukrainische Bewegung mit der galizischen gleichstellen, ist aber leider nicht nur falsch, sondern es ist gerade umgekehrt.

Um noch weitere Grundlagen für die Frage zu erhalten, ob das ukrainische Volk in der Lage ist, einen selbständigen Staat zu gründen, ob es bisher überhaupt schon eine staatliche Selbständigkeit im Wandel der Jahrhunderte besessen hat, ist es notwendig, sich über die geschichtliche Entwicklung der Ukraine klar zu werden. Wir können nicht auskommen mit abstrakten Konstruktionen, die nicht auf dem Boden der Wirklichkeit beruhen. Otto von Bismarck hat für einen Staatslenker ein richtiges Studium der Geschichte als die wichtigste Voraussetzung angesehen.

Die Vertreter der selbständigen Ukraine glauben aber gerade ihre Anschauung durch die Behauptung zu erhärten, daß die Ukraine einst ein mächtiger Staat war. So schreibt der Österreicher Dr. Eugen Lewicky in seiner Schrift ‚Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands‘: ‚Die Ukraine

war bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in allen ihren Gebieten, bis zur Vereinigung Litauens mit Polen im Jahre 1569, im überwiegenden Teile unabhängig und stellte sich als ein mächtiger Staat dar, dessen Besitzungen sich vom Sanflusse im jetzigen Galizien bis zum Don und zum schwarzen Meere erstreckten und dessen wirtschaftliche und politische Beziehungen bis nach Konstantinopel und darüber hinaus bis nach Kleinasien reichten. So spielten die Ukrainer im Mittelalter volle fünf, relativ sogar volle acht Jahrhunderte im Osten Europas als ein selbständiger Staat neben Byzanz eine geradezu ausschlaggebende Rolle, und zwar in einer Zeit, in welcher von Rußland im Sinne der politischen Vormacht der moskowitischen Stämme noch überhaupt keine Rede war. Die moskowitischen Stämme bildeten damals bloß die zwei ganz unbedeutenden Fürstentümer von Suzdal und Moskau, welche Fürstentümer, ganz im Norden gelegen, fast unbeachtet ihr Leben fristeten und gar keinen Einfluß auf Osteuropa ausübten.'

Dieser Kiewer Staat war aber gar nicht die Schöpfung der Kleinrussen und kann auch nicht als das Werk der Kleinrussen betrachtet werden, da es zur damaligen Zeit noch keinen Unterschied zwischen Klein- und Großrussen gab. Das wäre, wie Otto Hoetzsch, einer unserer bedeutendsten Kenner Rußlands und seiner Geschichte, hervorhebt, ebenso verkehrt, als wenn Preußen und Bayern sich das Königtum der Karolinger streitig machten. Gegenüber der Lewicky'schen Ansicht möchte ich hier noch hinzufügen und an deutsche Verhältnisse anknüpfen, daß doch deshalb nicht der Hohenzollernstaat eine geringere Bedeutung hat, weil er erst entstanden ist, nachdem die Habsburger längst eine Hausmacht gegründet hatten. Mit Hoetzsch muß man auch darin übereinstimmen, daß allein der richtige Standpunkt für die russischen Verhältnisse im Mittelalter zu gewinnen ist, wenn man von der Entstehung des russischen Volkstums durch die Kolonisation ausgeht: ‚Von den Ursitzen der ostslawischen Stämme (Karpathen und östliches Vorgelände bis Kiew und nach Norden in die heutigen Sitze der Weißrussen) strömt nach dem Zusammenbruch des Kiewer Staates (endgültig mit der Eroberung von Kiew 1169 durch Andrei Bogoljubski) in einer der Kolonisation unseres Ostens durchaus vergleichbaren Bewegung die Bevölkerung nach Nordosten, nach der Wolga und Oka und darüber hinaus. Im Kampfe und in der Assimilation mit den vorgefundenen finnischen, also asiatischen Elementen verschmelzen diese Indogermanen zu einer neuen Einheit. Aus diesem Prozeß, der, immer höher nach Nordosten hinauf reichend, in der Gegenwart noch nicht zum Stillstand gekommen ist, ist das Großrussentum erwachsen, das den Moskauer, den petrinischen Staat und das russische Weltreich geschaffen hat, ein Kolonialvolk wie die Preußen der Mark und des deutschen Ostens, das, wie diese, den auf mutterländischen Boden zerfallenen Staat wieder aufrichtete und ihm seine Züge unbedingt und dauernd aufdrückte. Russischer Staatsgedanke und russische Sprache sind großrussischer Natur. Was auf dem mutterländischen Boden zurückblieb und dort jahrhundertelang unter den von Osten kommenden Asiaten und

der von Westen kommenden Expansion zu leiden hatte, wurde das heute kleinrussisch genannte Element des russischen Volkstums.'*

Man gewinnt aus dieser geschichtlichen Darstellung doch ganz von selbst die Anschauung, daß der Kiewer Staat, von dem Lewicky spricht, gegründet wurde von dem gesamten russischen Volke, das ebenso wie in der deutschen Kolonisation des Mittelalters von Westen nach Osten vorrückte. Nun ist gewiß später der Schwerpunkt des russischen Staates von Kiew nach Moskau verlegt worden. Dabei übersieht aber Lewicky die Hauptsache, daß die Kolonisation, die vom russischen Volkstum ausging, sich weiter nach Osten hin bewegte. Dieser moskowitische Staat hatte dann von seiner Gründung im Jahre 1169 an sich die Gebiete um Moskau herum konsolidiert und die kleinrussischen Gebiete nicht mit in seinen Herrschaftsbereich hineingezogen. Innerhalb dieses geschichtlichen Prozesses entsteht dann überhaupt erst ein Kleinrußland. Es ist eines der Teilfürstentümer auf russischem Boden. Von einer großen geschichtlichen Vergangenheit kann aber ganz und gar nicht die Rede sein. Lewicky muß doch auch selbst zugeben, daß dieses ukrainische Reich nicht in der Lage war, sich selbst zu halten, sondern ein Raub seines Nachbarn, Polen, wurde, bis es schließlich ‚durch den Perejoslaver Vertrag Anschluß an das moskowitische Reich fand'.

So sieht die geschichtliche ruhmreiche Vergangenheit des ukrainischen Staates aus für die vorurteilsfreie Forschung. Gewiß soll man nicht voreilig aus vielleicht ungünstigen geschichtlichen Konstellationen heraus den Schluß ziehen, daß der ukrainische Staat nicht lebensfähig ist. Aber man darf noch viel weniger als Beweis für die Möglichkeit eines machtvollen selbständigen ukrainischen Staates auf die Bedeutung hervorragender ukrainischer Künstler und Dichter zurückgreifen. Man soll gewiß nicht die poetische und Phantasiebegabung eines Volkes gering achten. Es scheint tatsächlich doch zuzutreffen, daß die Ukrainer eben lediglich über künstlerische Talente verfügen, aber nicht über politisch-militärische. Und wenn daher nur diese Begabungen in einem Volke vorhanden sind, so wäre es eine der schwersten politischen Sünden, auf einem völlig selbständigen Staat zu beharren, der nicht erhalten werden kann. Man würde damit unter Umständen einen neuen Brandherd schaffen, dessen Flammen auf die benachbarten Staaten überschlagen.

Die Notwendigkeit eines von Rußland losgelösten ukrainischen Staates vermag ich auch nicht aus einer noch so einleuchtenden Schilderung der uns drohenden russischen Gefahr zu erkennen. Wir müssen uns immer gegenwärtig halten, daß das ukrainische Volk und seine maßgebenden Kreise doch keineswegs daran denken, sich von Rußland loszulösen. Trotzdem wird

* Wir können an dieser Stelle das im Verlage von Georg Reimer erschienene Buch von Otto Hoetzsch über Rußland nachdrücklich empfehlen. Es gibt einen klaren Einblick in die Geschichte, die staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse Rußlands. Eine bessere Kenntnis Rußlands ist bei uns nötig.

aber von einer solchen Loslösung seitens einer starken Partei in Deutschland gesprochen, da man glaubt, daß auf diese Weise allein die russische Gefahr verschwunden ist.

Diese Wortführer sehen gewiß mit Recht in der Ukraine den ‚Lebensnerv Rußlands'. Der ukrainische Schwarzerdboden hat gewiß einen großen Anteil an der Nahrungsmittelversorgung Rußlands, auch die russische Ausfuhr gründet sich zu einem großen Teile auf das fruchtbare ukrainische Land. Ich bin ferner durchaus der Ansicht, daß die reichen Kohlen- und Eisenschätze in der Ukraine für die Industrialisierung Rußlands von ungemein hoher Bedeutung sind.

Wenn auch nicht so übertrieben, stehe ich also durchaus auf dem Standpunkt der Rußlandhasser, die den Lebensnerv Rußlands in der Ukraine sehen. Gerade deshalb komme ich aber zu einem andern Schlusse. Aber glauben denn tatsächlich alle, die eine Loslösung der Ukraine ins Auge fassen, daß der russische Staat, der moskowitische Staat, der, auf die Großrussen beschränkt, noch immer 80 Millionen Einwohner im europäischen Rußland zählen wird, so einfach sich mit den geschichtlichen Tatsachen abfindet? Würde er nicht aus seiner Lebensnotwendigkeit heraus alle Kräfte daran setzen, um die Ukraine wieder zu gewinnen und, falls Deutschland auf diesem Wege ihm entgegenstünde, doch schließlich durch die Ukrainer selbst seinen Willen verwirklichen können?! Würde dann ein solches Großrußland nicht ganz von selbst von England in diesen Bestrebungen gefördert werden und die russisch-englische Verbindung, die uns diesen Weltkrieg beschert hat, auch ferner drohend über unserm Haupte schweben?! Man darf doch nicht bei dieser Frage einfach ins Blaue hinein phantasieren und des seligen Glaubens leben, das Deutsche Reich könnte England und Amerika im Bunde mit Rußland so einfach widerstehen. Man kann doch auch nicht die gegenwärtige Zersetzung Rußlands durch den Sozialismus als ewiges Faktum annehmen. Die Rußlandhasser hatten ja längst vor der Revolution darauf aufmerksam gemacht, daß Rußland die Revolution bei dem ungeheuren Menschenreichtum leicht verwinden kann. Wenn wir auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, ist für uns angesichts des englisch-amerikanischen Wirtschaftskrieges, an dem doch niemand zweifeln kann, eine gewisse wirtschaftliche Notwendigkeit vorhanden, mit Rußland wirtschaftlich in engster Verbindung zu stehen. Wenn wir mit einer wirtschaftlichen Macht auftreten, die durch günstige Handelsverträge mit Rußland verstärkt wird, können wir auch auf dem Weltmarkt gegen die angelsächsische Koalition erfolgreicher vorgehen.

Die Anhänger einer Aufteilung Rußlands nehmen als feststehend an, daß die Ukraine Anschluß an das Deutsche Reich und seine Verbündeten sucht. Wer wirklich die gegenwärtigen Verhältnisse genau sieht, der wird doch wohl nicht behaupten können, daß bisher von einem derartigen Anschluß die Rede sein kann. Will man denn tatsächlich künftig durch das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein Volk zur Selbstbestimmung heranziehen, das die Selbstbestimmung gar nicht will? Wollen wir uns durch diese Politik der Trink-

gelder und Liebenswürdigkeiten, wie Bismarck es nennt, außer den Großrussen auch vielleicht noch die Ukrainer als Feinde im Rücken schaffen, die dann angelsächsische Armeen gegen Deutschland sein können. Dazu kommt aber auch, daß ein selbständiger groß-ukrainischer Staat doch mit Naturnotwendigkeit danach streben wird, die von Ukrainern bewohnten Landesteile Österreichs zu erhalten. Wer eine Groß-Ukraine will, soll aber dann auch im Hinblick auf den künftigen Frieden Ostgalizien und die Bukowina an die Ukrainer abtreten. Das wäre aber der Anfang vom Zerfall Österreichs.

Wenn die russische Gefahr in der Ausdehnung besteht, wie die Rußlandhasser annehmen, wenn sie natürlich und notwendig ist, dann können wir sie wirklich nicht durch die Schöpfung eines ukrainischen Staates beseitigen. Aber diese ganze Anschauung ruht auch auf ganz unrichtigen Voraussetzungen. Vor allem ist einmal aus der Geschichte der letzten Gegenwart heraus zu beachten, daß Rußland den Drang nach Osten hat, daß es überhaupt mehr eine asiatische Macht ist. England war es aber, das Rußland von diesem Wege ablenkte durch den russisch-japanischen Krieg. In weiser Voraussicht haben die englischen Staatsmänner das Gesicht Rußlands wieder Deutschland und Österreich-Ungarn zugekehrt und den russischen Eroberungsdrang nach dem Balkan abgelenkt. Zu den Trägern dieser panslawistischen Politik gehört aber in der Hauptsache auch das russische Bürgertum. Der Landhunger des Bauern würde im Westen gar nicht Befriedigung finden. Zudem ist es überhaupt verkehrt, die Ewigkeit einer derartigen Entwicklung anzunehmen. Der russische Imperialismus gleicht ja mehr einem rohen Naturdrang als einer wirklichen politischen weisen Voraussicht. Er ist nur das Kennzeichen einer natürlichen staatlichen Entwicklungsstufe und entschwindet auch, wenn das russische Reich sich die in ihm vorhandenen Kräfte nutzbar macht und von der extensiven Wirtschaft zu einer intensiven übergeht.

Ich rede gewiß mit einer derartigen Auffassung nicht einer Politik das Wort, die sich darauf beschränkt, lediglich auf Zukunftmöglichkeiten hin alle Randvölker wider ihren eigenen Willen bei Rußland zu lassen. Ein solcher Friede würde selbstverständlich nur als Schwäche ausgelegt werden. Hier trifft sicherlich für uns das so oft angewandte Wort zu, daß ein mächtiges Volk auch die anderen Völker anzieht. Wir müssen selbst mit der Möglichkeit rechnen, daß Rußland in der Folgezeit unser Feind bleibt. Auch hier dürfte man sich, selbst wenn bestimmte Möglichkeiten zu einem Bunde mit Rußland vorhanden wären, nicht darauf verlassen, sondern bedenken, daß Bündnisse niemals einen dauernden Charakter haben, sondern nur von Zeit zu Zeit abgeschlossen werden. Die Selbständigkeit der an unserer östlichen Grenze entstandenen Staaten ist ein noli me tangere. Wir müssen auch unter Umständen unsere Grenzen weiter ins Land rücken, um einen sicheren Wall für weitere Überfälle in der Zukunft zu haben. Wir würden damit aber keineswegs dem russischen Volke den Lebensnerv nehmen und uns ein Bündnis mit Rußland auf lange Zeit versperren.

Gewiß kann man bei allen politischen Grundlagen nur mit Möglichkeiten rechnen. Auch die denkbar sorgfältigst ausgeklügelte Politik wird durch unvorhergesehene Ereignisse beseitigt. So können sich uns selbstverständlich Möglichkeiten nach dem Kriege bieten, die heute niemand ahnt. Aber mir scheint doch, daß der unversöhnliche Gegensatz zwischen Deutschtum und Angelsachsentum auch nach dem Kriege durch den Wirtschaftskrieg nichts an seiner Schärfe verliert, sondern eher im Gegenteil noch gewinnt. Auf diesen Gedanken müssen wir meines Erachtens unsere Politik beim Friedensschluß aufbauen. Hierbei spielt aber die Frage des ukrainischen Staates eine nicht unbedeutende Rolle.

Rußland hat seine Rolle in der Weltgeschichte nicht durch den für uns siegreichen Krieg und die Revolution ausgespielt. Wenn das gegenwärtige Chaos überwunden wird, so ist der Weg zu einem neuen Rußland vorgezeichnet. Unsere Aufgabe ist es, mit diesem neuen Rußland in Frieden und Freundschaft zu leben. Hierbei hat die richtige Lösung der ukrainischen Frage die größte Bedeutung. Ein Rußland, das die Ukraine und Nordrußland umfaßt, kann seinen Schwerpunkt von Moskau nach Kiew verlegen und damit sein Gesicht von der Ostsee nach dem Osten, nach Indien, wenden und ferner mit uns zusammen ein Interesse an einem von englischer Bevormundung freien Mittelmeer haben, das freien Zugang zu den Weltmeeren hat. Wenn wir in diesem Sinne unseren diplomatischen Einfluß auf die Ukraine geltend machen, die übrigens allein auch schon deshalb auf Nordrußland angewiesen ist, weil die Großrussen durch die Binnenwanderungen sowohl die untersten wie obersten Arbeitskräfte stellten, dann wird eine glückliche Zukunft für Neurußland und Deutschland sich als sicheres Ergebnis aus diesem Weltkrieg darstellen.

# Kleine Bausteine

## Der neue Geist in der französischen Literatur*

### Von H. J. Terhünte

Ein wunderbares harmonisches Geläute erklang im letzten Jahrzehnt, wenn auch noch zu bescheiden, aus der französischen Literatur über die Lande. Ein Geläute, das alle die froh aufhorchen ließ, welche an die trostlosen, traurigen Klänge des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts dachten, in denen Naturalismus, Pessimismus, Szientismus und Dilettantismus das Schaffen der meisten Künstler übermächtig und schädlich beeinflußten. Man fühlte, daß eine neue Zeit anbrach, die Zeit der Jüngeren, die im Glauben ruhige Sicherheit und wahres Glück und in ernster Arbeit langersehnte Lebensfreude fanden.

Nicht unvermittelt setzte das Wehen des neuen Geistes ein. Ein Melchior de Vogüé, der den Franzosen den russischen Evangelismus mit seinen Ideen der Güte und des Mitleids, der Sühne und der Demut offenbarte, ein Brunetière und Faguet, welche die Vorherrschaft des achtzehnten Jahrhunderts und den rohen Naturalismus der Schule Zolas bekämpften, ein Bourget, der im Disciple die Verantwortlichkeit der Denker für ihre Ideen betonte, ein Barrès, der vom Individualismus zur Ehrung der Heimat, der Toten und der Kirche kam, die Symbolisten der neunziger Jahre, besonders Verlaine und Rimbaud, die in manchen Stunden trostloser Seelenqualen in der Religion Befreiung suchten, die Philosophen Bergson, Boutroux und James, die dem Materialismus scharfe Fehde ansagten, der Geisteskampf um Glauben, Schule, Ordensleute und Kirche, und nicht zuletzt das stille Wirken der göttlichen Gnade haben einen großen

---

* Literatur:

Mercereau: La Littérature et les Idées nouvelles, Paris, Figuière et Cie 1912.
Agathon: Les Jeunes Gens d'aujourd'hui, Paris, Plon 1913.
Vallery-Radot: Anthologie de la poésie catholique, Paris, Crès 1916.
Mainage: Les Témoins du Renouveau catholique, Paris, Beauchesne 1917.
Massis: Le Sacrifice, Paris, Plon 1917.
Vallery-Radot: Le Réveil de l'esprit, Paris, Perrin 1917.
Bessières: Ames nouvelles, Paris, Crès 1917.
Bordeaux: La Jeunesse nouvelle, Paris, Plon 1917.
Gennari: Poesia di fede e pensieri di vittoria. Note di letteratura francese nuovissima, Milano, Studio editoriale lombardo 1917.
Dornis: Le Sentiment religieux dans la poésie française contemporaine, Revue des deux mondes 1. Juli 1911, S. 96—123.
Beaunier: Un groupe, Revue des deux mondes 1. Sept. 1913, S. 205—17.
Vincent: Ames d'aujourd'hui II. 308—35. Paris Beauchesne 1914.

Teil der jüngeren Generation zu Füßen des Kreuzes und in die Hallen der Kirche geführt.

Bei ihren Meistern lasen die Jüngeren wieder die Worte servir und sacrifice, die dem inneren Leben der Menschen Rechnung tragen, dasselbe befruchten und ein anderes Glück vermitteln, als es die gesteigerte materielle Kultur mit der immer wiederholten Aufforderung das Leben zu genießen, zu gewähren vermag. Sie hörten wieder von Pflichten reden, während die Lehrer der großen Revolution meist nur von Rechten sprachen, und deshalb folgten sie den meisten ihrer Lehrer nicht mehr, wuchsen aber auch über ihre Meister hinaus, indem sie in der katholischen Kirche und Religion nicht nur einen Halt und eine Stütze für Familie und Staat sahen und suchten, sondern vor allem Wahrheit und übernatürliche Kraft und Nahrung für ihre Seelen fanden. Den neuen Geist kennzeichnet Bordeaux treffend folgendermaßen: ‚Es gab eine Zeit, in der die Jugend an die individuelle Freiheit glaubte und um sie zu erlangen, die Vergangenheit und den alten Glauben auszulöschen suchte. Die neue Jungmannschaft will allen Ernstes dienen. . . . Sie weiß, daß man, um etwas zu leisten und aufzubauen, die sozialen Bande und die erprobten Glaubenswahrheiten anerkennen muß.'*

Freudig haben sich den jüngern Literaten (Vallery-Radot, Mauriac, Lafon, Psichari, Maritain, Vaussard u. a.) ältere angeschlossen und zum Teil Führerrolle übernommen. Manche von ihnen sind den langen Weg des Suchens gegangen, alle aber haben wenigstens die Sorgen und Zweifel der Suchenden gekannt und miterlebt. (Claudel, Jammes, Le Cardonnel, Baumann, Péguy, Salomé, Lotte, Jean und Jerôme Tharaud.)

Diese alle, die den Namen die Jüngeren führen, bilden aber nicht wie ehemals die Parnassiens, Naturalisten und Symbolisten eine Schule mit gemeinsamer poetischer Form; gemeinsam ist ihnen nur das Endziel, den segensreichen Einfluß der katholischen Religion im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft zu schildern. Diese Geistesrichtung ist es, die hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit fesselt, wenn auch schon manche reife literarische Frucht vorliegt.**

Den Jüngeren genügt die Formschönheit eines Lecomte de Lisle und der Parnassiens nicht mehr, deren Verse wunderbar gefeilt, aber edlen Lebens bar sind. Der Naturalismus eines Zola, der kein Seelenleben kennt, stößt sie ab. Der dekadente Symbolismus eines Barbey d'Aurevilly, Baudelaire, Glatigni, Mallarmé und Verlaine vermag sie trotz so mancher religiöser Laute nicht zu fesseln. Das Gereizte und Übertriebene eines Huysmans und Bloy tut ihren Herzen weh. Das Tastende und Suchende eines Barrès, den alle hoch verehren, läßt sie unbefriedigt.

Sie haben sich losgerungen von dem so beliebt gewordenen Stoff

---

* A. a. O. S. 39.

** Siehe Hermann Bahr, Französische Romane, Hochland Februar und April 1918.

der französischen Romanliteratur, in der vielfach Ehebruch, Selbstmord und Vergiften miteinander abwechselten, soziale Ungerechtigkeit, befriedigte Rachsucht, Zerrüttung der Familien, der Stände und des Staates meist den Hintergrund abgaben und allzu häufig krankhaft Nervöse, seelisch Überreizte und erblich Belastete als Helden auftraten. In ihren Werken weht gesundere Provinzluft und blüht warmes, katholisches Leben, das starke Seelen schafft, die sich mit dem Leben auseinandersetzen können.

Ihre Kunst hat einen konservativen Zug, sie steht ganz im Dienste der so notwendigen Wiedergewinnung verloren gegangener Kräfte und bleibender Kulturwerte. Sie kennen, wie Bordeaux bemerkt: ‚La beauté des buts qui dépassent les individus et exigent tous les sacrifices',* und wissen mit Madame de Staël, daß ‚Lebenszweck nicht Genuß, sondern Vervollkommnung ist'. Sie sind Bewunderer der klassischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts, vermissen aber bei Racine und Corneille den vollen katholischen Glauben und suchen mehr Anregung in der einheitlichen Kunst- und Weltanschauung des Mittelalters. Sie glauben mit Vallery-Radot, daß ‚die Stunde gekommen ist, um auf Ruinen das Kunstgebäude zu errichten, welches dem katholischen Glauben das Baumaterial entnimmt, so wie es im Mittelalter geschah.'**

Ihre Herzensgesinnung hat Vallery-Radot in einem Dankeshymnus an den Schöpfer im Namen aller offenbart: ‚Wir haben dir versprochen, o Herr, deinem Reich zur Herrschaft zu verhelfen. Das allein liegt uns am Herzen. Wir wollen keine Idole. Weder Gold, noch Ruhm, noch niedrige Gelüste können uns befriedigen, nur dein Licht und deine Ehre, die der Welt verborgen sind. Schenk uns diese immer mehr! Um sie uns zu geben, hast du uns zusammengeführt. Wir wollen keine andere Weisheit als dein Kreuz, keinen anderen Triumph als Kalvaria, kein anderes Diadem als deine Dornenkrone, keinen anderen Trank als dein Blut, keine andere Liebe als deine Liebe. Beleidigungen, Verrat, selbst von seiten unserer Teuersten, dürfen unser Anteil werden. Wir fürchten sie nicht, sie sind unsere besten Waffen und bringen uns Lorbeer der Sieger.'*** Jean Dornis, der bekannte Literaturkritiker sagt von ihnen: ‚Sie schreiten voran im Garten der zeitgenössischen Poesie wie fromme Chorknaben mit Weihrauchfässern und Lilien in den Händen. Sie arbeiten daran, einen Altar zu errichten, auf dem sich hoch über der knienden Menge das allerheiligste Sakrament in unvergleichlichem Glanze erhebt. Diese jungen Leute kommen zu uns aus dem Schatten der Kathedralen. Fromme Hände haben ihre Herzen und ihren Geist gebildet.'†

Diese literarische Bewegung wird gestärkt und gestützt durch die religiösen Geistesstörungen bei einem großen Teile der intellektuellen Jung-

* A. a. O. S. 106.
** Revue de la Jeunesse, Bd. IV., 429.
*** Angeführt in der Revue pratique Bd. XV. 540.
† Revue des deux mondes a. a. O. 106.

mannschaft Frankreichs. Freudig greift diese zu den Werken ihrer Freunde, da sich in ihnen das wiederspiegelt, was sie selber besitzen oder ersehnen und wofür sie bei ihren Alters- und Standesgenossen werbend arbeiten. Doppelt stark aber wird diese literarische Wiedergeburt Frankreichs dadurch, daß das einigende Band der Freundschaft und der Religion die älteren und jüngeren Literaten umschlingt. Dadurch endlich, daß Männer wie Bourget, Bazin, Bordeaux, Bertrand, Barrès und Maurras ihnen ermunternd und helfend zur Seite stehen, und die bekannten Zeitschriften ‚Revue des deux mondes‘, ‚Correspondant‘ und ‚Revue hebdomadaire‘ von ihrem Wollen und Können regelmäßig berichten und ihren Arbeiten oft und gerne Gastfreundschaft gewähren, werden nicht nur kleine literarische Zirkel erfaßt, sondern erstreckt sich der heilende und segensreiche Einfluß der Jüngeren über weite Kreise Frankreichs, ja der romanischen Länder überhaupt.

Pendent opera interrupta. Unwillkürlich kommt einem dieses Trauerwort Virgils in den Sinn, wenn man an die Opfer denkt, die der Weltkrieg auch von der französischen Jugend gefordert hat. Ein Teil der Führer der jungen literarischen Bewegung ist tot: Dusmenil, Péguy, Lotte, Psichari, und klaffende Lücken weist die Gefolgschaft auf. Ihre Zeitschriften, die von Leben sprühten und weithin Freunde warben: Cahiers de la Quinzaine, L'Amitié de France mit den Cahiers und Bulletin de l'Université mußten ihr Erscheinen einstellen. Zwar bemüht sich die von den Dominikanern vortrefflich geleitete Zeitschrift ‚Revue des Jeunes‘, die fast führerlose und zersprengte Jungmannschaft zu sammeln und zu weiterer unermüdlicher Arbeit trotz der Kriegsnot aufzumuntern. Ob es ihr gelingt? Bordeaux hofft: ‚Wenn sie auch viel gelitten haben, so sind sie doch nicht entmutigt und niedergedrückt. Ihr Glaube gibt ihnen den starken Mut, der selbst auf Gräbern blüht. Die Lebenden treten die Erbschaft an, sie werden die Führerrolle der Toten übernehmen, die ihr Opferleben so herrlich gekrönt haben. Sie werden den begonnenen Sang ruhig weitersingen.‘*

Wenn auch diese literarische Bewegung vorläufig reicher an Versprechen als an Schöpfungen und das Kunstideal wohl etwas zu einseitig ist; wenn auch manche von den Jüngeren, sollen ihre Werke bleibenden Wert behalten, viel mehr auf die Schönheit der Form achten und in die Schule Flauberts und Heredias gehen müssen, so darf die Zeitgeschichte sie doch nicht übersehen; denn sie haben zur Gesundung der französischen Literatur jetzt schon sehr viel beigetragen. Selbst wenn der schreckliche Krieg so manche Zweige rauh geknickt und vielversprechende Blüten rauh zerstört hat, so darf man doch hoffen, daß die Träger des neuen Geistes ihren Samen so tief in die französische Erde senkten, daß dem verheißenden Frühling trotz der rauhen Stürme ein reicher Sommer folgen kann.

---

* A. a. O. S. 71.

# Bevölkerungspolitik / Von Bernarda von Nell

Bevölkerungspolitik — unter der großen Zahl schwerwiegender Zukunftsangelegenheiten unseres Volkes eine der schwerstwiegenden! Eine Angelegenheit, in der körperliche und seelische Momente, individuelle und soziale, wirtschaftsgeographische und nationalökonomische, außenpolitische und innerpolitische auf das engste ineinander verkettet sind. Entsprechend der Schwierigkeit der Aufgabe wird seit geraumer Zeit mit großem Aufwand von Fleiß und Begabung an der Einwirkung auf die öffentliche Meinung und an der Ausarbeitung von praktischen Maßnahmen gearbeitet. Seltsamerweise aber scheint hierbei fast allgemein die Zielsetzung stillschweigend als eine von vornherein feststehende betrachtet zu werden. Wir hören nicht die Frage erörtern: Soll unsere Bevölkerungspolitik das Hinarbeiten auf zahlenmäßig stärkste Volksvermehrung als ihre Hauptaufgabe ansehen? oder soll sie, unter Anerkennung zwar, daß beträchtliche Zunahme erstrebenswert ist, doch ihr Hauptaugenmerk auf Stärkung der Volkskraft im Sinne des gesunden Aufziehens und guten Erziehens der Kinder, die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge geboren werden, und des Gesunderhaltens der Erwachsenen richten? Ganz ohne weiteres wird fast überall das Erstere als das Selbstverständliche angenommen. Auch die Frage hört man nicht besprechen, ob eine besonders starke Volksvermehrung als ‚Mittel' aufzufassen sei, um Machtzuwachs zu erreichen, oder ob umgekehrt gerade der Machtzuwachs sich als das Mittel darstellt, durch welches starke Volksvermehrung erst möglich wird? Auch hier wieder gilt gemeinhin die Antwort als eine ohne weiteres in dem ersteren Sinne gegebene.

Aber ist es denn wirklich so, daß dieses alles bereits so vollkommen feststeht? Wären nicht gerade diese Grund- und Vorfragen es wert, zuallererst und auf das allereindringlichste erwogen zu werden? Ich selber freilich möchte sie bloß noch einmal nennen, bloß sie ins Gedächtnis zurückrufen in der Hoffnung, daß dann vielleicht andere, zu ihrer Lösung Geeignetere, sich eingehend mit ihnen befassen.

In dem ganzen Fragenkomplex der Bevölkerungspolitik kann ich selber als von vorneherein feststehend nur einige Grundsätze anerkennen, die auf sittlichem Gebiete liegen. Es sind ganz kurz diese: Das Laster als Ursache der Geburtenverminderung ist unbedingt verurteilenswert und bekämpfenswert; die Sünde als Quelle der Geburtenvermehrung ist ebenso verurteilenswert und bekämpfenswert; die Pflicht, Leben und Gesundheit von Mann und Weib, von Erwachsenem und Kind nach Möglichkeit zu erhalten, ist ernst und unabweisbar. Diese Grundsätze sind das einzige auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik, das klar ist wie der Tag. Seltsamerweise sind aber gerade sie es, die von vielen Seiten als etwas in Zweifel Stehendes behandelt werden.

Nächst diesen Grundsätzen gibt es dann noch eine Tatsache von ziemlicher Klarheit: es ist die wirtschaftsgeographische, derzufolge ein Land

aus sich heraus nur so viel gesunde Bevölkerung tragen kann, wie es dem unentbehrlichen Lebensbedarf entspricht, den es hervorzubringen oder dem Ausland als Tauschgegenstände, die jenem unentbehrlich sind, anzubieten vermag. Daß Deutschland hierin nicht über ‚unbegrenzte Möglichkeiten' gebietet, darüber wurden diejenigen, die es nicht vorher wußten (derer, die es zum wenigsten nicht bedachten, waren ganz auffällig viele!), durch die letzten dreieinhalb Jahre in nachdrücklichster Weise belehrt. Mit noch etwas mehr Nachdruck freilich wurden sie es, als dies Friedensverhältnissen — selbst die nicht übergünstig gerechnet — entsprechen würde! Denn unsere Landwirtschaft konnte, trotz der äußersten Kraftanspannung der Daheimgebliebenen, nicht vollständig das, was aus dem Boden hätte herausgewirtschaftet werden können, in Wirklichkeit hervorbringen, weil die kräftigen Männer vor dem Feinde stehen und die starken Arbeitspferde vorm Feind benötigt werden. Auch bei der Textilindustrie und der Schuhwarenherstellung hat in etwa der gesteigerte Bedarf und Verschleiß beim Heere einen Mitanteil an der Knappheit daheim; aber darum liegt nichtsdestoweniger die eigentliche und entscheidende Ursache darin, daß der Eigenbesitz an Rohstoffen im einen Falle ganz fehlt (Baumwolle), in den anderen Fällen aber nicht hinreichend ist (Wolle, Leinen, Leder). Nur beim Wohnungsbau ist der Krieg, der die Arbeitskräfte wegnahm, die alleinige Ursache des eintretenden Mangels; bei der Möbelindustrie und dem Haushaltungsgerät ist er es auch in der Hauptsache, aber doch schon wieder nicht ausschließlich.

In sehr hohem Grade hat nun wirklich diese fühlbare Lektion zum Nachdenken angeregt. Merkwürdigerweise aber fast ausschließlich mit dem einen Ergebnis, daß sich die Überzeugung festsetzte: Es ist erforderlich, unsere Bevölkerung auf die höchstmögliche Zahl zu bringen, erstens damit wir das Ausland jederzeit zwingen (?) können, uns so viel Lebensbedarf, wie wir benötigen, auf dem Wege des Handels abzugeben, und zweitens damit wir und nicht die anderen es künftig sind, die den Glanz der führenden Weltmacht auf dem Scheitel tragen.

Letzteres ist schön und ist bestechend. Stellt es sich als erreichbar heraus, so wollen wir's von Herzen willkommen heißen! Notwendig aber ist es nicht. Die Forderung, die das unbestochene deutsche Denken und Empfinden stellen muß, ist, daß wir in einer politischen Lage uns erhalten, die es uns ermöglicht, ein gesundes, ein sittlich hochstehendes, ein körperlich und geistig leistungsfähiges Volk zu sein. Die Früchte, die früher oder später aus dieser Leistungsfähigkeit selbstverständlich zu erwarten sind, werden auch auf das machtpolitische Gebiet ihren Einfluß üben. Aber nicht jene Früchte sind das Erste und Höchste. Das Erste und Höchste ist diese körperliche, geistige und seelische Kraft selber. Ein sehr zahlreicher Nachwuchs, der, infolge nicht zureichender wirtschaftlicher Bedingungen, unzulänglich genährt und gekleidet, geistig unzulänglich geschult, sittlich unzulänglich erzogen wäre, was wäre denn der uns wert?

Nur wenn es gelingt, die Vorbedingungen zu sichern, um auch den zahlreichsten Nachwuchs entsprechend nähren, kleiden, ausbilden und innerhalb der Familie erziehen zu können, nur dann ist dieser für Deutschland ein kostbarer Schatz.

Über den Wert der bloßen Menge etwas kühl abschätzend zu urteilen, das würde vor allem ein treffliches Schutzmittel sein gegen die bereits so üppig aufschießenden Hirngespinste phantastischer und unsittlicher Art. Und — man schaue sich um! — tut es nicht wirklich not, daß diesen ein Damm entgegengestellt werde? Dem vielen Guten, das im Werden ist sowohl zur Eindämmung des Lasters wie zum Schutze von Mutter und Säugling, von Kleinkind und Schulkind und auch zum Schutze aller Erwachsenen, Männer und Frauen, wird durch solch klare, nüchterne Betrachtung keineswegs ein Hemmnis bereitet. Im Gegenteil, gerade durch sie wird dies um so zwingender als das wahrhaft Erstrebenswerte erkannt werden.

Und noch ein weiterer großer Fehler würde leicht zu beseitigen sein, sobald einmal die Unumstößlichkeit der Auffassung ins Wanken gekommen wäre, daß ‚Geburtenzunahme und Säuglingsschutz' lediglich als ‚Mittel' gehandhabt werden sollte zur ‚Machterweiterung'. Es ist eigentlich auffallend, daß in den Kreisen, welche hier Einfluß zu üben vermöchten, so wenig bemerkt zu werden scheint, welche Mißstimmung durch die Herrschaft — oder anscheinende Herrschaft — dieser Auffassung in dem größten Teil unseres Volkes hervorgerufen wird! Einmal bei der Gesamtheit der Frauen, zum anderen bei der sämtlichen unbemittelten Bevölkerung. Bei den Frauen, weil diese Dinge auf das allertiefste ihr körperliches Wohl und ihr seelisches Glück berühren. Bei den Minderbemittelten, weil sie — auch wenn noch so gut ausgedachte Erleichterungen eingeführt werden — doch die Hauptträger der wirtschaftlichen Lasten des Kinderaufziehens sind und bleiben. In den Ohren der Frauen und in den Ohren der Minderbemittelten klingen Ausdrücke wie ‚Menschenproduzentin', ‚Menschenmaterial' nicht gut. Mit Ermahnungen und Forderungen verbunden, klingen sie ihnen noch schlechter. Am allerschlechtesten klingen sie aber denjenigen unter ihnen, deren Herzen schon durch den Verlust geliebter naher Angehöriger wund und wehe sind. Und wieviel Familien gibt es denn in Deutschland, die von solchem Leid noch nicht betroffen wurden?

Es wäre gut, wenn zur rechten Stunde von berufener amtlicher Stelle aus jene Ausdrucksweise und mehr noch die Denkweise, aus welcher sie hervorgeht, mit unmißverständlicher Deutlichkeit abgewiesen würde. Freudig aufhorchen würden die Frauen und würden die unteren Klassen, wenn ihnen dargelegt würde, daß der Staat in ‚Geben und Nehmen' an sie herantreten will, wenn ihnen in möglichst schlichten Worten gesagt würde, der Staat sehe es als seine Aufgabe an, ihnen in bescheidenem Rahmen, soweit er die Mittel dazu besitzt, die Möglichkeit zu Familiendasein und Familienglück zu eröffnen; von ihnen aber fordert er, daß sie die Kinder, die Gott ihnen schenkt, zu treuen, leistungsfähigen und opferwilligen Staatsbürgern er-

ziehen. Ich glaube, in sehr weiten Volkskreisen würde diese Sprache wohltuend empfunden werden. Und sie würde auch verstanden werden. Und der Wille würde sich straffen, die Friedenspflicht zu erfüllen, wie die Kriegspflicht erfüllt worden ist.

Letzten Endes kommt es hier freilich auf den Begriff vom Staate an. Wahrhaftig, gerade wir Deutschen haben alle Ursache, unsere gesamte Staats-Organisation, die einzelstaatliche (hierin spreche ich als Preußin von Preußen) und die bundesstaatliche, mit freudigem Stolz zu würdigen und sie mit aller Energie hochzuhalten, unter Verachtung jeglicher Auslands-Nörgelei! Aber wir wollen nicht durch jene Aufgeregtheit und Übertreibungssucht, welche die Kriegszeit so leicht in das Denken und in das Empfinden hineinträgt, uns verleiten lassen, aus dem ‚Staat‘ einen Fetisch zu machen. Wir wollen grundsätzlich und allerwege an der Einsicht festhalten: Das Volk ist nicht bloß eine ‚Masse‘, welche dazu da ist, daß aus ihr eine imponierende Form — ‚der Staat‘ gebildet werde. Vielmehr der Staat ist die ‚Institution‘, welche deshalb von imponierender Gestalt und Stärke sein soll, damit sie einem kernigen, kräftigen, auch zahlreichen Volk, einem Volk, wie wir es als das deutsche empfinden und lieben, die Daseinsmöglichkeit verbürge.

# Kritik

## Literatur über Polen
## Von Manfred Bühlmann

Seit die polnische Frage durch die Ereignisse des Weltkrieges wieder zu einem der brennendsten Probleme der Zeitgeschichte geworden ist, hat den Büchermarkt eine wahre Sturzflut von Schriften über Polen überschwemmt. Ein Eingehen auf die Schicksale dieses Landes ist besonders jetzt ein verantwortungsvolles Unternehmen, dem sich aber nur der allergeringste Teil dieser Neuerscheinungen gewachsen zeigt. Ob die einzelne Schrift dick oder dünn ausgefallen ist, tut hier gar nichts zur Sache, da über den literarischen Wert einer Arbeit nicht ihr Umfang, sondern ihre Methode entscheidet. Es ist aber ohne Zweifel ungemein schwierig, die kühle Objektivität in der Beurteilung eines Landes zu bewahren, das gegenwärtig im Brennpunkt des Streites einer ganzen Welt steht, wenn der Beurteiler selbst Partei ist. Dies trifft aber heute fast auf jeden zu, der über Polen schreibt. Nur wenige kennen die Geschichte von Polen näher, fast niemand seine Kultur und ‚von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte‘.

‚Im Lande des weißen Adlers‘ betitelt Walter Stein ein Bilderbuch mit Darstellungen aus ‚Polen in Vergangenheit und Gegenwart‘, das als 3. Band der Comenius-Bücher (Verlag Grethlein & Cie.) erschienen ist. Das Buch ist von besonderem Interesse, weil es aus der Zusammenstellung der Bilder die Unzertrennlichkeit Polens und Litauens erkennen läßt und auf das erschütternde Martyrium der polnischen Katholiken unter den ukrainischen Orthodoxen hinweist. Als Ganzes trägt es der Polenschwärmerei unserer Großväter aber doch wohl allzu sehr Rechnung und kommt durch die Auswahl der Bilder dem Geschmack des großen Publikums viel zu sehr entgegen. Die große geschichtliche Bedeutung der bewundernswerten Erhebungen des unglücklichen Polenvolkes, die Karl von Heigel in seinen Vorlesungen immer so ergreifend vor Augen zu führen wußte, wird dadurch leicht ins Triviale gezogen. Zur Annäherung Polens an Deutschland trägt es auch ganz gewiß nicht bei, wenn in einseitiger Weise immer wieder auf die fremden Einflüsse in Kultur und Wissenschaft hingewiesen wird, während die nationale Kunst Polens, die kürzlich sogar Hindenburg ausdrücklich hervorgehoben hat, sehr untergeordnet vertreten ist. Die breite Behandlung der unglücklichen Beziehungen zwischen Polen und Preußen wäre wohl besser unterblieben, desgleichen die Polemik in den Bildertexten, die auch sonst nicht immer ganz einwandfrei sind. So sind zum Beispiel auf dem bekannten Bild ‚Rejtan‘ von Jan Matejko die Namen der Magnaten falsch wiedergegeben; ferner sucht Graf Rejtan den Führern der Russenpartei den Austritt aus dem Saal zu wehren und nicht den Eintritt. — Von Polens größtem Heiligtum, dem Gnadenbild der Muttergottes über dem Torbogen von Ostra Brama in Wilna, findet sich hier nur eine genrehafte Straßenszene. Das Gnadenbild selbst ist aber eine der herrlichsten und wichtigsten Schöpfungen polnischer Kunst, von dem ausgezeichnete Aufnahmen Boedeckers und vor allem die rühmlichst bekannten Bilder des Wilnaer Kunstphotographen Jan Bulhak zur Verfügung gestanden hätten. Letzterer ist unter den 150 Bildern des Quart-

bandes leider mit keiner einzigen Arbeit vertreten, während seine Kunst inzwischen durch alle großen illustrierten Zeitschriften Deutschlands bekannt geworden ist.

Hervorzuheben ist bei dem Buche aber die wohltuend klare Wiedergabe der Photographien auf der Gummipresse, eine unter den derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnissen doppelt glänzende drucktechnische Leistung der Firma Westermann in Braunschweig, sowie die geschmackvolle Ausstattung durch einen ungenannten Künstler.

Mit der polnischen Seele und ihrer Kultur macht uns die Schrift ‚Von Polens Seele' (Eugen Diederichs, Jena) von Stanislaus Przybyszewski bekannt. Der auch in der deutschen Literatur längst bekannte Mystiker bezweckt mit diesem Büchlein, ‚dem Deutschen den Werdegang und das innerste Wesen der polnischen Seele in ihren bedeutsamsten Inkarnationen vor die Augen zu rücken'. Hier hat ein Dichter wirklich mit seinem Herzblut geschrieben, und mit mehr als bloßem Interesse, mit wahrer Teilnahme folgen wir dem von ihm ergreifend gezeichneten Leidensweg seiner Heimat. Diese außerordentlich geistreich entworfenen Bilder vom Seelenleben Polens wirken für uns, denen die hohe Geisteskultur Polens bis heute unbegreiflicherweise so gut wie fremd geblieben ist, wie Enthüllungen. Schade nur, daß angesichts der dämmernden Erkenntnis von Polens kultureller Bedeutung der begreiflich starken Nachfrage nach Literatur über Polen nicht auch ein qualitativ gleich starkes Angebot gegenübersteht. Für den noch durch vieles Gestrüpp versperrten Weg zur Verständigung von Volk zu Volk nicht durch politische Auseinandersetzung, sondern durch Verständnis, wüßte ich aber keinen schöneren Wegweiser als Przybyszewskis Schrift ‚Von Polens Seele'. Ganz besondere Freude wird sie noch jedem Verehrer Chopins bereiten, dessen ‚Ton', jenen eigentlichsten und elementarsten ‚Urton der polnischen Seele', Przybyszewski auch nur deshalb herauszuschälen und ins Wort zu übersetzen vermochte, weil sich in ihm eben der ausgezeichnete Pianist, der geistvolle Schriftsteller und der blutsverwandte Landsmann Chopins in so selten glücklichem Zusammentreffen vereinen.

Von einem Buch, das unter dem anspruchsvollen Titel ‚Das Buch von den polnischen Juden' erscheint, erwartet man sich etwas anderes als nur eine Auswahl aus polnisch-jüdischen Schriftstellern, zudem noch fast ausschließlich aus dem Gebiet der Belletristik. Die Herausgeber Agnon und Eliasberg haben sich hier die Sache doch wohl etwas zu leicht gemacht, zumal angesichts der sehr umfangreichen gediegenen Literatur, die deutscherseits über die Ostjudenprobleme vorliegt und sich mit meist viel bescheideneren Titeln begnügt.

Wer sich rasch über wichtige polnische Fragen ganz allgemein unterrichten will, nehme die vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit herausgegebenen Heftchen zur Hand. Bisher sind erschienen:

1. Polnische Könige, von Kamillus Kantak (Posen);
2. Aus Polens Geschichte und Kultur, von Maria Maresch (Wien) und
3. Die Verwaltung in Polen, von Wilhelm Essenbach (Berlin).

Erfährt der Leser hier in knappster Form und bei objektiver Darstellung das Wesentlichste, so gibt das Buch ‚Die Polen und der Weltkrieg' von A. Guttry auf breiter Grundlage eine gediegene Einführung in jenes Problem, das gerade in diesen Tagen wieder in den Vordergrund des politischen Interesses gerückt ist, da die Würfel über das künftige Schicksal Polens fallen. Der aufmerksame und vorurteilsfreie Leser dieses bedeutendsten Werkes über die politische und wirtschaftliche Entwicklung der Polen in Rußland, Preußen und Österreich wird aus dem hier zusammengetragenen Material sich vielleicht schon ein Bild von den Beweg-

gründen des bisherigen Verhaltens der Polen im Weltkrieg machen können. Aber obwohl der russische Alp nunmehr endgültig von Polen gewichen ist, liegt der Zeitpunkt immer noch fern für jenes abschließende Kapitel über die Polen und den Weltkrieg, das uns erst alles wissen und dann auch alles begreifen und entschuldigen lassen wird.

# Robert Saitschick: Von der inneren Not unseres Zeitalters / Ein Ausblick auf Fausts künftigen Weg / Von M. Beyerle

Faust ist das Buch, in dem Goethe seine tiefste Lebensbetrachtung aussprechen wollte. Was er unserm Geist bedeuten soll, sind wir gewohnt, darin zu suchen. Wir werden es um so mehr tun, als wir geneigt sind, Goethe-Faust als Typus des modernen ringenden Menschen gelten zu lassen. In dem Bestreben, das typisch Bedeutungsvolle, das für die Lebensbetrachtung- und Gestaltung Charakteristische aus der gesamten Faustdichtung herauszuholen, sehen wir uns durch die Breite der Darbietung vielfach gehemmt. Saitschik bricht diese Hemmungen hinweg, indem er durch Zusammenfassung alles Wesentlichen das Faustdrama vereinfacht und auch manches Bruchstück, an dem wir sonst vorbeigehen würden, dem Verständnis dienstbar macht.* Wir würden die Bedeutung des Büchleins aber ganz verkennen, wollten wir sie in einer Faustkommentierung erblicken. Wie nur die eigne Lebenserfahrung einen Schlüssel zum Verständnis der Fausttragödie verleihen kann, setzt ihre Beurteilung, wie sie bei Saitschick vorliegt, die Reife und Abgeschlossenheit einer eignen schöpferischen Lebenskraft voraus. Faust ist auch in Saitschicks Betrachtung nur der Name für den innern Menschen unserer Tage. Und wie Goethe, so setzt auch er sich mit ihm selbständig auseinander. Nur sieht er schärfer; denn Faust ist inzwischen ein Jahrhundert seinen Weg weiter gegangen. Die Konflikte sind ausgeprägter, der Ausgleich schwerer. Die innere Not ist darum intensiver, ich bin versucht zu sagen ehrlicher empfunden. Saitschicks Bekenntnis der innern Not unserer Tage ist das Bekenntnis eines Menschen, der sie in sich, soweit als möglich, schon überwunden hat. Es muß sich also zum Bekenntnis höherer Kraft erweitern. Da diese Kraft den Weg aus der Tiefe zur Höhe nahm, ist sie voll wahrhaftiger Demut und von sich mitteilender Wirksamkeit zugleich. Schlicht und ursprünglich. Sie vermag es darum, denen, die rückwärts auf dem gleichen Wege sich mühen, die Hand zu reichen, sie aufzurichten, voranzuweisen. Darauf zielt auch der Sinn des Büchleins: dem strebenden Faust unserer Tage Ausblick zu geben auf den kommenden Weg. Der Umfang des Büchleins ist gering, weil dem Autor nur sein Inhalt maßgebend ist. Und doch ist es ein Werk, an dem eine ganze gestaltende Lebenskraft Ausdruck gewinnt. Wir dürfen ihm und seinem Entstehen das darin ausgesprochene Wort zugrunde legen und auf Saitschick selber beziehen: ‚Wer ein starkes inneres Leben hat und nach dem Höchsten strebt, gehört im Grunde nicht mehr sich an; er wächst über sich selbst hinaus, und was er erfahren und durchgerungen hat, muß er als einen Bestandteil der Erfahrungen der ganzen Menschheit betrachten.' Wir erschöpfen das Buch in einem ersten Lesen nicht. Nicht immer spricht der einzelne Gedanke eindeutig zu

* München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

uns. Er ist Teil des Ganzen, und sein Sinn will aus dem Ganzen gewonnen sein. Es ist von Religion nicht viel die Rede, wenn sie als tiefster Kraftquell des Menschenlebens auch genannt wird. Aber die ganze Arbeit bekennt sich als Lebensfrucht zu ihr auch ohne Worte schon durch ihr bloßes Wachstum, wie die Frucht zu der Wurzel, die sie nährt. Das Buch weiß, daß in dem, was das Leben wertvoll macht, im geistigen Wachstum und Gewinn, jeder den Weg selber gehen muß. Es bescheidet sich darum, Wegweiser zu sein und will die Schritte selbst nicht übernehmen. Es weist nicht nach außen zur bloßen Nachahmung, sondern nach innen zu eigener Sammlung. Es verliert sich darum nicht in Formen, sondern läßt sich am Wesen genügen.

Wenn wir uns in diese letzte Gabe Saitschicks vertiefen, verstärkt sich uns unabweislich der Wunsch, sie all unsern nächsten Freunden in die Hand zu geben: den einen zum Trost, andern zum Gewinn, manchen zu stiller Freude an einer heimatlich vertrauten Geisteswelt.

# Neue Romane* / Von Franz Herwig

Als Sudermann vor einiger Zeit sechzigjährig wurde, ließ er einen Band Erzählungen erscheinen, über den einiges gesagt werden soll. Publikum und Kritik haben sich in keinem Falle so sehr widersprochen, wie im Falle Sudermann, lediglich ‚Frau Sorge‘, der Erstlingsroman, bestand vor fachmännischem Urteil. Freilich konnte man der starken Begabung nicht recht froh werden, die im Grunde bodenständig, von einer kühl-fremden Technik besonders im Drama irregeführt wurde. Den Romanen, und da besonders den ersten Romanen, fehlte dieses Element, und seinem letzten Erzählungswerke fehlt es durchaus. Diese ‚Litauischen Geschichten‘ scheinen einem heißen und innigen Johannistriebe der Liebe zur Heimat ihr Entstehen zu verdanken, und so wenig sie etwas für zarte Gemüter sein werden, so unbestreitbar ist die Wucht ihrer kräftigen, ja nahezu brutalen Art auf starke Herzen. Wer Corinthsche Bilder gesehen hat, wird bei diesen Sudermannschen Stücken an jene denken; die Art, sich zu geben, ist dort wie hier die gleiche. Nur daß bei dem Erzähler ein starkes seelisches Element deutlich ist, das über die naturalistisch gefaßte Welt der Triebe dahinleuchtet. Und dieses ist das Neue und Wertvolle im Wesen Sudermanns. ‚Die Reise nach Tilsit‘ erzählt von einem Fischermeister, der an eine brutal-handfeste Dirne gerät und durch ihren teuflischen Einfluß zu dem Entschluß kommt, seine stille und feine Frau umzubringen. Bei einer Vergnügungsfahrt im Segelboot soll es geschehen. Er wird das Boot kentern lassen, wobei die Frau umkommen mag. Er selbst hat sich Binsenbündel bereitgelegt, die er im entscheidenden Augenblick umbinden wird, damit sie ihn über Wasser halten. Die Reise geht vor sich, aber, zum erstenmal seit Jahren, allein mit seinem Weibe, Zeuge der Bewunderung, die sie als ländliche Schönheit erregt und unbemerkt von ihrem guten Wesen angeweht, wandelt sich über lange Stunden hinweg sein Entschluß. Und während Todesangst, Angst um die große Sünde,

---

* Hermann Sudermann, ‚Litauische Geschichten‘. (J. G. Cotta, Nachf., Stuttgart, M. 5.—.) Ernst Zahn, ‚Die Liebe des Severin Imboden‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, M. 5.—.) Derselbe, ‚Nacht‘. (Ebenda M. 4.50.) Nikolaus Bruck, ‚Ich warte . . .‘ (Ebenda, M. 5.—.) Jakob Schaffner, ‚Der Dechant von Gottesbüren‘. (S. Fischer, Berlin, M. 5.—.)

die ihr Mann im Begriff ist zu begehen, Vertrauen in Gottes Fügung in der wissenden Frau ringen, wird er innerlich durch einen himmlischen Finger gnadenvoll angerührt, gesteht ihr die Absicht des Verbrechens (sie sagt darauf: ‚Da müssen wir aber tüchtig beten, damit der liebe Gott uns verzeiht.'), und während die Versöhnten im nächtlich heimlich gleitenden Boot friedlich schlummern, geschieht das Unglück, daß ein plötzlicher Windstoß das Boot kentern macht. Im Kampfe mit den Wellen bindet der Fischer seinem Weibe die Schilfbündel um, damit sie gerettet werde. Er selber ertrinkt. — ‚Miks Bumbullis' ist ein Mörder und Wilddieb. Äußerlich und innerlich verhängnisvoll für ihn ist die treue und aufopfernde Liebe zu einem Kinde. Der letzte Eindruck ist der, daß das Gute auch in diesem Menschen einen mächtigen und letzten Endes entscheidenden Einfluß hat. — Auch bei der Erzählung von ‚Hans und Erdme' überwiegt dieser Eindruck: treue Arbeit, gegenseitiges Verzeihen, opfervolle Gutheit bringen schließlich den Sieg. Das Licht ist nicht rein, wie in allen diesen Erzählungen nicht, es ist viel Rauch dabei, und seine Flamme wärmt nur eben, aber es ist, als wenn nach wilden, wüsten Herbsttagen abends noch einmal die Sonne scheint. Mord, Herzensroheit, Lüge und Verderbnis — und durch diese Wüstheit ringt und zwingt die arme Menschenseele sich hindurch, oft fallend, oft ganz bedeckt von Schmutz, aber den rechten Weg doch einmal wiederfindend. Es läßt sich denken, daß Sudermann, seinem Wesen getreu, dem Leser das Abschreckendste an dieser Wüstheit nicht erspart; in der Technik ganz Naturalist, scheint aber der Mensch Sudermann an der Wende des Mannesalters innerlich sehend zu werden, auch darin ganz Ostpreuße, der, von einer schweren Natur bedrückt, dem Geheimnisvollen nachlauscht. So, wie die Erzählungen sind, findet man ihrer in der naturalistischen Literatur nicht eben viele. Es ziehen da bereits Fäden zu Tolstoi hinüber. Bemerkenswert an ihnen ist schließlich auch ihre volkstümliche Art; volkstümlich nicht in dem Sinne, daß es nur gute Volkserzählungen wären, sondern so, daß sie im Volke wurzeln. Selbst die Darstellung ist von der Kunstsprache weit entfernt. Sie nimmt vom Volke Satzbildung, Redeweise und Gedankengang, und so wenig man sagen kann, das Volk würde sich in diesen Erzählungen wieder erkennen, so sicher ist auch, daß sie der Liebe zum Volke und einer tiefen Kenntnis des litauischen Volkswesens ihr Entstehen verdanken. Für uns, die wir westlich der Elbe, oder gar südlich des Mains wohnen, macht dieses Volkswesen den Eindruck von etwas sehr Wildem und Ungebändigtem. Es ist, als wenn wir nach einem fremden Erdteil hinüberschauten. Vergessen wir dieses beim Lesen des Sudermannschen Bandes nicht, damit wir nicht dem Erzähler an dem Schuld geben, was im Stoffe nun einmal beschlossen liegt.

Die starken und rücksichtslosen Natürlichkeiten des Lebens, denen Ernst Zahn bisher kühl-bürgerlich gegenüberstand, beginnen jetzt dem abgeklärten Schweizer Realisten zu Problemen zu werden. Es ist zweifellos nicht ein neues Stoffgebiet, das er nach reiflicher Überlegung sozusagen erwählt, sondern ein innerer Zwang treibt ihn, diese bisher verhüllten Dinge aufzudecken. Sein Roman ‚Die Liebe des Severin Imboden' wird zunächst manchem einen heilsamen Schrecken einjagen, denn, von den Libertinern abgesehen, hat kaum jemand die Wucht des Naturtriebes so deutlich gemacht wie in diesem Fall Zahn. Der Ernst, der leidende und ehrfürchtige Ernst, mit dem er seinen Stoff darstellt, trägt indessen jede Zeile des Buches. Und so wird denen, die von Severin Imboden anfänglich sagen werden: ‚ein Tier', zum Schlusse doch etwas bedenklich sein und sie werden sich auf das Urteil einigen, daß hier ein Mensch dargestellt ist, der ganz ungebändigte, schrankenlose und rücksichtslose Natur ist. Dieser Eindruck wird nicht

zuletzt dadurch hervorgerufen, daß der Jüngling und Mann in die große und ungebändigte Hochgebirgsnatur hineingestellt wird, mit ihr verwächst, so daß er schließlich als ein Stück von ihr erscheint. Es ist nicht Lüsternheit, was ihn zum Weibe treibt, es ist wie eine Personifizierung des Schopenhauerschen Willens zum Leben: er scheint keine Wahl zu haben, sondern zu müssen. Da diese Grundstimmung energisch festgehalten wird, erhalten die Geschicke der weiblichen Wesen wie Severins einen tragischen Hauch; selbst das Ende Imbodens an dem Messerstich eines Rächers vermag weniger das Gefühl zu erwecken, daß dem Unhold nun recht geschehen sei, sondern die Klage wird wach, daß so viel Kraft und elementare Leidenschaft blind blieb und jämmerlich unterging. Der unreflektierte Leser indessen wird lediglich das Gefühl haben, an einem Wildbach gestanden zu sein, der Felsblöcke, Baumstämme, friedliche Hütten durch die Wucht seiner Wasser fortreißt: ein zweckloses, aber kleines Stück Natur. Wie aber ein Wildbach auch einmal in einem Felskessel ruhig sein kann, so birgt der Roman ein Idyll: die Episode der Liebe Imbodens zu einem welschen Hirtenmädchen. Dies ist ganz märchenhaft, voll rührender Einfachheit und zweifellos das schönste Stück Poesie, welches Zahn bisher geschaffen hat. Es ist ein kurzes Idyll; sofort schwellen die Massen wieder an und begraben das Märchen.

Wie schon gesagt, ist es der hemmungslose Naturtrieb, den Zahn in seinem Roman darstellt. In seinem nächsten Buch, der Erzählung ‚Nacht‘, ist es die ausbrechende, aber gebändigte Leidenschaft. Um dies darzustellen, stellt er seine Menschen in eine andere Umgebung: die Patrizierwelt einer kleinen schweizerischen Stadt. Da hat die jahrhundertlange Tradition bereits das Abschleifen des Natürlichen besorgt, Kultur und Moral sind zu einer starken Einheit zusammengeschlossen, die mächtiger ist als der Trieb. Ein junger Gelehrter, der die später erblindende Jugendgespielin geheiratet hat, wird von der Schwester seines Weibes mächtig angezogen. Den beiden Liebenden scheint es, als nähme ihre Liebe niemandem etwas, sie nehmen naiv ihr Glück hin, kinderhaft, ohne eigentlich schuldig zu werden, und sehen doch eines Tages, wie verwüstend, zerschmetternd, unheilvoll diese Liebe ein Verhängnis für die ganze Umgebung wird. Im Erwachen ziehen sie leidend die Folgerung: Trennung. Das Leiden wird eines Tages gestillt sein, der Schmerz vergessen, und die Pflicht wird einen freudigen Schein bekommen. Ein Freund freilich, in den Wirbel hineingezogen, vermag den Halt nicht wieder zu gewinnen: sein ganzes Wesen ist erschüttert, Kultur und Moral haben nicht gehalten, die Natur und das Verheißungsvolle verwüstet. Ein lebensuntauglicher Sonderling bleibt übrig. Den anderen drei Menschen wurde das Unwetter zum heilbringenden Erlebnis: die rohe Kraft wird im Feuer verzeihender Liebe, tatkräftigen Willens zum Guten im Wesen gewandelt. Die Menschen sind im Leid gewachsen und werden fortan reicher und reifer sein. So gehören die beiden Zahnschen Bücher recht eigentlich zusammen; sie sind Ausfluß derselben innerlichen Erfahrung. Weit entfernt von jeder Leichtfertigkeit in der Behandlung, stellen sie mit das Beste dar, was die zeitgenössische Literatur in dieser Hinsicht hervorgebracht hat.

Nun gilt es, neben dem Naturalismus Sudermanns und dem vertieften und abgeklärten Realismus Zahns, noch eine andere Art Wirklichkeitsschilderung zu betrachten, für die Bloem, Gottberg u. a. in Frage kämen. Da kein neues Buch dieser Autoren vorliegt, sei Nikolaus Bruck's Straßburger Roman ‚Ich warte!‘ als Beispiel genommen. Es ist ein unterhaltsames Buch, wie die Bücher aller dieser Schriftsteller, mit einigen aufregenden Zutaten versehen und nicht besonders gut geschrieben. Über das Problem der elsässischen Doppelkultur

wird in dem Roman zuweilen disputiert, dargestellt soll es in den beiden Hauptfiguren sein, einem Deutschen und einer Elsässerin. Sie kommen nach einigen Schwierigkeiten zusammen und der Leser soll darin ein hoffnungsreiches Symbol sehen, daß auch Deutschland und das Elsaß zusammenkommen. Das Ganze ist ein bißchen fix dahergemacht, nicht besonders tief; das Beste daran sind die spezifisch Straßburger Stimmungen sowohl wie die Schilderung des alten elsässischen Bürgerhauses. Im übrigen liest man das Buch, läßt sich ein wenig davon anregen und findet zum Schluß doch, daß, da es sich um einen mit bestimmter Absicht geschriebenen Roman handelt, diese Absicht reiner und überzeugender hätte durchgeführt werden können. Der Vorhang fällt unmittelbar nach der Kriegstrauung, womit indessen das Stück nicht aus ist. Bei einer so problematischen Ehe bringt die Zeit erst die Gegensätze zur Reife. Es ist so, als sagte der Autor: Nun gut, ich wünsche, daß mit der Heirat die Frage gelöst ist. Aber wer das Gefährliche einer Rassenmischung in der Ehe auch nur vom Hörensagen kennt, wird urteilen, daß der Autor sich mit seinem Diktum etwas übernommen hat. Oder sollte er wie sein Vorbild Bloem die Absicht haben, einen ganzen Zyklus zu schreiben? Ich muß gestehen, daß im Grunde Lienhard auf der einen Seite, Schickele u. a. auf der anderen der elsässischen Frage doch inbrünstiger nahe zu kommen suchen. Sie leiden darum, jeder auf seine Weise; denn sie selber sind ein Stück Elsaß. Die Art, wie von Bloem und nun auch Bruck die Frage in den Mittelpunkt eines Unterhaltungsromans gestellt ist, ist nicht sehr sympathisch. Es gibt nun einmal Dinge, an die man nur mit gesammeltem Ernst herangehen sollte. Im Elsaß selber ist in bürgerlichen Kreisen der Bruckſche Roman viel gelesen und besprochen worden. Klüger ist man darüber nicht geworden; fassen wir das Urteil so: Es ist ein Roman, den der wohlwollende deutsche Beamte geschrieben hat.

Der Realismus des Bruckschen Romans ist ein dilettantischer Realismus (wie bei Bloem) in diesem Sinne: daß kein Kunstwille seine Form bestimmte. Der Gegensatz wäre in Jakob Schaffners Roman ‚Der Dechant von Gottesbüren' zu finden; Schaffner ist ganz Kunstwille; er sieht realistisch und prägt eine Form, die schön sein will. Was zunächst das Stoffliche anlangt, so erzählt er von dem Dechanten eines kleinen hessischen Städtchens, das durch seine Vergangenheit zu den heiligen Städten der deutschen Christenheit gehört. Der Umbau des Domes, der vieles Kunst- und Kulturgut des Mittelalters aufdeckt, weckt in dem Geistlichen den Forscher. Darüber versäumt er nicht sowohl seine Seelsorge, sondern vor allem die Aufsicht in seinem Hause, wo zwischen der Nichte, der Frau seines verstorbenen Bruders und einem entfernt verwandten Offizier, der schonungsbedürftig aus dem Felde kommt, tragische Liebesbeziehungen sich anspinnen. Die Nichte, kindlich rein, die Frau, kühle und geschulte Weltdame, kämpfen um den Allerweltsoffizier. Hinter dem Rücken des Dechanten spinnen sich erbitterte Intriguen an, Schlafzimmerbesuche, vollendete und beabsichtigte, verbreiten eine unsagbar schwüle Atmosphäre, die ein gut Teil des Buches ungenießbar macht. Der Tod des jungen Mädchens löst den heißen Krampf. Der Weltdame entgleitet der bereits ganz in ihre Raffiniertheiten verstrickte Offizier; beide sind von der seelischen Inbrunst des Mädchens besiegt. Der Dechant, eine an sich untadelige Gestalt, vermag Kunsteifer und Frömmigkeit selten harmonisch zu verbinden. Aber weniger des Stoffes wegen als durch die Form ist der Roman bedeutsam. Er steht sozusagen auf der Wegscheide zwischen zwei Literaturepochen, will durchaus der platten Wirklichkeitsschilderung entrinnen und stellt die Persönlichkeit wieder dicht hinter die Sache. Es ist kein gestaltetes Buch, sondern ein erzähltes.

Der Autor ist Erzähler und hat die entsprechende Form gewählt, die kein dramatisches Darstellen mehr kennt. Ob nun die gewählte Form die richtige ist, wird kaum zu sagen sein. Die Frage ist, ob sie eine gute ist. Es fällt zunächst an ihr die starke Abhängigkeit von Gottfried Keller auf; indessen ist die Redseligkeit, die Meister Gottfried nicht selten entwickelte, noch flüssiger und dünner geworden, so daß sie oft ans Nichtssagende streift. Eine leicht ironische Art, die vergeblich Humor vorzutäuschen sucht, macht den Stil nicht angenehmer, und man wünscht, daß Schaffner einmal energisch zufassend die geilen Schößlinge seines Stiles beschneide. Dann könnte man allenfalls sehen, was bei dem an sich dankenswerten Versuch eigentlich herauskommt. Die zeitgenössische Literatur ist ja voll solcher Versuche, den neuen Erzählerstil zu finden, und wenn natürlich auch die von wirklich starken Persönlichkeiten geschaffenen realistischen Werke stehen bleiben, so muß der Weg vom Darstellen zum Erzählen doch einmal gemacht werden. Wer das Glück hat, führt die Braut heim.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für April 1918*

‚Jetzt ist die Zeit der Taten, nicht der Worte!‘ Diesem Ausspruche des Reichskanzlers Grafen Hertling wird gewiß jeder kriegskundige Deutsche voll zustimmen. Wirken doch die vielen Worte der Politiker und Zeitungsschreiber meist kriegsverlängernd, friedensverzögernd. Erörtern sie keine neuen Tatsachen, dann sind sie ohnehin überflüssig. Bloß in den Fällen sind ‚Worte‘ auch ‚Taten‘, wenn sie zündende, geistreiche Gedanken verkünden und damit der Welt noch nie Dagewesenes bringen. In der Wirklichkeit des Lebens, besonders im Kriege, ist es ausschließlich die ‚Tat‘, die entscheidend nützt. Generalfeldmarschall von Hindenburg äußerte: ‚Die Tat ist die Verleiblichung des Willens. Sie überwindet die Hindernisse und führt zum Ziele!‘ Möchten während des Krieges die Deutschen in der Heimat alle unnötigen Worte vermeiden und sich den ‚Mut des Schweigens‘ aneignen.

Wie ausgiebig sind im Seekriege die Leistungen der deutschen Flotte! Seit Februar 1916 bis zum Beginn des 45. Kriegsmonats, während des uneingeschränkten Unterseekampfes, wurden von dem Welthandelsschiffraum, der dem Einkreisverbande bisher zur Verfügung stand, schon nahezu 11 Millionen und seit Kriegsanfang fast $16^1/_2$ Millionen Bruttoregistertonnen vernichtet. Durch Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität vom 1. bis 30. April wurden dazu an Versenkungen noch rund 600 000 BRT. bekannt, sonach überschritt das Gesamtergebnis bereits die 17. Million. Diesen Verlusten, die höchstens zum dritten Teil durch Schiffsneubauten ersetzt wurden, schlossen sich in den feindlichen Ländern sehr starke mittelbare Wirkungen an, die in England Zwangszuweisungen von Lebensmitteln und Einführung von Höchstpreisen verursachten und selbstverständlich auch auf die ohnseitigen Länder ausstrahlten, z. B. in Holland Lebensmittelunruhen herbeiführten. Sehr nützlich erwiesen sie sich für Unterstützung der deutschen Heeresbewegungen im Landkriege. Nach Angabe einer englischen Zeitung vom 30. März verschiebe sich von Woche zu Woche das Gleichgewicht zuungunsten des Einkreisverbandes durch den teilweisen Zusammenbruch seines Schiffsbaues. Das letzte Jahr schloß für Großbritannien allein mit einer Schwächung von $3^1/_2$ Millionen Tonnen Schiffsraum, seitdem sei der Reinverlust schon auf 4 Millionen gestiegen. Das sei etwa die Hälfte des für die Bevölkerung anfangs 1917 noch verfügbar gewesenen Schiffraumes. Äußerst ernst wäre diese Lage! Durch verdoppelte Tätigkeit zur See unterstützten die Deutschen ihre militärischen Anstrengungen zu Land. Was für die Heerführung des Vierbundes bei Beförderung von Truppen, Geschützen und Vorräten jeden Bedarfs an die entscheidenden Gebiete die Eisenbahnen seien, das seien für den Einkreisverband die Schiffe. Jede Verminderung des britischen Schiffsraumes bilde zu Lande eine Unterstützung der deutschen Kriegführung. Daher begann diese gleichzeitig auch zur See gefährliche Angriffe mit einer größeren Zahl von Tauchschiffen als je zuvor. Zu einem amerikanischen Berichterstatter äußerte der britische Schiffahrtsüberwacher Macley: ‚Die Schiffsraumnot ist überwältigend. Uns können lediglich die Vereinigten Staaten

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für März 1918‘ Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Maiheft S. 208.

helfen. Großbritanniens Lage ist gefährlich bis zur nächsten Ernte.' Übereinstimmend damit erklärte Lord Robert Cecil: ‚Großbritannien befindet sich in einer entscheidenden Wendung, die ernster ist als jemals eine in seiner Geschichte. Es steht vor Kämpfen von unbeschränkter Dauer.' Dazu schrieb eine englische Zeitung, Großbritannien könne nicht gleichzeitig viele Schiffe bauen und ein großes Heer aufstellen. Jetzt schon gleiche es einer an beiden Enden angezündeten Kerze. Den gegenwärtigen Ministern sei eben gegenüber dem ihnen drohenden Sturze jedes Mittel recht. Aber die Stunde werde kommen, in der ihnen die Erkenntnis erwachen werde: ‚Man kann Deutschland nicht besiegen!' In amtlichen amerikanischen Kreisen wurde nach Mitteilung des britischen Marineministers Geddes Ende März zugegeben, daß für die gewünschten dortigen Schiffbauleistungen eine beträchtliche Zeit vergehen müsse. Heute sei Amerika selbst im Kriege und habe keine überschüssigen Kraftquellen mehr. Hierauf erwiderte ein englisches Handelsblatt, der von Geddes zugegebene, innerhalb des letzten Jahres eingetretene Reinverlust von fast 3 Millionen Tonnen des Handelsschiffraumes, für den die britische Regierung bis 31. März 1918 schon 6 Milliarden Mark auszahlte, sei als nahezu ‚katastrophal', demnach vernichtend anzusehen; denn die Abnützungsabgänge und die vielen Kriegsschiffverluste seien hiebei nicht mitgezählt. — Neben den Kämpfen unter dem Wasserspiegel fanden im April auch solche auf dem Wasserspiegel statt. Beginnend anfangs April schützte die deutsche Flotte die Truppenlandungen an der finnischen Küste und den Nachschubverkehr. Am 9. April abends sowie am 18. April morgens beschossen deutsche Zerstörer die militärischen Anlagen zwischen Nieuport und Dünkirchen an der Nordsee und am 10. ein deutsches Tauchschiff die westafrikanische Stadt Monrovia (Liberia). In der Nacht vom 11. zum 12. April unternahmen britische Seestreitkräfte einen Angriff auf die flandrische Küste gleichzeitig bei Ostende und Zeebrügge, der jedoch von den Landbatterien mühelos abgeschlagen wurde. Dabei wurde ein in Brand geschossener, von seiner Besatzung verlassener britischer Zerstörer mit voller Ausrüstung von den Deutschen erbeutet. In Odessa am Schwarzen Meere lief am 12. April eine österreichisch-ungarische Donauflottillen-Abteilung ein zum Schutze der für den Vierbund bestimmten Getreideausfuhr.

Gedeckt von natürlichem und künstlichem Nebel wiederholte die britische Flotte am 23. April morgens einen wohlvorbereiteten, großangelegten und dennoch mißglückten Überfall auf Ostende und Zeebrügge mit rücksichtslosem Einsatz von Schiffs- und Landungsstreitkräften, um die dortigen Stützhäfen der deutschen Untersee- und Zerstörerschiffe zu verderben und durch Versenkung englischer, mit Gips beladener alter Schiffe zu verrammeln. Nach eigener Angabe verloren dabei die Briten an Offizieren und Mannschaften 188 Tote, 384 Verwundete und 16 Vermißte. An Kampfschiffen wurden ihnen durch das deutsche Geschützfeuer 3 Zerstörer und 4 Torpedomotorboote versenkt. Auf deutscher Seite erlitt ein Zerstörer nur leichte Beschädigungen und waren die Menschenverluste gering. Ferner stießen deutsche Erkundungsschiffe im Grenzgebiete der Deutschen Bucht nördlich Terschelling am 20. April auf britische leichte Streitkräfte, die sich nach Empfang mehrerer Geschoßtreffer mit höchster Fahrt zurückzogen. Endlich in der Nacht zum 23. April wurden bei einer durch ein österreichisch-ungarisches Zerstörergeschwader im Vorfeld von Valona (Albanien) durchgeführten Erkundung feindliche Zerstörer angegriffen. Nachdem diese überlegene Verstärkungen erhielten, zog sich das Geschwader verlustlos und unbeschädigt zurück, während ein feindlicher Zerstörer

bewegungslos liegen blieb, ein anderer nach Valona abdrehte. Auf den allgemeinen Kriegsverlauf übten diese Vorgänge keine unmittelbaren Wirkungen aus. Begegnungen der beiderseitigen Schlachtflotten fanden nicht statt. Seit 23. April morgens sollen jedoch die britischen Häfen als Vorbereitung zu bevorstehenden wichtigen Seeereignissen gesperrt sowie die gesamte britische Kriegsfrachtflotte bereits im Ärmelkanal zusammengezogen sein, um im Notfalle das geschlagene britische Heer heimzubefördern (?). Dazu wurde gemeldet, daß ein Teil der amerikanischen Kriegsflotte mit der britischen sich vereinigte und daß dem französischen Oberstbefehlshaber Foch das Recht des unmittelbaren Dienstverkehrs mit der britischen Kanalflotte übertragen sei. Auf allenfallsige Überraschungen muß der Vierbund also gefaßt sein.

Beiderseits wurde auf allen Kampfplätzen der Luftkrieg im April kräftigst weitergeführt. Als besonders bemerkenswert sind hervorzuheben zwei deutsche wirksame Angriffe in der Nacht vom 12. zum 13. April auf Mittelengland mit einem Marineluftschiffgeschwader und auf Paris durch ein Fliegergeschwader sowie ein erfolgreicher Luftangriff auf Calais in der Nacht vom 27. zum 28. April. Allgemeines Bedauern erregte der Tod des deutschen Fliegerhelden Rittmeisters Freiherrn von Richthofen, der am 21. April nach seinem 81. Luftsiege nach schwerer Verwundung hinter den feindlichen Stellungen landen mußte.

Den ganzen April hindurch setzte sich im Westen der große Entscheidungskampf fort, der schon am 21. März begann. In der ersten Woche des 45. Kriegsmonats kamen gewaltige britisch-französische Gegenangriffe gegen die von den Deutschen eroberte Keilfläche, indem das im Februar vom Einkreisverband unter dem Oberstbefehlshaber Foch zusammengezogene Rückhaltheer (siehe „Hochland' Aprilheft Seite 97) in den Kampf eintrat. Umsonst waren die Riesenanstrengungen der Gegner. Durch gleichzeitige deutsche Vorstöße wurden die Angriffe der Franzosen gegen die Südflanke und Westseite, die der Briten gegen die Nordflanke der Keilfläche erfolgreich abgewehrt. Am 6. April folgte dann eine neue Wendung der Großen Schlacht in Nordfrankreich dadurch, daß die deutsche Armee Böhn die Oise in der Ausdehnung La Fere—Chauny überschritt und 8—10 Kilometer breit bis zu 6 Kilometer tief nach Süden gegen die französische rechte Angriffsflanke vorstieß, während gleichzeitig oben erwähnte Gegenangriffe scheiterten. Dann setzte die Armee ihr Vorrücken fort und warf ihre Gegner über den Oise-Aisne-Kanal zurück. Weiter nördlich kam zugleich ein neuer deutscher Durchbruch, zunächst etwa 20 Kilometer breit zwischen Armentieres und La Bassee, dann noch 10 Kilometer nördlich anschließend bis Warneton in Richtung auf die Kemmelberg-Stellungen. Nördlich daran anschließend besetzte die Armee Sixt v. Arnim am 16. April Paschendaele und schob bei Beselaire und Geluvelt ihre Stellungen westlich vor zur nördlichen Umfassung von Ypern. Dann kam am 25. April nach fortgesetzten schweren Kämpfen, besonders bei Bailleul, ein Hauptschlag mit siegreicher Eroberung des Kemmelberges durch den linken Flügel der Armee Sixt v. Arnim. Bis dahin waren durch schwere Niederlagen der Briten, Franzosen und Portugiesen seit dem 21. März den Deutschen zugefallen rund 120 000 Gefangene, über 1500 Geschütze, viele Tausende von Triebwerkgewehren, mehr als 200 Kampfwagen (‚Tanks'), außerdem ungezählte Kriegsstoffvorräte. Weit über 100 Kilometer breite englische Stellungen wurden bis zu 20 Kilometer tief durchstoßen. Schon bis zum 5. April betrugen die britischen blutigen Verluste über 500 000 Mann, ungerechnet die schweren Blutopfer der Portugiesen und namentlich der Franzosen, die auf den verlorenen Schlachtfeldern viele Tausende

von Toten und Verwundeten liegen ließen. Dazu mußte das geschlagene Heer den Deutschen mindestens 4000 Quadratkilometer Gelände überlassen, von dessen westlichen Rändern aus die wichtigen Bahnverbindungen zwischen Paris und den britischen Landungsplätzen an der Nordsee durch deutsches Geschützfeuer dauernd gestört werden. Mit diesen großartigen Erfolgen gewann der Vierbund eine sehr günstige Kriegslage, doch fiel die friedenerzwingende Schlußentscheidung noch nicht; die Kämpfe gehen weiter. Langsam vernichtend, seelisch zermürbend wirkt die Ende März begonnene und seitdem fortgesetzte Fernbeschießung von Paris mit, die im April außer großen Zerstörungen in der Bevölkerung 280 blutige Verluste, darunter 82 Tote, verursachte. Das Osterfest beging die Einwohnerschaft in den Kellern. Nach belgischer Angabe betrage der Schaden in der Stadt schon etwa 100 Millionen Mark. Ganz unerträglich sei nun das Leben in Paris, wo sich etwa 12—1500 Schießbedarfswerkstätten befänden und bei Treffern durch die 120-Kilometer-Geschosse eine große Gefahr für die Umgebung bildeten. Zum ersten Male wurden im April auch deutscherseits Panzerkraftfahrzeuge als Kampfwagen verwendet, und zwar nach englischem Berichte sowohl erbeutete britische Tanks als auch selbstgebaute schnelle Streitwagen, 8 Meter lang, 3 Meter breit und $3^1/_2$ Meter hoch, mit wesentlich geräuschloserem Gang, stark bewaffnet und gepanzert, dann sogenannte Landkreuzer, 32 Meter lang, je 4 Meter breit und hoch, bewaffnet mit Kanonen, Maschinengewehren und zerstörungskräftigen Flammenwerfern. Zum Schutz vor Gaswolken seien die beiderlei deutschen Panzerwagen dicht verschließbar wie Tauchschiffe im Wasser. Am 24. April bei Villers-Bretonneux, 14 Kilometer östlich Amiens, stießen erstmals deutsche mit feindlichen Kampfwagen zusammen, erwiesen sich dabei stärker und geschickter geführt. Ein einziger deutscher kämpfte drei gegnerische Wagen durch Geschoßhagel auf kurze Entfernung nieder. Zu erwähnen bleibt noch die andauernde starke Gärung in Irland, die zunehmende Kriegsmüdigkeit in Frankreich und die englandfeindliche Bewegung in Portugal, die bereits einen Wahlsieg der kriegsüberdrüssigen, Ohnseitigkeit verlangenden Politiker herbeiführte. Portugals Heer und Flotte seien zerrüttet.

Auf den übrigen Kampfgebieten des Weltkrieges kam es im April zu keinen Entscheidungsschlachten. Zurzeit liegt das Schwergewicht in den Kämpfen zur See und im Westen. Wie groß unsere Erfolge bis jetzt sind, geht zahlenmäßig z. B. daraus hervor, daß die deutschen Streitkräfte seit Kriegsanfang etwa 664 000 Mann vermissen, wovon in Frankreich 236 000, in Großbritannien 119 000, in Rußland und Rumänien 157 000 gefangen sind, während der Vierbund fünfmal mehr, schon über $3^1/_2$ Millionen, seit Oktober 1917 allein eine halbe Million, Gefangene machte, außerdem weit ausgedehnte feindliche Gebiete besetzt hält. Zunächst im Südwesten, auf dem italienischen Kriegsschauplatz, hinderten noch die Schneemengen der Alpen größere Heeresbewegungen; nur wenig wurde dort gekämpft. Lage und Kriegsgrenzen blieben daher unverändert. Beiderseits liegen die Streitkräfte auf der Lauer in Erwartung gegnerischen Vorgehens, selbst solches vorbereitend. In Italien bestünden unter der Wirkung des Unterseekrieges angeblich große Ernährungssorgen, besonders für Juni, den Monat vor der Ernte. Auch herrsche dort durch die innere Mißwirtschaft schlechte Stimmung und Angst vor einem neuen österreichisch-ungarischen Hauptangriff. In einem dringenden amtlichen Hilferuf an die amerikanisch-britischen Bundesgenossen kam sie zum Ausdruck.

Auf dem Balkangebiete wurde in Mazedonien zwar etwas mehr als in Italien gekämpft, doch blieb die

Kriegslage ebenfalls unverändert. Nach Ersatz durch griechische wurden die italienischen Truppen heimbefördert. In der Dobrudscha dauerte der Vorfrieden an.

Amtlich besteht im ganzen Osten Frieden, aber Ruhe und Ordnung sind noch nicht hergestellt; der russische Wirrwarr löst sich nur langsam, hemmt den freien Handelsverkehr und erforderte im 45. Kriegsmonat reichliche Tätigkeit von Vierbundtruppen im Süden und Norden. In der Ukraine handelte es sich vor allem darum, die durch den Friedensvertrag zugestandene Ausfuhr von Lebensmitteln zu sichern gegen die genossenherrschaftliche Umsturzpartei, die solche wie auch die Wiederherstellung geordneter staatlicher Verhältnisse verhindern möchte. Deshalb mußten, nachdem ein verläßsiges ukrainisches Heer vorerst nicht vorhanden ist, deutsche und österreichisch-ungarische Truppen das weit ausgedehnte Land bis zur Krim und bis zum Donezgebiet besetzen, die noch Widerstand leistenden aufrührerischen Banden bekämpfen und die abermals neugebildete Regierung stützen. Mit Rumänien bestand der vorläufige Friede weiter, der endgültige kam bis Monatsschluß nicht zustande. An der deutsch-großrussischen Grenze ist voller Friede, im inneren Großrußland kehrte jedoch noch keine Ruhe ein. In Finnland, dessen Regierung gegen die inneren Feinde deutsche Streitkräfte zu Hilfe rief, hatten diese schwere Kämpfe gegen die aufständigen ‚Roten Garden‘ zu bestehen, denen sie jedoch im Verein mit den finnischen ‚Weißen Garden‘ am Monatsende bei Lahti und Tavestehus in Südwestfinnland eine vernichtende Niederlage bereiteten, wobei 20 000 Gefangene gemacht wurden. Die Gesamtzahl der im April gefangenen ‚Roten Garden‘ wuchs damit auf 50 000 an.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen in Asien wurde im April reichlich gekämpft, ohne eine entscheidende Änderung der Kriegslage zu bringen. Im südlichen Kaukasus konnten die Türken die ihnen durch den Friedensvertrag mit Rußland wieder zugefallenen Gebiete nur allmählich nach Brechung heftigen Widerstandes in Besitz nehmen. Nachdem am 15. April die Festung Batum fiel, eroberten sie am 25. April die Festung Kars und erbeuteten insgesamt fast 900 Geschütze. In Palästina versetzten sie mit Unterstützung deutscher Truppen den Briten, die den Jordan nach Osten zur Besetzung der Bahn nach Arabien überschreiten wollten, anfangs April eine schwere Niederlage; ein Wiederholungsversuch am 30. April wurde ebenfalls erfolgreich abgewiesen, so daß die Kriegslage dort unverändert blieb. Nur in Mesopotamien (Irak) gewannen die Briten Ende April wieder Gelände nördlich bis zum Fare-Tauk-Fluß.

Von den überseeischen Kampfgebieten fehlen Nachrichten. In Portugiesisch-Ostafrika scheinen sich demnach die deutschen Schutztruppen noch immer zu behaupten. Bemerkenswert ist, daß die britische Regierung beschloß, keine südafrikanischen Truppen mehr nach Europa zu senden, vermutlich weil die Volksvertretung Südafrikas gegen Einführung der allgemeinen militärischen Dienstpflicht sich weigert. Unter dem Eindrucke der britischen Niederlage in Flandern und des russischen Zusammenbruchs begann nämlich der zur Selbständigkeit drängende alte Burengeist wieder aufzuleben und sich zu regen. Besondere Beachtung verdienen die Bestrebungen Japans in Sibirien und sein selbstsüchtiges Zusammenwirken mit China. Den Wünschen der amerikanisch-britischen Angelsachsen scheint dies nicht zu entsprechen.

Allmählich wird der Krieg mit Amerika wirksamer, übt jedoch noch keinen Einfluß auf die allgemeine Lage. In der Nacht vom 13. zum 14. April stießen nördlich St. Mihiel deutsche

Truppen erfolgreich gegen amerikanische Stellungen vor, verursachten dort schwere Verluste und brachten Gefangene zurück. Auch am 20. April wurden Amerikaner in ihren Stellungen bei Seicheprey zwischen Maas und Mosel erfolgreich von deutschen Truppen angegriffen, die ihnen ebenfalls starke blutige Verluste zufügten, 183 Gefangene und 25 Maschinengewehre abnahmen. Unter den Gefangenen waren nur 78 geborene Amerikaner, die anderen fremde Staatsangehörige. Bitter beklagen sich namentlich die Briten über die mangelhafte Rüstung Amerikas.

Im inneren Kriegsleben des Deutschen Reiches ist erfreulicherweise wieder ein ‚Goldener Heimatsieg' zu verzeichnen. Gegenüber den vorausgegangenen sieben Reichskriegsanleihen bildet die achte mit dem Ergebnis von mehr als $14^1/_2$ Milliarden Mark eine warm zu begrüßende Höchstleistung der deutschen Geldwirtschaft. Bis zum Monatsende waren bereits 10 Milliarden eingezahlt. Das sind erfolgreiche ‚Taten' im Inland, die im Zusammenwirken mit den bewunderswerten Leistungen unserer Streitkräfte im Auslande eine günstige Kriegslage schufen. Mit voller Berechtigung darf daher in die Zukunft geblickt werden. Dem Vierbunde winkt ein siegreicher Friede!

Abgeschlossen 1. Mai 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

## Religionswissenschaft

**Eine katholische Missionsbibliographie.** Im letzten Jahrzehnt ist das wissenschaftliche Interesse an aktuellen Missionsfragen und der Geschichte der Heidenmission als richtungweisender Führerin auch für manche ‚Gegenwartsprobleme stark gewachsen. Von Münster aus hat sich die neue Disziplin durch die rastlosen Bemühungen ihres dortigen Vertreters, Prof. Dr. Schmidlin, den Weg zu anderen Universitäten gebahnt. Ein eigener Lehrstuhl besteht freilich nur in Münster. Die Protestanten waren uns, wie vielfach, auch hier schon Jahrzehnte vorausgeeilt. Vielleicht wird auch in München aus gegenwärtigen kleinen Ansätzen missionswissenschaftlicher Vorlesungen in Form eines Lehrauftrages durch Fürsorge der Staatsregierung und Volksvertretung deren weiterer Ausbau sich ermöglichen lassen.* Für das ganze süddeutsche Gebiet und das anschließende Österreich-Ungarn — eine engere Verbindung beider auch in wissenschaftlicher Beziehung muß eine dauernde Frucht des gemeinsamen Waffenringens bleiben — würde dadurch eine einflußreichere Stätte dem Missionsgedanken geschaffen, als es bisher möglich war. Auch an anderen katholischen Fakultäten Deutschlands werden mehr und mehr missionswissenschaftliche Vorlesungen abgehalten.

Für die eigentliche Missionswissenschaft ist eine Kenntnis der Literatur ebenso nötig wie für die übrigen Wissenszweige, nur schwieriger, da sie vielfach im Staube der Bibliotheken für immer begraben schien. Um so freudiger ist die eben erfolgte Publikation des ‚Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschung' zu begrüßen, die ‚Bibliotheca missionum', 1. Band.**

Diente die bislang einzige Veröffentlichung des Internationalen Instituts, die Jubiläumsschrift über die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten von Schmidlin, zur Orientierung weiterer Kreise, so ist der ‚Biblio-

* Nach Pressenachrichten hat der Finanzausschuß des bayr. Landtages jüngst (25. 1. 18) bei Beratung des Kultushaushaltes neben einer bedeutenden Summe zur Förderung der Auslandstudien an den Hochschulen Münchens, auch eine etatmäßige a. o. Professur für Missionswissenschaft bewilligt.

** P. Rob. Streit, Bibliotheca missionum (Veröffentlichungen des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschung) I. Bd.: Grundlegender und allgemeiner Teil. (Münster, Aschendorff, 1916, XI, 24, 877, 8° Mk. 28.60.)

theca missionum' streng wissenschaftlicher Charakter eigen. Soll und will doch diese Missionsbibliographie die Missionsliteratur in einer den modernen Anforderungen der Bibliographie entsprechenden Weise wiedergeben, um dadurch dem Missionsforscher eine sichere, leichtere und schnellere Orientierung über das bereits vorliegende Material zu ermöglichen. (S. V.)

Als ‚grundlegender und allgemeiner Teil' bietet dieser erste Band missionstheoretische, -methodische und -rechtliche Werke, dazu allgemein missionsgeschichtliche und ordensgeschichtliche Literatur, sowie Veröffentlichungen über die Geschichte des heimatlichen Missionswesens der neueren Missionsepoche (1502 bis 1910). Die noch folgenden 3 Bände sollen die Spezialliteratur in geographischer Ordnung (Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien) bringen.

Die reichhaltige, sorgsame Zusammenstellung verdient volles Lob. Die Ausführlichkeit der buchtechnischen Beschreibung (Titelwiedergabe sogar mit Stricheinzeichnung und verschiedenen Typen zur Veranschaulichung des Druckspiegels) mit genauen typographischen Angaben wird wohl in den folgenden Bänden infolge Papiermangels und Höhe der Druckkosten sich nicht mehr durchführen lassen. Nicht zum Schaden des Werkes ließen sich auch bei den angeführten Neuauflagen, Übersetzungen der Werke vielfach Kürzungen erzielen.

Je öfter ich den Band zur Hand nehme, desto mehr regt sich der Wunsch, es möchte statt der chronologischen Aneinanderreihung die systematische Anordnung für die folgenden Bände gewählt werden, ähnlich wie bei Dahlmann-Waitz u. ä. Die Benutzung ließe sich viel angenehmer und rascher gestalten als jetzt, mag auch dieser Mangel durch das Sach- und Ortsregister am Schlusse des Bandes in etwa gemildert sein. — Bisweilen wäre auch eine eingehendere Charakterisierung des Werkes erwünscht; eine ausführlichere Gestaltung der bisher nur kurzen Notizen ließe sich durch oben angedeutete Kürzungen ermöglichen.

Neben den ‚Atlas hierarchicus',* dessen missionsgeschichtlicher Wert auch für den gegenwärtigen Bestand der Missionsgliederung durch die Stürme des Weltkrieges mit ihren möglicherweise eintretenden politischen Veränderungen der Ländereinteilung kaum allzu wesentlich berührt werden dürfte — gleich den sonstigen Ergebnissen der stets fortschreitenden Entwicklung ließen sie sich nach Festigung der Weltlage in einem Nachtrage zusammenfassen —, tritt nunmehr die Bibliotheca missionum als

---

* ‚Descriptio geographica et statistica S. Romanae Ecclesiae tum Occidentis tum Orientis iuxta statum praesentem. Accedunt etiam nonnullae notae historicae necnon ethnographicae. Elaboravit P. Carolus Streit, S. V. D., Bonifazius-Druckerei Paderborn, Preis geb. M. 36.—. Der Atlas enthält 36 vielfarbige Karten in der Größe von 33×41 cm. Die erste Karte ist ein sorgfältig bearbeiteter Plan der Stadt Rom, des Mittelpunktes des katholischen Erdkreises, mit genauer Angabe aller kirchlichen Anstalten und Gebäude. Von den übrigen Karten entfallen auf Europa 13, auf Asien 5, auf Afrika 5, auf Amerika 7, auf die Südsee 2, auf Australien, auf die unierten Orientalen und die Schismatiker je eine Karte. Eine allgemeine Religionskarte der Erde ermöglicht einen Gesamtüberblick. Endlich bringt eine Ergänzungskarte (Nr. 37) die während des Druckes neuerrichteten Diözesen und Missionsgebiete zur Darstellung. Somit bieten die Karten ein klares und vollständiges Bild der gegenwärtigen hierarchischen Einteilung der katholischen Kirche. Sehr zweckmäßig sind die hierarchischen Gebiete der Konsistorialkongregation von jenen Gebieten, die der Propaganda unterstehen, durch verschiedenfarbige Kennzeichnung der Residenzen der Bischöfe bezw. der Missionsobern unterschieden. Desgleichen sind in den Missionsländern die Arbeitsfelder der verschiedenen Missionsgesellschaften durch wechselnde Farben kenntlich gemacht. Einzigartig und neu ist die Darstellung der nichtunierten Orientalen. Der Text ist in vier Sprachen, deutsch, italienisch, französisch und englisch.

Zeuge vergangener missionswissenschaftlicher Geistesarbeit.

All den Freunden missionswissenschaftlicher Forschung, aber auch allen Religionshistorikern und Kolonialpolitikern liegt in der ‚Bibliotheca missionum‘ ein vorzügliches Orientierungs- und Nachschlagewerk vor, geschaffen durch einen Stab von 30 Mitarbeitern. In harter Kriegszeit publiziert wird das Werk erst volle Früchte bringen, wenn einstens die Musen des Friedens wieder unsere jungen Geisteskräfte befruchten dürfen, der Grundgedanke aller Heidenmission wieder Wahrheit wird, daß die Menschen alle als Kinder eines Vaters zu idealer Kultureinheit berufen in gegenseitiger Förderung sich dienen und erziehen sollen. Möge aus feuriger Esse des Weltbrandes uns bald dies lautere Goldwerk geschmiedet werden!

Dr. J. B. Aufhauser.

## Literatur

**Zu Konrad Kümmels siebzigstem Geburtstag.** Auch ohne die Einschränkungen des Krieges hätte der Erzähler der ‚Sonntagsblatt-Geschichten‘ bei seiner priesterlich schlichten Natur die siebzigste Wiederkehr seines Geburtstages in aller Stille gefeiert. Und wem es selbst zum 22. April nicht möglich gewesen, den geistig wie körperlich noch gleich wohlbeweglichen Jubilar in seinem einfach geschmückten Arbeitszimmer zu beglückwünschen, der könnte doch als Leser seiner Erzählungen von selbst auf die Schlichtheit dieses Tages schließen.

Bereits im Jahre 1877 veranlaßten gelegentliche Arbeiten aus der Tübinger Studentenzeit und den ersten Jahren der Anstellung die Berufung des damaligen Weingartener Vikars in die Redaktion des ‚Deutschen Volksblattes‘ nach Stuttgart. Der Ruf war ausgegangen von einer neugegründeten Aktiengesellschaft, die den gesamten Verlag des Dr. Stephan Uhl übernommen hatte. Von diesem war außer dem genannten Zentrumsorgan noch die Herausgabe eines ‚Katholischen Sonntagsblattes‘ wie des ‚Katholischen Volks- und Hauskalenders für Württemberg‘ besorgt worden. Damit war dem neuberufenen erst 29jährigen Redakteur eine seltene Arbeitslast zugefallen, die er jedoch, wie die Folge zeigte, auch mit seltener Geschicklichkeit und Umsicht zu bewältigen wußte.

Zwanzig Jahre nahezu behielt Kümmel mit der Hauptschriftleitung des ‚Deutschen Volksblattes‘ auch die Aufsicht über die politische Aufklärungsarbeit des Verlages bei und zeichnete sich insbesondere in den sturmbewegten Jahren der württembergischen Schulkämpfe als ein Mann mit weitem Blick und klarem Urteil aus. Als für das Zentrumsblatt hernach eine eigene Chefredakteurstelle errichtet wurde, konnte Kümmel sich ausschließlich jenen beiden Periodika zuwenden, die schon bisher seinen Namen weitum ins Volk getragen hatten und deren Bearbeitung den Neigungen seiner tiefen und weichen Anlagen mehr zu entsprechen schien: dem ‚Sonntagsblatt‘ und dem ‚Volkskalender‘.

Da in schwäbischen Bauernhäusern gern gelesen wird und von Baden her schon seit mehreren Jahrzehnten die Schriften eines Alban Stolz das Interesse für religiöse Fragen wach erhielten, so war der Boden für die gute Aufnahme eines Sonntagsblattes wohlvorbereitet. Und hier nun setzte Kümmel, dessen Wesen und Schaffen ja in so vielem — wenngleich mehr in Moll — an das des badischen Volksschriftstellers anklingt, mit der ihm eigenen gewissenhaften Sorgfalt ein; sein bleibendes Verdienst wird es sein, daß er dem Blatt, dem es bisher an innerer Geschlossenheit, an Originalität der Beiträge wie an einer richtigen Einstellung auf die Bedürfnisse des lesenden Volkes so gut wie ganz gebrach, in wenigen Jahren eine Richtung, ja einen festen Lebensstil verlieh, der es bis zur Stunde vor anderen Blättern

auszeichnen mag. Im Jahrgang 1881 erschienen unter den Titeln ‚Mit Dornen gekrönt‘, ‚Angenagelt‘, ‚Im Bahrtuch‘ aus Kümmels Feder die ersten ‚Fastenbilder‘, denen dann bis heute im Kreislauf des Kirchenjahres auch Oster-, Advents-, Weihnachts- und Neujahrsbilder nachgefolgt sind. Es sind zumeist, wie der Verfasser versichert, religiöse Geschichten, denen wirkliche Begebenheiten des Lebens zugrunde liegen. Sie nehmen sich denn auch in ihrer Mehrzahl aus wie lebensvoll erweiterte und ausgeschmückte Predigtbeispiele, die im Leser — ganz dem Zwecke eines ‚Katholischen Sonntagsblattes‘ entsprechend — mit Absicht eine sittlich-religiöse Wirkung auslösen sollen.

Wir glauben, dies mit Besonderheit hervorheben zu müssen, um die Kümmelsche Muse im Streit um die wahren Kunstprinzipien dichterischen Schaffens vor dem Vorwurf einseitig übertriebener Tendenz zu wahren. Kümmel will, — und das hängt mit seiner tiefsten Natur zusammen — auch als Dichter und Schriftsteller predigen; und die Scharen des Volkes lauschen anhänglich seinem Wort. An den stillen Sonntagnachmittagen vertiefen sich viele Tausend seiner Leser mit derselben Andachtsglut in seine Zeilen, wie sie des Morgens zur Kanzel ihrer Kirche aufgehorcht. Was dort als Gottes Wort verkündet ward, hier finden sie es im Leben wahrheitsgetreu bestätigt. Und immerfort begleiten seine Erzählungen wie lebensvolle Illustrationen den Wendekreis des Kirchenjahres. Des Dichters Intuition und Beobachtung, eine treffsichere Gestaltungskraft verbunden mit einer leicht hinfließenden Sprache, ein ausgebreitetes, aus Büchern und auf Reisen erworbenes Wissen, eine von Haus aus empfangene Vorliebe für Kunst und Musik, dies alles dem einen liebevollsten Willen dienend, dem katholischen Volke in den Höhen und Tiefen seines Lebens ein priesterlicher Hirte zu sein, in immer neuen Variationen und Problemstellungen in den mehr als 500 Erzählungen durcheinander- und zusammenflutend — mußte nicht all das ein Werk schaffen, das auf Generationen hinaus im Herzen des katholischen Volkes sein Bleiben haben wird!

In den Geleitworten der vom Herderschen Verlag angeregten und übernommenen Sammlungen von Kümmels besten Erzählungen hat er selber in seiner kurzen, klaren Art sich über Zweck und Richtung seines Schaffens ausgesprochen. Auch in den Werken, die nicht unmittelbar der religiösen Erbauung dienen wollen, sondern mehr der Lust am Fabulieren entsprungen sind, sucht Kümmel gar nichts anderes, als was ihm der geneigte Leser wiederum in gutem Sinn entgegenbringt: die Sphäre eines unverdorbenen Volkstums, die er oft mit köstlichem Humor, zuweilen sogar mit einem wohltemperierten Naturalismus zu beherrschen weiß. Und doch bleibt auch hier der Alltag verklärt mit jenem milden Glanz, für den wir den Vergleich nur von den Bildern der Nazarenerschule holen können.

Noch sei im besonderen erwähnt, daß er von 1902 ab die Fortsetzung der Katholischen Volksbibliothek des Köselschen Verlages besorgte und die neue Folge mit seiner trefflichen Erzählung ‚Der Schreinermax‘ eröffnete.

Eine Reihe trefflicher Konvertitenbilder sind seiner Feder entflossen, die leider noch nicht gesammelt sind. Unter dem Titel ‚Heilige Jugendzeit‘ hat Kümmel im Herderschen Verlag einen stattlichen Band Erzählungen für jugendliche Kommunikanten erscheinen lassen. Von den Werken, die enger oder loser mit seinem eigenen Leben in Berührung stehen, nennen wir ‚Der große Krieg 1870—1871‘* und ‚Lichtenstein‘**.

So sehr ist auch heute noch Monsi-

* 4. Auflage, Freiburg 1912.
** Stuttgart, Verlag ‚Deutsch. Volksblatt‘.

gnore Kümmel mit seinem Arbeitszimmer verwachsen, daß er wohl über die ins reichste Grün des Frühlings eingekuschelte Schwabenresidenz hinweg dem dankbaren Blick auf ein so reichgesegnetes Lebenswerk nur wenige Stunden der Muße weihen mochte. Vor ihm liegen wie ein reifer Ernteherbst in den höchsten Auflageziffern die beiden Werke, die durch seine vierzigjährige Geistesarbeit ihre besondere Gestalt erhalten haben: das ‚Katholische Sonntagsblatt‘ mit wöchentlich über 78 000 und der ‚Katholische Volkskalender‘ mit jährlich über 100 000 Exemplaren. Und wenn den guten Volksschriftstellern zum Schmerz oder zum Trost gesagt wird, daß ihre Werke, weil eben mit dem zeitgenössischen Volk so tief verwachsen, auch mit ihm sterben müssen, so wollen wir uns dessen um so mehr freuen, daß der Siebzigjährige und sein Werk noch so jugendstark in der Mitte des katholischen Volkes steht.

Karl Heimpel.

**Lienhards Jugenderinnerungen,** die kürzlich in Buchform erschienen sind, zeigen in harmonischer Weise das Zusammenwirken eines freien Willens von unten und der Gnade von oben: sie geben daher auch das schöne Bild einer christlichen Lebensführung. Nach dem Wunsch der Eltern, besonders der frühverstorbenen Mutter, zum Geistlichen bestimmt und gesegnet, erfaßt der junge Lienhard willig die hohe Aufgabe, gibt sich ihr in zäher Arbeit hin, auch dann noch, als andere nach Leben und Wirksamkeit ringende innere Kräfte diesem Willen entgegenwirken. Es ist nur ein scheinbares Entgegenwirken; zuerst dumpf gefühlt, dann klar erkannt faßt der junge Idealist die scheinbar widerstrebenden Kräfte zusammen und setzt sein Leben ein, sie zur harmonischen Vollendung zu führen. Als Dichter ein Priester sein: diese reine und hohe Aufgabe ist fortan das Ziel, und wenn, wie natürlich die Kraft — nicht der Willen — einmal erlahmt, greift die Gnade ein und führt den Strebenden vom Dunklen ins Helle, richtet Wegweiser auf, zeigt kaum sichtbare Pfade durchs Dickicht, gibt unirdische Freudigkeit, bis der Charakter geschlossen ist, bis das Wesen in nahezu reiner Vollendung dem stürmischen Dunkel der Entwicklung enttaucht und der Dichter so dasteht, wie wir ihn heute sehen: eine geistige Kraft, ein Stück Sauerteig im gärenden Deutschland, ein Wegbereiter und getreuer Eckart.

Neulich war hier von Hansjakobs letztem Tagebuch die Rede, und des Alemannen Art, von seinem Leben zu sprechen, wurde versuchsweise charakterisiert. Ließ der von allen zufälligen Stimmungen beeinflußte Realismus Hansjakobs ein zwar sprechendes, aber formloses Lebensbuch entstehen, so ist Lienhards Buch das Musterbeispiel einer Schilderung des Lebens als Kunstwerk. Es ist durchaus geformt, Zufälligkeiten gelten nichts, die große Linie der Entwicklung ist rein herausgearbeitet, und die tausendfachen erlebten Bitterkeiten können dieser großen Linie nichts anhaben. So hinterläßt das Buch einen harmonischen, in Wesen und Form ausgeglichenen Eindruck. Der Zeit nach reicht es* von der Kindheit im elsässischen Dorfschulhause bis zum Beginn der entscheidenden Berliner Jahre. Diese Strecke Weges konnte der Vater des Dichters noch mitgehen, erst protestierend, dann zögernd, dann in dankbarem Miterleben. Er war der eigentliche Weggenosse Lienhards. Von anderen menschlichen Einflüssen, die seine Entwicklung irgendwie bestimmt hätten, merkt man auffallend wenig: Lienhard ist einsam gewesen. Lediglich eine ferne Geliebte, die dem gereiften Manne später Frau wurde, strömt stille Segnungen aus, und in Berlin wirkt die Freundschaft mit unserem Karl Muth

* Friedrich Lienhard, ‚Jugendjahre‘, Erinnerungen. 6. Aufl., Stuttgart 1918, Greiner & Pfeiffer, M. 4.50.

klärend und fördernd. Der Literarhistoriker mag später einmal den zarten und geheimnisvollen Beziehungen zwischen Lienhards Leitmotiv: der Dichter ein Priester, und Muths Lebensgedanken von der Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis nachgehen. Für uns genügt es, daß die beiden hochgestimmten Jünglinge in schweren Wort- und Gedankengefechten und innigem Zusammenleben zur entscheidenden Klarheit kamen und dann auf verschiedenen Wegen hinauszogen, das Ähnliche zu schaffen. Eine eingehendere Darstellung der Berliner Jahre, deren Beginn in den ‚Jugendjahren' nur in großen Zügen festgehalten ist, wird der zweite Band aufweisen, der auch die notwendige Auseinandersetzung mit Sozialismus und Naturalismus bringen wird.

Der stetig und imponierend wachsenden Gemeinde Lienhards wird das Erinnerungsbuch eine aufschlußreiche und kostbare Gabe sein. Uns, die wir seit Jahrzehnten seine treuen und deshalb kritischen Weggenossen sind, bedeutet das Buch einen Gruß aus vertrauter Welt.

Herwig.

## Kunst

**Bauernmalerei.** Was die große Zahl der Kunstfreunde, die Kunst als Stimmungsreiz und Lebensergänzung genießen wollen, bei den heftigen Kunstkämpfen der gegenwärtigen Jahre nicht nur an den mit dem Sammelwort Expressionismus bezeichneten Werken selbst, sondern auch an den sie begleitenden Programmen und ästhetischen Schriften so heftig verdrießt, das ist das ganz vorwiegend gedankliche Element, das Bilder und Texte beherrscht. Die Form der Bilder wie die Logik der Worte scheint ihnen kaum noch einen greifbaren Inhalt zu haben; denn auch dieses Gedankliche ist nicht mehr als eine Hinordnung auf eine bekannte ‚höhere Idee' hin faßbar, wie etwa das Gedankliche der klassizistischen Kunst, das Winckelmann in den Ausdruck ‚edle Einfalt und stille Größe' gefaßt hat. Es ist nun richtig, daß in der modernen Kunst eine starre Gedanklichkeit so sehr vorherrscht, daß sie das meiste Kunstschaffen dieser gegenwärtigen Jahre — so fruchtbar es nach außen erscheint und so viel persönliches Pathos ihm seine Schöpfer mitgeben möchten — zur inneren Unfruchtbarkeit verurteilt. Andererseits zeigt das gedankliche Probieren und Schematisieren an den Formen einen Willen zu neuer Geistigkeit, dem man sich nicht verschließen darf, dem aber allerdings Freunde der älteren naturalistischen Kunst, der stimmungsmäßigen Naturmalerei und zuständlichen Szenenschilderung eine gleichgestimmte geistige und seelische Empfänglichkeit nicht auftun wollen und auch nicht ohne eigene neue Zeitempfindung auftun können. Es war leichter, von der älteren Gesellschaftsmalerei sich zur bloßen Naturkunst herabzufinden — bei dieser Abstufung soll kein Urteil über den Wert der einzelnen Werke, sondern nur über die Entwicklung und Art der geistigen Bedürfnisse ausgesprochen sein — als nun von der Gewohnheit, das Natürliche natürlich dargestellt zu sehen, wieder aufzusteigen zu einer Kunst, die das Natürliche in einem geistigen Lichte, ‚wie durch einen Spiegel' sehen will.

Das Glasartige, Starre in vielen neuen Werken und Versuchen, in dem Gegenstand und Form der Darstellung in ein einheitliches Bildmittel übersetzt sind, ist fast ein stilistisches Kennzeichen der neuesten Kunstrichtung geworden. Dieses formale Wesen ist aber, als eigenes Ziel gesetzt, nicht mehr wert als ein gedankliches Wesen, das sich nur selber als Mittel und als Zweck setzt und keiner Erfahrung der Seele unter höheren geistigen Formen dienen will. So sind wir nun schon selbst in Versuchung, philosophische Fragen anzuspinnen, und das hätte sich doch unter dem Titel ‚Bauernmalerei' nicht erwarten lassen. Wir sind dahin gekommen bei Betrachtung einer

Publikation, die in Lichtdrucktafeln Reproduktionen einfacher Bauernmalereien enthält, wie sie heute noch bei Althändlern, Tändlern und besonders auf dem bekannten Münchner Trödlermarkt, der Dult, feilgeboten werden, nur daß die hier abgebildeten Stücke auswählenden Geschmack verraten und daß sich einzelne wirklich überraschend schöne Bilder darunter befinden. Primitive, kindermäßige, bäuerliche Formen haben ja nicht selten Reize, die eifrig mit ihrem Material und ihren Gedanken ringende Künstler nicht erreichen, auch nur in ganz anderer Weise erreichen können. Dazu kommt, daß die in Rede stehende Kunstübung, Hinterglasmalerei, sich einer handwerklichen Sicherheit und bäuerlichen Tradition erfreute, daß die Verfertiger auch durch die Vertrautheit des Auges mit der großen Kunst ihrer Zeit, die ja — gerade die hohe Barockkunst — voller Volkstümlichkeit und statt in Museen und Ausstellungen abgesperrt zu sein, in voller Kirchennähe war, sich unwillkürlich oder in Kopien schulten, daß diese Glasmalerei schließlich dem bäuerlichen Schmuck- und Verzierungsbedürfnis sehr geeignet war. Die Veröffentlichung heißt „Expressionistische Bauernmalerei"* und enthält 24 Tafeln, die Max Picard zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen hat, worin der Unterschied von Impressionismus und Expressionismus in scharfen Antithesen und sodann der Unterschied des neuen Expressionismus mit seinem religiösen Bedürfnis von diesen einfachen Verbildlichungen behandelt ist, und die gedanklich so hoch geht, wie es niemand, außer wer sich selber so antithetisch klären will, erwartet hätte, am wenigsten die einfachen Verfertiger der Bilder.

Man hätte eher denken können, daß in der eben vergehenden Zeit der Naturmalerei Vorliebe für solche Volkskunst entstanden wäre. Da gab es eine Richtung für Heimatkunst, und es schien notwendig, den Kreis der Großstadtkultur zu verlassen, um Gesundheit und Natürlichkeit des künstlerischen Empfindens wieder zu erlangen. Es ist nun sehr bezeichnend, wie gerade die Barockkunst, die als eine gesellschaftliche Hochkunst einen besonders starken geschichtlichen, der stofflich natürlichen Anschauungsweise entgegengesetzten Charakter hat, auf die bäuerliche Anschauung und Kunstübung abfärbte und eine Art Bauernstil schuf. Picard bezeichnet am Schluß die Hinterglasbilder als ‚das Volkslied in der Geschichte der Malerei'. Dieser Vergleich ist indes nicht mehr als ein Einfall, da das Volkslied doch viel tiefer in der natürlichen Seele des Volkes lebt, während diese Bilder als geschichtliche Ausschnitte wie Durchblicke auf eine höhere Kultur wirken und dadurch bei ihrem einfachen Mittel den raffinierten modernen Geschmack anregen, andererseits als primitive Malerei bis dahin zurückgehen, wo die Kunst dem einfachsten und ersten Zwecke dient, Zeichen hinzustellen zur Erinnerung und zur Verehrung. Wir haben schon früher das Hieroglyphische und Fetischartige in der neuen Kunstrichtung hervorgehoben und sehen diese Neigungen hier bestätigt, wenn Vergleiche zwischen der doch meist primitiv handwerklichen Bauernkunst und der expressionistischen Malerei gezogen werden. Im Grunde sind diese Vergleiche, wenn auch anschaulich und gedanklich interessant, im eigentlich Künstlerischen nicht fruchtbar. Bezeichnender aber und ästhetisch lehrreich ist, daß Volkskunst, die man stofflich mit dem Naturalismus zusammenhängend verstehen wollte, wirklich geistig und formal viel tiefere Voraussetzungen hat. So dachte man auch zwischen Kinderkunst und Volkskunst einen Zusammenhang auf naturalistischer Grundlage, während gerade die Kinderzeichnung jetzt auch durch den Expressionismus neue Deutung erfahren kann als Ausdruck verwickelter seelischer Vorgänge. Alles dies weist vielmehr auf

---

* München, Delphinverlag.

geistige als auf natürliche Ausgänge und Voraussetzungen, sammelt sich bei höheren Formen in einem geschichtlichen Element und verlangt eine Ästhetik, die auf allem eher begründet ist als auf einer naturalistischen Affentheorie.

Picard zieht in seiner Einleitung diese weiteren Kreise nicht, sondern, nachdem er eine für engere Kunstfreunde lesenswerte, einer neuen Ästhetik mehr kritisch abstrahierende als fruchtbar zielsetzende Vorprüfung gegeben hat,* bleibt er bei der religiösen Wirkung dieser alten Bauernkunst in ihrer oft sonderbaren formalen Sicherheit stehen; eine Sicherheit, die den gedanklichen Stilisten befangen macht, wie sie heute so viele formale Stilisten lockt, ohne den Weg zur lebenswahren Erfassung zu eröffnen, wie ja so vielfach die moderne Kunst auf einen religiösen Kern zutreiben möchte, den sie ohne Einfügung in die geschichtliche Menschwerdung des Religiösen nicht erlangen kann. Konrad Weiß.

* Mehr tat er dies in seiner Schrift ‚Das Ende des Impressionismus', ohne jedoch auch hier auf einen eigentlichen fruchtbaren Boden zu führen. Immerhin zeigt die Schrift schon in ihrem Motto, dem Wort von den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind und ausgespien werden, etwas von dem fanatischen Charakter des modernen Kunstgedankens und Kunstwillens. München, R. Piper u. Co.

# Musik

## Molière und Richard Strauß.

Molières ‚Bürger und Edelmann' mit der neuen Musik von Richard Strauß ist im April bei Max Reinhardt zur ersten Aufführung gekommen. Bekanntlich gehörte das Molièresche Lustspiel in Hofmannsthals Überarbeitung als Umkleidung zur Oper ‚Ariadne' von Strauß, die 1912 in Stuttgart die Uraufführung erlebte. Nachdem inzwischen die Oper, durch das nachkomponierte Vorspiel selbständig gemacht und von Molière getrennt werden konnte, ist das Lustspiel nun ebenfalls als in sich geschlossenes Werk mit Straußscher Musik ins Bühnenleben eingetreten. Eine Ausgabe der Dichtung mit Einführung von Otto Taubmann, sowie des Klavierauszuges, im Verlage von Adolph Fürstner, Berlin, erschienen, läßt die geleistete literarische und musikalische Neuarbeit genau studieren.

Das Buch ist nunmehr der originalen Molièreschen Fassung angenähert. So ist die kleine Liebesintrige des Cleonte und der Lucile wieder hergestellt, und vor allem wurde die große türkische Zeremonie im dritten Akt, die für Molière den eigentlichen Kern des Ganzen bildete, wieder aufgenommen. Dem Molièreschen Situationswitz und der behaglichen Breite seiner Satire wurde trotzdem noch mit sehr starken Strichen auf den Leib gerückt. Nicht ganz im Sinne der Bühnenwirkung. Denn die Dichtung hat so, wie sie nunmehr ist, nicht mehr das historische Interesse eines ‚echten' Molière für sich, erscheint aber auch dem heutigen Geschmack doch nicht eigentlich genähert. So mutet sie nicht t r o t z, sondern vielleicht gerade w e g e n der Striche reichlich ermüdend an. Beschränkungen von Molières Muse waren ja allerdings unvermeidlich, um für die Musik von Richard Strauß den nötigen Platz zu schaffen. Die Musik verwertet die aus der ursprünglichen Ariadne-Partitur entnommenen Tonstücke,* vermehrt sie indessen durch verschiedenes Neukomponierte. Im ersten Akt allerdings hat sich wenig geändert; es hat lediglich die bekannte Ouvertüre statt des in das Vorspiel der Oper übernommenen Liedchens vom ‚Venussohn' einen kurzen melodramatischen Ausklang gefunden, der das Gespräch zwischen Tanzmeister und Musiklehrer einleitet, und am Schluß ist eine kurze pantomimische Szene des seine Komplimente vor der Marquise ausprobierenden Herrn Jourdain eingelegt worden. Sonst bilden das Schäferduett, das Menuett, die Fechtszene und der Tanz der Schneider nach wie vor den musi-

* Vergl. Jahrgang X., Heft 3 und 6 d e ‚Hochland'.

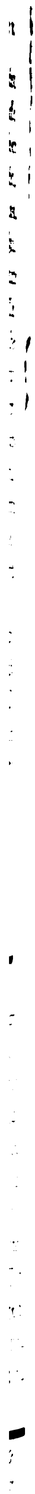
kalischen Inhalt. Im zweiten Akt ist in der Hauptsache nur die witzige Dinermusik von früher übernommen. Dagegen sind neu hinzugekommen eine Auftrittsmusik für Cleonte, eine Courante, und als Einleitung ein bearbeitetes Lullysches Menuett. Durchweg neu sind die Musikstücke des dritten Aktes, darunter vor allem eine melodramatische Begleitung zu der komischen Geisterbeschwörung und die breite Komposition der Türkenszene, die von einem Solobassisten (Mufti) und dem Chor getragen wird. Mit einem ebenfalls chorisch angelegten, im Anschluß an ein Lullysches ‚Madrigal' (?) gestalteten Finale, die fantastische Vermählungsszene darstellend, schließt das Ganze. Strauß hat seine Partitur, die übrigens wie die ‚Ariadne' für kleines ‚Kammerorchester' instrumentiert ist, mit Sorgfalt, aber auch mit Witz und Stilgefühl geschrieben. Daß die Erfindung als solche nicht schwer wiegt, weiß man ja von der ursprünglichen Fassung der ‚Ariadne' her, und in dieser Hinsicht vermitteln die nachkomponierten Stücke keinen veränderten Eindruck. Was aber das Ganze nunmehr doch reizvoll macht, das ist der feine ‚historische' Ton, den ihm Strauß zu verleihen wußte. Nicht nur durch die kleinen Lully-Zitate — der französische Opernmeister Lully, ein Zeitgenosse Molières, hat ja bekanntlich die erste Musik zum ‚Bourgeois gentilhomme' geschrieben —, sondern ebenso auch in seinem eigenen harmonisch schlichten, graziös gezierten Stil. Eine feine, kanonisch gearbeitete Courante und eine den dritten Akt einleitende, mehrmals wiederkehrende Sizilienne sind die besonderen Schmuckstücke dieser historischen Seite. Daß der musikalische Charakterzeichner und Spaßvogel Strauß dann in der türkischen Zeremonie alle Minen einer fantastischen musikalischen Groteske springen zu lassen weiß, braucht keiner weiteren Versicherung.

Eugen Schmitz.

# Unsere Kunstbeilagen

Die Geheime Offenbarung des hl. Johannes, die immer in schweren Zeiten die Seelen, die in ihren Tiefen erschüttert waren, in ihren Bann zog und sie zur Befreiung in den inneren Gesichten des Apostels rief, ist für das deutsche Empfinden zum stärksten künstlerischen Ausdruck bei Albrecht Dürer gelangt. Diese Größe der Deutung, die Grauen und Seligkeit vereinigt, ist deutschen Geistes; aber freilich die geistige Kraft dazu scheint uns verschwunden, uns Heutigen, die wir einstweilen erst die Volkskraft wieder aufwecken, die einst ein deutsches Mittelalter schuf, an dessen Ende als geistige Krönung eine solche hohe seelische und künstlerische Kulturblüte stand. Die Hoffnung kann nicht aufhören, daß die Läuterung der äußeren Kraft wieder zu neuer ähnlicher innerer Macht führe. So ist auch in der Fülle und Schrecklichkeit der apokalyptischen Gesichte nur ein Ziel; wenn das Ungeheuer in den Abgrund geschlossen ist, die Seligkeit der himmlischen Stadt zu erfahren. In diesem Sinne ist Dürers Werk heute mehr wie je ein Symbol.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Dr. Eugen Schmitz, Dresden Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.





Andrea del Verrocchio/Tobias und die drei Erzengel






Fünfzehnter Jahrgang Juli 1918

# Die Einigung Italiens und das Entstehen der römischen Frage / Von Heinrich Schrörs

Die römische Frage ist nicht eine Frage Italiens allein, sondern eine Weltfrage; denn die katholische Kirche, zu deren Lebenssorgen sie gehört, ist eine Weltkirche. An die dreihundert Millionen, auf beiden Halbkugeln der Erde wohnend, sehen in der bedrohten Freiheit des Apostolischen Stuhles ihre eigene kirchliche Freiheit bedroht und fühlen sich an einem wesentlichen Punkte ihrer Religion tief verletzt.

Gleichwohl ist das römische Problem keine bloß religiöse und innerkirchliche Angelegenheit, es greift auch in das staatliche Leben ein. Durch hundert Fäden ist ja Geistliches und Bürgerliches verflochten; für alles Geistliche aber ist dem Katholiken nach der Verfassung seiner Kirche die in letzter Linie entscheidende Autorität der Papst; ein unter dem Drucke einer fremden Staatsgewalt stehender Papst würde also die Einwirkung dieser fremden Staatsgewalt auf die inneren Zustände eines jeden Landes bedeuten, das katholische Untertanen hat. Selbst dort, wo die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt ist, bleibt der Papst, indem er die Gewissen leitet und auf ihre Betätigung in bürgerlichen Dingen nach deren sittlichen Seite hin Einfluß übt, eine Macht, von der kein Volk dulden kann, daß sie ein Werkzeug werde in fremder Hand. Das sind Verhältnisse, die ohne weiteres klar sind.

Diese religiöse und moralische Weltmacht des Oberhauptes der katho-

lischen Kirche hat nun einmal unverrückbar ihren Sitz in der Stadt am Tiber. Es ist ein Glaubenssatz von strengster dogmatischer Art, daß die höchste kirchliche Gewalt für immer gebunden ist an den Stuhl des Apostels Petrus, und dieser Stuhl steht und kann nur in Rom stehen, weil dort der Apostelfürst bis zu seinem Tode den Hirtenstab geführt hat und demnach auch sein Amtsnachfolger Bischof sein muß. Wohl mögen Päpste, durch äußere Umstände bewogen, zeitweilig die ewige Stadt verlassen und anderswo ihren Thron aufschlagen, wie es die Geschichte erlebt hat, aber das Papsttum bleibt in Rom. Nach katholischer Überzeugung ist es durch die Hand Gottes mit ehernen Ketten geschmiedet an den Fels, auf dem der Vatikan sich erhebt und an dessen Fuße sich die Kuppel über dem Grabe des ersten Papstes wölbt. Wenn Benedikt XV. genötigt sein sollte, die Stadt der Kirche flüchtigen Schrittes zu verlassen, er oder seine Nachfolger würden dorthin zurückkehren, wo allein der Grundstein ihrer kirchlichen Stellung eingesenkt ist. Die römische Frage bleibt.

Dies alles, die Fesselung des Heiligen Stuhles an Rom und seine hervorragend internationale, religiöse wie politische, Bedeutung sind einfach Tatsachen, unbestritten und unabänderlich. Gerade diese Tatsachen nun sind es, die eine Lösung der römischen Frage so notwendig, so dringlich, so brennend machen, die aber auch die ungeheure Tragweite dieser Frage enthüllen und die katholischen Völker gespannten Auges, besorgt und erwartungsvoll zugleich, auf das Kommende blicken lassen.

Ehemals hat auch das moderne Italien anerkannt, daß die Sicherheit und Unabhängigkeit des Römischen Stuhles eine Sache sei, die nicht das italienische Volk allein angeht, die vielmehr eine Forderung des gesamten Katholizismus ist und aller Staaten, die über eine katholische Bevölkerung gebieten. Durch den Mund seines größten Staatsmannes, eben des Begründers seiner Einheit, und in dem feierlichsten Augenblicke seiner neuern Geschichte, der freilich für die katholische Welt der schmerzlichste war, hat Italien dieses Bekenntnis öffentlich abgelegt. Eben war durch die Ereignisse von 1859 und 1860 die Halbinsel nach ihrem weitaus größten Teile zur staatlichen Einheit gelangt und hatte Viktor Emanuel II. den Titel angenommen: ‚Durch die Gnade Gottes und den Willen der Nation König von Italien', als die römische Frage mit ihrem Medusengesicht sich vor das neue Reich hinstellte, seine Schicksalsfrage bis heute. Im Abgeordnetenhause erhob sich — es war am 21. März 1861 — der leitende Minister Graf Cavour zu einer der machtvollsten Reden seines machtvollen Geistes. Die römische Frage, so sagte er, ‚ist die wichtigste Frage, die je einem Parlamente vorgelegt wurde; denn sie ist nicht nur eine Lebensfrage für Italien, sondern auch für die zweihundert Millionen Katholiken und für die ganze sittlich-religiöse Welt'. Da Napoleon III. damals noch schützend seinen Arm über Rom hielt und es im Namen der katholischen Völker tat, erklärte Cavour, über Rom dürfe nur im Einvernehmen mit Frankreich entschieden werden und dürfe nur ent-

schieden werden, nachdem die Katholiken der Welt die Überzeugung gewonnen hätten, daß seine Besitznahme nicht eine Knechtung der Kirche bedeute. Er schloß mit den Worten: ‚Wenn der Verlust der weltlichen Souveränität den Papst zum bloßen ersten Hofprälaten des im Quirinal residierenden Königs machen würde, so würde ich offen erklären, daß die Vereinigung Roms mit Italien nicht bloß für den Katholizismus, sondern auch für Italien ein Unglück wäre.'

Hofprälat ist der Papst allerdings bis jetzt nicht geworden, dank der stählernen Festigkeit und dem stillen Duldermute Pius' IX. und seiner Nachfolger. Aber der dauernde Gang der Geschichte richtet sich nicht nach dem Heldensinn einzelner, sondern nach der innern Folgerichtigkeit der Tatsachen. Diese wird sich geltend machen, wenn die verwischende Macht der Zeit ihren Einfluß geübt und die förmlichen Proteste sich abgenützt haben. Und erleben wir es nicht schon in diesen Jahren des Krieges, was die Kirchenregierung unter italienischer Herrschaft ist? Die diplomatischen Vertreter Preußens, Bayerns und der Donaumonarchie waren gezwungen, ihren Posten zu verlassen, alle deutschen und österreichischen Beamten der Kurie ebenso. Statt dessen können dort französische, englische und amerikanische Staatsmänner und Bischöfe ihre Machenschaften spielen lassen zu unserm großen Schaden, der fürwahr nicht minder ein Schaden für die Staaten und Nationen der Mittelmächte als für den Katholizismus ist.

Worin Cavour den Katholiken der Erde recht gab, daß sie nämlich Grund hätten, in einer solchen Lage eine Gefahr für die Kirche zu sehen, und was er unerträglich fand, und weshalb er eine internationale Verständigung für nötig hielt — diesen Standpunkt hat Italien seit 1870, nachdem es in Rom eingezogen und die weltliche Hoheit des Papstes vernichtet hat, vollständig verlassen und sich auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt. Wie einen Satz aus dem nationalen Katechismus hört man dort immer und immer wiederholen, die römische Frage sei lediglich eine Sache Italiens, die keinerlei Einmischung des Auslandes dulde, gleich als ob die katholische Weltkirche eine italienische Kirche wäre. Mit leidenschaftlicher Empfindlichkeit, die ein böses Gewissen verrät, haben alle Ministerien des Landes, so viele ihrer auch waren und so verschiedenartig ihre Programme auch lauteten, jeden auftauchenden Gedanken an die internationale Seite des Problems zurückgewiesen. Neuestens hat Italien bekanntlich im Artikel 15 des Londoner Vertrages von 1915 ziemlich unverhüllt den Ausschluß des Papstes vom künftigen Friedenskongreß sich ausbedungen, damit die römische Frage auf ihm nicht zur Verhandlung komme. Mag immerhin der von der russischen Revolutionsregierung veröffentlichte Wortlaut nicht genau sein, wie der Minister Sonnino behauptet, so kann doch nach den Erklärungen, die im englischen Unterhause abgegeben wurden, kein Zweifel sein, daß die Sache in allem wesentlichen richtig ist, und daß Italien nichts von einer Einwirkung der Mächte für eine würdige und bessere Stellung des Apostolischen Stuhles wissen will.

Gewiß liegt der Grund hierzu in dem Selbständigkeitsgefühl einer großen Nation, aber bei einem sehr bedeutenden Teile derselben auch in der Abneigung, um nicht zu sagen in dem Hasse, der sich während des langen Kampfes um die staatliche Einheit gegen Papsttum und Kirche in das Denken und Fühlen eingefressen hat. Indes wirkt auch bei dem andern Teile, der sich hiervon mehr oder minder frei hielt, viel weniger politische Überzeugung und Sinn für die Zukunft mit als der verbissene Stolz eines jungen Nationalstaates. Italia farà da sè, „Italien wird's von sich aus machen", ist seit 1848 stets das Schlagwort gewesen, mit dem man das Volk stachelte, wenn es sich um Dinge der großen Politik handelte. In Wahrheit ist freilich bei allem, was zur Einheit und Unabhängigkeit des Landes geführt hat, das Gegenteil von jener selbstgefälligen Phrase richtig gewesen, wie sich noch zeigen wird. Aber eben die quälende Erinnerung hieran treibt den Italiener um so mehr, das stolze farà da sè gegenüber dem Papste und der internationalen Kirche zur Geltung zu bringen, worein sich allerdings auch die Furcht mischt, eine von Europa in ihre Rechte eingesetzte und von der öffentlichen Meinung aller Länder gestützte Kurie könnte die italienischen Katholiken zu einer politischen Macht erwecken, die dann das Königtum von der Herrschaft des Radikalismus und der Freimaurerei befreien würde.

Eines ist jedoch an jener Stellungnahme des heutigen Italiens richtig: im Ernste kann nicht daran gedacht werden, die Lösung der römischen Frage ohne das Zutun Italiens und gegen dessen ausgesprochenen Willen vorzunehmen. Das würde für einen unabhängigen Staat, geschweige für eine Großmacht, in der Tat unerträglich sein und würde ferner nur neue Verwickelungen in der Zukunft nach sich ziehen, wobei der Heilige Stuhl der am meisten Geschädigte wäre, selbst wenn der Schutz der Mächte ihm fortdauernd zur Seite stände. Benedikt XV. scheint denn auch nach allem, was man heraushören kann, eine Regelung seiner Lage ohne die tätige Teilnahme seines Vaterlandes nicht zu wünschen und befolgt damit eine weise Politik.

Mit dem schroffen Gegensatze, in dem das offizielle Italien zu der katholischen Auffassung von der römischen Frage steht, ist als mit einer Tatsache zu rechnen, die das allerschwerste Hindernis der Lösung darstellt. Um zu verstehen, wie es dazu gekommen ist, und um ein gerechtes Urteil zu gewinnen, sehen wir uns an die Geschichte zurückverwiesen. Sie erklärt uns die gegenwärtige Stellung der ausschlaggebenden Kreise zum Heiligen Stuhl und den Geist, in dem sie das Problem betrachten. Dieser Geist ist das Erzeugnis der letzten hundert Jahre. Ich weiß kein anderes Land, in dem die Entwickelung in bezug auf eine kirchenpolitische Frage so verhältnismäßig beständig und folgerichtig geblieben wäre, wie Italien hinsichtlich dieser Frage. Welche Wendungen hat nicht Frankreich, Spanien und auch Deutschland in Richtung und Stärke der staatlich-kirchlichen Bestrebungen durchgemacht! In dem Lande jenseits der Alpen aber ist der Kirchenstaat, der bestehende, der stürzende, der in der Erinnerung fortlebende und seine

Folgen nach sich ziehende, ist immer der Kirchenstaat der ruhende Mittelpunkt, um den die religiöse Politik kreist, wenn man absieht von der kurzen Zeitspanne, als Sardinien sein inneres Staatskirchenrecht umgestaltete. Für die Menschen dort ist die römische Frage die kirchliche Frage schlechthin. Sie greift in die volle Tiefe des nationalen Empfindens und hat sich von den ersten Geburtswehen der staatlichen Einheit her fortgeerbt als ein Verhängnis bis heute.

Zunächst möge ein Blick auf die Lage Italiens im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts den Ausgangspunkt beleuchten. Diese ist der Quellgrund gewesen, aus dem alles hervorkam.

Der Wiener Kongreß von 1814 und 1815, der auf dem Trümmerfelde der napoleonischen Zeit das neue Europa errichtete, hat Italien, wie auch uns, um die teuersten nationalen Hoffnungen betrogen. Nicht im Dienste der Völker, sondern der Herrscherhäuser tätig, zerstückelte er die appenninische Halbinsel in sieben Staaten. Das mußte um so bitterer wirken, als das Land in den Jahren Napoleons einigermaßen geeint gewesen war. Zwar bestand damals im Süden, diesen ganz umfassend, das Königreich Neapel, gehörten die westlichen Striche von Mittel- und Oberitalien zum französischen Kaiserreiche und bildete das übrige das Königreich Italien, aber diese Gebiete waren doch eng verbunden und gehorchten derselben Dynastie, indem Napoleon, wie über die in Frankreich einverleibten Teile, so auch über das Königreich Italien selbst das Zepter führte und in Unteritalien sein Schwager Murat gebot. Es waren eher Provinzen als geschiedene Staaten. Dazu kam, daß überall die gleiche französische Gesetzgebung und Verwaltung bestand. Namentlich schmeichelte der prunkende Name des Königreichs Italien dem Nationalgeiste. Der Vizekönig, Napoleons Stiefsohn, Eugène Beauharnais, schlug einen Ton vollsten Klanges an, als er 1809 in einem Aufrufe verkündigte: ‚Es gibt jetzt nicht Lombarden, Venezianer, Bolognesen mehr, es gibt endlich eine Nation, eine italienische Nationalität.' Das Volk hatte so einen Vorgeschmack von Einheit und Größe bekommen, und nun fand es sich mit einem Male zurückgeschleudert in das Elend der Kleinstaaterei. Die Patrioten hatten mit grimmem Schmerz von den Wiener Absichten vernommen, aber ihre Klagen waren in der öden Leere des höfischen Absolutismus verhallt. Englands Diplomatie, kalt und selbstsüchtig wie immer, hatte wegwerfend geantwortet, Europas Ruhe verlange die Zerrissenheit Italiens. Das englische Herrschaftsprinzip der Balance of power verlangte es so.

Was galten den Staatsmännern, die in Wien beisammen saßen, die Völker, was ihre Not und ihr Sehnen! Und doch hatte die brutale Weltmacht des Korsen das Nationalgefühl aus dem Schlafe gerüttelt, in den drei Jahrhunderte fürstlichen Despotismus es versenkt hatten. Dem Siegeszug des Imperialismus folgten die Flammenzeichen der auferstehenden Völker. Uns haben sie geleuchtet in den Tagen der Freiheitskriege, und wenn sie auch nicht auf die Wiege eines neuen deutschen Reiches herabscheinen konnten,

so war uns doch in dem Deutschen Bunde, so unbefriedigend und kraftlos er auch war, ein kleiner Ersatz beschieden, in dessen Gehege wir das heilige Feuer auf dem Herde des Vaterlandes hüten durften, bis die waffenklirrende Stunde kam, da die Kaiserkrone sich auf das Haupt des Hohenzollern niederließ. Alle großen Völker Europas erfreuten sich einer Einheit; nur Italien nicht, es blieb ausgeschlossen von dem Erbe eines gewaltigen Umschwunges. Italien war, nationalpolitisch genommen, das unglücklichste aller Länder. Darin liegt der tiefste Grund aller revolutionären Erschütterungen, die ein halbes Jahrhundert hindurch es heimgesucht haben und aus deren letzten Phase die römische Frage aufgestiegen ist. Wäre damals ein Königreich Italien geschaffen worden mit einer Hauptstadt außer Rom, die in das Bewußtsein des Volkes geschichtlich hätte einwachsen können, so wäre die Nation befriedigt gewesen, und die äußere Stellung des Papsttums hätte sich mit oder ohne einen über Rom hinausgreifenden Kirchenstaat unschwer und dauernd ordnen lassen.

Eine Freistadt unter päpstlicher Hoheit und ein kleines Staatswesen ständen der italienischen Einheit nicht im Wege, wie ja auch der sardinische Staat, aus dessen Erweiterung das Königreich Italien entstanden ist, ehemals das Fürstentum Monako und wie noch heute Italien die Republik San Marino mit 61 Quadratkilometer, viel mehr, als der Boden Roms bedeckt, in seinem Schoße duldet. Kein Land besaß so viele große, günstig gelegene und entwicklungsfähige Städte wie Italien, das sich rühmt, das Land der hundert Städte zu sein; es bedurfte Roms als Hauptstadt nicht. Und an Rom allein, an Rom als dem Sitze der Kirche, hängt das Qualvolle der heutigen Frage.

Wir sagten vorhin, daß Deutschland für seine zerbrochenen Erwartungen auf eine Wiedergeburt des Kaiserreiches wenigstens den bescheidenen Trost hatte, seine Staaten zu einem Bunde zusammengefaßt zu sehen. Aber noch eines andern Trostes erfreute es sich, der dem Volke des Südens auch versagt blieb. Die da auf den Fürstenstühlen Deutschlands thronten, waren deutschen Blutes, ihre Häuser mit den Gebieten, über die sie herrschten, meist in langer Schicksalsgemeinschaft verbunden, zum Teil gestützt auf die uralte Verschiedenheit selbstbewußter Stämme. In Italien dagegen geboten Fremde. Die Lombardei und Venezien standen unter Österreich; die Herzöge von Toskana, Modena und Parma waren Prinzen des habsburgischen Erzhauses, der von Parma später ein spanischer Bourbone; ein Bourbone trug auch die Krone von Neapel und Sizilien; der Kirchenstaat war einem Priester untertan, der, wie es oft schon geschehen, aus anderem Volke kommen konnte. Nur das sardinische Königreich hatte eine Dynastie, die wenigstens halb italienischen Ursprunges war. Als sie sich später anschickte, an die Spitze des einigen Italiens zu treten, hat es die Nationalitaliener ein nicht geringes Opfer des historischen Verstandes und des völkischen Gefühls gekostet, das Haus Savoyen für ein nationales Herrscherhaus und das Volk von Piemont, dessen Sprache fast eher französische denn italienische Ohren verstehen, für echte Söhne Ausoniens zu nehmen.

Daher richtete sich der Zorn Italiens wie gegen die Kleinstaaterei, so gegen die Herrschaft der Fremden in diesen Kleinstaaten. Vor allem schäumte er gegen Österreich auf. Seinem allmächtigen Staatskanzler Metternich schrieb man nicht mit Unrecht das Unglück des Vaterlandes vorzugsweise zu. Von ihm wurde die auf dem Wiener Kongreß gefallene Äußerung erzählt, Italien sei nur ‚ein geographischer Begriff'. Noch aufreizender wirkte das hohnsprechende Wort desselben, man möge ruhig ‚die Halbinsel in ihrer eigenen Brühe schmoren lassen'. Österreichs Macht war den Italienern ein beständiger Stachel im eigenen Fleische; denn sie herrschte nicht nur über die reichen Gefilde der Poebene, sondern erstreckte, gestützt auf die dynastische Verwandtschaft, auch ihren starken Einfluß in die mittelitalischen Herzogtümer. Im Kirchenstaate fiel, besonders seit dem Tode Pius' VII. (1823), dessen Politik nach dem Frankreich der Restaurationszeit hingeneigt hatte, ein Rat oder ein Wunsch von Wien schwer in die Wagschale. Daß der Päpstliche Hof sich an Österreich anlehnte, ist begreiflich, weil dieses die einzige katholische Großmacht war, die auf sicherem Grunde ruhte, während Spanien dahinsiechte und Frankreich noch von den Nachwirkungen der großen Revolution durchzuckt war und nach 1830 sich dem Liberalismus ergab. Neben französischen haben österreichische Bajonette bis 1866 den Kirchenstaat beschützt, und ihr Schutz wurde von der päpstlichen Regierung viel weniger peinlich empfunden als der in Rom selbst stehenden Franzosen. Obgleich somit der Anschluß an den Kaiserstaat wohlbegründet war, hat er doch für die Stellung des Papsttums innerhalb der italienischen Nation verderbliche Folgen nach sich gezogen, indem der ganze Haß, der mit steigender Hitze gegen die Österreicher kochte, sich auf Rom mitergoß. Wenn kuriale Staatsmänner, wie sogar der groß und frei denkende Consalvi, Forderungen, deren Gerechtigkeit sie nicht ganz verkennen konnten, mit der Entschuldigung zurückwiesen: L'Austria ci obliga, ‚Österreich verpflichtet uns dazu,' so war dies Gift für italienische Gemüter. Österreich galt ihnen als der Feind schlechthin. Ein Publizist jener Zeit — ich meine, es sei Massimo d'Azeglio gewesen — versichert, beim Anblicke einer österreichischen Uniform erleide jeder Italiener einen Wutanfall. Schlimm, daß er bei diesem Wutanfall auch unwillkürlich nach dem Tiberstrande blickte. Der bohrende Groll gegen alles, was an das Donaureich erinnert, ist nie erstorben, auch nachdem dieses seine letzten italienischen Besitzungen eingebüßt hatte. In der Gegenwart hat er wieder unheimliche Gewalt über das Volk gewonnen und es in den verräterischsten aller Kriege getrieben. Nicht Südtirol, nicht Istrien, diese Grenzstriche mit dünner Bevölkerung welscher Zunge, sind es so sehr gewesen, die den nationalistischen Wahn entflammten, als das rote Tuch, das da heißt Österreich. Dieses hat in den Augen der Italiener nur zu lange auch über dem Vatikan geflattert.

Zu dem bebenden Schmerz über die Schmach der Fremdherrschaft und zu der schleichenden Trauer über die nicht gewonnene Einheit gesellte sich ein Drittes, das einen großen Teil des Volkes quälte. Durch die französische Revolution waren die Gedanken politischer Freiheit in eine von langer Knecht-

schaft dumpf gewordene Welt gefahren und hatten, je zügelloser sie auftraten, desto tiefer das Begehren der Unterdrückten aufgewühlt. Nirgends außerhalb Frankreichs hatten die Lehren von 1789 tiefer, heißer, zu allen Folgerungen drängender gezündet als in dem zum Radikalismus von Natur geneigten Nachbarlande Italien. Über dieses kam nun unter dem Schilde der Heiligen Allianz und der Staatsweisheit Metternichs das plötzliche Zurückschleudern des freiheitlichen Geistes hinter die Kerkermauern des fürstlichen Absolutismus. Zwar hatte auch Napoleon in Italien als Imperator regiert, aber sein politisches Genie es auch mit einer Gesetzgebung, Rechtsprechung, Verwaltung, Finanzreform, mit Industrie und Handel beschenkt, die vom Verständnisse des Fortschrittes getragen waren. Alles das sank mit einem Schlage dahin, und die enge, kleinliche, altersschwache Rückständigkeit von ehemals legte sich mit bleierner Schwere auf das öffentliche und wirtschaftliche Leben.

In dem wiederhergestellten Kirchenstaate ward in dieser Hinsicht mit überlegter Konsequenz verfahren. Man kann es inmitten der allgemeinen Zeitströmung, die auf eine Reform nach rückwärts ging, und vom Standpunkte einer theokratischen Regierung, was die päpstliche nun einmal war und sein mußte, wohl verstehen. Den in einer andern Luft groß gewordenen Männern der Kirche kamen alle Neuerungen, die von der Franzosenzeit in den päpstlichen Gebieten geschaffen waren, als Ausgeburten des Umsturzgeistes vor. In den deutschen Staaten war es damals nicht viel anders; auch sie wurden von Köpfen regiert, denen der Abscheu vor aller und jeder Errungenschaft der französischen Revolution, vor Volksmündigkeit und liberaler Verwaltung als der politischen Weisheit Höchstes galt. Doppelt bedenklich mußte die Rückkehr zum Veralteten für die päpstliche Herrschaft werden, weil sie ihren Schatten auch auf die religiöse und moralische Stellung des Papsttums warf. Der Kardinal Consalvi, Pius' VII. weitschauender Minister, der auf seiner bewegten Laufbahn die Triebkräfte der modernen Zeit bis auf den Grund kennengelernt hatte, sah es ein, ohne jedoch den rückläufigen Gang hemmen zu können. Die Mehrheit des Heiligen Kollegiums schwur zur unbedingten Reaktion. Es war die Partei der Zelanti, der ‚Eiferer', denen die Freunde des Staatssekretärs verdächtig waren als die sog. Liberali oder Diplomatici, d. h. als Politiker, die bei allem Festhalten an den unveräußerlichen Grundprinzipien der Kirche doch glaubten, den Zeitforderungen durch kluges Entgegenkommen Rechnung tragen zu müssen. Das Gegeneinanderwirken der beiden Richtungen füllt bis zum Untergange des Kirchenstaates die geheime Geschichte der päpstlichen Regierung aus.

Pius VII., alt und müde geworden und von jeher stärker im Leiden als im Handeln, gab, so dankbar er auch in Verehrung zu dem glänzenden Geiste Consalvis emporblickte, der Überzahl der Eiferer nach. Die in ihrer Art vortrefflichen Gesetzbücher Napoleons, die sich schon eingelebt hatten und unter deren teilweisem Fortbestand sich auch der Westen Deutschlands bis

zum Jahre 1900 glücklich befunden hat, wurden abgeschafft. Neue sind zwar verheißen worden, jedoch außer einem Handelsgesetzbuche nie gekommen. An die Stelle trat abermals der bunte Wust älterer Verordnungen. Die vernünftige und klar aufgebaute französische Gerichtsverfassung verschwand, und die kirchliche Gerichtsbarkeit konnte wieder weit in das bürgerliche Gebiet hinübergreifen. Die französische Finanzordnung, deren Wert schon durch die Tatsache bewiesen wird, daß trotz ihres kurzen Bestandes es gelang, die Staatsschulden bedeutend herabzumindern* und die jährlichen Einnahmen von 3 auf 6 bis 7 Millionen Skudi zu steigern, machte dem bequemeren System der Verpachtung wichtiger Steuerquellen Platz, wobei die Pächter eher vom Schweiße des Volkes reich wurden als der Staat. Obzwar die Gemeinderäte in Stadt und Land bestehen blieben, so durften sie doch nicht aus Wahlen hervorgehen, ergänzten sich vielmehr selbst und unterlagen der Bestätigung durch die Regierung. Ein gutes Stück des alten Feudalwesens wurde künstlich wiederhergestellt, trotzdem Napoleon seine Grundlagen auf immer hinweggefegt hatte.

Sicher darf man, um gerecht zu urteilen, nicht vergessen, daß sich auch in den andern Staaten Italiens Mißstände ähnlicher Art fanden; der Kirchenstaat aber hatte daneben noch besondere, und sie waren schwerwiegend. Dahin gehört zunächst das Militärwesen. Das von der französischen Regierung eingeführte System der Aushebung im eigenen Lande ward ersetzt durch das des Söldnertums, und zwar eines fremden Söldnertums. Das war nicht allein kostspieliger, sondern hatte auch üble Wirkungen moralischer Art. Das gemeine Volk allerdings empfand es angenehm, vom Soldatendienst befreit zu sein, aber die politisch Denkenden und die Patrioten ganz Italiens sahen mit Knirschen, wie im Herzen des Vaterlandes ein Staatswesen durch ausländische Soldknechte, die dazu auch nicht immer Manneszucht bewahrten, gestützt und geschützt wurde. Auf einem Stadttore Perugias liest man eine Inschrift voll wilden Hasses gegen die betrunkenen Söldnerbanden des Papstes, wie es dort wörtlich heißt. Vor allem gab die kirchliche Herrschaft damit ein wertvolles Mittel der Volkserziehung aus der Hand. Ordnungsliebe, Gehorsam, Zucht, das Pflichtgefühl gegen ein großes Ganzes, die Liebe zum heimischen Staate, diese auf dem Boden des Militärdienstes sprossenden Bürgertugenden lernte das Volk des Kirchenstaates nicht in der Schule militärischer Disziplin. Wie es die vornehmste Leistung für das Vaterland von Fremden geübt sah, so nahm es auch die gefährliche Gewohnheit an, in seinem Staate etwas Fremdes zu erblicken. Daher die Leichtigkeit, mit der im Lande Verschwörungen und Putsche angezettelt wurden, und die Gleichgültigkeit, mit der die Massen es hinnahmen.

Die stärkste Quelle des Mißbehagens floß in der vollständigen Kleri-

---

* Sie sanken von 75 Millionen Skudi auf 33. Dabei ist allerdings zu beachten, daß der Erlös aus verkauften Kirchengütern einen erheblichen Anteil daran hatte.

kalisierung des höheren Beamtentums, die sogar über das früher gebräuchliche Maß noch hinausging. Nach dem Muster der französischen Präfekturverfassung — diese am wenigsten rühmliche Schöpfung Napoleons nahm man an — war das nur 748 Geviertmeilen mit wenig über drei Millionen Einwohner umfassende Gebiet in 17 Provinzen eingeteilt, die alle von Prälaten regiert wurden. Diese hatten zwar einen Provinzialrat zur Seite, der jedoch nur beratende Stimme besaß und nicht gewählt, sondern ernannt wurde. Zu den Gemeinderäten gehörten zum Teil Geistliche. Solche saßen auch in den Gerichtshöfen und in den hohen Stellungen der Polizei. Die Zentralbehörden in Rom — ich meine natürlich die mit der bürgerlichen Regierung befaßten — bestanden ebenfalls aus Trägern der violetten und schwarzen Soutane. Die obere Hälfte der staatlichen Bureaukratie, die zudem zahlreicher als nötig war, trug ein durchaus geistliches Gepräge. Was man zur Begründung dieser Einrichtung gesagt hat, ist richtig: sie lag in dem kirchlichen Wesen des ganzen Gebildes, wo das religiöse Oberhaupt auch das des Staates war und sein erster Beamter, der Kardinal-Staatssekretär, auch die höchste Leitung des Weltlichen haben mußte um der Einheitlichkeit willen. Allein die unerfreulichen Wirkungen dieser Folgerichtigkeit konnten nicht ausbleiben. Es soll nicht einmal davon die Rede sein, daß dadurch viele in die Reihe des Klerus geführt wurden, die nur weltliche Ämter im Auge hatten, und daß die Ausübung dieser, von denen manche ihrer Natur nach deren Träger in weniger liebsame Berührung mit dem Volke brachten, nicht dazu beitrug, die Achtung vor dem Geistlichen zu bewahren und diesen selbst in der idealen und religiösen Sphäre seines Standes zu erhalten. Unmittelbarer das staatliche Interesse berührend war etwas anderes. Die Söhne des Adels und des wohlhabenden und gebildeten Bürgertums fanden sich, wenn sie nicht bereit waren, wider ihre innere Neigung das geistliche Kleid anzuziehen, von den öffentlichen Ämtern für immer ausgeschlossen, zur Untätigkeit verurteilt, ohne Aussicht auf eine ihrem gesellschaftlichen Stande entsprechende Lebensstellung. Handel und Gewerbe größeren Stils, in denen sich regsame Köpfe hätten betätigen können, gab es auch nicht. Jene gerade für eine konservative Regierung so wichtige Schicht der Bevölkerung verzehrte sich entweder in Interesselosigkeit oder Mißmut, wenn nicht gar in Abneigung gegen das Staatswesen, und wurde dadurch nur zu sehr angeleitet eine Umwälzung zu begrüßen. So erklärt es sich, daß die päpstliche Regierung während der Zeiten der Gefahr in den Untertanen nicht nur keine Stütze fand, sondern wider Willen dem Umsturz den besten Stoff lieferte. Der gemeine Mann lebte, von jeder staatlichen Anteilnahme abgeschnitten und meist ohne Schulbildung, ohnehin stumpfen Sinnes dahin und war den Volksbetörern preisgegeben. Gemäß dem die innere und äußere Politik des Kirchenstaates durchziehenden Gedanken war dieser Staat, wie er im Eigentum der Kirche stand, so allein für die Kirche da, nicht auch um seiner selbst willen. Seine Bürger sollten, auf den edleren Teil ihrer irdischen Bestimmung, auf die tätige Teilnahme am öffentlichen Leben verzichtend,

eine Fügung der Vorsehung und eine Ehre darin erkennen, daß sie hauptsächlich die Aufgabe hätten, der obersten Kirchenregierung als weltliche Grundlage zu dienen. Noch im Jahre 1859, als der päpstliche Staat bereits auseinanderbarst, sprach die halbamtliche Zeitschrift der Kurie, die ‚Civiltà cattolica', diese Lehre aus und verteidigte sie.

Wie war es unterdes im anderen Italien? Es glühte von politischer Leidenschaft. Freiheit, Einheit, Sturz der Fremdherrschaft waren die Schlagworte. Im Jahre 1820 brach ein Aufstand zu Neapel aus; er wurde durch österreichische Waffen niedergeschlagen. Im nächsten Jahre folgte eine Militärrevolte im Königreich Sardinien; sie erlitt dasselbe Schicksal. Auch im Kirchenstaate kam es hie und da zu Versuchen, die sich indes fast nur in Mordtaten an päpstlichen Beamten und Anhängern der weltlichen Herrschaft äußerten und anderseits scharfe Polizeimaßregeln hervorriefen. Aber unter der Oberfläche grollte es fort in den Gebieten des Papstes, bis im Juli 1830, nicht ohne starke Mitwirkung italienischer Verschwörer, in Paris die Revolution siegreich das Haupt erhob, woran sich dann die Revolutionen in Belgien und Polen sofort anschlossen. Die Bewegung durchzuckte einen großen Teil Europas, und einheitlich geleitet, trug sie von Anbeginn einen internationalen Charakter. Kein Wunder, daß die Funken bald nach Italien flogen; sie zündeten vornehmlich im Staate der Kirche. Anfangs Februar 1831 verjagte Bologna den römischen Statthalter und setzte eine provisorische Regierung ein. Innerhalb vierzehn Tagen waren die Romagna, Ferrara, die Marken und Umbrien, die besten Provinzen, vier Fünftel des Kirchenstaates abgefallen. Für Geist und Zusammenhang dieses ersten großen Schlages ist es bezeichnend, daß er neben der Erringung bürgerlicher Freiheit sofort auf ein einiges Italien zielte. Zu diesem Zweck ward ein ‚Italienischer Nationalkongreß' in Bologna gehalten. Auf diesem erinnerte man ausdrücklich an den Satz Christi: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt' und sprach sich grundsätzlich gegen jede weltliche Priesterherrschaft aus. Damit war für die Zukunft das Losungswort zur Vernichtung der päpstlichen Souveränität überhaupt gegeben. Die römische Frage stieg am fernen Horizont auf.

Die Herrlichkeit der revolutionären Regierung war übrigens nur von kurzer Dauer; nicht einmal zwei Monate hat sie bestanden. Die sieggewohnten Regimenter Österreichs, die vom Po heranrückten, stellten die Ordnung wieder her, aber der Kaiserstaat und mit ihm das gerettete Papsttum konnten auch einen neuen starken Posten an nationalitalienischem Hasse buchen.

Abgesehen von kleineren Aufständen, die bald hier, bald dort in den nächsten Jahren loderten, hatte die Halbinsel bis 1848 äußerlich Ruhe. Äußerlich; denn die Männer der revolutionären Aktion zogen sich in die Geheimbünde zurück, um durch langsame Wühlarbeit den allgemeinen Umsturz vorzubereiten.

Seitdem das Zeitalter der Renaissance die politische Moral vergiftet und die Cassius und Brutus als die edelsten Helden antiken Patriotismus gefeiert hatte, lag vielen Italienern das Verschwörertum in der Natur.

Das Unglück des Vaterlandes brachte es im 19. Jahrhundert zu neuem Aufleben. Besonders die leicht entzündete Jugend, der unter der Sonne des Südens das Blut noch rascher als anderen durch die Pulse schießt, fand sich in geheimen Gesellschaften zusammen. Für jene, die nicht zu den zahlreichen katilinarischen Existenzen in dem herabgekommenen Lande zählten, mußten die idealistischen Ziele, der Kampf gegen Despotismus, Fremdknechtschaft und Zerrissenheit Italiens das Verwerfliche der Mittel zudecken. Das Geheimnisvolle, die Abenteuer, die Gefahr, die furchtbaren Eide, die man schwur, und nicht zuletzt der winkende Martyrerruhm, der der echt italienischen Großmannssucht schmeichelte, übten einen unendlichen Reiz aus. Die weitverzweigte Organisation der Revolutionsbünde wie das phantastische Aufnahmezeremoniell waren der Freimaurerei nachgebildet, mit der sie auch zusammenhingen und an denen sie einen Rückhalt fanden. Der bekannteste war der ‚Köhlerbund', die Carbonaria. In der Anzettelung von Putschen und in der Handhabung des Dolches bewies er eine entsetzliche Geschicklichkeit. Dabei war die Carbonaria politisch radikal bis zum äußersten — die Gründung einer Republik Ausonien schwebte ihr vor — und zugleich priesterfeindlich und irreligiös, wie es nur je die wüstesten Doktrinäre der französischen Revolution gewesen waren.

Nach dem Mißlingen der Aufstände von 1820 und 1821 und durch den Spürsinn der Polizei sowie durch drakonische Maßnahmen der Regierungen wurden die Führer aus Italien vertrieben und flüchteten nach Frankreich, dem klassischen Lande des Umsturzes. Die Pariser Julirevolution des Jahres 1830 war zum guten Teil ihr Werk. Mit dieser war jedoch auch ihre Macht gebrochen, indem die besonneren Elemente, froh endlich einen greifbaren Erfolg in den Händen zu haben, sich dem freisinnigen Königtum Louis Philipps anschlossen, um mit dessen Hilfe Italien zu befreien. An die Stelle der Carbonaria trat aber sofort eine Neugründung des Genuesen Giuseppe Mazzini, das ‚Junge Italien' (La Giovane Italia), das noch stärker, noch wilder, noch gefährlicher war. Das Ziel, das sich die Giovane Italia setzte, war die Freiheit und Einheit des Vaterlandes in der Form einer sozialistischen Republik; wir würden nach jetzigem Sprachgebrauch richtiger sagen: in der Form einer anarchistischen und atheistischen Republik. Und darüber hinaus schweiften die Träume zu einer Weltrepublik dieser Art, wie bei den russischen Bolschewiki von heute. Der Führer Mazzini vereinigte in sich das Wesen eines eiskalten Rechners und eines feurigen Enthusiasten. So haftet seiner Gestalt etwas Dämonisches an, und er ist in Wirklichkeit der böse Dämon des neuen Italiens bei seiner Entstehung geworden. Meist hielt er sich im Hintergrunde, von Paris oder London aus die Fäden spinnend und anziehend. Die Taten fielen seinem Gegenstück in dem ‚Jungen Italien', Giuseppe Garibaldi zu, dem Marineoffizier aus Nizza. Mit- und Nachwelt haben ihn als den roten Nationalhelden der Italia unita gefeiert, dem jede Stadt und jedes Städtlein sich verpflichtet fühlte, ein Denkmal zu errichten. Im Gegensatz zu seinem finsteren Meister aus Genua, dem er

übrigens an Papst- und Priesterhaß nichts nachgab, flößt er auch dem fremden Beurteiler eine gewisse Sympathie ein, da er ein ehrlicher und selbstloser Mensch war, der an seine Ideen glaubte. Aber von Größe war er weit entfernt. Als Freischarengeneral entbehrte er jeder militärischen Begabung, und als Politiker war er beschränkt und eigensinnig. ‚Ein Herz von Gold und der Kopf eines Büffels', so hat Azeglio ihn gekennzeichnet.

Es war ein Unglück für Italien, daß es bei seiner Entwicklung zum Einheitsstaat die ‚Sekten', wie man dort die geheimen Gesellschaften zu nennen pflegt, mußte mitwirken lassen, und es mußte so handeln, um sie am Zügel zu halten und nicht in die Gegnerschaft zu treiben. Dadurch vornehmlich ist die bittere Feindschaft gegen Kirche und Religion in die Bewegung gekommen; denn von dieser Feindschaft schäumte die Giovane Italia, die eine Vollenderin der ‚Philosophie' von 1789 sein wollte. Ohne diese Beimischung hätte sich die römische Frage wohl in befriedigender Weise lösen lassen oder vielmehr hätte sie nicht ihre heutige Gestalt angenommen. Der religiöse und politische Radikalismus begleitet die Einigung Italiens wie ein unheimlicher Schatten, rot schimmernd von dem Blute der Gemeuchelten. ‚Um Italien zu schaffen, müssen wir die Sekten vernichten,' hatte schon am Anfang des Jahrhunderts Ugo Foscolo seinem Volke zugerufen. Es ist nicht gelungen, und noch wir haben es erleben müssen, daß die Sekten das Land wider den Willen der Mehrzahl in den Weltkrieg stürzten mit der Macht der Straße.

Während der ‚Köhlerbund' und nachher das ‚Junge Italien' ihre Schrecken verbreiteten, flüchtete der bessere und edlere Teil der Patrioten angesichts der Unmöglichkeit, ohne Verbrechen das Vaterland erlösen zu können, in die ideale Welt des Schmerzes und der Hoffnung. Einst hatte es noch resigniert und elegisch aus den Versen Filicajas geklungen: ‚O Italien, daß du mächtiger wärest oder wenigstens minder schön, um die Gier der Mächtigen nicht zu reizen!' Jetzt aber griff der große Romantiker Italiens, Alessandro Manzoni, kräftiger in die Saiten und begrüßte die ‚heilige, siegreiche Fahne' der Zukunft. 1821 dichtete er, ein Anfeurer und Prophet: ‚Das Können war zerstreut, nicht das Wollen, und gleichsam in jeder Brust lebte der Gedanke: wir werden nicht frei sein, wenn wir nicht geeint sind. Den weniger Starken als wir gelten wir als eine verachtete Herde, bis ein Mann aufsteht, der uns einigt.' Ähnliche Töne schlugen Giacomo Leopardi und Giuseppe Giusti an, der von dem Dies irae sang, ‚das schallen hört, wer begraben lag', und der Nation zurief: ‚Kommt nach den Tagen allen — Nicht auch ein Jüngster Tag?' 1832 erschien das berühmte Buch von Silvio Pellico ‚Le mie prigioni' (‚Meine Gefangenschaft'). Dieser tieffromme und sanfte Dichter schilderte mit ergreifender Schlichtheit, aber in klassischer Pracht der Sprache die Leiden einer zehnjährigen Gefangenschaft in den Kerkern Österreichs, in die ihn der grundlose Verdacht, ein Verschwörer zu sein, geführt hatte. Die Volksgenossen verschlangen das Buch und fühlten das Blut zu Kopfe wallen.

Nach den Dichtern kamen die Denker und Politiker. Vincenzo Gioberti, ehemals Professor der Theologie an der Universität Turin, jetzt als angeblicher Anhänger der Giovane Italia verbannt in Brüssel lebend, wo er in der Rue de Parme eine ärmliche Dachstube bewohnte, veröffentlichte 1843 ein zweibändiges Werk unter dem Titel ‚Von dem moralischen und kulturellen Vorrang der Italiener'. Er bemühte sich, aus der geschichtlichen Rolle, die Italien im Altertum und Mittelalter gespielt, den Nachweis zu führen, daß es auch nun wieder von Gott berufen sei, Vermittler der höchsten Güter an die Menschheit zu sein, der Güter des Glaubens wie der Bildung und Gesittung, sobald es von neuem zu alter Größe und Macht komme. Dazu sei bürgerliche Freiheit und staatliche Einigung nötig. Diese werde — das ist das Überraschende und höchst Bemerkenswerte — das Land unter der Führung des Papsttums erringen. Damit war den Zielen der ‚Sekten' scharf entgegengetreten und ein anderes Ideal aufgerichtet. Ergriffen vernahmen es diejenigen, die nach einem gemeinsamen Vaterland sich sehnten und dieses nicht ohne die Kirche und die heilige Roma als Mittelpunkt sich denken mochten. So entstand auch eine römische Frage, aber eine in den Zauberschein religiös-politischer Romantik getauchte. Wir lächeln über das Sprühfeuer der Rhetorik und den poetischen Überschwang, mit denen Dinge einer nüchternen staatsmännischen Überlegung behandelt sind; indes auf die Zeitgenossen daheim machten die mit blendendem Geiste vorgetragenen Ideen den Eindruck einer Offenbarung. Sie mehr auf die Stufe der Wirklichkeit herabzuziehen, war die Absicht Cesare Balbos, der als Politiker in demselben Jahre 1843 seine ‚Hoffnungen Italiens' (‚Le Speranze d'Italia') schrieb. Auch er will eine Einigung unter dem Vorantritt und der dauernden Leitung des Römischen Stuhles, wie er denn ein durchaus gläubiger und papsttreuer Katholik gewesen ist. Allein in der Erkenntnis, daß ein solches Werk nur mit Mitteln der realen Macht gelingen kann, weist er auf den kräftigsten Staat der Halbinsel, auf das Königreich Sardinien hin, dem das ‚Schwert Italiens' in die Hand gegeben werden soll, damit er es zücke vor allem gegen Österreich. Es erinnert auffallend an die Lage, die neuestens Italien zum Krieg gegen das Kaiserreich gereizt hat, wenn Balbo den Augenblick herannahen sieht, wo diese Macht durch den Zerfall der Türkei und die Verwickelungen im Osten so gefesselt sei, daß man ihr vom Süden her erfolgreich in den Rücken fallen könne. In der gleichen Richtung wie die Gedanken Balbos, nämlich eine Einigung durch das Ansehen des Papstes und die Militärmacht Sardiniens herbeizuführen, bewegen sich die eines anderen Staatsmannes, Massimo d'Azeglios, der durch einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den führenden Geistern Italiens und durch einen „Kreuzzug von Flugschriften', wie er sich ausdrückt, für diese gemäßigte und romfreundliche Einheitsbewegung warb. Um das Bild nach einer anderen Seite zu ergänzen, sei noch der vortreffliche Florentiner Historiker Gino Capponi erwähnt. Er will ein einiges Italien, ohne den Kirchenstaat in seinem territorialen Bestande anzutasten, jedoch nur unter der Bedingung einer durchgreifenden

Reform desselben, namentlich der Einführung einer Laienverwaltung. Seine Formel lautet: ‚Ein Papst, der herrscht, ohne zu regieren', also eine weltliche Souveränität, begründet auf einen selbständigen Staat, aber keine eigentlich souveräne Ausübung der weltlichen Gewalt in diesem Staate.

Man sieht, wie wohlmeinend sich die Besten an dem italienisch-römischen Problem abmühten, wie sie, der Kirche aufrichtig ergeben, die weltliche Herrschaft des Papstes mit einem geeinten Italien vereinigen zu können glaubten. Um die Vorschläge jener Männer sammelten sich alle, die ihr Volk liebten und Mazzini haßten. Eine gemäßigte und päpstlich gesinnte Nationalpartei entstand, und bis tief in die Reihen der Geistlichkeit erstreckte sie sich. Der geistgesalbte Philosoph und Theologe Antonio Rosmini, der Stifter eines religiösen Ordens, ergab sich ihr mit dem Feuer seiner milden Seele, und der berühmteste Prediger der Zeit, der Theatinermönch Ventura da Raulica, ward ihr Anwalt auf den Kanzeln. So redlich indes die Pläne gedacht waren, so wenig konnten sie die Stunde der Probe bestehen. Diese Probe kam im Jahre 1848, das einen Wendepunkt in der römischen wie in der nationalen Frage bezeichnet.

Die Februarrevolution in Paris, die den Bürgerkönig vom Throne stieß und die Republik erklärte, war der Anfang eines Erdbebens für Europa. Die Erhebungen in Wien, in Ungarn, in Berlin, in Baden folgten auf dem Fuße. Am stärksten war die Erschütterung in dem vulkanischen Boden Italiens. Hier war die Empörung Siziliens sogar der französischen vorausgegangen; sie trotzte dem König Ferdinand eine Konstitution, Volksvertretung und Ministerverantwortlichkeit ab; dennoch fiel die Insel bald darauf von Neapel ab und rief die Republik aus. Modena vertrieb seinen Herzog und Lombardo-Venezien stand gegen die österreichische Herrschaft auf. Karl Albert von Sardinien kam der drohenden Revolution zuvor und gewährte eine freiheitliche Verfassung. Der Großherzog von Toskana, durch einen Aufruhr in dem demokratischen Livorno geschreckt, tat ebenso.

Im Kirchenstaate hätte man eine ruhigere Entwickelung erwarten sollen; denn er befand sich seit zwei Jahren auf dem Wege einer wirklich liberalen Reform, und große Schritte waren schon vorwärts gemacht worden. Der streng konservative Gregor XVI. hatte in Pius IX. einen groß und frei denkenden Nachfolger erhalten. Dieser war in früheren Jahren nicht unberührt geblieben von der Einheitsbewegung im Geiste eines Gioberti, Balbo und Azeglio, deren Schriften er mit Andacht gelesen. Solange er noch Kardinal Mastai-Ferretti hieß, war er in dem Palast eines Führers der gemäßigten Nationalpartei, des Grafen Pasolini, aus und ein gegangen. Ventura da Raulica, der kühne Prediger des neuen Italiens, zählte ihn zu seinen persönlichen Freunden von der Studienzeit her. Auch die Familie des Papstes huldigte den modernen Ideen, so daß Gregor XVI. scherzend gesagt hatte: ‚Im Hause Mastai-Ferretti sind selbst die Katzen liberal.' Diesem Vorgänger war nicht lange vor seinem Tode ein bemerkenswertes Geständnis entschlüpft. ‚Die bürgerliche Verwaltung der römischen Staaten', sagte er, ‚bedarf einer

großen Reform. Ich war zu alt, als man mich zum Papste wählte; ich glaubte nicht, so lange zu leben, und hatte nicht den Mut, sie zu unternehmen. . . . Nach mir wird man einen jungen Papst wählen; ihm wird es zufallen, diese Tat zu vollbringen, ohne die man nicht forteristieren kann.'

Pius IX. war jung und hat die große Tat in Angriff genommen. Sogleich erließ er eine Amnestie für politische Vergehen, so daß die Verbannten zurückkehren konnten; Rom erhielt eine bürgerliche Magistratsverfassung, die Provinzen ziemlich selbständige Provinzialräte; eine nicht engherzige Preß- und Vereinsfreiheit wurde gewährt; in den Staatsrat kamen Laien; eine Bürgerwehr trat an die Stelle der Söldnertruppe und anderes mehr. Das war alles schon vor 1848. Dafür umgab brausender Jubel den Pontifex, wenn er sich öffentlich zeigte, und ganz Italien schaute entzückt auf den Stuhl des heiligen Petrus, über dem die Morgenröte einer neuen Ära sich zeigte. Gioberti pries den hochgemuten Pius als den andern Titus, die Wonne des Menschengeschlechtes. Der Begeisterung lieh der Dichter Francesco dall'Ongaro Worte, die ich bedauere, nicht in gebundener Rede wiedergeben zu können. ‚Pius IX. ist kein Name nur, und Pius IX. ist nicht einer, der auf dem Thronstuhle sitzend Luftstreiche führt: Pius IX. ist das Kind unseres Geistes, ein Abgott des Herzens, ein goldner Traum. Pius IX. ist ein Banner, ein Kehrreim, ein Name, den man im Chor singen kann. Wer auf den Straßen ruft: Es lebe Pius IX., will sagen: Es lebe das Vaterland und die Versöhnung. Das Vaterland und die Versöhnung, das will sagen, daß man für Italien das Leben lassen muß.' Das ist überquellender Enthusiasmus, aber er entsprach der allgemeinen Stimmung. Auch ein so bedächtiger Politiker wie Cesare Balbo rief dem Papste zu: ‚Du fluchst uns nicht, du bist ein Sohn unserer Zeit, du begreifst und förderst sie. Harre aus und schreite vorwärts, auf dich blicken sehnsüchtig zwei Weltteile . . ., du Fürst, du Vater, du Hoherpriester!'

In Rom steht hart beim Kapitol der tarpejische Fels. Pius, der Abgott des Volkes, erfuhr rasch, was dessen Gunst ist, wenn die Hölle der anarchistischen Revolution hinter ihr lauert. Durch die Amnestie, die mehr dem Herzen als der Vorsicht des Papstes Ehre machte, hatte sich der Kirchenstaat mit den verwegensten Burschen aus dem ‚Jungen Italien' gefüllt: Menschen der Gewalttat um der Gewalttat willen, Verschwörer von Beruf, Banditen gemeinen Schlages. Mazzini war anfangs erschrocken ob der Reformen und Freiheiten, die der edelmütige Priester geschenkt, und bestürzt durch die Popularität, die dieser genoß. Das konnte seine dunkeln Pläne durchkreuzen. Deswegen ließ er planmäßig das Volk aufhetzen, immer sinnloser und stürmischer Forderungen stellen. Das übrige tat die Meisterschaft des Dolches, der unter den Gemäßigten und den Anhängern der Kirche erschrecklich aufräumte. Englands Minister Palmerston, den man in seinem eigenen Lande bezeichnenderweise den ‚Lord Feuerbrand' nannte, ließ Geld an die Wühler im Kirchenstaate verteilen; Albion gefiel sich damals schon in der schlau-egoistischen Beschützerrolle der Moral und Freiheit. Der

Papst gab nach, soweit er konnte, und vielleicht mehr, als er durfte. Noch im März 1848 bildete er, das Kardinalskollegium in seiner jahrhundertealten Stellung einfach beiseite schiebend, ein Ministerium, das aus drei Geistlichen und sechs Laien bestand, gab eine Verfassung mit zwei Kammern und das Recht, die Minister in Anklagezustand zu versetzen. Dieser Konstitutionalismus in einer Ausprägung, der fast notwendig zur Parlamentsherrschaft geführt hätte, war in einem Staatswesen wie dem päpstlichen höchst bedenklich und im Grunde schwer vereinbar mit der monarchischen Verfassung der Kirche. Denn, ganz abgesehen von den Elementen, die damals auf den Kammersitzen Platz nahmen, wo ließ sich in den hinüber und herüber webenden Fragen kirchenpolitischer Art die Grenze ziehen zwischen dem Bürgerlichen und Geistlichen? In der Person des Papstes konnte das kirchliche Oberhaupt mit dem an die Volksvertretung gebundenen staatlichen Oberhaupte in Widerstreit geraten. Und wie, wenn parlamentarische Beschlüsse in rein politischen Dingen Lebensinteressen der obersten Kirchenregierung berührten? Eine irgendwie geartete Trennung von Kirche und Staat, zu der die Entwicklung wie auch im übrigen Italien hingedrängt haben würde, war auf dem Boden eines Kirchenstaates nicht denkbar. Ferner mußte die ganze äußere Politik wesentlich von kirchlichen Gesichtspunkten bedingt bleiben, diese konnten aber nicht von der Zustimmung eines Abgeordnetenhauses abhängig gemacht werden. Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten türmten sich auf, und die Mazzinisten sorgten, daß sofort die Proben kamen. Nicht zufrieden mit den großen Zugeständnissen des Papstes, tobten sie weiter und verlangten Aufhebung des Jesuitenordens und Einziehung von Kirchengut.

Dazu gesellte sich das italienische Einheitsproblem, in das Pius sich zugleich hineingezerrt sah. Die Nationalpartei forderte von ihm, daß er einen Staatenbund Italiens gründe und dessen Leitung übernehme. Die Verfassungsurkunde dazu entwarf der Priesterphilosoph Rosmini. Es wäre politische Torheit gewesen, aus Staaten, die in diesem Revolutionsjahre bis in den Grund hinein wankten, jetzt ein großes Reich zu bilden, davon zu schweigen, daß ein Kleinstaat, wie die päpstlichen Besitzungen neben den größern Ländern Neapel, Sardinien und dem in das mächtige Österreich eingegliederten Lombardo-Venezien es waren, nicht die Führung übernehmen konnte. Sodann hätten sich die anderen Staaten, weil Erbmonarchien, eher dazu geeignet als die römische Wahlmonarchie. Und welche kirchlich höchst bedenkliche Rückwirkung wäre von einer solchen Stellung auf die Papstwahlen zu befürchten gewesen! Pius IX. lehnte darum mit Recht ab und erklärte sich nur zur Berufung eines Fürstenkongresses bereit, aus dem dann ein Fürstenbund hervorwachsen sollte. Im Jahre vorher hatte er, um seinen ehrlichen Willen zur Anbahnung der italienischen Einheit zu zeigen, den sehr verständigen Vorschlag eines Zollvereines gemacht, einer Einrichtung, die ja auch in Deutschland sich als Vorstufe des Reiches bewährte. Allein wie 1847 der Zollverein, so scheiterte auch jetzt der Fürstenkongreß an der

Eifersucht einzelner Staaten. Diesmal ging der Widerspruch von Sardinien aus. Hiemit begann der Plan dieses aufstrebenden Königreiches sich zu enthüllen, selbst das einige Italien zu schaffen, und zwar ein einiges Italien ohne den Papst und, wie sich allmählich herausstellte, gegen den Papst. Die römische Frage fing an, sich zu schürzen. Die dazu treibenden Kräfte erfordern unsere Beachtung.

Den Kern des sardinischen Reiches bildete Piemont mit seinem angestammten und einheimischen Fürstengeschlechte Savoyen. Es ist nicht zu leugnen: hier gab es ein Staatswesen von festem und altem Bestande; durch den rechtzeitigen und freiwilligen Erlaß einer den modernen Ansprüchen genügenden Verfassung hatte es sich aktionsfähig gemacht und die Zufriedenheit der italienischen Fortschrittsmänner errungen. Das Volk war ernst, arbeitsam, politisch zuverlässig, militärisch tüchtig, dem Königshause in jahrhundertelanger Treue bewährt. Man hat nicht mit Unrecht die Piemontesen die Preußen Italiens genannt. Zu diesem Vergleiche stimmt auch, daß ein zahlreicher Landadel, nicht reich, aber mit gesichertem Grundbesitz ausgestattet und deshalb streng konservativ gerichtet, seine ganze Ehre dareinsetzte, dem Staate im Heere und Beamtentum zu dienen. König Karl Albert, in den kräftigsten Mannesjahren stehend und nicht ohne staatsmännische Begabung, besaß Unternehmungslust und Ehrgeiz. Das italienische Problem fesselte seit langem seine wie der geistigen Auslese seines Volkes Aufmerksamkeit; es sei nur erwähnt, daß die ersten Publizisten der Einheitsbewegung, Gioberti, Balbo, Azeglio Piemontesen waren. Zum Überflusse hatte Mazzini, ebenfalls ein Untertan des Königs, diesem schon bald nach der Gründung der ‚Giovane Italia‘ in einem frechen Briefe geschrieben: ‚Sie werden der erste unter den Männern Italiens oder der letzte seiner Tyrannen sein.‘

Im Sturmjahre 1848, als Pius IX. sich den Einheitsplänen versagte und versagen mußte — übrigens den Piemontesen und vielen andern auch unter den gemäßigten Nationalisten nur erwünscht —, kam der Entschluß zur letzten Reife. Die Einigung des Vaterlandes sollte bewirkt werden durch eine schrittweise Vergrößerung des Königreiches Sardinien, durch ein Verschlingen aller andern Herrschaften. Die erprobte Verfassung und Organisation des Mutterlandes übertrug sich dann von selbst und ohne zerrüttende Kämpfe auf die ganze Halbinsel. Und so ist es gekommen. Das war entgegen den idealistischen Träumen und verworrenen Phantasien der Zeit vor 1848 Realpolitik, freilich, wie die Ausführung zeigte, eine gewalttätige und auch in ihren friedlicheren Mitteln ohne Gewissen.

Zugleich führte das Glück dem von Piemont getragenen Befreiungs- und Einigungskampfe den Mann zu, der dessen denkende und wollende Seele ward. Camillo Cavour ist der glänzende und vom schließlichen Erfolge nie verlassene Staatsmann, dem das Werk gelang. Er war aus dem piemontesischen Kleinadel hervorgegangen, hatte kurze Zeit als Ingenieurleutnant gedient, sich dann aber lange Jahre der Bewirtschaftung seines Landgutes gewidmet. Seine wissenschaftliche Bildung blieb mangelhaft, wie er denn

nie eigentlich akademische Studien gemacht hat. Nur in der Volkswirtschaft besaß er ausgedehnte und gründliche Kenntnisse, die eine Frucht der ländlichen Muße waren und auf Reisen nach der Schweiz, Paris und London durch praktische Beobachtungen ergänzt und vertieft wurden. Daher hat er auch das Staatsleben vornehmlich von der ökonomischen Seite erfaßt. Dem verdankte er den ausgeprägten Sinn für das Wirkliche und Mögliche, und auf diesem Wege ist er der bedeutende Staatsmann geworden. Das nationale Schwärmen seiner Zeit- und Landesgenossen blieb ihm fremd, obgleich schon in seiner jugendlichen Brust der Gedanke an das unglückliche Vaterland, man kann bei seiner kühlen Natur nicht sagen: brannte, aber doch mächtig war. Nicht einmal in der Ideenwelt der italienischen Patrioten war er heimisch; er neigte vielmehr zum französischen Geiste, dort, in dem Frankreich des Julikönigtums und dem politischen Juste-Milieu lagen seine Ideale. Was ihn zum Heros der italienischen Einheit gemacht hat, war viel weniger die Kraft des Gemütes und das sittliche Pathos, wodurch die andern glänzten, als die Macht der Einsicht und der unablenkbare Wille.

Aus dem Gesagten erhellt, wie wenig begründet es ist, den piemontesischen Grafen neben die ragende Gestalt des Fürsten Bismarck zu rücken. Weder die geistige Persönlichkeit in Cavour noch der staatsmännische Zuschnitt vertragen es. Der Kanzler Deutschlands war Weltpolitiker größten Stils, der sardinische Minister Spezialist für die italienische Frage. Auch beider Lebenswerk gestattet, nur oberflächlich angeblickt, eine Gleichstellung. Indem man die Tatsache anerkennt, daß beide eine große Nation politisch geeint und ein ausgedehntes Reich geschaffen haben, muß man sofort den Unterschied betonen, wie der eine es aus der Fülle seines Genies und mit der lebendigen Kraft des eigenen Volkes, der andere es ständig nur mit der Hilfe des Auslandes und geschickter Taktik vollbrachte. Ebensowenig darf übersehen werden, daß Cavour sein Italien durch Einverleibungen in einen bestehenden Staat herstellte, ohne an dessen Bau etwas ändern zu müssen, Bismarck mit schöpferischer Hand und in säkularem Geiste etwas völlig Neues aufführte. Darin sind freilich beide sich ähnlich, daß sie mit Eisen und Blut arbeiteten. Aber ist je ohne diese ultima ratio der Staatskunst große Geschichte gemacht worden?

Im März 1848 rückte Karl Albert mit starker Truppenmacht in die Lombardei, um Österreich aus der Poebene hinauszuwerfen und damit dessen Vorwiegen in Italien endgültig zu vernichten. Die Halbinsel erzitterte von den Alpen bis zur Meerenge Messinas in Spannung und Begeisterung; der Ruf des ‚heiligen Krieges' durchbrauste es. Unter dem Drucke des allgemeinen Taumels verstand sich der König von Neapel dazu, seine Bataillone ebenfalls gegen Habsburg marschieren zu lassen, auch Toskana und Parma sandten Streitkräfte unter die Fahnen Sardiniens. Von Pius IX. forderte man ein gleiches. In Rom reckten die Schreier des Pflasters die Fäuste empor und Adressen aus ganz Italien bestürmten den Papst. Dieser jedoch weigerte sich, denn er sah sich an einen Abgrund

geführt, über den kein Papst schreiten konnte. Wie wäre es ihm möglich gewesen, an einem Eroberungskriege teilzunehmen und zumal an einem, der doch im Grunde genommen, aus dem Schoße der ‚Sekten' geboren war? Wie sollte er, der höchste Vertreter des Legitimitätsprinzips, die Hand zur Vernichtung einer völkerrechtlich begründeten Herrschaft bieten? Wie hätte er gegen Österreich, das die einzige katholische Großmacht war und jene Macht darstellte, die bisher den Kirchenstaat geschirmt und fürderhin zu schirmen bereit war, kämpfen dürfen? In einer feierlichen Allokution erklärte Pius am 19. April 1848, als Statthalter des Fürsten der Liebe und des Friedens nicht das Schwert ergreifen zu können. Es half ihm nichts, daß er stillschweigend zusah, als seine Soldaten ohne Befehl über den Po gingen und zu Karl Albert stießen. Es half ihm nichts, daß er in jenen Tagen eine patriotische Proklamation erließ und seine Hände segnend über das ganze Vaterland Italien ausbreitete. Auch nicht, daß er durch ein Handschreiben an Kaiser Ferdinand von Österreich diesen bat, freiwillig auf seine italienischen Besitzungen zu verzichten, um auf diesem Wege dem Lande den Frieden und die beginnende Einheit zu schenken. Der Entschluß, nicht in den Krieg einzutreten, kostete Pius IX. seine Volkstümlichkeit in Italien, und daheim schickte man sich an, den bisher als Pater Patriae und Heiland der Menschheit Hochgepriesenen ans Kreuz zu schlagen.

Unaufhaltsam nahmen die Dinge in Rom ihren Lauf niederwärts. Die zweite Kammer, bei deren Wahl sich das eigentliche Volk, verständnislos für politische Betätigung, fern gehalten hatte, bestand fast nur aus Demagogen. Sie arbeiteten daran, den Papst von der Regierung auszuschließen und ihn, so lautete das gleißnerische Wort, auf die ‚Sphäre seiner himmlischen Autorität' zu beschränken. Statt die Reformen, nach denen man so lange geschrien, in Angriff zu nehmen, hetzte diese Volksvertretung mit pomphaften Reden zum Kampfe gegen Österreich. Pius IX. versuchte noch einmal eine rettende Tat, indem er Pellegrino Rossi zum Minister ernannte, einen wirklichen Staatsmann und dazu furchtlos und energisch. Vom alten Carbonaro hatte er sich zum gemäßigten Liberalen durchgerungen und dem Papsttume als der ‚letzten noch lebenden Größe Italiens', wie er sagte, war er ernst ergeben. Nur zwei Monate hielt er die Zügel, da traf ihn, als er die Treppe zur Eröffnung des Parlaments hinaufschritt, der Mordstahl der Verschworenen. Sofort wälzte sich ein Pöbelhaufen tobend zum Quirinal und legte Feuer an den Palast, in dem der tief erschütterte Pontifex sich aufhielt. Neun Tage später entfloh Pius verkleidet über die neapolitanische Grenze und fand in dem festen Gaëta eine Zuflucht. Rom erklärte sich jetzt als Republik. Garibaldi erschien mit seinen roten Freischaren, sie zu stützen, und der ‚Alte vom Berge', Mazzini erschien, sie zu regieren. Die Stadt der Kirche erlebte unerhörte Orgien des antireligiösen Fanatismus.

Während Pius hinter den Festungswällen die Bitterkeit der Verbannung trank, kamen die Führer der kirchlich gesinnten Nationalpartei zu ihm,

Cesare Balbo und Antonio Rosmini. Wenn sie ihm von der Einheit und Zukunft Italiens sprachen, richtete sich das seelenvolle Auge des Summus Pontifex zum Himmel und füllte sich mit Tränen, aber er schwieg. Wenn sie ihm beschworen, den Gedanken der Volksfreiheit nicht preiszugeben, dann seufzte er: Die Völker sind nicht reif. Alle Versuche waren umsonst; Pius hatte mit seiner Vergangenheit endgültig abgeschlossen. Neben ihm stand bereits der Mann, der wie kein anderer das alte System in sich verkörperte und dessen geistiger Überlegenheit sich der Papst auf 26 Jahre hin willig unterordnete. Kardinal Giacomo Antonelli hieß er. Ehemals hat die katholische Welt mit ungeteilter Bewunderung und Dankbarkeit auf ihn geblickt; so oft sie den heißgeliebten Namen Pius' IX. aussprach, nannte sie auch in einem Atemzuge den Namen seines Staatssekretärs. Wir urteilen anders sowohl über seinen persönlichen Charakter, an dem nach dem Tode arge Flecken zutage traten, als auch über seine politischen Taten. Es war ja nicht schwer, immer nein zu sagen und mit logischer Schärfe diplomatische Noten über einen Standpunkt zu schreiben, der von Natur aus innerlich folgerichtig ist. Nur darauf kommt es an, ob er auch innerhalb der Zeit und ihrer Möglichkeiten liegt.

Bei Pius läßt sich menschlich die Umkehr vollkommen begreifen. In seinem Naturell überwog das reine und weiche Gemüt, und über dieses war eine wahre Katastrophe der Enttäuschungen gekommen. Aus dem edelsten Wohlwollen eines großen Herzens, aber ohne politische Erfahrung, hatte er einen Weg versucht, von dem ihm Österreichs reaktionärer Staatskanzler Fürst Schwarzenberg versicherte, daß er immer und notwendig in eine abgrundlose Tiefe führen müsse. Darum hatte der Papst auf alle Vorstellungen, sei es, daß sie freiheitliche Verbesserungen im Kirchenstaate, sei es, daß sie die Interessen Italiens ihm nahelegten, fortan nur die eine Antwort: Non possumus. Seine kindliche Gläubigkeit hieß ihn das Vertrauen allein auf den setzen, der seiner Kirche den Beistand bis ans Ende verheißen. Das göttliche Wort: ‚Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen' war der Anker, an dem der Papst auch die weltlichen Schicksale seines Pontifikates festlegte.

Nachdem die Franzosen Rom erstürmt und der fratzenhaften Republik ein Ende gemacht, kehrte Pius IX., dem Schrecken und Leiden das Haar gebleicht hatten, am 12. April 1850 in die ewige Stadt zurück. Aber von jetzt ab regierte hier Antonelli und führte mehr oder minder den Zustand vor 1848 wieder ein. Von ihm witzelten die Römer, nicht einmal das Gebet des Heiligen Vaters könne zum Himmel steigen, ohne daß es im Bureau des Staatssekretärs aufgefangen werde. Dieser bewohnte nämlich im Vatikan die Gemächer über denen des Papstes.

Die Jahre 1848 und 1849 mit dem Unternehmen und Scheitern eines hochherzigen Versuches ziehen auch insofern einen tiefen Graben durch den Pfad dieser Geschichte, als in der Folge von keinen Maßnahmen oder Wandlungen der päpstlichen Politik mehr zu reden ist. Die römische Frage

rollte sich auf und ab, verwickelte und schürzte sich außerhalb der Kurie. Wir dürfen uns begnügen, die Knotenpunkte aufzuzeigen und die äußeren Ereignisse, die dabei wirksam waren, nur kurz zu berühren.

Die zur Befreiung aus den Fängen des Doppeladlers ausgezogenen Heere waren trotz aller Tapferkeit von der Feldherrnkunst des zweiundachtzigjährigen Radetzki dermaßen aufs Haupt geschlagen worden, daß Karl Albert verzweifelnd die Krone seinem Sohne Viktor Emanuel II. abtrat. Die Erwartungen Italiens lagen auf den Schlachtfeldern von Custozza und Novara auf ein Jahrzehnt begraben. Es kam eine Zeit äußerer Ruhe im Risorgimento, in der ‚Auferstehung'. Diese Bezeichnung trug die nationale Bewegung, seitdem ihr Cavour in der Zeitschrift dieses Namens ein Echo gegeben.

Unterdes schmiedete der Minister an umfassenden Plänen, die fein und kühn gedacht waren. Das publizistische Präludium spielte wiederum Vincenzo Gioberti. Sein Buch ‚Del Rinnovamento civile d'Italia' (Von der bürgerlichen Erneuerung Italiens), mit dem er 1851 hervortrat, steckte das neue Ziel ab und zog die Richtlinien zu ihm hin. Hatte bisher sein vaterländisches Schwärmen sich um den Heiligen Stuhl als den Hauptfaktor bewegt, so schloß er ihn jetzt gänzlich aus, indem er die weltliche Herrschaft desselben überhaupt verwarf. Wovon früher nur die um Mazzini und Garibaldi zu reden gewagt hatten, trat nunmehr in den Mittelpunkt des nationalen Programms auch der Nichtrevolutionäre — die entgegengesetzte Folgerung aus der furchtbaren Krisis, die Pius IX. als patriotischer Papst durchgemacht hatte. Um zu werden, führt Gioberti aus, bedarf Italien eines kraftvollen Staates, und der kann nur Sardinien sein; bedarf es eines mächtigen Verbündeten, und der kann nur Frankreich sein; bedarf es eines Bannerträgers, und der kann nur Viktor Emanuel sein; bedarf es eines diplomatischen Kopfes, und der kann nur Camillo Cavour sein. Aber, fügt er hinzu, ohne Rom kein Italien. Darum müssen die päpstlichen Staaten als unverträglich mit der bürgerlichen Ordnung und der Größe des Vaterlandes bis auf den letzten Rest verschwinden und muß der König seinen Thron am Tiber aufschlagen. Gioberti schwelgt in der Vorstellung, wie das höchste Glück für die Kirche angebrochen sei und ihre religiöse Aufgabe in ungetrübter Reine erstrahle, wenn dort neben dem geistlichen Senat der Christenheit ein italienisches Parlament als Vertreter der Laienschaft tage. Mit dröhnendem Pathos geschrieben und in das idealistisch-träumerische Zwielicht getaucht, wie es der romanische Geist liebt, riß das Buch die Nation mit sich fort. Es hat Unzählige, deren Herz für das einige Italien schlug und die doch nicht lassen konnten von der Kirchentreue ihrer Überzeugung, in das Lager Piemonts geführt. Die damalige Losung: je kleiner der Kirchenstaat, desto größer der Statthalter Gottes, ist, zur gänzlichen Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes gesteigert, bis heute das Bekenntnis eines religiösen und nationalen Katholizismus in Italien geblieben. Das brauchte Cavour, um die maßvoller denkenden

Schichten hinter sich zu haben und in Ruhe den Hammer auf das Eisen der Zukunft zu schwingen.

Das unbedeutende Königreich Sardinien mußte der italienischen Eitelkeit als eine keimende Großmacht gezeigt werden, der sich anschließen zu können die Ehre und das Heil der Halbinsel begründe. Deshalb legte der Diplomat es darauf an, daß Sardinien beim Ausbruche des Krimkrieges gegen Rußland in den Bund neben Frankreich und England aufgenommen würde, und erreichte auch, daß ein kleines piemontesisches Heer in sehr überflüssiger Weise an den Küsten des Schwarzen Meeres mitkämpfen durfte. Der Hauch des wohlfeil erworbenen Lorbeers erquickte das ungeduldig harrende Volk im Namen der kommenden Einheitsmacht. Und noch Wichtigeres war gewonnen, worauf der Mann in Turin den entscheidenden Wert gelegt hatte. Nun hatte Cavour auch Sitz und Stimme auf dem Pariser Friedenskongreß von 1856, und er nahm die Haltung an, dieses Recht als Wortführer von ganz Italien auszuüben. Mit diesem stolzen Gestus brachte er dort die Einheitsfrage zur Besprechung, in den grellsten Farben namentlich die Zustände im Kirchenstaate schildernd. Auf solche Weise gab er der italienischen und römischen Frage das Aussehen einer allgemein europäischen und bahnte sich den Weg, die Hilfe der fremden Mächte, ohne die ein Krieg gegen Österreich und ein Überfall auf den Staat des Papstes aussichtslos für Sardinien waren, herbeizuführen. Die Frucht dieser Politik war eine offene Unterstützung durch Frankreich und eine versteckte durch England, von dessen Parlamentstribüne man donnernde Reden gegen die weltliche Papstmacht vernahm. Es ist gut, die Tatsache, daß Italien es gewesen ist, das die Sache zuerst auf das internationale Feld schob, sich gegenwärtig zu halten, wenn wir bald erfahren, wie drei Jahre später Pius IX. auch seinerseits das Urteil und die Hilfe der katholischen Welt anrief und fürwahr aus einem besseren Grunde, als der Piemontese die politische Welt angerufen hatte.

An den Kongreß schlossen sich geheime Bündnisverhandlungen mit Napoleon, der, als er noch zögerte, zur Tat zu schreiten, durch den Bombenwurf eines Italieners daran erinnert wurde, daß er als alter Carbonaro einen Eid geschworen. Zu gleicher Zeit reizte Cavour Österreich mit Vorbedacht zum Kriege, da er allen Verschwörern gastliche Zuflucht im Nachbarlande gewährte. Im Frühjahr 1859 brach der Krieg Frankreichs und Sardiniens gegen die Österreicher aus und führte schnell zum Frieden von Villafranca, in dem Lombardien abgetreten ward, aber nicht an Viktor Emanuel, sondern an Napoleon, der es dann als Gnadengeschenk jenem überließ — eine brennende Schmach für Italien nach der Empfindung der Patrioten. Aber sie wußten sich schadlos zu halten. Als noch der Kanonendonner von den Schlachtfeldern bei Magenta und Solferino herüberschallte, erregten sie mit piemontesischem Gelde Aufstände nicht allein in den mittelitalischen Herzogtümern Toskana, Parma und Modena, sondern auch in der Romagna, der nördlichsten Provinz des Kirchenstaates.

Eine provisorische Regierung tat sich hier auf und veranstaltete unter dem stillen Segen Napoleons, der salbungsvoll von dem Selbstbestimmungsrecht des Volkes redete, ein Plebiszit. Listigerweise stellte man nicht die Frage, ob die Bevölkerung päpstlich bleiben wolle oder nicht, vielmehr die Frage, ob die Romagna mit den Herzogtümern einen neuen Staat zu bilden oder die Einverleibung in das Königreich Viktor Emanuels wünsche. Dadurch wurde allen Papsttreuen die Abstimmung unmöglich gemacht, so daß sie ausfiel, wie zu erwarten war.

Pius IX. hatte schon vorher in einer von Trauer und Entrüstung bewegten Allokution seine Stimme gegen den Raub erhoben und alle Urheber desselben mit dem großen Kirchenbanne belegt. Er forderte den katholischen Erdkreis zu einem Weltprotest auf. Im Januar 1860 erließ er ein Rundschreiben an die Kirche, das den Gedanken entwickelte, der Kirchenstaat sei Gemeingut aller Katholiken; diese hätten, wie das Recht, so die Pflicht, ihr Eigentum zu verteidigen. So versetzte auch er die römische Frage in die internationale Sphäre. Als Antwort strömte ihm aus allen Ländern eine Flut entgegen von Zustimmungsadressen, gemeinsamen Erklärungen des Episkopats, von flammenden Broschüren, Entrüstungsschreien der Presse, von schmerzdurchbebten Kanzelreden. Man schickte ihm Geld und Tausende von Freiwilligen, eine Armee zur Verteidigung des Erbteils der Kirche zu bilden.

Dies nahm nun anderseits Cavour zum Vorwande, um unter dem Feldgeschrei, Italien könne keine fremden Soldknechte auf seiner Erde dulden, sardinische Divisionen in den noch übrigen Teil des Kirchenstaates einrücken zu lassen. Der doppelten Übermacht wurde es leicht, die päpstlichen Heerhaufen in der mörderischen Schlacht von Castelfidardo zusammenzuhauen. Pius IX. verlor auch die Marken und Umbrien und blieb von jetzt an auf das sog. Patrimonium Petri, d. h. Rom und die Umgebung, beschränkt, und auch dies nur, weil es von einer französischen Besatzung geschützt war. Da in dem nämlichen Jahre 1860 das Königreich beider Sizilien zu bestehen aufhörte, weniger durch den berühmten, in Wirklichkeit aber theaterhaften Zug Garibaldis und seiner ‚Tausend‘ als durch den Einbruch eines sardinischen Heeres, so war Italien bis auf die Reste an den Mündungen des Tiber und des Po nunmehr vereinigt. Den Lohn an den gekrönten Verschwörer in Paris für dessen passive Befreiungstat mußte es empörten Herzens durch die Abtretung des Herzogtums Savoyen und der Grafschaft Nizza bezahlen, wo die Komödie einer Volksabstimmung das vorgeschriebene Resultat ergab. Wir haben in dem gegenwärtigen Kriege nichts davon gehört, daß die Italienissimi diese ‚unerlösten‘ Provinzen zurückforderten; statt dessen späht ihre Gier nach Südtirol und Istrien, über denen nie die Fahne Italiens geweht hat.

Graf Cavour stand fast am Ziele seiner Pläne. In diesem Augenblicke empfand auch er die römische Frage in ihrer vollen Größe und Schwere. Sie mußte wenigstens dem Grundsatze nach entschieden werden;

denn das neue Königreich Italien bedurfte zu seiner ideellen Vollendung der Proklamierung einer Hauptstadt. Hätte es sich damit begnügt, irgendeine Stadt außer Rom zu wählen und Rom, wie die Nationalisten katholischer Färbung durch den Mund des alten Azeglio vorschlugen, zu einer freien Reichsstadt Italiens zu erklären, so hätte sich der Knäuel dieses durch die höchsten Interessen verzwickten Problems mit der Zeit unschwer abwickeln lassen. Inmitten einer dem Getriebe der Welthändel entrückten, in der beschaulichen Ruhe des Altertums, der Religion und der Kunst lebenden Stadt konnte der Päpstliche Stuhl eine unabhängige Stellung genießen, selbst wenn ihm keine eigentliche Herrschaft zustand, obschon auch eine solche mit dem Begriffe einer Freistadt des Königreiches nicht unvereinbar gewesen wäre. Turin hatte wegen des geschichtlichen Werdeganges der italienischen Einheit eher einen Anspruch darauf, die Hauptstadt zu bleiben; Mailand, wo das wirtschaftliche Leben der Halbinsel am stärksten pulsierte, wäre es gern geworden; Florenz, der kulturelle Mittelpunkt der Nation, war bereit, König und Regierung und Parlament aufzunehmen, und ist auch bis 1870 deren Sitz gewesen. Auf diese Möglichkeiten wurde von einsichtsvollen Männern hingewiesen, aber der sonst so realistisch denkende Staatsmann fühlte sich, so scheint es, an das alte Losungswort von Mazzini und Garibaldi und der hinter ihnen stehenden Radikalen gefesselt, an das Losungswort: Roma o morte, ‚Rom oder den Tod.‘

In den beiden entscheidenden Parlamentsreden vom 11. Oktober 1860 und 28. März 1861 legte der Schöpfer des einigen Italiens sich und das Land auf das Roma Capitale fest. Die Begründung war dürftig. Nur geschichtliche und Gefühlsgründe, nebelhaft in Phrasen verschleiert, konnte er geltend machen. Damit hat er dem jungen Italien ein Ei des Schicksals in die Wiege gelegt, aus dem eine lernäische Schlange geschlüpft ist. Und noch ist der Herkules nicht aufgestanden, der ihr den Felsblock auf den unsterblichen Kopf gelegt hätte. Cavour selbst schon hat den Giftzahn der römischen Frage für sein Werk gefürchtet. Er glaubte ihn ausbrechen zu können durch sein Lieblingsprinzip Libera Chiesa in Stato libero, ‚freie Kirche im freien Staat‘. Diesen als staatsrechtliches Theorem sich leidlich ausnehmenden, jedoch unter der Wucht der Wirklichkeiten zerbrechenden Lehrsatz verkündigte er in eben jener Rede des März 1861 als die breite und feste Unterlage für die Würde und Unabhängigkeit des souveränen Papsttums, die auch er gewahrt wissen wollte. Cavour hat die Probe auf die Formel nicht mehr erlebt. Am 6. Juni 1861 schied er aus dem Leben, erst 50 Jahre alt. Die letzten Worte, die der Sterbende, der ein gläubiger Katholik hatte bleiben wollen, sprach, waren die an seinen Beichtvater gerichteten: ‚Frate, frate, libera chiesa in libero stato.‘

Nach seinem Tode liefen die letzten Phasen der italienischen Einigungsgeschichte sozusagen selbsttätig ab durch die Rückwirkung europäischer Vorgänge. Im Kriege zwischen Preußen und Österreich 1866 schloß das Königreich, durch Bismarck eingeladen, einen Bund mit Preußen und

trug als Beutestück aus den preußischen Siegen Venezien davon, wiewohl es selbst bei Custozza und in der Seeschlacht von Lissa nur schwere Niederlagen erlitten hatte. Und wiederum wurde ihm der Gewinn zu seiner bitteren Demütigung durch die Gnadenhand Napoleons gereicht, an den der Kaiser von Österreich sein letztes Gebiet in Italien abtrat. Des letzten Napoleoniden Geschick, der durch seine treulose und heuchlerische Politik unsäglich am Kirchenstaate gefrevelt hatte, vollzog sich 1870. Vorher hatte er noch den Genickschlag, den Italien gegen die weltliche Papstmacht führte, ermöglicht. Sobald er, durch die deutschen Waffen genötigt, die letzte Brigade aus Rom zurückgezogen, warf sich ein italienisches Heer von 100 000 Mann auf die Stadt der Kirche und überwältigte sie nach einer nur zweistündigen Beschießung am 20. September. Den mühelosen Schlußakt im Drama der italienischen Einigung und des untergehenden Kirchenstaates verdankte das Königreich deutscher Tapferkeit. Die Geschichte der weltlichen Herrschaft war zu Ende und die römische Frage in ihrer geschärftesten Form begann.

Bevor General Cadorna, der Vater des italienischen Oberbefehlshabers im gegenwärtigen Kriege, mit seinem Heere die Grenze überschritt, hatte das italienische Kabinett in einer an die Mächte gerichteten Zirkularnote vom 29. August 1870 einen Vergleich angeboten unter der ausdrücklichen Anerkennung, daß ‚die Bedingungen mit der katholischen Welt zu regeln‘ seien. Es wurden die Zugeständnisse und Vorrechte, die das spätere Garantiegesetz enthält, als Grundlage vorgeschlagen, jedoch nicht in der Gestalt eines einfachen italienischen Staatsgesetzes, wie es nachmals geschehen ist, sondern in der eines öffentlichen und zweiseitigen Vertrages, dem ferner eine Vereinbarung mit den Mächten, die katholische Untertanen haben, zur Seite treten sollte, also eine internationale Garantie. Dazu sollte dem Papst die sog. Leostadt, der rechts vom Tiber um St. Peter und den Vatikan herum liegende Teil Roms, mit etwa 15 000 Einwohnern unter seiner ‚vollen Souveränität und Jurisdiktion‘ verbleiben. Eine zweite Zirkulardepesche vom 7. September wiederholte die Bereitwilligkeit, ‚sich mit den Mächten über entsprechende Anordnungen, damit die geistliche Unabhängigkeit des Papstes gesichert sei, ins Einvernehmen zu setzen‘.

Pius IX. hätte weder die Wegnahme Roms noch das früher Geschehene anzuerkennen gebraucht, er hätte in schärfster und feierlichster Form Verwahrung einlegen und alle seine Rechte sich vorbehalten können. Allein er antwortete dem bei ihm erschienenen Bevollmächtigten Viktor Emanuels: ‚Schöne Worte, aber häßliche Taten‘ und lehnte jede Besprechung der Vorschläge ab. Mehr als je glaubte der von dem festesten Vertrauen auf Gott beseelte Dulder, das Unrecht werde nur von kurzer Dauer sein und die Hand des Allmächtigen einen Umschwung herbeiführen. ‚Ohne selbst Prophet oder der Sohn eines Propheten zu sein,‘ erwiderte er, ‚sage ich Euch: In Rom werdet Ihr nicht bleiben. . . . Ihr werdet die Früchte der neuen Gewalttat nicht lange genießen.‘

Dennoch besetzten die Italiener die Leostadt nicht, bis der Papst, geängstigt durch das mazzinistische Gesindel, das unter den Fenstern des Vatikans ‚Nieder mit Pius IX.' brüllte und den Palast zu erstürmen drohte, selbst die Truppen des Feindes zu seiner Sicherheit herbeirufen ließ.

Am 13. Mai 1871 erließ dann Italien das bekannte Garantiegesetz, ohne daß der Heilige Stuhl es je angenommen hätte. Seine Unzulänglichkeit, die Würde, Freiheit und Sicherheit der obersten Kirchenregierung zu gewährleisten, ist durch eine Reihe peinlicher Vorfälle, die im Laufe der Jahre sich ereigneten und besonders durch die Lage des Papstes in diesem Kriege bewiesen worden.

An dem durch den 20. September 1870 geschaffenen Zustande hat sich bis heute nichts geändert. Es wird erzählt, daß Leo XIII. und Pius X. unter der Hand und von ferne Versuche gemacht haben, eine Aussöhnung anzubahnen, aber Zuverlässiges und Genaues ist darüber nicht bekannt. Nur das eine wissen wir, daß Frankreich es immer gewesen ist, das aus Feindschaft gegen den Dreibund jede Annäherung durch seinen Einfluß an der Kurie hintertrieb und die Aussicht vorgaukelte, das französische Schwert werde am Tage der Revanche auch diesen Knoten durchhauen. Selbst bei einem siegreichen Frankreich wird niemand das für möglich halten, auch wenn Italien nicht sein Bundesgenosse geworden wäre.

Wie aber die römische Frage entwirrt oder auch nur aufgelockert werden könne, liegt noch im Schoße der Zukunft, der großen Sphinx, verborgen. Hoffen wir zu Gott, daß die neue Weltordnung, die aus dem Blutmeere der Gegenwart aufsteigen muß, auch den Ödipus bringt, der durch ein Wort der Gerechtigkeit und Weisheit des Rätsels Lösung findet.

# Das Magische der Sprache im liturgischen Kirchengesang* / Eine psychologische Studie

## Von W. Matthießen

Wenn ich das Wort ‚Magie' hier gebrauche, so hat das seine guten Gründe. Unter Magie verstand man eine Handlung, ein Kunstverfahren auf einer höheren als der materiellen Ebene. Die Magie sollte Ausblicke eröffnen in ‚übernatürliche' Sphären, in das Gebiet des Metaphysischen, ja des Religiösen. Ich möchte des besseren Verständnisses halber hier auf Rudolf Ottos** lichtvolle Terminologie zurückgreifen und die infolge ‚magischer' Operationen erzeugten Gefühle numinose Gefühle nennen: Gefühle, welche die Schauer, die Majestät, das ‚fascinosum' des Mysterium tremendum erleben lassen; Gefühle also des religiösen Ergriffen- und Gehobenseins; Augenblicke, in denen man voller Schauer die Nähe des Numen, also der Gottheit, oder, allgemeiner gesprochen, des Überweltlichen, unendlich Erhabenen, Heiligen zu ahnen glaubt. Damit kommen wir auch dem Begriff des Magischen näher, den ich hier ja nicht als Zeichen für einen objektiven Tatbestand im Sinne des alten und neuen Okkultismus übernehme. Ich bezeichne mit Magie ein nichtreligiöses, wenn auch naturgemäß oft von dem religiösen Kultus angewendetes Verfahren zur Auslösung numinoser, also religiöser Gefühle. Positiv und in dem engeren Sinne, der den Gegenstand dieser Untersuchung bildet, verstehe ich darunter ein durch bestimmte Vokalkombinationen und rezitativische Melodik herbeigeführtes Erzeugen numinoser Stimmung. Liest man beispielsweise das Goethesche Gedicht ‚An den Mond':

‚Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz . . .'

so wird man deutlich neben den durch den Inhalt erzeugten bestimmten Gefühlen und Vorstellungen noch eine andere Wirkung verspüren, die allerdings ihrerseits wieder auf die in dem Stofflichen, dem Inhalte des Gedichtes begründeten Empfindungen und andererseits auch auf das Gedicht selbst als Ganzes einen geheimnisvollen ‚magischen' Glanz zurückstrahlt, aber in keiner Weise selber durch den Inhalt bedingt ist. Diese schwer in Begriffe und Worte zu fassende aber klar wahrzunehmende Wirkung beruht nun einerseits auf der ganz eigenartigen rezitativischen Melodik gewisser Verse, andererseits auf dem ‚Vokalismus'. So will ich hier nämlich die zur Aus-

---

* Diese Studie soll nichts als einen Versuch darstellen, und ihr Zweck wäre voll und ganz erreicht, wenn sie den Anstoß zu einer eingehenden psychologischen Untersuchung des hier erstmalig angefaßten Problems gäbe.

** Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. Von Rudolf Otto. Breslau 1917.

lösung der magischen Wirkung geeignete Auswahl der Vokale und ihre Anordnung im Metrum und dessen Melodik nennen. Als Gegensatz zu der magischen Kraft von Goethes Gedichten greife ich eine beliebige Strophe eines modernen Dichters heraus:

‚Lichtüberflutet schreiten wir zu zweit!
So sind wir frei — sind wir in eins gebunden,
Die wir uns selber an dem Kreuz der Zeit
Zur Güte und zur Liebe heimgefunden.'*

Hier ist aller Klang glashell, ohne Untertöne; der Rhythmus der Verse weist nicht eine Spur der magischen Melodik auf, die wir bei Goethe hören, wo Rhythmus und Melodie unbedingt das Primäre sind, aus dem sich dann ganz von selbst das Metrum herauskristallisiert. Bei Johst ist formal das Metrum primäres Element, in welches dann der Inhalt hineingezwängt wird. Um diese Verhältnisse noch mehr zu verdeutlichen, setze ich eine zweite Parallele hierher, und zwar aus dem Faust:

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Diese Rhythmen klingen wie unmittelbar aus dem Herzschlag heraus, haben eine ganz unverkennbare rezitativische Melodik, und ihr Vokalismus ist dem aufmerksamen Leser wie ein Echo der seelischen Bewegung, das in Naturlauten ganz eigenartig vibriert. Und erst sekundär fällt die Funktion dieser Klänge als gedanklicher Werte und Konstituenten, Bausteinen von bestimmten Begriffen und Vorstellungen auf. Und eben dieser in Melodik und Vokalismus der Worte liegende magische Unterton ruft besonders, aber nicht nur in den sakralen Texten, die als numinos gekennzeichnete Wirkung hervor, die unabhängig von dem auf dem Wortsinn beruhenden Eindruck ist. Hier dürfte vielleicht der tiefste Grund für die bezwingende Macht des Dichterwortes liegen, das schon durch seinen Klang fasziniert, andächtig macht, ehe es begrifflich aufgefaßt wird. Eine Untersuchung solcher, meist nur unterbewußten Vorgänge stößt auf große Schwierigkeiten. Die größte besteht offenbar darin, daß diese ‚Magie' unterhalb der Schwelle des Begrifflichen liegt und also einem Einfangen in das Netz des diskursiven Denkens unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt. Darum müssen wir uns auch an Beispiele halten, in denen die magische Funktion der Form klar auf der Hand liegt, an Beispiele, die nicht nur ‚Magie' *sind*, sondern auch *sein sollen*, die von vornherein als solche gedacht und gewollt sind. Mit

* Von Hanns Johst.

anderen Worten: ich lege solche Texte zugrunde, die durch ihren Inhalt und ihre Form dazu bestimmt sind, ausschließlich religiöse Gefühle zu erzeugen. Der Gegenstand meiner Untersuchung ist also die sakrale Magie, und ich benutze als Quelle die Liturgik der katholischen Kirche. Man braucht ja nur einen oberflächlichen Blick beispielsweise über das Officium hebdomadae sanctae et paschalis zu werfen, um zu sehen, daß wir hier sozusagen einen Kanon der ‚Magie' in unserem Sinne besitzen. Ich greife ein paar Stellen heraus:*

Veniat deus super hoc incensum *larga tuae benedictionis infusio* et hunc nocturnum splendorem *invisibilis regenerator accende,* ut non solum sacrificium, *quod in hac nocte litatum est, arcana luminis tui admixtione refulgeat,* sed in quocunque loco ex huius sanctificationis mysterio aliquid fuerit deportatum, expulsa diabolicae fraudis nequitia *virtus tuae maiestatis assistat.***

Die eigentümliche Rhythmik dieser besonders magisch wirkenden Stelle ist offensichtlich. Ein näheres Eingehen darauf, insbesondere auch auf den Vokalismus und die Melodik ist erst im Laufe der Untersuchung möglich. Aber man wird auch jetzt schon bestätigt finden, daß von diesen Wortfolgen eine ganz eigenartige Wirkung ausgeht, die unmittelbar ein numinoses Gefühl erzeugt, in dem das Ahnen der majestas des Mysterium tremendum,*** des furchtbaren Geheimnisses, erlebt wird. Aber noch einige andere Beispiele sollen meine Annahme verdeutlichen:

*Ille inquam lucifer, qui nescit occasum,* ille qui regressus ab inferis *humano generi serenus illuxit.*†

Man darf derartige Stellen selbstverständlich nicht in erster Linie logisch apperzipieren und danach ‚lesen'. Sie müssen mit voller Herausarbeitung des rhythmischen und melodischen Gehaltes zuerst als Formeln, als Klangwerte†† rezitiert werden. Fausts Beschwörung††† beispielsweise

* Das in Kursivdruck Gegebene hebt die Stellen heraus, die nach experimentellen Feststellungen (siehe unten!) eine besonders ausgeprägte numinose Wirkung haben.

** Aus der benedictio ignis am Karsamstag.

*** Über diese Termini bitte ich, die in Anmerkung ** S. 364 genannte Schrift von Rudolf Otto nachzulesen.

† Aus der benedictio cerei am Karsamstag.

†† Daß ich damit nicht die kirchliche Liturgik zu leerem Formelkram herabdrücke, dürfte jedem Einsichtigen klar sein. Ich lasse den Inhalt hier vollständig beiseite und stelle mich rein auf den (religions=)philosophischen Standpunkt. Der bedeutende Inhalt der kirchlichen Liturgie wird eben durch die Sprache versinnlicht, erhält eine vom Ohr zu apperzipierende Form. Und nur diese ist der Gegenstand meiner Untersuchung.

††† Salamander soll glühen,
Undene sich winden,

würde nicht selten ihren ganzen geheimnisvoll-magischen* Charakter verlieren, wenn man sie von vornherein verstandesgemäß auffassen würde, etwa unter Zugrundelegung einer kulturgeschichtlichen Analyse über die alchimistischen Begriffe ‚Salamander‘, ‚Undene‘ usw. Ebenso ist es mit vielen der noch im Gebrauch befindlichen oder außer Gebrauch gekommenen kirchlichen Hymnen. Ich zitiere einiges:

Veni sancte spiritus
Et emitte coelitus
Lucis tuae radium.

Oder in demselben Hymnus:

*O lux beatissima* . .

Und:

*Sine tuo numine*
Nihil est in homine.**

Oder man höre einige Stellen aus dem *Lauda Sion*, der Sakramentssequenz des Thomas von Aquin:

*Sub diversis speciebus,*
Signis tantum et non rebus,
*Latent res eximiae.*
*Caro cibus, sanguis potus,*
*Manet tamen Christus totus*
Sub utraque specie.
*A sumente non concisus* usw.
— — — — — — — —
*Ecce panis angelorum,*
*Factus cibus viatorum* usw.

Daß Goethe intuitiv ein feines Verständnis für die numinose Wirkung derartiger Formeln hatte, geht daraus hervor, daß er im Faust das *Dies irae* zur Erzeugung numinoser Gefühle in unserem Sinne verwertet:

*Iudex ergo cum sedebit,*
*Quidquid latet adparebit,*
Nil inultum remanebit.

Adam von St. Viktor, der bedeutendste Hymniker des christlichen Mittelalters, mag zum Schlusse noch einiges zu unserer vorläufigen Stoffsammlung beitragen: Man höre den Anfang seiner schönen Mariensequenz:

*Salve mater salvatoris.****

---

Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen . . ; usw.
Incubus! Incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

* Hier nicht im numinosen Sinne!

** Alle drei Stellen aus der Pfingstsequenz.

*** Oeuvres poétiques d'Adam de St.-Victor. première édit. par Léon Gautier. Paris 1859. Vol. II. pag. 188 ff.

In folgender Stelle aus derselben Sequenz ist der magische Einschlag so stark, so wenig zu verkennen, daß sie sogar zur Bildung einer eigenen Legende* von numinos-ekstatischer Art Anlaß gegeben hat:

*Salve mater pietatis*
*Et totius trinitatis*
*Nobile triclinium.*

Ich zitiere weiter aus seiner Pfingstsequenz:**

*Veni, summe consolator,*
Spes salutis, vitae dator,
*Adsit tua gratia.*

— — — — — — —

*Plebs ut sacra renascatur,*
*Per hunc unda consecratur,*
*Cui super ferebatur*
In rerum exordium.

Sodann aus der Weihnachtsprose *Jubilemus:****

*Jubilemus salvatori,*
Quem caelestes laudant chori
Concordi laetitia;
*Pax de caelo nuntiatur,*
*Terra caelo foederatur,*
Angelis ecclesia.

Um indes den magischen Charakter solcher Texte recht ins Licht zu stellen, scheint es notwendig zu sein, ihnen andere aus derselben Sphäre gegenüberzustellen, die dieses Elementes mehr oder minder entbehren. So muß man, um den Zauber der Stelle

*Qui Mariam absolvisti*†

doppelt stark zu empfinden, ihr aus demselben Hymnus etwa folgende Strophe entgegenhalten:

Quaerens me sedisti lassus,
Redemisti, crucem passus,
Tantus labor non sit cassus.

Diese Verse haben nur eine Wirkung, die, welche auf ihrem materialen Inhalt beruht und sich einzig dem logischen Verstande erschließt. Die Magie der Rhythmik in ihrer Vereinigung mit der Melodik und beider innige Ver-

* ‚Magister Adam . . ., cum in dictanda sequentia *Salve mater salvatoris* alium rhythmi versiculum edidisset *Salve mater pietatis*, gloriosa virgo apparens ei . . . cervicem inclinavit.' (Thomae Cantinpratensis miraculorum exemplorum memorabilia. Douai 1627. Zitiert bei Gautier a. a. O. tom. II., pag. 200.)

** A. a. O. I, 135 ff.

*** A. a. O. I, 32 ff.

† Aus dem Dies irae.

schmelzung mit dem Vokalismus fehlt hier vollständig. Oder wenn Thomas nach den zauberhaften Versen, die oben an letzter Stelle angeführt sind, fortfährt:

Vere panis filiorum
  Non mittendus canibus, —

so ist einerseits durch die langatmige Fortführung des Reimes, andererseits durch den auch klanglich ganz nüchternen Vers: Non mittendus canibus der numinose Strom unterbrochen, der allerdings in den beiden folgenden Versen:

*In figuris praesignatur,*
*Cum Isaac immolatur*

wieder aufleuchtet, um dann aber für den ganzen Schluß der Sequenz — bis auf eine Stelle — zu verschwinden. Man braucht kein besonders feines Ohr zu haben, um dieses aus der Diktion sogleich herauszuhören:

Agnus paschae deputatur,
  Datur manna patribus.
Bone pastor, panis vere,
Jesu nostri miserere,
Tu nos pasce, nos tuere
  In terra viventium.
*Tu qui cuncta scis et vales,*
Qui nos pascis hinc mortales,
*Tuos ibi commensales,*
Cohaeredes et sodales
  Fac sanctorum civium.

Schließlich stelle ich noch zwei „Hymnen", eine mit magisch-musikalischem Eigenglanz, die andere mit lediglich auf dem Inhalte beruhenden logischen Werten einander gegenüber:

Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te; gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam. Domine deus, rex coelestis, deus pater omnipotens; domine fili unigenite, Jesu Christe, domine deus, agnus dei, filius patris, qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram . . .*

*Exsultet iam angelica turba coelorum, exsultent divina mysteria, et pro tanti regis victoria tuba insonet salutaris. Gaudeat et tellus tantis irradiata fulgoribus et aeterni regis splendore illustrata totius orbis se sentiat amisisse caliginem. Laetetur et mater ecclesia tanti luminis adornata fulgoribus et magnis populorum vocibus haec aula resultet.***

Daß das *Praeconium paschale* tatsächlich, im Gegensatze zum Gloria, noch ein Gefühl auslöst, das zu dem aus dem Inhaltlichen sich ergeben-

* Aus dem Ordo missae.

** Anfang des Praeconium paschale am Karsamstag.

den hinzukommt, ist wohl nicht zu leugnen. Und aus der Gegenüberstellung ergibt sich unzweifelhaft, daß dieses besondere Gefühl auf der eigenartigen Rhythmik, der in ihr latenten Melodik und der im Einklang damit stehenden Vokalkonstellation beruht. Dieses Gefühl ist ein numinoses, das heißt: es besteht in einer psychischen Erregung mysteriöser Art, die eben infolge ihrer Richtung auf ein ‚Schauerliches‘, ein ‚Sanctum‘ schwierig zu analysieren ist, denn das Sanctum schwebt dem Gefühl nicht einmal als bewußter Richtpunkt vor, wie im religiösen Gefühle gewöhnlicher Art, sondern das Gemüt scheint es sich gewissermaßen infolge der Apperzeption dieser geheimnisvollen Rhythmen und Klänge unmittelbar zum Erleben zu bringen, als seien diese Rhythmen und Klänge dem innersten Sein des Numen abgelauscht. Es ist, als erscheine das Sanctum hier hüllenlos, während es sich für gewöhnlich in Begriffe und bestimmte Vorstellungen kleiden muß, die ihm bei seiner Namenlosigkeit — ich denke an das αρρητον — nicht gemäß sind. In irgendeiner Weise wird das Mysterium immer vermenschlicht.* Aber bei der Apperzeption gewisser Rhythmen und Klänge scheint es, als ließe es sich in seinem Herzschlage unmittelbar belauschen und in seinem eigenen Rhythmus erleben. Dabei lasse ich die Art des Gegenstandes der religiösen Gefühle ganz unberücksichtigt. Ob man sich ‚Gott‘ so oder so vorstellt, immanent oder nicht, außerweltlich oder innerweltlich, — das tut hier nichts zur Sache. Nur das muß betont werden: das Numinose ist für jeden Menschen in irgendeiner Weise existent, sei es als Glaube, sei es als Aberglaube oder gar als Gespensterfurcht. Und dieses Numinose wird bei vielen Individuen unter anderem auch durch eine Rhythmik und Klangkombinationen bestimmter Art erlebt. Wenn nun auch die Individuen, deren Psyche auf derartige Reize in dieser Weise, nämlich durch ein Erleben des Numen, reagiert, noch so selten und vereinzelt wären, so bestände doch die Tatsache einer solchen psychologischen Reaktionsmöglichkeit und verlangte eben als psychologische Tatsache nach Zurückführung auf bestimmte Gesetzmäßigkeiten. Aber hier liegt durchaus keine Abnormität vor.** Jedes Metrum in der Sprache,

* Schon dadurch, daß man dem Begriffe des Sanctum in der Regel einen ethischen Sinn unterlegt. Vgl. R. Otto a. a. O.

** Ich habe dies in verschiedenen eigens zu diesem Zwecke angestellten Experimenten mit elf Versuchspersonen festgestellt. Einen Teil meiner Ergebnisse stelle ich hier zusammen. Zuerst seien die Versuchspersonen kurz bezeichnet: (1) Akademiker, lateinkundig. — (2) (3) Nicht lateinkundige musikalisch gebildete Damen. — (4) Sängerin, wenig lateinkundig, spricht aber italienisch. — (5) (6) Wie oben unter (1). — (7) Akademiker, nicht lateinkundig. — (8) Katholischer Geistlicher. — (9) Evangelischer Theologiekandidat. — (10) Schriftsteller, nicht lateinkundig. — (11) Musikstudierender, lateinkundig. — Im folgenden gebe ich nun acht der zugrunde gelegten Texte wieder und vermerke hinter jedem durch die Zeichen +, — oder ±, ob a) eine deutlich gefühlte numinose Wirkung angegeben wurde (+); b) ob mit Sicherheit die völlige Abwesenheit numinoser Erregung gefühlt wurde (—); oder ob c) ein vollkommen eindeutiges Gefühl nicht vorlag (±).

jede bewußte Rhythmisierung bezweckt eben, den Menschen so gut wie den dargestellten Inhalt eben durch diese Rhythmisierung dem mysteriösen, rhythmisch empfundenen Wesen des Alls näher zu bringen; den Inhalt des Gedichtes, des — allgemeiner gesprochen — rhythmisierten Textes auf den im so oder so gedachten Urgrund der Welt pulsierenden Rhythmus abzustimmen, so daß Menschenwort und Numen sozusagen aus demselben Herzen schlagen. Deshalb ist alle Dichtung etwas wesentlich Sakrales und auch von allen wirklichen Dichtern so aufgefaßt worden. Und ohne diese Ausblicke ist es schlechterdings unmöglich, das Wesen der poetischen Form zu erklären. Aber dem dunklen Empfinden des Menschen bis in die letzten Tiefen nachzugehen, erscheint vorläufig unmöglich. Nur eine Anregung kann hier gegeben werden durch eine kurze Analyse der als sakrale Magie offenkundigen Texte. Denn dabei liegt, wie die Beispiele zeigen, die Sache ver-

---

Die hinter diesen Angaben in ( ) gesetzten Zahlen bezeichnen nach obiger Numerierung die Versuchspersonen, die zu diesem Ergebnisse kamen. Was die Methode meiner Experimente anlangt, so bemerke ich hier nur so viel, daß erstens die Versuchspersonen wohl in das Problem im allgemeinen, aber nicht in meine speziellen, zu seiner Lösung gegebenen Theorien eingeweiht waren; zweitens, daß alle Texte mit möglichst gleicher Monotonie von mir rezitiert wurden; und endlich, daß Vorsorge getroffen war, daß jeder sein Resultat unbeeinflußt und unbeobachtet von den anderen niederlegen konnte. Folgende Texte sind die acht ersten und also nicht etwa aus den anderen irgendwie herausgesucht.

I. Das Praeconium paschale *Exsultet.* Siehe oben Seite 369 11+.

II. Das Gloria. Siehe oben Seite 369 10 — 1± (8).

III. a) Qui Mariam absolvisti, b) Et latronem exaudisti, c) Mihi quoque spem dedisti. — a) 11+. b) 6 —, 3± (1. 6. 9.) 2+ (2·5). c) 10 —, 1± (6).

IV. a) Parum sapis vim sinapis, b) Si non tangis, si non frangis, c) Et plus fragrat, quando flagrat, d) Thus iniectum ignibus. — a) 11+ b) 5 — (1. 3. 6. 10. 11.) 4+ (2. 5. 8. 9.) 2±. c) 10 — 1± (9). d) 8 —, 2+ (6. 10), 1± (11).

V. a) Tu qui cuncta scis et vales, b) Qui nos pascis hinc mortales, c) Tuos ibi commensales, d) fac sanctorum civium. — a) 10+, 1± (6). b) 10 —, 1+ (8). c) 7+, 4 — (8. 9. 10. 11.). d) 6 —, 4± (2. 5. 7. 11.), 1+ (9).

VI. a) Salve mater pietatis, b) Et totius trinitatis, c) Nobile triclinium. — a) 11+. b) 6+, 3 — (2. 4. 9.), 2± (6. 11.). c) 10+, 1±(9).

VII. a) Plebs ut sacra renascatur, b) per hunc unda consecratur, c) cui super ferebatur, d) in rerum exordium. — a) b) 11+, c) 9+, 2± (3. 7.), d) 4 —, 5+ (2. 6. 8. 10. 11.), 2± (4. 7.).

VIII. a) Veniat, deus, super hoc incensum] b) larga tuae benedictionis infusio] c) et hunc nocturnum splendorem] d) invisibilis regenerator accende,] e) ut non solum sacrificium,] f) quod in hac nocte litatum est] g) luminis tui admixtione refulgeat,] h) sed in quocunque loco ex huius sanctificationis mysterio aliquid fuerit deportatum,] i) expulsa diabolicae fraudis nequitia,] k) virtus tuae maiestatis assistat.] — a) 10 —, 1+ (8). b) 7+, 2± (3. 5.), 2 — (6. 9.), c) 7±, 2+ (2. 8.), 2 — (5. 11.), d) 11+, e) 10 —, 1± (8), f) 11+, g) 10+, 1±(6), h) 9 —, 2± (5. 8.), i) 5 —, 4± (1. 3. 4. 5.), 2+ (7. 8.), k) 11+.

hältnismäßig noch am einfachsten. Und es bleibt zu untersuchen, warum und wie bestimmte rhythmische und klangliche sowie melodische Kombinationen geeignet sind, numinose Gefühle auszulösen. Dabei ergibt sich eine ganze Reihe wichtiger Seitenfragen, insbesondere die Frage nach der Verwandschaft und Abhängigkeit des religiösen und ästhetischen Gefühls im allgemeinen, dann auch spezieller nach den Beziehungen der Magie des Rezitativs und der dadurch hervorgerufenen Emotionen zu den von der echten Musik erzeugten Gefühlen. Scharfe Scheidung ist hier am Platze und auch möglich, denn das numinose Gefühl ist in seiner Eigenart so klar umrissen, so schlechterdings unvergleichlich, daß es überall mit Sicherheit erkannt werden kann.

Liest man das oben angeführte Praeconium paschale im Gegensatz zum Gloria aufmerksam durch, so wird man äußerlich, das heißt in der Form, bedeutende Unterschiede finden: die Gloria-Sätze sind vor allem ohne bewußten rhythmischen Willen geformt. Man höre: Laudamus te, benedicimus te, adoramus te propter magnam gloriam tuam. Das sind schlichte Sätze, die ihren ‚Rhythmus' nur den zufällig verwendeten Worten verdanken, welche einzig im Interesse des Inhaltes ausgewählt und dementsprechend angeordnet sind. Man fühlt es genau, daß der Satz ‚propter magnam gloriam tuam', vom Standpunkte der kirchlichen und auch unserer Prosodie angesehen, durchaus kein trochäischer Vers ist trotz der trochäischen Metren. Dem gegenüber sind Sätze wie: ‚Salve caput cruentatum', oder ‚Qui Mariam absolvisti' echte trochäische Verse. Vergleicht man weiter die Rhythmen des Gloria mit rein metrisch fast denselben des Exsultet, etwa ‚domine deus, filius patris' mit ‚aula resultet', ‚amisisse caliginem', ‚irradiata fulgoribus', so wird man finden, daß bei letzteren der Rhythmus, bei ersteren der Inhalt das Primäre war, und daß sich so die Worte des Exsultet aus dem panegyrischen Gefühl heraus in echte Rhythmen kristallisieren mußten, während sie beim Gloria weiter keine Funktion haben konnten, als den logisch adäquaten Ausdruck des Gedankens darzustellen. Am klarsten erhellt dieses Verhältnis aus einem Vergleich des absolut unmusikalischen Gloria-Satzes: Qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram' mit den bis zum Bersten mit innerer Musik erfüllten Takten des Praeconium: ‚Et magnis populorum vocibus haec aula resultet.' Weiterhin sind die Cäsuren im Gloria lediglich durch den Sinn, den Inhalt begründet, im Exsultet aber vorwiegend ein Resultat der musikalischen Phrasierung. Man höre: ‚Domine deus / rex coelestis / pater omnipotens, / domine fili unigenite / Jesu Christe.' Und dagegen: ‚Gaudeat et tellus / tantis irradiata fulgoribus, / et aeterni regis / splendore illustrata / totius orbis / se sentiat / amisisse caliginem.' Oder: ‚Quas in substantiam / pretiosae huius lampadis / apis mater eduxit.'* Noch einige Beispiele: ‚Et veteris piaculi cautionem / pio cruore detersit.'**/ ‚Christus ab inferis / victor

* Aus der Benedictio cerei.
** Aus der Benedictio aquae.

ascendit.'* ‚Regenerationis speciem / in ipsa diluvii / effusione signasti.'** ‚Omnes in unam / pariat gratia / mater infantiam.'** Durch die Cäsuren wird hier das Musikalische scharf hervorgehoben, und, was in unmusikalischen Sätzen lediglich Satzschluß ist, unverkennbar zur musikalischen Kadenz gestempelt. Alle diese Schlüsse in den magischen Hymnen haben ausgesprochenen Kadenzcharakter: ‚Maculae — *deleantur*.' ‚Infantiam — *renascatur*.' ‚Tu deus omnipotens — *clemens adesto*, tu — *benignus aspira*.' ‚Etiam ad nostras preces / aures — *tuae pietatis inclinas*.' ‚Spiritum — *adoptionis emitte*,' ‚In honorem dei / rutilans — *ignis* *accendit*.'

Noch auf eine andere Funktion dieser Cäsuren, die musikalischen und nicht logischen Erfordernissen entspringen, möchte ich aufmerksam machen. Eben weil sie keinen logischen Einschnitt bedeuten, liegt ihre Funktion im Irrationalen und leistet dadurch irrationalem Fühlen Vorschub. Wenn wir uns einige dieser Cäsuren vergegenwärtigen: ‚Humano generi / serenus illuxit'; ‚Et sitienti populo / de petra produxit'; ‚Cuius sanguine / postes fidelium / consecrantur' — so könnten wir versucht sein, dieses Irrationale zu umschreiben. Der Strom der Rede unterbricht sich, sammelt sich, staut seine schimmernden Wasser hoch empor, — und dann ist alles still. Man sieht nur das magische Glimmern und Leuchten der ‚schweigenden Rede'. Und nur zitterndes Ahnen von der Geburt eines neuen Geheimnisses atmet in heiliger Stille. Doch schon öffnet sich die Schleuse, und der ganze zurückgehaltene Glanz ergießt sich leuchtend über die folgenden Worte, die nun wie durchtränkt von Glut und Andacht zu sein scheinen. Diese Funktion der Cäsur ist aber unmöglich, wenn die Cäsur lediglich die Stelle der Interpunktion vertritt. Eine solche Cäsur erzeugt absolute, tote Stille, Öde; keine Stille, hinter der riesengroß ein Mysterium wächst. Die schweigende Rede, die wieder und wieder mit ahnendem Schauer erfüllt, ist das vorzüglichste Ergebnis der ‚magischen' Cäsur. Schweigen — und doch Reden. Dunkel — und doch namenloses Licht.

Wenn ich diese Cäsur eine musikalische nannte, so geschah das nur, um den scharfen Gegensatz zu der logisch begründeten zu verdeutlichen. Denn daß diese latenten musikalischen Qualitäten an sich noch nichts mit Musik zu tun haben, muß ausdrücklich betont werden. Aus diesem Grunde verzichte ich auch auf die Mitteilung der Gregorianischen Melodien unserer Texte, obwohl dadurch Rhythmus und Phrasierung am besten beleuchtet würden, da dieser gregorianische Kantus nirgend Selbstzweck wird, sondern keine andere Funktion erfüllt, als daß er die latente Melodik und Rhythmik unterstreicht. Aber es kommt hier auf scharfe Abgrenzung der Gefühle an. Und wir müssen uns somit hüten, die durch Musik erzeugte seelische Gehobenheit mit dem durch die sakrale Magie ausgelösten numinosen Gefühle

* Aus der Benedictio cerei.

** Aus der Benedictio aquae.

zu verwechseln. Die Musik führt — ihrer Form entsprechend — nicht unmittelbar und nicht in allen Fällen, sondern erst über das ästhetische Gefühl zum Numinosen, und auch nur einen Bruchteil der Hörer, nämlich solche, die ein starkes Bewußtsein für die metaphysischen und religiösen Werte der künstlerischen Form besitzen. Allen anderen bietet die Musik nichts als ästhetische Sensation. Daß unter diesem größeren Teile der Kulturmenschheit die echten Künstler nicht zu suchen sind, und ebensowenig ausgeprägtes Verständnis für das Innerste der Kunst, ist zweifellos. Der wahre Künstler ist bis in den letzten Nerv von kosmischem Gefühle durchdrungen, während der moderne Mensch fast ausschließlich dem Individualgefühle lebt. Und eben das ist die magische Kraft unserer Texte, daß sie in ihrem formalen Element das Kosmische ahnen lassen, und zwar nicht auf dem Umwege über das Ästhetische, also in unserem Falle das Musikalische, sondern unmittelbarer. Eine Komponente dieser Kraft glauben wir in dem rhythmisch-musikalischen Element gefunden zu haben. Man könnte versucht sein, darin eine ästhetische Qualität zu sehen. Aber das Ästhetische beginnt erst mit dem durch irgendwelche inhaltlichen Werte vollzogenen Gestaltwerden des Formalen, während wir hier das Formale an sich betrachten, losgelöst von jedweder bestimmten Färbung. Rhythmus an sich, ohne rhythmisierten Inhalt,* Melos an sich, ohne die Töne der Melodie, haben keinen ästhetischen Wert. Und unsere Texte stellen in der Untersuchung nicht ein bestimmtes inhaltliches Material dar, sondern dienen lediglich zum Sichtbarmachen und Fixieren der formalen Qualitäten, welches ohne Zugrundelegung bestimmt in Erscheinung getretenen, sinnlich wahrzunehmenden Materials ja vollkommen unmöglich ist. Das einzige, was wir voraussetzen, ist das Bewußtsein einer im allgemeinen latenten Stimmung innerhalb der sakralen Sphäre, welche Stimmung dann durch bestimmte Anregungen akut gemacht werden soll; der Inhalt unserer Texte bleibt also — ausgenommen ihre allgemein sakrale Stimmung — völlig gleichgültig. Dadurch ist das Ästhetische ausgeschaltet. Würde man beispielsweise bei einer musikalischen Analyse die melodisierten Tonreihen, die harmonisierten Akkordfolgen, die rhythmisierten Taktteile unbeachtet lassen, was in dieser bestimmten Form ja praktisch unmöglich ist, so wäre das keine ästhetische Untersuchung mehr: etwa wenn ich die rhythmischen und harmonischen Qualitäten des Waldrauschens feststellen oder den Rhythmus gewisser biologischer Funktionen analysieren wollte. Und in der Tat liegt die Sache hier ähnlich. Die lateinische Kirchensprache ist ja ohnehin nur den wenigsten von denen, auf welche sie ihre magische Wirkung ausübt, verständlich. Und wird sie trotzdem verstanden, so tritt durch den monoton-rezitativischen Vortrag der Sinn des Inhaltes mehr oder weniger in den Hintergrund.

Wir dürfen also als das erste Resultat unserer Untersuchung feststellen, daß eine Komponente der magisch-numinosen Wirkung die Rhythmik ist,

* Ich lasse geflissentlich die lateinischen Texte unübersetzt!

und zwar die Rhythmik an sich, nicht der sekundäre Rhythmus, der sich erst aus dem als primär gedachten Inhalt ergibt, wie wir es etwa bei dem Gloria gesehen haben. Soll ein Text magisch wirken, so muß das rhythmische Gefühl, auf dem er sich aufbaut, das Primäre sein. Die Seele muß in bestimmtem Rhythmus und Melos schwingen. Und diese Schwingungen kristallisiert sie dann aus sich heraus in gewisse Worte, um so bei dem, der diese Worte hört, denselben Prozeß auszulösen, nämlich innerlich erlebten Rhythmus in numinose Empfindung umzusetzen, seelisches Melos als numinosen Wert zu empfinden. Rhythmus und Melos sind hier aber auch ihrerseits keine primären Begriffe, sondern sekundär — aus der Musik — übernommene Termini, die ein bestimmtes, aber schwer näher zu definierendes, primäres Gefühl symbolisieren. Dieses Gefühl können wir statt durch seine äußere Erscheinungsform — Rhythmus und Melos — seinem inneren Wesen nach als ein bewußtes oder unbewußtes Erleben kosmischer All-Einheit ansprechen. Nach der philosophischen Berechtigung dieses Gefühls braucht hier, wo es sich lediglich um psychologische Tatbestände handelt, die weder wahr noch unwahr sein können, nicht gefragt zu werden. Es genügt, das Bestehen solcher Gefühle aufzuweisen, die die All-Einheit kosmischen Waltens zu erleben glauben.*

Fragt man nun nach dem Zustandekommen von Rhythmus und Melos, so findet man, daß es zum Teil darauf beruht, daß der Sprachstrom sich ungehindert in den inneren Rhythmus ergießen kann. Betrachtet man daraufhin die Verse

*Qui Mariam absolvisti*

und

Quaerens me sedisti lassus,

so erkennt man leicht, daß in dem ersten der melodische Fluß vollkommen ununterbrochen dahinläuft. Die Cäsur hinter *Mariam* hat lediglich die Funktion des musikalischen Taktstriches, und der Sprachstrom geht ohne merklichen Stimmhalt oder Stockton (eine Art Hiatus) darüber hinweg, also:

*Qui Mariam absolvisti.*

Dagegen finden wir im zweiten Verse einen deutlichen Stimmhalt:

Quaerens || me | sedisti lassus,

welcher zu der Cäsur | hinzutretend, das Melos zerstückt. Ebenso liegt die Sache in

Spes || salutis | vitae dator

und überall im folgenden:

* „Was vor tausend Jahren geschehen ist und was nach tausend Jahren und nun gerade geschieht, das ist Eines in der Ewigkeit. Darum ist alles, was Gott vor tausend Jahren und nach tausend Jahren getan und geschaffen hat und was er jetzt tut, nicht mehr als ein einziges Werk. Darum wirkt auch der Mensch, der über Zeit erhaben in Ewigkeit ist, mit Gott, was Gott vor tausend und nach tausend Jahren gewirkt hat. Das sollten weise Leute wissen, und grobe müssen's glauben.' So ‚Meister Eckehart'. (Pfeiffer, Deutsche Mystiker. II. 1857. 190, 29.)

Qui nos pascis || hinc || mortales.
Suscipe || de | pre | cationem | nostram.

Dieser letzte Text ist melodisch vollkommen zerhackt. Hören wir dagegen wieder Adam v. St. Viktor:

*Coelum terris inclinatur,*
*Homo-deus adunatur.**

oder:

*Tu commutas elementa,*
Per te suam || sacramenta
Habent efficaciam.**

Man sieht, nicht die Zahl der Vokale und Konsonanten ist ausschlaggebend, sondern ihre musikalische Funktion. Zu deren voller Erfüllung sind jedoch noch andere Faktoren notwendig als das Fehlen störender Stimmhalte. Doch ist dieses die Vorbedingung. Denn sobald der Sprachstrom merklich unterbrochen wird, lenkt sich die Aufmerksamkeit sogleich von dem Formalen, dem Träger der magischen Wirkung, ab zum Inhaltlichen, in dessen Interesse ja die Hintansetzung des Formalen erfolgt ist.

Zum zweiten ist es notwendig, daß die Vokale so gewählt und angeordnet werden, daß sie ihrer musikalisch-formalen Funktion gerecht werden können. Da ist vor allem zu beachten, daß in den magischen Texten durchgängig lange Vokale und Diphthonge, wenigstens in den betonten Silben, zur Verwendung kommen. ‚Lang' ist indes wieder nur ein sekundäres Merkmal solcher Vokale. Darum muß das Gesagte dahin genauer bestimmt werden, daß solche Vokale bevorzugt sind, die ihren ausgeprägten Selbstlautcharakter am ausgeprägtesten bewahrt haben. *ā, a͞u, ī, ū* usw. sind klarer als Selbstlaute zu erkennen, als etwa *ĕ, ä̆, ĭ* usw., bei denen der Vokalcharakter, im Verhältnis zu den Längen, mehr oder weniger verwischt ist. Und so verschiebt sich in einem Worte oder einem Texte, der vorwiegend diese getrübten Kürzen verwertet, die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Konsonanten, d. h. auf das Materiale, Rationale des Wortes, welches gewissermaßen durch die Mitlaute dargestellt wird, während die Selbstlaute das Irrationale vertreten.*** Wenn hier also von ‚Kürzen' die Rede ist, so ist das nicht im Sinne der strenger Prosodie gemeint. Unter Kürze kann hier nur ein Vokal verstanden werden, dessen Vokalcharakter infolge seiner Aussprache, seiner Stellung zwischen Konsonanten und im Wort, sowie seiner Anordnung im Rhythmus und Metrum irgendwie getrübt ist. Von diesen Gesichtspunkten aus müssen die folgenden Gegenüberstellungen gelesen werden. Es ist also zu beachten, daß – einen als solchen ausgeprägten Vokal, ◡ jedoch eine Trübung bezeichnet.

* A. a. O. I, 10.

** A. a. O. I, 116.

*** Man denke an die semitischen Schriften, die nur die Konsonanten schreiben. Auch wir würden z. B. *Benedictio* eher aus *bndct* lesen als aus *eeiio*.

Also:

Haec aula resultet
Serenus illuxit
Super te ferebatur
Sicut chorda musicorum
Parum sapis vim sinapis
Pro corona non marcenti.

aber:

Salutifero diluendi
Laetificas civitatem tuam
Contrariae virtutis admixtio.
Nam cum vetus corrumpatur
Si non tangis, si non frangis
Perfer brevis vim tormenti.

Wie sich also mit Sicherheit aus vorstehender Untersuchung ergibt, müssen drei Bedingungen erfüllt sein, um die magische Wirkung eines sakralen Textes zu gewährleisten. Und zwar muß

1. die Rhythmik eine ausgesprochen musikalische sein,
2. die Melodie klar zu erkennen sein und ohne Hemmungen durch den Text laufen, und
3. müssen die Vokale als solche ausgeprägt sein und dürfen in ihrem Charakter weder durch Betonung noch Stellung getrübt und verwischt werden.

Zu dem kommt aber noch ein viertes, sozusagen die Form, in welche sich die drei genannten Einzelformen zu ergießen haben, der Generalnenner, der ihnen allen gemeinsam ist. Ich meine die Monotonie des Rezitativs. Ein wirklich magisch wirkender Text wird nämlich, wenn er von einem Musiker ganz durchkomponiert, also des rezitativischen Charakters entkleidet wird, seiner magischen Wirkung völlig beraubt, an deren Stelle die rein ästhetisch-musikalische tritt. Als Beispiel kann das Dies irae in der Form, wie es in der Totenmesse vorgetragen wird, und seine Vertonung etwa in Mozarts Requiem dienen. Ebenso kann man das oftgenannte Praeconium paschale heranziehen: seine, im Verhältnis zu den übrigen Texten der Karsamstagsliturgie reiche, fast üppige Vertonung und sein sich aus dem bloßen Rezitieren ergebendes Melos. Das musikalische Melos ist nämlich etwas Sekundäres. Sein Genuß, überhaupt sein Verständnis ist nur dem durch die musikalische Tradition vorbereiteten Geiste möglich. Es ist eben Kunstform und nicht Naturform, während die Monotonie des Rezitativs mehr das Ablesen einer Naturform zu sein scheint, die erste sinnenfällige Darstellung des in dem All herrschend geglaubten Rhythmus, aus dem sich dann mit wundervoller Plastik die Kadenzen herausheben, so daß das Ganze einem Naturwalten gleicht, einförmig, ruhig, einem geheimnisvollen Walten in ewig gleichfließender sakraler Stille. Nur an gewissen Punkten bietet sich eine traumhafte Aussicht in heilige Tiefen. Ich möchte zur Symbolisierung, also sinnenfälligen Verdeutlichung dieser durchaus irrationalen Gefühle und Tatsachen die biblische Kosmogonie heranziehen. Das monotone Rezitativ stellt gewissermaßen einen Urzustand dar, eine Einheit allen Seins: Und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern. Dann aber die Kadenzen: Gott sprach: Es werde Licht. Aus dem formlosen Ursein entsteht die Form, die Individualität, die Selbstbewußtheit, um

dann als solche, mit dem vollen Bewußtsein ihrer Selbstheit, wieder in das grenzenlose Urlicht hinabzutauchen.*

Das sind Analogien, weiter nichts; Versuche, das Letzte, Tiefste der Empfindung, die sich bei der Apperzeption magischer Texte einstellt, ins Bewußtsein zu heben. Aber da es schlechterdings unmöglich ist, ein Irrationales in rationale Münze umzusetzen, kann eben das Gesagte nur den relativen Wert eines Symbols haben. Immerhin glaube ich als positives Ergebnis der Untersuchung feststellen zu können, daß der Zauber magischer Texte letzten Endes auf einer unbewußten Einfühlung in kosmisches Geschehen beruht. Wir haben hier gewissermaßen das unbewußte Erleben kosmogonischer Ur- und Erberinnerung der Rasse. Die so deutlich ins Ohr fallende Wichtigkeit der scharfen Vokalausprägung in den magischen Texten könnte diese Theorie nicht unwesentlich stützen. Die Vokale, nicht als Verständigungsmünze, sondern als ausgeprägte Klänge aufgefaßt, haben etwas Urweltliches an sich. Sie sind in dieser Reinheit ausschließlich menschliches Eigentum. An ihnen scheint sich der Mensch, der primitive Mensch vor allem, seines Menschentums recht bewußt zu werden. Man denke an die — inhaltlich sinnlosen — Refrains in den Liedern, an die Jodler vor allen Dingen, aber auch an die Freude am Vokal, die sich von den mittelalterlichen Allelujas an bis zu den Koloraturen der Königin der Nacht so klar ausspricht. Und immer sind es gewisse irrationale Höhepunkte im psychischen Leben, die zur ‚sinnlosen‘ Äußerung in kürzeren oder längeren Vokalfolgen drängen: zum Jauchzen, zum rein vokalisch geäußerten reinen Melos ohne Inhalt. Hier muß eine gewisse, noch unbekannte Beziehung zur Vergangenheit, zur Entstehung der menschlichen Rasse und ihrem Sichbewußtwerden in der Sprache liegen. Und eben dieses unbewußte Erleben solcher Anklänge ist eine Folge der magischen Texte. Warum dieses Erleben als numinoses Gefühl empfunden wird, ist eine Frage, die ausschließlich der Religionsphilosophie angehört.

---

* Jeder Musiker wird hier an den Anfang der Rheingoldouverture denken.

# Zacharias der Schreiber / Eine Legende
## Von Andreas Eckbrecht

Zwischen Mitternacht und der Morgendämmerung des vierundzwanzigsten Sabbats des Jahres dreitausendsiebenhundertundneunzig seit Erschaffung der Welt fuhr der Schreiber Zacharias schräg von seinem Lager hoch und legte in die feuchte Handfläche seine heiße Stirn, daß in den Fingerspitzen das starke Pochen seiner Schläfen nachzitterte. Denn es war zum dritten Male seit jener Nacht, daß deren Begebenheiten sich ihm traumhaft wiederholten, mit immer drängenderer Betonung der unverständlichen Mahnung, die sie ihm damals schon zu enthalten geschienen hatten.

Das war jene Nacht gewesen, die auf des Herodes Antipas Geburtstagsfeier gefolgt war. In seiner wohlummauerten Feste Machaerus hatte der Tetrarch den ganzen sehr heißen Tag über so vieler hoher Würdenträger Huldigungen empfangen, daß der Schreiber, den sein Lehrer Hilkias mit dem Glückwunsch an den Herrn betraut hatte, weil greises Alter ihn selber beschwerte, noch wartend verharren mußte hinter den geschlossenen Reihen der Wachen, als deren blaupolierte Schilder bereits das volle Mondlicht spiegelten, darin des Vierfürsten Tochter Salome tanzte. Zacharias hatte über die Schultern der Soldaten hinweg nicht ihre Füße sehen können, die wohl ohne Sandalen gewesen sein mußten, denn nicht der leiseste Laut begleitete das Schweben des schmalen unerschütterlichen Gesichtes über den Raum. Er hatte nur ihre braunen Wangen gesehen und die schimmernden Schnüre, die sie umfaßten, und manchmal den welken feuchten Schatten unter ihren aufgebogenen Armen. Er sah, wenn sie näher kam, aus den Ecken ihrer bemalten Lider einen entzündenden Schimmer von schwarzer Wut und später nur mehr das eiskalte Weiße wie in den verrenkten Augen der Besessenen. Dann fiel, wie in allen Gelenken zerbrochen, die seltsame Rasende hin vor jene Stufe, auf der dunkel gegen die mondbeglänzte Steinwand des Palastes des Tetrarchen steilgekämmter Schwarzbart ragte über den metallischen Falten seiner goldgewebten Tunika, und erdrückt von Steinen und schwergegliederten Ketten das zerfließende Fleisch seiner vielgescholtenen Frau.

Trotz der vielen Menschen war es so still auf dem dreiseitig ummauerten, nach den Zypressen hin offenen Platze, daß man aus einer Hütte unten in der Stadt das fadendünne Weinen eines wohl aus dem Schlafe erwachten Kindes hörte. Zacharias aber stand und wagte keinen Atemzug, denn er fühlte sich ganz leer wie einen hohlen Raum, und ihn ängstete eine fremde, unbekannte Erfüllung. Dann stürzte in seine beengte Leere auf einmal heftig Schrei und Ruf aller, Männer und Frauen, und das Getöse der Schilder,

die zwischen den Soldaten zusammenschlugen, wie sie einander sich zuwandten, jeder seinen Schrecken auf dem Gesichte des anderen zu lesen, denn die Tänzerin hatte vom Fürsten das Haupt des Mannes verlangt, den er aus Furcht gefangen hielt und dessen Leben er aus Furcht schonte.

Da faltete Zacharias seine unschlüssigen Hände zum Gebet, und erst als ihn der Befehl des Tetrarchen an den Hauptmann der Garden, dem Wunsche seiner Tochter zu willfahren, traf wie ein Hieb ins Herz, wußte er, daß er für das Leben des Jochanaan gebetet hatte, von dem die Pharisäer nichts Gutes sprachen und den er bis dahin, ihrem Beispiele nacheifernd, verurteilt und verspottet hatte. Damals war jenes seltsame, unverständlich drängende Gefühl zum ersten Male in ihm aufgestanden und hatte ihn, Botschaft und Auftrag vergessen lassend, heim getrieben zu seinem Weibe, das viel allein gewesen war in den Jahren, die Zacharias, im Tempel bedienstet, den Reden der Schriftgelehrten mit Inbrunst gelauscht und, von ihnen angeleitet, auch daheim mit Ausdeutung der Lehre und Lösung schwierig gestellter Fragen seine Zeit verbracht hatte. In jener Nacht, da eine Frage ohne Wort jede Hoffnung auf Antwort vergeblich machte, wurde er, inmitten seiner Seele davon erschüttert, der Liebe seines Weibes inne, die seiner Furcht und inhaltslosen Ahnungen nicht spottete, sondern in einem großen und wortlosen Begreifen den stammelnden Zacharias zärtlicher als je zuvor den gelehrten Schreiber mit Blick und Arm umfing.

Seit jener Nacht im Hofplatz des Tetrarchen, geschah es nun zum dritten Male mit ansteigender Gewalt, daß Frage und Mahnung jener Begebnisse ihm ihr Beklemmendes in mehr als traumhafter Klarheit neu vor die Augen brachten und ihn heiß und voll unbestimmt bewegten Dranges vom Lager scheuchten, lange vor Morgengrauen.

Es trieb ihn aufzustehen, und er schüttelte Schlaf und Spreu aus schwer gehorchenden Gliedern. Mit beiden starken Händen preßte er die Rippen fest um seine Brust, als könnte deren Sehnsucht ihm die haltenden Knochen brechen. Er öffnete ein kleines die Türe der Hütte, doch drang zugleich mit der erfrischenden Nachtluft so hartes Mondlicht ein, daß er darüber erschrak und zurückwich bis zu der derbgefügten Truhe, auf die er, das Haupt in die Hände gewühlt, recht ratlos niedersank.

Davon erwachte die Frau. Als sie mit aufgesperrten Sinnen Traum und Drangsal des Mannes in ihrer Seele erfaßt hatte, sagte sie: ‚Ich will aufstehen und mit dir gehen, wohin es dich treibt, denn es ist wohl nicht zum Spott, daß der Herr dich nun zu dreien Malen gerufen hat.‘

Aber Zacharias murmelte, unwillig über ihren vorschnellen

Wunderglauben, einiges von Vollmondträumen, die weiter nichts zu bedeuten hätten. Dennoch erhob sie sich und strebte mit bloßen Füßen zu ihm hin, doch berührte sie der kühle Luftzug durch die geöffnete Türe mit ungewohnter Empfindlichkeit und sie sank aufs neue in die Bettlacken, wo sie die Beine hoch an ihren Körper zog und halblaut sann: Das ist der dritte Vollmond seit jener Nacht, in der sie den Jochanaan schlachteten! Und nach einer Weile sagte sie laut: ‚Ich glaube, daß ich schwanger gehe, Zacharias!'

Da riß den Schreiber jäh Freude aus seiner armseligen Versunkenheit, denn er war an der Grenze des Alters und hatte nicht mehr gehofft, daß er noch Vater würde. Aber die fremde Bedrängnis war darum keineswegs aus seinem Herzen gewichen, vielmehr dessen Unruhe mit der frohen Botschaft gewachsen und so folgte er den mahnenden Wünschen der Frau, schnallte die Sandalen an die Füße, löste den schweren Stecken aus dem Dunkel einer Ecke und verließ die Hütte.

Der Wind fuhr stark aus dem Tale Kidron herauf und ihm in den Weg. Das grobe Zeug seines faltigen Gewandes legte sich zerrend an die nackten Beine des mühsam Schreitenden, und es war zweimal, daß er umkehren und lieber bei seinem Weibe bleiben wollte und nur hebräischer Aberglaube, Umkehr bringe Unheil, ihn vorwärts gehen ließ. Als er, immer dem Winde quer sich preisgebend, weil ihn das erfrischte, bis ans östliche Tor der Stadt gekommen war, entzündete sich des Ölbergs Spitze rot, und da er sich im Gefühl der versäumten Morgenandacht wandte, um wie ein Schuldiger die goldenen Kuppeln des Tempels zu suchen, sah er die aufgehende Sonne den Finsternissen sich entwinden, zum ersten Male davon in Schauern erregt, denn es ließ ihn der Gedanke nicht, so sehr er ihn auch als unsinnig abschütteln wollte: Wie heute trotz vieltausendjähriger Erfahrung es hätte sein können, daß diesem Morgen keine Sonne leuchtete und es von Stund an Nacht geblieben wäre auf einer frierenden Erde. Weil er nun auch bei größter Eile den Tempel nicht mehr hätte zu richtiger Stunde erreichen können und ihm auch, wollte er nicht den sehr weiten Umweg über seine Hütte nehmen, um würdig unter den Frommen zu erscheinen, die Gebetriemen gefehlt hätten und das seidene Tuch, hob er, wo er stand, die Hände und verrichtete Morgengebet und Sabbatgruß, denn es war ein Sabbat, der in flimmriger, rosenfarbner Bläue über die Mauern und ragenden Kuppeln der Stadt und über die blaßgrünen Weinberge und grauen Ölgärten seine tönende Glocke legte.

Kaum daß er sein Gebet beendet hatte und weiterschritt, begegnete ihm zu seinem großen Erstaunen ein Häuflein ärmlicher Menschen, deren Gesichter aber und gelöste Gebärden eine Glück-

seligkeit kündeten, die sie wie zu einem eindeutigen Eindruck verband. In ihrer Mitte ging einer, der trug unter seinem Arm eine Bettstelle und taumelte wie vom Wein. Und näherkommend erkannte Zacharias den alten Balthasar, der seit länger als dreißig Jahren an den Ufern des Sees Bethesda stöhnend gelegen hatte, um einmal nach einer Mondwende als erster in den Fluten badend der heilenden Kräfte des gottbeseelten Gewässers teilhaft zu werden. Doch da er an allen Gliedern gelahmt hatte, war immer ein anderer ihm zuvorgekommen und sein langsträhniges Haar war längst ergraut über den eingesunkenen Wangen und das Fleisch hing verwelkt an hilflosen Knochen. Ehe noch Zacharias wegen seiner wundersamen Genesung eine Frage an ihn richten konnte, hatte ihn das Häuflein mitgenommen, wie rieselndes Wasser einen Tropfen am Wege aufsaugt und mitnimmt. Denn ganz, als habe er mit ihnen das unbekannte Ziel seiner Wanderung gefunden, wandte er ohne Bedenken den Fuß und folgte ihnen zur Stadt. Er hörte ihre Worte, die immer nur von dem Manne erzählten, der des Weges gekommen war, dem Kranken gesagt hatte: ‚Nimm dein Bett und geh‘, geängstigt von der sehr großen Verantwortung, solchem zu glauben. Doch mit den Händen, die sie im großen Brudergefühl einer neuen starken Gemeinschaft auf seine Schultern legten, taten sie auch ihre Bewegtheit und innige Glaubenswilligkeit in sein Herz.

Später im Tempel stand Zacharias unter den Pharisäern, seinen Lehrern, und wagte gegen jene, die am lautesten sich empörten, daß Jesus den Kranken geheißen habe, sein Bett zu tragen am Sabbat, dem heiligen Ruhetage, das schüchterne Bedenken: ‚Mag sein, jener, dem Gott solche Wunder zu tun gegeben habe, stehe über der Schrift . . .?‘ Sehr bald widerlegte der Ältesten einer, den der Schreiber, strengster Gebotesbefolgung wegen besonders zu verehren gewohnt war, den aberwitzigen Einwurf: ‚Spricht nicht erfahrene Vernunft weit mehr dafür, zu glauben, jener kam des Weges und hob den Kranken, da das Wasser des Sees im Morgen sich bewegte, als Ersten in die Fluten? Wer sind jene, die bezeugen, er habe ihn bloß geheißen sein Bett zu nehmen und zu gehen? Die Törichtesten und Armseligsten der Stadt! Warst du etwa Zeuge des Wunders, kindischer Zacharias?‘

Das war ein großer Schmerz für die Seele des kleinen Schreibers, denn ihr fehlte durchaus die Kraft, die Worte der gelehrten Männer zu widerlegen, weil er doch das Wunder nicht mitangesehen hatte. Und er schalt in seinem Innern die einfältige Entgeistung, die ihn am Stadttor mit Gebeten aufgehalten und über der er das Begebnis versäumt hatte, das für seine Bedrängnis der Frieden und für seine Zweifel ein Ende gewesen wäre.

Aber sein Weib, dem er alles Erlebten getreuen Bericht gab, sank in großer Erschütterung zu Boden und glaubte zur Stunde an Jesus, den Messias, und pries seine gnadenreiche Güte, weil er in derselben Nacht, da er so Herrliches an Auserlesenem gewirkt, auch ihr sich wundervoll in der so späten und ersehnten Frucht ihres Leibes geoffenbart hatte. Und die Gläubige war um ihres Mannes Kleinmut in Angst und großer Sorge, der sie solche kummervolle Worte gab, daß Zacharias ihr versprach, in höchster Aufmerksamkeit die nächsten Zeiten seines Lebens zu verbringen, und, des Wunders einmal ansichtig, gänzlich sein Herz dem Nazarenen aufzutun.

Aber der aus Nazareth hatte, noch ehe die Sonne unterging, die Stadt verlassen, und dem Schreiber blieb nur Böses über ihn zu hören von den Gelehrten des Synhedrions, vor deren Weisheit sich zu beugen ihm vom Vater und Großvater her geläufige Überzeugung gebot. Doch erwartete er heimlich mit seinem Herzen den also Bescholtenen und ging ganz gegen die Gepflogenheit seiner Mannesjahre mit seiner Nachdenklichkeit weit öfter vor die Tore der Stadt als zu den Versammlungen der Tempelgemeinde, denn ihm erschien das freie Land und die Hütten der Ärmsten wahrscheinlicherer Begebnisort des Wunderbaren, das ihn gewaltig mitreißen sollte, als Marktplatz und Halle des Gotteshauses. — ‚Der Heiland', sagte seine Frau, wenn unfroh er beim Abendbrot an Schluck und Bissen würgte, ‚der Heiland kennt deine Not und wird schon deine Wege in die seinen münden lassen.'

Vor dem Pessachfeste, da unter denen, die dem neuen Meschiach mit dem Herzen anhingen, die frohe Kunde ging, der Herr nahe sich aufs neue ihrer Stadt, gedachte Zacharias, damit keine Säumnis ihn um seines Heiles Stunde trüge, ihm entgegenzugehen auf der Straße, die vorbei am See Bethesda führte, gegen das Land Samaria.

Aber nach zweitägiger Wanderung sah er sich verirrt zwischen Sümpfen und Weidengestrüpp, wo weit und breit keine Hütte war, weil unfruchtbares Land die Arbeit frommer Menschen nicht herangezogen hatte. Das Stück Brot, von seinem Weibe ihm zugesteckt, war verzehrt, der geringe Wein getrunken und schwach von Jahren des Stillsitzens schmerzten ihn Fuß und Knie. ‚Wenn er Gottes Sohn ist, zu dem ich wandere', so dachte er, ‚so wird er doch wenigstens sorgen, daß ich nicht unterwegs zu ihm verschmachte,' und zog die müden Beine seinem Willen nach. Doch trübte sich ihm vor Mattigkeit der Geist und wie er nun in waldiges Gelände kam, da schienen ihm ganz sonderbar vertraut die abendlichen Bäume und Strauchgebüsche am Weg und das sanfte Ansteigen des Hügels, den er erklomm. Und wie er den Gipfel hinter sich in samtenes

Dämmern gleiten ließ, erwartete er das Brüllen und Glockenklingen einer nahen Rinderherde zu hören und siehe, da klang es zusamt dem Geblöck heimkehrender Schafe, und just wann er es zu sehen erwartete, schaute er auch den Rauch und das Licht eines schön gefriedeten Gehöftes im Tal. Noch sann er vergebens dem Urbild des Geschauten nach, als schon der Herr des Hofes, der am Zaun in abendlichem Sinnen verweilt hatte, ihm Gruß und Abendbrot und Nachtlager bot. Doch als die Männer ihre Namen nannten, erkannten sie, daß seit vielen Gliedern ihre Familien in Streit gelegen hatten — einiger Unzen Goldes wegen — und auch, daß sie einander schon begegnet, als sie noch Knaben waren, denn ihre Häuser lagen kaum fünf Wegstunden von einander entfernt, und Zacharias mußte arg im Kreise gewandert sein, daß er drei Tagemärsche gebraucht hatte, um jenen Ort zu finden, den er seit Kindertagen mied. Damals nämlich hatten die Knaben, die im Haß der Eltern aufgezogen worden waren, Steine gehoben und aufeinander geworfen, und der Stein des Zacharias hatte den andern ins Auge getroffen, so daß er auf diesem seit dem Tage blind geblieben war. Als nun Zacharias sich alles dessen besann, wie er so mit reuevoller scheuer Trauer in die leere Augenhöhle des alten Mannes blickte, da fürchtete er die späte Rache des Feindes und wollte, obwohl mit weichenden Knien, seinen Weg fortsetzen. Doch der andere hielt ihm die Hand hin und sprach: ‚Um des wunderbaren Mannes willen, der uns befiehlt, Böses mit Gutem zu vergelten, laß uns alten Streit vergessen und sei als mein Gast willkommen!‘ Und Zacharias zögerte nicht, mit großer Innigkeit die gebotene Hand zu umfassen, und teilte das Mahl des Mannes, der viel durch ihn gelitten hatte. Aber er blieb eingedenk des Zieles seiner Wanderung, dem er durch Ungeschick sich so wenig nur genähert hatte; so verschmähte er längere Rast und entwich vor einfallender Dunkelheit, nicht ohne zuvor die Schwelle des Freundes zu segnen.

Kaum daß er nun mit neuer Kraft eine knappe Stunde gewandert war, kam er an eine große Bergwiese, da lagerte erstaunlich viel Volk und hatten alle so innerliche und beseligte Mienen, daß der Schreiber gleich in seinem Herzen wußte, daß er nicht weiter werde wandern müssen, er warf sich aufgelöst in die entgegengespannten Arme der bärtigen Männer, während Frauen und Kinder seine Hände berührten und alle ihm in erschütterten Worten die beseligende Kraft ihres lebendigen Glaubens priesen, denn der zu ihnen gesprochen: ‚Ich bin Gottes Sohn,‘ hatte herrlich sich ihnen im Wunder offenbart, da er sie gesättigt hatte, Fünftausend, die sie da lagen und standen, mit zwei Fischen und fünf Gerstenbroten, knapp eine Stunde zuvor.

Aber des Schreibers Herz erfaßte es nicht, obwohl unter den Zeugen Männer waren, die er als solche kannte, deren Aussagen Glauben verdiente; doch auch Zöllner und Unsaubere und Frevler, denen daran gelegen sein mußte, daß der Pharisäer abfällige Worte an den Taten des Mannes zuschanden würden, den sie mit ihrem Haß verfolgten. Und es war keiner jener Männer darunter, deren Schriftgelehrsamkeit und strengen Einhaltung aller Gebote der Schreiber sich widerspruchslos beugte.

Jesus aber war dem Volke entwichen, und Zacharias klagte laut sein arges Geschick, das ihn bei dem Einäugigen am Wege aufgehalten und seine Sehnsucht getäuscht hatte.

Als er Klage und vergrämtes Gesicht dem Weibe als traurige Heimbringe seiner mühreichen Wanderung in die Stube trug, schalt sie ihn voll Trauer einen kleingläubigen Toren, weil er dem Zeugnis so vieler lebender Männer nicht mehr Vertrauen schenken wollte als den toten Buchstaben einer vieldeutbaren Schrift. Doch es wich sein Zweifel auch dann nicht, als sein Weib aufs genaue die Stunde des Wunders erriet, denn sie wähnte sie gleich mit jener, da das keimende Kind zum ersten Male an die Wand ihres Leibes geklopft hatte.

Zacharias blieb in wirrer Verstimmung und wich zu vielen Malen aus der Hütte, als sei er ausgestoßen, wenn sie lobpreisend immer wieder den Namen des Nazarenen nannte, während sie in der sehr seligen Erwartung ihrer Stunde Linnen bereitete und Tücher und Salben zusammentrug.

Aus der Furcht, den göttlichen Unwillen durch seine Zaghaftigkeit und Säumnis der Heilserkenntnis zu erregen, geriet er in die andere, die vor dem Zorn Jehovas über die Bereitschaft seiner Zweifel in der Pharisäer Lehren bangte, und er brachte der Tage viele Stunden damit zu, den müssigen Stecken im Sande zu reiben, geschlossenen Auges verschlungene Figuren zu ziehen, aus deren ungefährer Gestaltung er die Lösung der Frage deuten wollte, die immerwährend seine Gedanken in einen Punkt zusammenzog. Dann wieder las er hastig in der Schrift und fand die Prophetenworte, die sichtbarlich durch die Geschehnisse der letzten Monate erfüllt worden waren; er fand aber auch die anderen, welche vom Erscheinen des Meschiach andere Begebnisse wie die stattgehabten forderten. Und teilte er auch nicht die Zusammenkünfte der neuen Gläubigen, die sich um die jeweils in der Stadt weilenden Jünger Jesu scharten, weil er empfand, daß sie eine Gemeinschaft verknüpfte, in die ihm kein Einlaß ward, so blieb er doch auch dem Synhedrion fern, denn die Schmähungen der Pharisäer, deren Worte er zu höchst beachtete, gegen den Mann, der sein Herz bewegte, erfüllten ihn mit verwirrter Furcht und tiefem Gram. Und er betete zu Gott, daß dieser wieder-

kommen möge, und bangte doch, daß dies Gebet ein sündhaftes und Gott ungefälliges sei.

Und endlich kam ein Morgen, da gingen Miriam und Joel, die da glaubten an Jesus, an Zacharias vorbei, wie er saß vor seiner Hütte und haderte mit der Unschlüssigkeit seiner Seele, und riefen ihm zu: ‚Willst du nicht mit uns ziehen nach Bethanien, wo der Herr weilt im Hause der Maria und Martha, deren Bruder gestorben ist?' Sie sprachen es nicht aus, doch auch Zacharias dachte: ‚Vielleicht, daß er ihn vom Tode erweckt, den er so lieb gehabt hat?'

Und er ging in die Hütte, sein Weib zu rufen, daß sie mit ihm käme. Sah sie jedoch, die sich wand auf dem Lager und stöhnte in Schmerzen und ihr kalkweißes Antlitz war aufwärts gebogen und ein Arm hing ihr über den Rand der Bettstelle wie ein vom Baum gebrochener grauer Ast. Der Mann wußte nicht, wie ihr beizustehen und lief den Weibern nach, daß sie umkehrten, der Kreißenden zu helfen. Und warteten ihrer alle drei und linderten ihre Leiden und legten den neugeborenen Knaben in Tücher, gerade als es Abend wurde. Da sahen sie den Mann trotz seines Glückes von heftiger Unruhe erfaßt und drängten ihn, weil auch die Wöchnerin danach verlangte, zur Hütte hinaus.

Da stand gerade über den bleichen Türmen der Feste Machaerus, darin seine Pein begonnen hatte, wie ein milchweißes Osterbrot der volle Mond, der zehnte seit damals, und er besann sich der mannigfachen Wege, die er gegangen war, um im Sinne des Unverständlichen die Wahrheit zu suchen. Aber die Wahrheit war vor ihm geflohen, hatte zwiespältig mit ihm gespielt, ihn gelockt und genarrt. Er wußte, er war ihr heute ferner als in jener Nacht, da er für das Leben des Jochanaan die Hände gefaltet hatte. Und war doch sein Wille gut und stark gewesen und sein mühevoller Eifer groß. So meinte er endlich, es müsse der Heiland doch in unwiderlegbarer Offenbarung ihn befreien; und schritt also, noch einmal sehnsüchtige Hoffnung nährend, fort von dem Kinde, das dieser Tag seinem Greisenalter so unverhofft beschert hatte, und richtete seine Schritte gen Bethanien. Die Straße dahin führte vom andern Ende der Stadt zwei gute Meilen Weges. Er ging sehr rasch, Nacht und Mond im Bart und die Blicke immer auf die erhöhte Feste des Tetrarchen geheftet, den säulengestützten Palast, an dem das Wort des enthaupteten Propheten sich noch nicht erfüllt hatte. Als er aber auf den Marktplatz kam, sah er ihn vielbewegt von redenden und widerredenden Leuten, solchen, die schwärmten oder predigten, solchen, die in großem Zorne waren, und solchen, die lachten. Es waren viele darunter, die aus Bethanien kamen, dem kleinen Flecken, in dem Jesus seit zwei Tagen geweilt hatte, und die hatten es berichtet, der Lazarus sei vom Tode erweckt worden vom Heiland, dem Sohne des Herrn,

und verkündeten es solchen, deren Ohren es hören mochten und ihrem Zeugnis glaubten und dem größeren des Mannes, der das Wunder vollbracht hatte; und verkündeten es solchen, die es zum Spotte wandten und laut beteuerten, daß Lazarus nie tot gewesen sei; und verkündeten es solchen, die zu Adonai beschwörend flehten, den zu verderben, dem der Teufel so viel Macht gegeben hatte, die Geister zu blenden und zu verwirren.

Aber der Schreiber Zacharias ging von ihnen allen trotzig wie einer, dem ein Schatz zu oft gezeigt und nicht gegeben worden war, und in seinem Herzen war hartnäckige Öde. Er schritt über den weiten Platz vor dem Tempel, an den Gruppen vorbei, die stritten, wessen Lehren der Erkenntnis ewiger Wahrheit näher kämen, die dieses Jesus von Nazareth oder die anderen, von umfassenderem Wissen getragenen, die ein zugereister Philosoph aus Alexandrien von der Schule des Philo vermittelt hatte; und er schritt durch den Vorhof des Gotteshauses und an den Pharisäern vorbei, die berieten, wie sie den Mann fingen und töteten, der solche Unruhe in dem Volke ihres Gehorsames verursachte, und aus deren Mitte die ganz junge Stimme des tharsischen Teppichwirkers Saulus als die heftigste und lauteste herausschrie.

Zacharias schritt geradewegs zu dem alten Rabbi Hilkias, der sein Lehrer gewesen war, und meldete ihm, wie es die Regel verlangte, die Geburt eines Sohnes und bat ihn, bei der Feier der Beschneidung mit seinem Segen zu sein, und verlor sich sogleich in der Gruppe friedlicher Schriftausdeuter, die den gelehrten Mann umgab, und in ihrem Disput, der in gemäßigter Erregung darüber hin und wieder ging, ob beim Erscheinen des gottgelobten Erlösers aus des David Haus, wie der Prophet Haggai es vorausgeschaut, Donner und Blitz sein werde und erschüttert Erde und Himmelsgewölbe, oder nach den Worten Jesaijas, er würde geboren werden inmitten eines großen Lichtes, ausgespannt in blendendem Bogen über das Land der Kinder Israels.

# Kirche und Nationalität
## Von Conrad Bornhak

as ganze Mittelalter hindurch bis über das Reformationszeitalter hinaus war das religiöse Bekenntnis die große weltbewegende Macht, welche die geschichtlichen Ereignisse bestimmte. Der Begriff der Nationalität war dem gegenüber allerdings bereits vorhanden, aber schlummerte gewissermaßen im Unterbewußtsein der Völker. Kraft gewinnen konnte der nationale Gesichtspunkt nur dann, wenn die Kirche ihn in ihren Dienst stellte. Und andererseits wurde jeder etwa vorhandene nationale Gegensatz sofort überbrückt und verschwand sehr bald, wenn die Gemeinsamkeit des religiösen Bekenntnisses ihn ausglich.

Die Schwäche der meisten germanischen Staatsbildungen auf römischem Boden lag weniger in dem Gegensatze der germanischen Kriegerkaste zu dem unterworfenen Romanentum, als darin, daß die zum Christentum bekehrten Germanen Arianer, die Romanen Katholiken waren. Sobald die Germanen das religiöse Bekenntnis der großen romanischen Volksmasse annahmen, war die Einheit des Staatsvolkes hergestellt, die germanische Oberschicht ging auch sprachlich in der romanischen Masse unter, und es bildeten sich die neuen romanischen Völker. Andererseits zeigt sich in dem religiös einheitlichen Frankenreiche der Merowinger, wie Gregor von Tours uns erkennen läßt, keinerlei Gegensatz der Nationalitäten. Aber daß die gothischen Arianer einen Teil Galliens inne hatten, war für den Frankenkönig Chlodwig ein unerträglicher Gedanke. Kampf gegen die Ungläubigen bestimmte von den Sachsenkriegen Karls des Großen bis zu den Kreuzzügen die weitere geschichtliche Entwicklung. Und in dem weltgeschichtlichen Kampfe zwischen Kaisertum und Papsttum wurde die werdende italienische Nationalität sich ihres Wesens erst bewußt, indem das Papsttum sie in den Dienst der religiösen Idee stellte. Und noch in dem Zeitalter der Religionskriege, mit dem Dreißigjährigen abschließend, standen Katholiken und Protestanten aller Länder und aller Nationalitäten sich untereinander näher als den eigenen Volksgenossen. Fast alle diese Kriege waren vom staatlichen und nationalen Gesichtspunkte Bürgerkriege, in denen allein die religiöse Idee die Kampfgenossen verband.

Erst langsam und allmählich bricht sich demgegenüber der Grundsatz der Nationalität Bahn. Diese Entwicklung beginnt mit der Bildung der großen Nationalstaaten im Westen Europas. Durch nichts sah sich diese Entwicklung mehr gefährdet als durch den Gegensatz der religiösen Bekenntnisse innerhalb ihrer Grenzen. In schweren Kämpfen sah man sich daher vor allem genötigt, die religiöse Einheit auf dem einen wie dem anderen Boden wieder herzustellen, nicht etwa bloß in reinem Glaubenseifer, sondern vor allem im Interesse der nationalen Einheit. Es war das weltgeschichtliche Mißgeschick Deutschlands, daß die Herstellung seiner religiösen Einheit weder dem Kaiserhause der Habsburger unter Karl V. und Ferdinand II.

von dem einen, noch dem Schwedenkönige Gustav Adolf durch Bildung eines pangermanischen Reiches von dem anderen Standpunkte aus gelang. Deshalb vollzog sich die Einigung Deutschlands um so viel später und unter der besonders schweren Bedingung, den Gegensatz der religiösen Bekenntnisse zu überwinden durch das Bewußtsein der nationalen Einheit.

Erst das 19. Jahrhundert treibt, von der Einigungsbewegung Italiens und Deutschlands und von der Befreiung der Balkanvölker ausgehend, das Nationalitätsprinzip zur äußersten Höhe. Selbst der kleinste Nationalitätssplitter erwacht zum Sonderbewußtsein und strebt nach staatlicher Unabhängigkeit. Im Weltkriege scheint diese Entwicklung ihren kaum mehr zu übertreibenden Höhepunkt erreicht zu haben. Das russische Weltreich, das im Namen des Panslavismus den österreichischen Nationalitätenstaat vernichten wollte, bricht darüber auseinander. Jeder solche Höhepunkt ist aber erfahrungsgemäß gleichzeitig der Wegweiser zur Umkehr. Denn alle geschichtliche Entwicklung ist das Ergebnis mannigfach zusammenwirkender Faktoren und liebt keine logische Folgerichtigkeit nach einem einheitlichen Grundsatze.

Doch auch in einem Zeitalter, das ausschließlich vom Grundsatze der Nationalität bestimmt erscheint, ist die Kirche als weltbewegender Gesichtspunkt nicht ganz erstorben. Die staatliche Kunstschöpfung Belgien mit ihren zwiespältigen Nationalitäten, die doch immerhin beinahe drei Menschenalter ausgehalten hat, wäre ohne die Einheit des religiösen Bekenntnisses von Anfang an undenkbar gewesen. Und der österreichische Nationalitätenstaat hat sich bisher in allen Stürmen der Weltgeschichte als dauerhaft erwiesen, weil im ganzen und großen der Gegensatz der Nationalitäten nicht noch durch religiöse Gegensätze verstärkt wurde, was bei den russischen Fremdvölkern in viel höherem Maße der Fall war.

So verschlingt sich der kirchliche Gesichtspunkt nicht nur mit dem nationalen. Der kirchliche Gegensatz hat vielmehr nicht allzu selten geradezu verschiedene Nationalitäten aus einem an sich einheitlichen Volke herausgebildet.

Das gilt zunächst vom serbokroatischen Stamme, der im Anfange des 7. Jahrhunderts, also in der Merowingerzeit, in seine jetzigen Wohnsitze einwanderte, aber in seinen beiden Hauptzweigen sehr verschiedene Schicksale hatte. Diese wurden vor allem dadurch bestimmt, daß der eine Zweig, der der Kroaten, vom Westen her bekehrt wurde und mit der Aufnahme in die römisch-katholische Kirche in den Bannkreis der abendländischen Kultur geriet, während der andere, der der Serben, das Christentum von Byzanz empfing und damit dem Machtbereiche des Orients anheimfiel.

Um 634 bis 638 wanderten die slavischen Chrobaten in das nunmehr nach ihnen benannte Land ein. Mit der vorübergehenden Unterwerfung unter die fränkischen Könige empfingen sie von römischen Glaubensboten das Christentum und behielten dies in der ihnen überkommenen Form auch bei, als sie sich 864 zeitweise dem Ostreiche unterwerfen mußten. Tiefgreifend war dieser Einfluß des Ostens nicht. Denn schon 900 machten die

Kroaten sich wieder unabhängig und bildeten ein eigenes Reich, das zeitweise zu großer Blüte gelangte und sich die dalmatinische Küste bis nach Ragusa unterwarf. Als um 1090 der Stamm der alten kroatischen Könige erlosch, bemächtigte sich unter den ausgebrochenen Thronstreitigkeiten König Wladislaw I. von Ungarn des Landes, während die Venetianer sich allmählich in den Besitz des größten Teiles der dalmatinischen Küste setzten. Seitdem blieb das Land trotz vereinzelter Versuche, seine Selbständigkeit wieder zu erlangen, in Realunion mit Ungarn vereinigt und teilte dessen Schicksale. Daß der größte Teil des östlichen Gebietes zeitweise der Türkenherrschaft anheimfiel, die Meeresküste unter Napoleon I. mit den illyrischen Provinzen Frankreichs vereinigt wurde, war nur eine zeitweise Unterbrechung des geschichtlich gegebenen Zustandes der Verbindung mit Ungarn, die sich sofort nach Abschüttelung der Fremdherrschaft für das ganze Land wieder herstellte. Auch das weiter östlich gelegene Gebiet, insbesondere Slavonien genannt, teilte die Schicksale des übrigen Kroatien.

Äußerlich zeitweise glanzvoller, aber auch wechselvoller bis zum tiefsten nationalen Unglücke war die Entwicklung des östlichen Zweiges desselben Stammes, der sich hier Serben nannte — eine Bezeichnung, die früher für die Slaven überhaupt gebräuchlich war und sich auch bei den wendischen Sorben findet.

Die serbischen Stämme sahen sich sehr bald genötigt, die Oberhoheit des oströmischen Kaisers anzuerkennen und empfingen von hier aus das Christentum, also natürlich in der Form von Byzanz. Nach einigem Schwanken zwischen römischem und griechischem Christentume blieben sie schließlich im Bannkreise des orientalischen Glaubensbekenntnisses. Auch der Umstand, daß, nachdem Stephan Dobroslaw 1043 die Unabhängigkeit des Landes errungen hatte, sein Sohn Michael den Königstitel annahm und sich darin von Papst Gregor VII. bestätigen ließ, hat an diesem Verhältnisse auf die Dauer nichts geändert. In jähem Wechsel von auf und nieder bewegt sich seitdem die serbische Geschichte. Serbiens größter Herrscher, Stephan Duschan, beherrschte fast die ganze Balkanhalbinsel und nahm 1346 den Kaisertitel an. Dann ging es tief bergab bis zu jener ersten Schlacht auf dem Amselfelde von 1389, wo Serbiens Ritterschaft den Türken unterlag und der serbische Zar Lazar nach der Schlacht im Zelte des türkischen Sultans enthauptet wurde. Seit 1459 war Serbien auf Jahrhunderte türkische Provinz. Erst im 19. Jahrhundert vermochten die Serben schrittweise ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Nachdem der Berliner Kongreß von 1878 die volle Unabhängigkeit Serbiens von der Türkei anerkannt hatte, wird nach dem zweiten Balkankriege 1913 unter König Peter ein zweiter Höhepunkt erreicht, dem wieder ein tiefer Sturz folgt, wiederum abschließend mit einer Schlacht auf dem Amselfelde. Fürwahr eine tragische Geschichte, doch nicht unverschuldet.

Kroaten und Serben bilden im Grunde genommen ein Volk mit einheitlicher Sprache, die in den einzelnen Landesteilen nur mundartlich ver-

schieden ist. Aber die geschichtliche Entwicklung, bestimmt durch das religiöse Bekenntnis, hat das einheitliche Volk tatsächlich in zwei Völker auseinandergerissen. Wenn man neuerdings mit der Bezeichnung Serbokroaten die Volkseinheit zu betonen liebt, so ist das eine gelehrte Abstraktion, die der ganzen bisherigen Entwicklung fremd war und unter panslawistischen Einflüssen erst allmählich in das Volksbewußtsein zunächst der gebildeten Klassen übergeht.

Aber der serbokroatische Stamm hat nie eine staatliche Einheit gebildet. Am Anfange der Entwicklung steht die Zersplitterung in einzelne Stämme unter Zupanen. Als es dann gelingt, die Stämme in größeren staatlichen Gemeinschaften zusammenzufassen, waren sie schon vorher fremder Oberhoheit unterlegen, die Kroaten der fränkischen, die Serben der oströmischen. Diese fremde Oberhoheit hatte ihnen aber mit dem Christentume in zwei verschiedenen Glaubensformen auch die Grundlagen einer verschiedenen Kultur gebracht. In dieser verschiedenen Kultur lagen aber auch zwei verschiedene Schriftformen. Damit ergab sich die unerhörte Erscheinung, daß dieselbe Sprache mit zweierlei verschiedenen Schriftzeichen geschrieben wurde, die nicht etwa bloß wie lateinische und deutsche Schrift zwei verschiedene Arten für dieselbe Schrift, sondern tatsächlich verschiedene Schriften sind. Die Kroaten erhielten mit dem katholischen Glauben auch die römische Schrift, die Serben mit dem Christentume von Byzanz die von den Slavenaposteln Kyrillos und Methodios für die Slavenwelt zurechtgemachten griechischen Buchstaben, das sogenannte Kyrillische Alphabet. Damit entstanden tatsächlich zwei verschiedene Sprachen, die kroatische und die serbische. Und sie werden als solche bestehen bleiben, solange die verschiedenen Schriftzeichen sich behaupten. Nimmt man hinzu die nunmehr beinahe schon ein Jahrtausend andauernde Trennung der Kroaten und Serben in verschiedenen staatlichen Gemeinschaften, so sind wesentlich durch kirchlichen Einfluß aus dem einheitlichen serbokroatischen Stamme zwei verschiedene Nationalitäten entstanden.

Bis in die neueste Zeit waren denn auch Kroaten und Serben, wie es unter nahe verwandten Stämmen häufig zu gehen pflegt, durch einen tiefgehenden Nationalhaß von einander getrennt. Die Kroaten waren immer die treuesten Söhne des österreichischen Kaiserstaates, die gehorsamen Untertanen seines Herrscherhauses und erwiesen sich als solche noch 1848 gegen Ungarn. Die Serben waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts unter russischen Einfluß geraten und immer stärker in die Netze des Panslavismus verstrickt. Bis vor wenigen Jahrzehnten hörte man daher immer von gelegentlichen Prügeleien zwischen Kroaten und Serben. Erst das Ungeschick der ungarischen Nationalitätenpolitik hat es fertig gebracht, unter Kroaten und Serben ein gemeinsames südslavisches Nationalgefühl zu erwecken, das aber immerhin wohl noch mehr panslavistisch als serbokroatisch ist. Vorläufig bestehen die unter kirchlichem Einflusse gebildeten beiden Nationalitäten fort. Allerdings ist eine starke Neigung vorhanden, daß schließlich

der nationale Gesichtspunkt den kirchlichen überwindet und sich aus den beiden Volksstämmen eine einheitliche serbokroatische Nationalität entwickelt. Ob diese wesentlich in der Vorherrschaft des Kroatentums und der westlichen oder des Serbentums und der östlichen Glaubens- und Kulturgemeinschaft sich vollziehen wird, das wird davon abhängen, von welcher Seite die politisch bestimmenden Kräfte kommen, ob von der österreichischen Monarchie oder von einem eigenen Serbenstaate.

Eine ähnliche Spaltung einer ursprünglich einheitlichen Nationalität hat sich unter religiösen Einflüssen in dem lettisch-litauischen Stamme vollzogen, der auch die alten Preußen umfaßte. Gleich wie bei den Südslaven war es hier, solange das Volk von fremden Einflüssen unberührt war, zu einer größeren Staatsbildung nicht gekommen, sondern das Volk lebte zersplittert in einzelnen Stämmen.

Die Letten, der nordwestliche Zweig des Volkes, bewohnen Kurland und die südliche Hälfte Livlands einschließlich des Winkels nördlich von Dünaburg, das früher zu Livland gehörig gewesene Polnisch-Livland, und sind mit Ausnahme der Katholiken von Polnisch-Livland seit der Reformation evangelisch. Die Litauer, der südöstliche Zweig, sitzen in dem Winkel zwischen Kurland und Ostpreußen, östlich bis zu der Linie Dünaburg—Wilna, südlich bis zur Linie von Suwalki, im Gebiete der Memel auch nach Ostpreußen hinübergreifend bis an das Kurische Haff. Sie sind durchweg katholisch, nur die Splitter in Ostpreußen evangelisch. Nach den statistischen Angaben von 1910 gab es in Preußen 106 000 Menschen mit litauischer Muttersprache, 9000 davon sprachen gleichzeitig deutsch. Rußland hatte drei Millionen Litauer und Letten, deren Zahl ungefähr gleich sein dürfte, vielleicht mit einem kleinen Übergewichte der Litauer.

Litauer und Letten bilden im Grunde genommen nur ein Volk, die Sprache beider ist nur mundartlich verschieden. Die lettische Mundart ist etwas abgeschliffener, die litauische altertümlicher und deshalb für die indogermanische Sprachforschung von größter Bedeutung. Außer Volksliedern, auf deren dichterischen Wert schon Herder hingewiesen hat, ist die Sprache literargeschichtlich ohne Bedeutung geblieben. Die Sprache würde aber der Bildung eines einheitlichen Volkstums nicht im Wege gestanden haben, wie ja auch die Sprache der großen Kulturvölker mannigfache mundartliche Verschiedenheiten aufweist, ohne dadurch die Volkseinheit zu beeinträchtigen.

Bei dem Mangel staatlicher Einheit und der Zersplitterung in einzelne Stämme haben unter der Berührung mit den großen Nachbarmächten die einzelnen Teile des Volkes allerdings schon sehr früh verschiedene politische Schicksale gehabt. Die alten Preußen sind im Kampfe mit dem Deutschen Orden schließlich untergegangen, ihre letzten Reste mit den deutschen Einwanderern verschmolzen. Nur einige versprengte Reste der Litauer haben sich in Ostpreußen erhalten. Die Letten der baltischen Provinzen wurden gleichfalls dem Ordensstaate unterworfen und bis 1255 christianisiert. Ihre

Germanisierung gelang aber nicht, da in die baltischen Provinzen keine deutschen Bauern einwanderten. Denn der Bauer des Mittelalters wanderte nur zu Wagen, nicht zur See in fremde Länder. Und an der Wanderung zu Lande hinderte der litauische Volksstamm, der in dem Winkel zwischen Ostpreußen und Kurland saß. So retteten die Litauer nur durch die Tatsache ihres Daseins in ihren geschichtlichen Wohnsitzen auch ihren lettischen Stammesverwandten die Nationalität, wenn auch unter fremder Herrschaft. Und aus der Fremdherrschaft sind die Letten nie herausgekommen. Von deutscher kamen sie unter polnische und schwedische und schließlich unter russische Gewalt.

Unendlich viel wechselvoller, zeitweise glänzender war das Schicksal des litauischen Volksstammes. Die kriegerische Bewegung, die sich von deutscher und russischer Seite gegen Litauen richtete, führte 1250 dazu, daß einer der Fürsten, Mindowe, sich das ganze Land als Großfürst unterwarf und damit die staatliche Einheit herstellte. Dadurch allein konnte Litauen sich in seiner Unabhängigkeit behaupten, sich wie ein trennender Keil zwischen Preußen und Kurland legen und die volle Germanisierung der baltischen Provinzen hindern. Die nächsten 150 Jahre bilden Litauens Heldenzeitalter. Es handelte sich nicht bloß um das litauische Stammesgebiet, sondern weite Gebiete des westlichen Rußland wurden bei der damaligen Zersplitterung der russischen Teilfürstentümer der neuen litauischen Großmacht unterworfen, deren Herrschaft zeitweise bis ans Schwarze Meer reichte. Während die russischen Gebiete schon um das Jahr 1000 das Christentum von Byzanz empfangen hatten, war Litauen derjenige Winkel von Europa, in dem sich am längsten das Heidentum behauptete, hier auf das engste verknüpft mit dem litauischen Nationalbewußtsein.

Das änderte sich erst, als der Großfürst Jagiello 1386 sich taufen ließ, um der polnischen Königstochter Hedwig die Hand zum Ehebunde zu reichen und die polnische Krone zu erlangen. Seitdem erscheint Litauen auf das engste mit Polen verschmolzen, wenn es sich anfangs auch noch einer gewissen Selbständigkeit unter eigenen Großfürsten, aber unter Oberherrlichkeit des polnischen Königs zu erfreuen hatte. Doch schon auf dem Reichstage von Hrodlo 1413 wurde der litauische Adel dem polnischen gleichgestellt und in dessen Gemeinschaft aufgenommen, und die Lubliner Unionsakte von 1501 erklärten die ewige und unlösliche Vereinigung beider Staaten. Die Verbindung gelang besonders durch die vollständige Verschmelzung des katholischen litauischen Adels mit dem polnischen und seine allmähliche Polonisierung, während die griechisch-orthodoxen Bojaren der Litauen unterworfenen ruthenischen und weißrussischen Gebiete von der Gemeinschaft ausgeschlossen blieben. Es war also vor allem der religiöse Gesichtspunkt, der Litauer vollständig in Polen aufgehen ließ. Wenn Polen bis zu den Teilungen das ganze weißrussische und große Teile des ukrainischen Gebietes umfaßte, so waren das ursprünglich litauische Erwerbungen, die mit Litauen an Polen übergegangen waren.

Erst mit den Erwerbungen Peters des Großen und den polnischen Teilungen ging das ganze Gebiet des lettisch-litauischen Stammes mit Ausnahme der litauischen Volkssplitter in Ostpreußen an Rußland über. Zum Bewußtsein seiner nationalen Einheit ist der Volksstamm bis heute nicht gekommen. Es sind zwei Völker geblieben. Bis in die neueste Zeit fühlten sich die Litauer besonders in ihren höheren Schichten, Adel und Geistlichkeit, den stammesfremden Polen näher als den stammverwandten Letten. Erst die neueste Zeit hat mit der aufstrebenden sozialen Bewegung ein dem Polentum entfremdetes, ja feindliches litauisches Nationalgefühl erweckt.

Wenn Letten und Litauer zwei verschiedene Völker geblieben sind, so liegt die trennende Macht wesentlich in dem religiösen Gesichtspunkte. Die Letten sind evangelisch, die Litauer katholisch. Hieran ändern auch die evangelischen Litauer in Ostpreußen, die katholischen Letten in Polnisch-Livland nichts, zumal sie von ihren andersgläubigen Volksgenossen zum Teil staatlich, zum Teil provinziell getrennt sind. Gewiß waren es ursprünglich verschiedene geschichtliche Schicksale, welche die Trennung der Volksgenossen in zwei Völker herbeiführten. Aber die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hat den Graben vertieft. Selbst in dem Zeitalter des Nationalitätsprinzips konnten sie sich nicht zu einem Volke zusammenfinden.

Und endlich: gibt es eine größere nationale Feindschaft als die der Iren gegen England? Gewiß sprechen hierbei auch wirtschaftliche Gründe mit, die fortgesetzte Mißhandlung der für den Weltverkehr glücklicher gelegenen irischen Insel durch den eifersüchtigen Neid Großbritanniens. Aber wie kommt es überhaupt, daß auf den beiden Inseln zwei so grundverschiedene, sich tötlich hassende Völker wohnen?

Es ist ein Vorurteil, das man zeitweise, als man noch für England schwärmte, in Deutschland gepflegt hat, als seien die Engländer ein germanisches Volk. Sie sind es trotz ihrer vorwiegend germanischen Sprache und ihrer germanischen Staatseinrichtungen nicht viel mehr als die Franzosen. Engländer und Franzosen zeigen vielmehr dieselbe Rassenmischung mit einem deutschen Adel und einer breiten keltischen Unterschicht, die Staatseinrichtungen, bei den Franzosen wenigstens bis zur Revolution, rein germanisch, nur daß in der Sprache bei den Engländern das germanische, bei den Franzosen das romanische Element die Oberhand gewann. Das Englische weist infolge der normannischen Eroberung sogar viel mehr romanische Bestandteile auf als das Französische germanische. Schon die Art der angelsächsischen Besiedelung in großen Gutshöfen mit unfreien Hintersassen, seit der normannischen Zeit als Manors bezeichnet, zeigt, daß eine germanische Einwanderung in breiten Massen mit freien Bauern nicht stattgefunden hat. Mit der zunehmenden Demokratisierung Englands und der aufstrebenden sozialen Bewegung steigt die keltische Unterschicht immer mehr in die Höhe und gewinnt das Übergewicht, während die französische Revolution eine bewußte Auflehnung der keltischen Urbevölkerung gegen den germanischen Adel war und ihm den Garaus machte.

Ist denn nun das irische Volk ein so wesentlich anderes als das englische? Auch hier in Irland die große Masse der keltischen Urbevölkerung mit einem dünnen germanischen Überzuge. Wie in Großbritannien hat es aber auch in Irland die herrschende Oberschicht verstanden, der Bevölkerung ihre allerdings stark mit französischen Bestandteilen gemischte germanische Sprache aufzudrücken. Die keltische Sprache der Iren ist auf einige Westzipfel der Insel zurückgedrängt und wird nur noch von einigen Hunderttausenden gesprochen. Ein sprachlicher Gegensatz zu England besteht also nicht. Die große Masse der Iren spricht englisch und nichts anderes, versteht die irische Sprache nicht einmal mehr.

Es ist genau dieselbe Erscheinung wie in Schottland. Auch hier hat die germanische Oberschicht sprachlich die Oberhand gewonnen und die alte gaelische Sprache der Schotten auf einige entlegene Teile des Hochgebirges zurückgedrängt. Die große Masse der keltischen Schotten spricht englisch. Man erkennt den Schotten gleich dem Iren nur an der besseren und reineren Aussprache, die angenehm absticht von dem Londoner Silbenverschlucken, weil es für beide Stämme eine ihnen erst später zugekommene ursprüngliche Fremdsprache ist.

Politisch haben die Schotten mit den Engländern die Jahrhunderte hindurch so viel gekämpft wie die Iren, bis endlich die Verschmelzung in einem gemeinsamen Staatswesen gelang. Wenn die Jahrhunderte zurückliegenden Kriege nationalen Haß erzeugten, müßten die Schotten den Engländern mindestens ebenso verfeindet sein wie die Iren.

Und nun die merkwürdige Erscheinung, auf die schon Macaulay in seiner englischen Geschichte aufmerksam gemacht hat. Sobald mit der Thronbesteigung des ersten Stuart, Jakobs des Ersten, England und Schottland denselben König hatten, hört jeder Gegensatz zwischen den beiden Königreichen auf. Die revolutionären Bewegungen des 17. Jahrhunderts erschüttern beide Länder gleichmäßig, aber nicht gegeneinander, sondern der Riß geht mitten zwischen beiden durch. Gleichzeitig erhalten sie unter Cromwell die republikanische Staatsform, mit der Rückberufung Karls des Zweiten in dem einen ist das Königtum auch in dem anderen wieder hergestellt. Die endgültige Vertreibung der Stuarts im Jahre 1688 macht sie in beiden Ländern unmöglich. Und doch war die Verbindung beider bis dahin eine reine Personalunion. Als dann unter der Königin Anna 1707 die Union der beiden Königreiche unter einem gemeinsamen Parlamente ausgesprochen war, ist hinterher nie der Versuch gemacht worden, diese Vereinigung zu widerrufen und für Schottland Home Rule herzustellen.

Vergleiche man damit Irland, das auch seinerseits 1801 durch eine förmliche Unionsakte dem vereinigten Königreiche unter einem gemeinsamen Parlamente einverleibt wurde. Schon der Name Irland in dem Verhältnisse zu England erweckt eine Reihe von geschichtlichen und politischen Vorstellungen, alle bestimmt, den Gegensatz zu England zu betonen. Man braucht den Gedankengang gar nicht weiter auszuspinnen. Irland hat nie

aufgehört, an den englischen Ketten, die es als Fremdherrschaft empfand, zu rütteln. Irland ist der geborene Todfeind Englands, für dieses ein Grund mehr, die Insel in Knechtschaft zu halten und dadurch unschädlich zu machen.

Woher dieser Unterschied zwischen Schottland und Irland, wodurch sich trotz Gemeinsamkeit der Sprache eine eigene irische Nationalität behauptet hat, während das Schottentum nur ein Provinzialismus ist. Die gleichen ethnographischen, geschichtlichen und politischen Voraussetzungen sollten doch, so meint man, auch dasselbe Ergebnis herbeiführen. Und gleichwohl ist kein größerer Gegensatz zu denken.

Es ist einzig und allein die Tatsache, daß England im Reformationszeitalter zum Protestantismus überging, während Irland an der katholischen Kirche festhielt. Damit wurden die geographischen, nationalen und wirtschaftlichen Gegensätze durch den religiösen verschärft und unüberbrückbar. Der letzte große Kampf zwischen England und Irland unter Cromwell und Jakob II. war zugleich ein Religionskrieg und wurde mit aller Erbitterung eines solchen geführt. Die Niederlage Irlands ließ den Stachel religiöser Unterdrückung zurück. Damit ist ein Ausgleich zwischen beiden unmöglich geworden. Obgleich die Einheit der Nationalität, soweit sie in Abstammung und Sprache liegt, im wesentlichen vorhanden ist, stehen sich zwei tötlich hassende Völker gegenüber. Die Kirche hat auch hier die Nationalitäten geschieden. Und nun bleibt außer der Aufrechterhaltung des damaligen Kampfzustandes nur ein doppelter Weg. Entweder Irland sondert sich auch staatlich von England, das ist bei der Wichtigkeit Irlands für das britische Weltreich nur nach dessen vollständigem Zusammenbruche möglich. Oder die Rekatholisierung Englands, zu der schon vor dem Kriege starke Ansätze vorhanden waren, läßt den nur durch die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses aufrecht erhaltenen Gegensatz der Nationalitäten verschwinden.

So beweist der religiöse Gesichtspunkt auch im Zeitalter des Nationalitätsprinzipes seine geschichtsbewegende Kraft. Er ist nicht mehr allein maßgebend, wie ja schwerlich ein Zeitalter von einem Grundsatze allein bestimmt ist, aber er verbindet sich mit dem Nationalitätsprinzip, Völker bildend und erhaltend.

# Gedichte

## Gebet

Freund und Führer, Hort und Weihe,
Horchender auf Not und Schreie,
Lieber, milder Heiliger Geist!
Du, der Feuerwege weist,

Wandle mir als Flammenrede
Gottes Tag und Nacht voran!
Lösche in mir Qual und Fehde!
Laß mich all Dein Licht empfahn!

Reinhard Johannes Sorge.†

## Brautschwur

Wir haben uns versprochen
Zum Heile ungebrochen
Für alle Ewigkeit.

Wir haben uns gefunden,
Uns Blut an Blut gebunden
Für alle Ewigkeit.

Kein Schwert kann uns mehr scheiden;
Denn eines ward uns beiden
Für alle Ewigkeit.

In zweier Leiber Kammer
Schlägt eines Herzens Hammer
Für alle Ewigkeit.

Herr, uns einst gnädig richte,
Daß eins wir sind im Lichte
Der seligen Ewigkeit!

Reinhard Johannes Sorge†.

## Du bist die Sonne, Gott, mein Gott

Du bist die Sonne, Gott, mein Gott,
Ich bin dein Stern, dein Kind, bin deine Erde,
Du hältst mich weit von deiner Brust,
Auf daß ich nicht zu Flammen werde,

Du hältst mich nahe deinem Aug',
Daß ich nicht untergeh' in Finsternissen:
Um deine Ferne, deine Näh'
Werd ich in Ewigkeiten ringen müssen.

Peter Dörfler.

## Höllen-Weg

Durch die Hölle mußt du schreiten,
Der du Auferstehung sehnst,
Klagen und verlassen weinen,
Weil du dich verloren wähnst.

Tiefer Schmerz muß jäh durchdringen,
Qualvoll deine Not aufschrein,
Hassend unter den Gehaßten,
Mußt du blind und irrend sein.

Erst wenn du dein Selbst durchstoßen,
Schlacke sinkt und Flamme brennt,
Tönt durch das Inferno-Düster
Milde Glocke des Advent.

Max Fischer.

## Deo trino et uno

Du einer Gott, der über den tausend Welten thront,
In unermessenen Sphären schafft und wohnt. —
Wir scheu zu dir Gewallten
Erahnen dein Entfalten
In drei Gestalten.

Vater, zeugender Sehnsuchtsruf,
Schöpfer, der tausend Geburten erschuf,
Fülle über dem zögernden Weben,
Ruhe über dem bangenden Schweben,
Du ewiges Leben.

Sohn, in irdisches Kleid gehüllt,
Du, der die Menschensehnsucht erfüllt,
Weisendes Ziel jedem strebenden Drängen,
Siegender Aufstieg in allen Gesängen,
Löser von kerkernden Engen.

Tröster der Schmachtenden, Heiliger Geist,
Der mit verzückendem Manna uns speist,
Über dem Niedrigen schwebst du,
Zum Glanze der Himmel erhebst du,
In allen Heiligen lebst du.

Gewißheit überm Straucheln tastender Meinung,
Einziger Gott, dreifältig in der Erscheinung,
Eine Wesenheit im dreifarbigen Kleid,
Ewe über verströmender Zeit:
Heilige Dreifaltigkeit.

Max Fischer.

## Das dunkle Zimmer

Des Lebens lauter Strom
Lärmt nicht mehr bis an unsre Schwelle.
Des Tages letzte Helle
Scheu verbebt.

Wie heilig-dunkler Dom
Umdämmert uns der traute Raum,
Und alles, was mit uns gelebt
Wird Schein und Traum.

Nur einzig, purpurrot und rein
Wie ew'gen Lichtes Tabernakelwacht,
Die Liebe glüht, die du in mir entfacht,
Die Sehnsucht: eins zu sein.

Peter Bauer.

## Die Schmerzensstunde

So hab ich mir das Meer geträumt, gebäumt
Die Wellen werfend wild zum Strand
Und wieder mit urmächt'ger Hand
Hinein sie reißend in den Schlund, zerschäumt.

So nachtumgraust von Untergang und Tod
Kämpft wohl ein Schiff: Nußschale klein
Im Ozean. — Du warst allein.
Ein Abgrund trennte mich von deiner Not.

Das traf mein Herz mit doppelt wehem Stoß,
Daß meine Ohnmacht nicht hinfand zu dir. —
Da weinte sich ein Stimmchen zart zu mir:
Das Kind lag gottgeschenkt vor deinem Schoß.

Peter Bauer.

# Herbst

So seltsam müde schreiten junge Frauen,
Die Kinder trugen, die — nicht reifend — starben.
So still — entrückt in bodenloses Schauen.

Mit dürren Händen, die doch Früchte warben,
Die Leere peitschend, — Blüten ohne Licht —
Stehn sie wie Beter, die zur Qual verdarben,

Zitternd erwartend ihres Herrn Gericht.
So schleppt sich Erde an des Jahres Wende
Vor seinen Thron und vor sein Angesicht.

Zu grauen Himmeln schreien auf die Hände
Entseelter Bäume, die vom Wind zerstückt.
Oh! daß aufblutend sie sich noch verschwende!

Lächelnder Tod die jüngsten Früchte pflückt!
Oh! rote Büßerlocken ihren Leib umfließen!
Oh! Opferleib, dem ernsten Gott geschmückt!

Sie kniet vor ihm. Ein seliges Nichtwissen
Von Schuld in Mutteraugen, tief und voller Dichter,
Ergeben in den Spruch: vergehen müssen

Und ewig neu gebären dem Vernichter!

Elisabeth Greitsch.

# Weihnacht

Trägst du Rosen in den stillen Händen,
Deren dunkle Kelche nie erblühen?
Kannst du deinen schweren Schritt nicht wenden
Zu den Bergen, die im Glanze glühen?

Sieh, der Abend lag dem Tag im Schoße,
Eine neue Welt in Gott erstand —
Und das Kleine fand in sich das Große,
Als der Mensch den Weg zur Krippe fand.

Elisabeth Greitsch.

# Heinrich von Treitschkes Lebenswerk

Von Max Fischer

II. Die Geschichts- und Staatsauffassung.

Gegenüber der unendlichen Fülle des historischen Lebens und seiner mannigfachen Objektivation in tausendfachen Formen des materiellen und geistigen Lebens wird die Entscheidung über den wesentlichen Gegenstand der Geschichte für den Historiker zur Notwendigkeit. In Übereinstimmung mit den einflußreichsten Geschichtschreibern des Altertums und der Neuzeit war Treitschke der Überzeugung, daß der Historiker in erster Linie Staatengeschichte zu behandeln habe. ‚Je weiter man sich vom Staat entfernt, je mehr entfernt man sich vom historischen Leben.' Schon in seiner Habilitationsschrift hatte Treitschke die Bedeutung des Staates für alles kulturelle Leben darzulegen sich bemüht und nachzuweisen unternommen, wie das staatliche Element das einzige Kriterium bilde, das allen Lebenskreisen gemeinsam sei. Ebensowenig wie das Naturrecht vermochte, den Staat unabhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen wahrhaft wissenschaftlich zu betrachten, so wenig kann nach Treitschkes Überzeugung eine vom Staat abstrahierende ‚Gesellschaftswissenschaft', wie Robert von Mohl sie forderte, die wahren Kräfte des gesellschaftlichen Lebens erkennen. Muß so schon seiner Überzeugung nach in der statischen Betrachtung der Soziologie der Staat den Vorrang einnehmen, wieviel mehr erst in der Dynamik der Geschichte. Immer wieder vertritt er die Überzeugung, ‚daß alle Geschichte wesentlich politische Geschichte ist, daß die Historie nicht die Aufgabe hat, einen Volta unter seinen Froschschenkeln zu beobachten oder aus den Funden der Topfgräber die Entwicklung der Lampen und der Tischgeschirre nachzuweisen, sondern die Taten der Völker als wollende Personen, als Staaten, erforschen soll.' Nimmt solcher Art auch das staatliche Leben durchaus den überwiegenden Raum ein in seiner Geschichtsdarstellung, so kann man ihm doch eine engherzige Einseitigkeit der stofflichen Auswahl nicht vorwerfen. Treitschke hat nicht nur mit besonderer Vorliebe das dichterische Schaffen der historisch behandelten Zeit dargestellt, sondern auch Musik, Kunst und Wissenschaft, Universitätsleben und Zeitungswesen in kurzen Abschnitten skizziert, immerhin wesentlich ausführlicher, als es zumeist die politischen Geschichtschreiber zu tun pflegen. Steht die Tätigkeit des Staates auch im Vordergrunde der Darstellung Treitschkes, so hat er doch ein möglichst intensives Bild des kulturellen Lebens zu geben versucht, das innerhalb dieser staatlichen Form sich abspielt. Relativ ungünstig ist dabei das soziale Leben fortgekommen. Die großen wirtschaftlichen Umformungen, die Deutschland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebt hat und die zur Bildung eines neuen Standes mit ganz neuen Forderungen führten, treten aus Treitschkes Geschichtserzählung nur flüchtig hervor: ein weltgeschichtliches Dokument, wie das ‚Kommunistische Manifest', wird in wenigen Zeilen abgetan.*

* Vgl. Deutsche Geschichte 5, 517. — Oder sollte es etwa im sechsten Bande

Nach der Geschichtsauffassung Treitschkes ist die Geschichte nicht der mechanische Ablauf historischer Entwicklungsnotwendigkeiten, sondern unberechenbare freie Willenstat. ‚Die einfachen Formeln der Geschichtsphilosophie werden der vielgestaltigen Fülle des historischen Lebens niemals gerecht', ‚der unendlichen Mannigfaltigkeit und Bedingtheit des historischen Lebens kann nur eine tief in das einzelne eindringende Schilderung ganz Genüge leisten'. Denn nur sie vermag die spontanen und individuellen Tatsachen zu erfassen, welche der Geschichte ihr Gepräge geben. Selbst die großen Wandlungen des Völkerlebens, die dem rückschauenden Historiker als unabweisbare Notwendigkeit erscheinen, sind in Wahrheit nach Treitschkes Überzeugung ‚nur durch das Wollen der Handelnden, durch die Wahl und Qual des freien Entschlusses möglich geworden'. Daher fordert er von dem Historiker, daß er mit keinem Wort so vorsichtig sei wie mit dem Worte ‚notwendig'. ‚Was spätere Geschlechter eine historische Notwendigkeit nennen, das war immer nur eine Möglichkeit, die erst durch den Willen und die Tatkraft der Nationen zur Wirklichkeit wurde, nur eine Kombination von politischen Verhältnissen, welche die Schicksale der Handelnden zwar erleichtern oder erschweren, doch nimmermehr bestimmen konnte.' Daher ‚ist es dem Historiker nicht gestattet, nach der Weise der Naturforscher das Spätere aus dem Früheren einfach abzuleiten'. Denn die individuellen und freien Taten der Menschen bestimmen die Entscheidungen des Völkerlebens, welche kein menschliches Erkennen aus den vorausgegangenen Tatsachen deduktiv abzuleiten vermag. Mit Nachdruck betont Treitschke gegenüber der Unterschätzung dieser Imponderabilien des historischen Lebens: ‚Wir lassen uns das Köstlichste im Menschenleben, den Willen, nicht mehr aus der Geschichte wegstreiten'. Aus dieser Anschauung heraus tritt Treitschke konsequenterweise der historischen Schule in der Rechtswissenschaft entschieden entgegen, ihrer Lehre von der ‚organischen Entwicklung', ihrer Überzeugung, eine Verfassung könne nicht gemacht werden, sie müsse sich allmählich entfalten. Solcher Überzeugung anhangen, heißt für ihn, ‚einem dumpfen Fatalismus verfallen'.

Dennoch hat Treitschke seiner Grundanschauung zuwider in seine Geschichtsdarstellung gelegentlich Bemerkungen eingeflochten, die einer fatalistischen Auffassung zum mindesten sehr nahe kommen. So erklärt er es einmal für eine durchaus verfehlte Meinung, ‚daß menschlicher Wille den furchtbaren Verlauf der französischen Revolution hätte hindern oder mäßigen können'. Die Tat des 18. Brumaire gilt ihm als ‚ein schlecht vorbereiteter Staatsstreich, ausgeführt ohne Geschick und Sicherheit und mit einem unbilligen Aufwand von Brutalität und Lügen. Daß sie trotzdem gelang, ist der sicherste Beweis für ihre historische Notwendigkeit und Größe'. Noch an anderer Stelle taucht das verpönte Wort ‚notwendig' auf. ‚Als endlich nach dem Vereinigten Landtage, nach der Revolution und der Re-

noch ausführlicher behandelt werden? Die apodiktisch abschließende Art der Erwähnung im fünften Bande gibt dieser Vermutung nur geringe Wahrscheinlichkeit.

aktion ein bitterster Feind des konstitutionellen Wesens das Papier unterschrieb, das sich zwischen ihn und sein Volk stellte, da wurde durch das Weichen des Widerwilligen bewiesen, daß hier eine historische Notwendigkeit sich vollzogen.‘ Dennoch bilden diese Äußerungen, die übrigens sämtlich nicht in der ‚Deutschen Geschichte‘, sondern in früheren Aufsätzen stehen, nach unserer Anschauung keinen absoluten inneren Gegensatz zu der oben dargelegten Grundanschauung Treitschkes. Denn er will in ihnen nicht negieren, daß die Willensentscheidung den Fortgang der Geschichte bestimme, sondern vielmehr nur zum Ausdruck bringen, daß hier die Willensimpulse ganzer Zeitströmungen und eines ganzen Volkes eine solche Macht darstellen, daß der Wille des einzelnen Menschen ihr gegenüber gebunden ist. Vertritt man also wie Treitschke die Ansicht, daß der spontane Wille handelnder Menschen den Lauf der Geschichte bestimmt, so bleibt damit noch ein anderes Problem offen, nämlich das Problem, der Wille welcher Menschen denn die historischen Geschicke entscheidet. Sind es die Massen? Oder sind es die erlesenen Führerpersönlichkeiten?

Treitschke ist geneigt, über die Masse als geschichtstragenden Faktor leicht mit einer fast Nietzscheschen Verächtlichkeit hinwegzusehen. Der Aristokrat in ihm hat eine natürliche Abneigung gegen die Masse mit ihrer ‚breiten Mittelmäßigkeit‘; sie ‚wird immer Masse bleiben‘; die öffentliche Meinung ist stets wankelmütig. So warnt Treitschke davor, die kollektive Breite solcher Strömungen zu überschätzen, die sich schließlich sieghaft durchgesetzt haben und nun von einer späteren Epoche leicht aus einem allgemeinen ‚Zeitgeist‘ erklärt werden. ‚Was den Nachlebenden als das einfache Werk einer allgemeinen fraglosen Volksstimmung erscheint, das ist in Wahrheit erwachsen aus harten Kämpfen starker eigener Köpfe.‘ Im Jahre 1864 schrieb er: ‚Fast mit denselben Gründen, welche heute die Notwendigkeit der Zersplitterung Deutschlands beweisen sollen, wird dereinst einem glücklicheren Geschlechte dargelegt werden, dies Land sei von Anfang an zur Einheit berufen gewesen.‘ Und später urteilt er: ‚Die preußische Politik von 1866 konnte nur von einem großen Monarchen und einem großen Minister durchgeführt werden. . . . Wir waren ein ganz kleiner Haufen (in Freiburg waren wir unserer fünf), die damals zu Bismarck hielten. Das ist die öffentliche Meinung, die angeblich Bismarck getragen haben soll. Er allein hat gegen den Willen des Volkes das Notwendige vollzogen.‘

Nach Treitschkes Auffassung bilden also durchaus nicht die Bedürfnisse der Masse, wie gewisse moderne Historiker meinen, die bewegende Kraft des geschichtlichen Lebens. Vielmehr bildet für ihn gerade die Masse das träge und stetige Element im geschichtlichen Leben, während die motorischen Kräfte der Geschichte durchaus auf den individuellen Leistungen beruhen. Als die treibenden Kräfte der Geschichte erscheinen ihm die großen Führermenschen, die durch ihr schöpferisches: ‚Es werde‘ die rudis indigestaque moles in Bewegung setzen. ‚Die Macht der Persönlichkeit und ihres lebendigen Schaffens‘ ist ihm ‚die bewegende Kraft aller Geschichte‘. Überall

stößt die Geschichtswissenschaft auf das den Sterblichen unergründliche Rätsel der Persönlichkeit. Emphatisch verkündet Treitschke seinen Studenten: ‚Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, wie Friedrich der Große und Bismarck. Diese große, heldenhafte Wahrheit wird immer wahr bleiben.‘ ‚Nur der Genius besitzt die Kraft der Propaganda, vermag die widerstrebende Welt um das Banner neuer Gedanken zu scharen.‘ Zwar lernt der ‚echte Held der Geschichte‘ — ‚vom Wandel der Zeiten‘; aber ‚die Zeit erzieht nur den Genius, sie schafft ihn nicht‘. So sind ihm die ragenden Einzelmenschen ‚das Salz der Erde‘; nur wer sie begriffen hat, versteht die Geschichte ihrer Zeit. Deshalb muß nach seiner Überzeugung jede Geschichtsdarstellung scheitern, die nicht den empirischen Handlungen der großen geschichtstragenden Persönlichkeiten die gebührende Beachtung zuteil werden läßt; in der Vernachlässigung dieses Faktors erblickt Treitschke den entscheidenden Mangel eines sonst so hochwertigen Buches wie Jakob Burkhardts ‚Kultur der Renaissance‘.*

Es ist ein gutes Stück Künstlertum, das in Treitschkes heroischer Geschichtsauffassung zum Ausdruck kommt, in seiner schwärmerischen Begeisterung für die schaffenden Willensmenschen der Weltgeschichte. In diesem Punkte, aber vielleicht nur in diesem, besteht eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den Anschauungen Nietzsches und Treitschkes. Und dennoch: wieviel besonnener und eingeschränkter ist die Heroenverehrung des Historikers! Er ist sich durchaus bewußt, daß die ‚Versuchung, dem Genius Altäre zu bauen, unter allen Gefahren, welche den Historiker bedrohen, leicht die größte ist‘. Ihm sind die großen Männer durchaus nicht wie dem Verkünder des Übermenschen: ‚aus sich selbst rollende Räder der Weltgeschichte‘. Zwar betont Treitschke, daß in Forschung und Kunst ebenso wie im politischen Leben ‚alle schöpferischen Taten ausgehen von einzelnen lichten Köpfen‘, aber er kommt an anderer Stelle doch zu der Einschränkung, daß die Arbeit des Gedankens nur scheinbar ganz frei sei, daß in Wahrheit vielmehr ‚die Entwicklung der Ideen in Wechselwirkung steht mit den politischen Zuständen‘, und er führt als Beispiel an, wie selbst das willkürliche Phantasiespiel der Utopia des Thomas Morus bedingt wird durch die Institutionen, die Parteikämpfe, die Interessen jenes Zeitalters. Er empfindet durchaus, daß jene grandiose Isolierung der heroischen Persönlichkeit, welche dem Dichter zusteht, dem Geschichtschreiber untersagt ist. ‚Es bestraft sich schwer, wenn der Historiker nach der Weise der Dramatiker die Menschen und ihre bewußten Pläne überschätzt, die Macht der Ereignisse unterschätzt.‘ Auch sucht sich Treitschke freizuhalten von jener blinden Bewunderung für die ‚Eroberungsbestie‘, für die brutale Kraft als Kraft schlechthin, wie sie Nietzsche eigen war. Seine Auffassung ist doch weit historischer als die des dichterischen Philosophen, der den Wert der großen Männer allein in ihrer ‚höheren Natur‘ sehen wollte, in ihrem Anderssein,

* Politik 1, 65.

ihrer Unmittelbarkeit, in ihrer Rangdistanz zu der Masse, nicht aber in irgendwelchen Wirkungen: und ob sie auch den Erdball erschüttern.* Für Treitschke hingegen ist die Größe der Persönlichkeit nicht Selbstzweck, sie erweist sich vielmehr an der Größe ihrer Aufgabe und deren Erfüllung. Mit Nachdruck betont er, daß es nicht das Talent, sondern die Qualitäten des Willens sind, welche den großen Mann auszeichnen. Vor allem aber, und dadurch unterscheidet er sich am tiefsten von Nietzsche, betont er, daß es nicht gleichgültig sei, für welche Zwecke die Kraft des Willens verwandt wird, und hält es für eine ‚entscheidende Frage', ‚ob die ursprüngliche Kraft, die uns zur Bewunderung hinreißt, treulich verwendet ward im Dienste jenes Geistes der Geschichte, welchem auch die Häupter unseres Geschlechtes nur demutsvoll zu folgen vermögen'. So wendet sich denn Treitschke mit Nachdruck ab von jener blinden ‚Heroenverehrung', die immer mehr um sich zu greifen drohe und fast zu einer Modekrankheit ausarte. Das aber, so meint er, geschieht immer in Zeiten, ‚die mit Stolz eine ungeheuere Kulturaufgabe auf ihren Schultern fühlen, doch mit geheimer Angst sich bekennen, daß ihrer Last kaum die Kraft gewachsen sei'.

Treitschke denkt bei dieser Ablehnung des zeitgenössischen Herrenkultes vornehmlich an Thomas Carlyles Vorlesungen ‚Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte'. Gewiß kommt Treitschke in manchen seiner emphatischen Aussprüche der Auffassung Carlyles selbst ziemlich nahe. Dennoch, wenn Carlyle die Geschichte der Welt schlechthin erschöpft glaubte durch die Lebensgeschichte großer Männer, so mußte Treitschke von einer solch maßlosen Übertreibung abgestoßen werden. Dieser doktrinären Überspitzung mag er nicht zustimmen, denn so bedeutsam der bewußte Menschenwille in der Weltgeschichte auch sein mag, die gegebenen Zustände haben auch ihre fortwirkende historische Kraft. Daher neigt Treitschke im wesentlichen zu einem vermittelnden Kompromiß zwischen den Einseitigkeiten Carlyles und denen der kollektivistischen Geschichtsauffassung. ‚Wie die Vernunft, die in den Dingen liegt, nur durch die Willenskraft eines großen, die Zeichen der Zeit verstehenden Mannes verwirklicht werden kann, so finden auch die Irrtümer der Politiker ihre Schranke an dem Charakter der Staaten, an der Macht der Ideen, die sich im Verlaufe der Geschichte angesammelt haben.'

Nach Treitschkes Anschauung sind jedoch durchaus nicht alle großen Persönlichkeiten im gleichen Maße motorische Kräfte der geschichtlichen Entwicklung. Da für ihn die Weltgeschichte in erster Linie Staatengeschichte ist, so kommt er konsequenterweise auch dazu, den Männern des politischen Handelns das größte historische Verdienst zuzuschreiben. ‚Nach dem übereinstimmenden Gefühl aller Völker, wogegen keine Doktrin aufkommt, sind die Menschen der Tat die eigentlichen historischen Helden; denn durch sie werden die großen Machtkämpfe in der Geschichte entschieden, während

* F. Nietzsche, Werke 16, 294.

sich von den Gewaltigen der Kunst und Wissenschaft doch immer nur sagen läßt, daß die neuen Gebilde des Völkerlebens nicht ohne sie möglich sind.' Mit Nachdruck weist Treitschke die Meinung zurück, als könne die vollendete Ausprägung der menschlichen Persönlichkeit allein im Kreise der Dichter und Denker sich entfalten. ‚Der große Staatsmann legt sich die Dinge dieser Welt mit ebenso ursprünglicher Kraft des Gedankens zurecht wie ein Goethe oder Kant.' Daher sieht sich Treitschke konsequenterweise genötigt, die werktätig handelnden Helden höher zu werten als die Denker der Studierstube. Nach ihm ist der Schöpfer einer großen politischen Reform nicht der Grübler, der ihre Möglichkeit zuerst im Geiste erkannte, sondern der praktische Staatsmann, der den neuen Gedanken die lebendige Gestalt zu geben, den Widerstand konkreter Mächte zu besiegen wußte. Daher gelten ihm nicht Nebenius und List als die Schöpfer des deutschen Zollvereins, sondern König Friedrich Wilhelm III. und seine Räte. Höhnisch wendet er sich gegen die Überschätzung der politischen Theorie: ‚Wer hat das Deutsche Reich gegründet? König Wilhelm und Bismarck oder Fichte und Paul Pfizer? — Wer ist der Schöpfer des einigen Italiens? Cavour oder Gioberti?' Daß man diese Fragen nur im Sinne der Männer des staatlichen Handelns beantworten kann, steht bei Treitschke außer Frage. Der Staat und sein Leben stehen im Zentrum seiner Geschichtsauffassung, und immer wieder betont er, daß nur von einer richtigen Würdigung des Staates aus das Wesen der Weltgeschichte recht begriffen werden könne.

Wir stehen heute mitten in einer Epoche, der schauernd bewußt zu werden beginnt, welche seelischen und sittlichen Güter durch die neuzeitliche Vergottung des Staates gefährdet worden sind. Wollen wir Treitschkes Geschichts- und Staatsauffassung gerecht werden, so dürfen wir sie nicht vom Gesichtspunkte dieses Erlebens der Gegenwart betrachten. Wir müssen uns vielmehr immer und immer wieder ins Bewußtsein rufen, daß sie geboren wurden in einer Zeit, da die Sehnsucht nach einem würdigen Einheitsstaat die Herzen der besten deutschen Männer erfüllte, — in einer Epoche, da nach einer Zeit hervorragenden geistigen Lebens, aber kläglicher staatlicher Ohnmacht das vitale Leben der Nation nach Entfaltung verlangte.

Treitschkes ‚realpolitischer' Blick stellte sich ein auf das Erkennen der Lebenstriebe des staatlichen Organismus, — er verachtete die abstrakten Doktrinen, die nicht ihren Ausgang nahmen von dem Staate, dem Zentrum des geschichtlichen Lebens, dem höchsten Gute, das der Bürger besaß.

Daher auch ganz konsequent Treitschkes Forderung an den Staatsmann, daß er sich nicht durch ethische Gebote hemmen lasse, sondern allein aus den Forderungen der staatlichen Macht die Antriebe und Zielsetzungen seines Handelns gewinne. ‚Dem Staatsmann ist nicht gestattet wie dem schlichten Bürger, die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten. Er lebt den Lebenszwecken seines Volkes, er soll die Zeichen der Zeit zu deuten wissen, den göttlichen Gedanken herausfinden aus dem Gewirr der Ereignisse und ihn verwirklichen in hartem

Kampfe. Dies allein ist politische Wahrhaftigkeit, dies die politische Tugend, die den Frauen und Gemütsmenschen allezeit unfaßbar bleibt. Läßt sich der Widerstand der trägen Welt nicht überwinden, so soll der Staatsmann für den Sieg der Idee auch die Mittel der Arglist einsetzen, die der einzelne für die endlichen Zwecke seines Tuns nicht brauchen darf. An den rauchenden Trümmern des Vaterlandes sich die Hände wärmen mit dem behaglichen Selbstlob: ich habe nie gelogen — das ist des Mönches Tugend, nicht des Mannes.' So lehrt Treitschke mit der realpolitischen Bejahung der Machttendenzen des Staates jene doppelte Moral des öffentlichen und privaten Handelns, welche Bismarck verwirklicht hat. Er hat keinerlei Sympathie für jene großen ethischen Naturen, die daran zerbrochen sind, daß sich die unerbittliche Absolutheit ihrer Forderungen dieser kompromißlerischen Welt nicht aufzwingen ließ. Er verwirft solche ‚Politik des Bekenntnisses', ‚welche ihre Glaubenssätze mit der Seelenruhe des kirchlichen Märtyrers unabänderlich vom Blatt abliest'; er bekennt sich zu der ‚Politik der Tat, welche sich bescheidet, dem Vaterlande ein wenig zu nutzen'.

Aus solcher Anschauung heraus mußte sich Treitschke gegen Schlossers moralische Beurteilung der Politik wenden und ihr vorwerfen, daß sie die Relativität der sittlichen Maßstäbe verkenne, ‚dem ewigen Richter vorgreife'. Denn dem wahren historischen Sinn widerstrebe es, die Helden der Geschichte erbarmungslos unter den Maßstab der Kantischen Privatmoral zu stellen. Der echte Historiker müsse ‚das Recht der rettenden Tat' anerkennen. ‚Die Kräfte des Geistes, welche den Staaten Macht und Freiheit gründen, wagender Ehrgeiz, erbarmungslose Tatkraft, beherrschende Klarheit des Verstandes — sie vertragen sich nur selten mit den liebenswürdigen Tugenden, welche das häusliche Leben zieren.' Aus dieser Anschauung heraus darf Treitschke seinem Bericht von dem Einfall Friedrichs des Großen in Schlesien diesen kühlen Satz folgen lassen: ‚Das an die feierlichen Bedenken und Gegenbedenken seiner Reichsjuristen gewohnte Deutschland empfängt mit Erstaunen und Entrüstung die Lehre, daß die Rechte der Staaten nur durch lebendige Macht behauptet werden.'

‚Die Macht ist das Prinzip des Staates wie der Glaube das Prinzip der Kirche.' Mit mitleidigem Hohn sieht Treitschke auf die herab, welche ‚nicht männlich genug sind, dieser Wahrheit ins Gesicht zu sehen', ‚denn so gewiß der Staat Macht ist, ebenso gewiß bleibt die Schwäche, auch die wohlmeinende Schwäche unter allen politischen Sünden die schwerste'. Daher glaubt Treitschke Alexander I. tadeln zu dürfen, daß er aus Hemmungen gefühlsmäßiger Art im Oktober 1821 nicht das Schwert wider die Türken ergriff, obwohl eine realpolitische Erwägung der europäischen Lage dies gefordert hätte. ‚Die Hauptmacht der Osmanen war durch den griechischen Aufruhr gefesselt, das schlecht gerüstete Österreich durfte Italien nicht von Truppen entblößen. Wenn der Herrscher, der den Doppeladler von Byzanz im Wappen führte, jetzt sein Schwert für die Sache der Hellenen in die Wagschale legte, so konnte er wohl auf kriegerische Erfolge und für den

Anfang des Kampfes mindestens auch auf den jubelnden Beifall der liberalen Welt rechnen.' Noch mehr mußte Treitschke naturgemäß die Politik Friedrich Wilhelms IV. verwerfen, die aus religiös-ethischer Gebundenheit heraus die günstigsten Gelegenheiten zur Vermehrung der preußischen Macht versäumte.* Die politischen Mißerfolge dieses Königs hebt er hervor als ein überzeugendes Beispiel, ‚wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens'. Gegen die christliche Staatslehre der Reaktionszeit und mehr noch gegen die Äußerlichkeit der liberalen Staatsidee, welche, wie Lassalle höhnte, dem Staate nur noch die Funktion eines Nachtwächters beließ, sah sich Treitschke immer wieder genötigt, seine Überzeugung von den Machtaufgaben des Staates mit polemischer Leidenschaft den Zeitgenossen in die Ohren zu schmettern. ‚Der Staat', so dröhnte er in seiner Vorlesung, ‚ist keine Akademie der Künste; wenn er seine Macht vernachlässigt zu Gunsten der idealen Bestrebungen der Menschheit, so verleugnet er sein Wesen und geht zu Grunde. Die Verleugnung der eigenen Macht ist für den Staat die Sünde wider den Heiligen Geist.'

Dennoch ist es nicht zulässig, Treitschkes Staatsauffassung, wie es immer wieder geschieht, als ‚machiavellistische' zu bezeichnen. Der Verfasser des ‚Principe'** quälte sich nicht wie Treitschke mit dem Dilemma einer doppelten Moral, für ihn gab es nur eine Moral: die virtù (die römische virtus). Treitschke steht dem christlichen Ethos wesentlich näher als Machiavell. Der heidnische Denker der Renaissance hätte es negiert, daß der Bürger ‚die fleckenlose Reinheit seines Wandels und seines Rufes als das höchste der sittlichen Güter heilig zu halten' habe, und daß ‚der einzelne die Mittel der Arglist für die endlichen Zwecke seines Tuns nicht brauchen darf'. Es ist, um mich eines Bismarckschen Ausdrucks zu bedienen, als ‚Exerzierplatz' für die Machtpolitik des Fürsten, daß Machiavell ihn auf die heroische Aufgabe der Gründung eines italienischen Einheitsstaates verweist. Hier lagen für einen italienischen Fürsten der damaligen Zeit die einzigen Möglichkeiten vor, die ihm zu herrlicher Entfaltung seiner virtù und zu glorreichen Erfolgen das Wirkungsbereich gewähren konnten. Wie wenig in Machiavell bei dem Gedankengang seines ‚Principe' nationalistische Gefühlsmomente ausschlaggebend waren, das beweist deutlich die kühle Art, mit der er sich im dritten Kapitel über die Franzosenherrschaft in Italien, ihre politischen Qualitäten und ihre taktischen Fehler, geäußert hat. Soll Machiavell mit Denkern des neunzehnten Jahrhunderts verglichen werden, so darf er nicht mit den Vorkämpfern des Machtstaatsgedankens in Verbindung gesetzt

* Vgl. ‚Hochland', Februarheft 1918, S. 571.

** Von der Staatsauffassung der ‚Discorsi', die noch voller Rudimente antiker, stoischer Staatsphilosophie ist, sei hier der Einfachheit halber abgesehen. Im übrigen wird über die Ethik des Machiavell in einem späteren Aufsatz gehandelt werden. Dort wird auch unsere Interpretation des ‚Principe' nähere Begründung finden.

werden, sondern nur mit Friedrich Nietzsche. Wie der Verfasser des ,Principe', so rang auch jener deutsche Denker, der sich selbst gerne einen Antichristen nannte, nach schrankenloser Autonomie des Erkennens und Wertens, nach einer Wertsetzung ,jenseits von Gut und Böse', nach einer Emanzipation von jedem religiösen Ethos. Wie Machiavell, so gelangte auch Friedrich Nietzsche zu einer Befreiung des Einzelnen von den Pflichten des christlichen Sittengesetzes. Die Treitschkesche Moral aber ist sittlich gebunden und kann nicht als ,machiavellistisch' bezeichnet werden: gerade in der christlichen Hingabe an den überindividuellen Organismus des Staates sah Heinrich v. Treitschke die Tugend des Bürgers.

Aus dieser Auffassung von der sittlichen Bedeutung der Aufopferung des Individuums an den Staat resultiert auch ganz folgerichtig Treitschkes Begeisterung für die ,unerbittliche Wahrhaftigkeit' und ,stille Majestät' des Krieges. Die Menschenopfer des Krieges sind ihm weder Kainsfrevel noch imaginäre Werte. Aber auch dies kann er nicht zugeben, daß der Staat seinen Machtdrang einem übernationalen Ideal zu opfern habe statt ihn in blutigem Machtkampf zu entfalten. ,Die Christenpflicht der Aufopferung für etwas Höheres ist für den Staat gar nicht vorhanden, weil es über ihn hinaus in der Weltgeschichte gar nichts gibt, folglich kann er sich nicht einem Höheren opfern.'

Will man dieser positiven Stellung Treitschkes zum Kriege historisch gerecht werden, so muß man sich zum Bewußtsein bringen, daß er nicht wie unser Geschlecht die korrumpierenden Greuel eines jahrelangen Massenkrieges miterlebt hat, die uns kleinen Menschen von heute es oft so schwer machen, in dem bluterfüllten Leib des Weltkrieges noch den gütigen Willen der göttlichen Fügung zu erkennen. Treitschkes Erlebnisse waren vielmehr die Kriege von 1866 und 1870, in denen durch relativ unblutige Waffentaten höchst wichtige Entscheidungen zum Wohle der deutschen Nation gefallen sind. So kam ihm der zerstörerische Dämon des Krieges nicht zum vollen Bewußtsein, er sah in ihm nur ,den mächtigsten und tüchtigsten Volksbildner', ,das examen rigorosum der Staaten'.*

Durch seine kriegerischen Leistungen, so ist Treitschkes Überzeugung, hat Preußen sich den Vorrang errungen, der ihm unter den deutschen Staaten gebührt.** Denn Preußens Schwert ist es, nach Treitschkes Dar-

* Interessant sind die Dokumente der Briefe Treitschkes über seine Einstellung zu des Bruders Teilnahme am Krieg 1866 als sächsischer Offizier. ,O — es ist ein Elend, daß dieser tapfere Junge seine frische Kraft — und leider mit freudigem Herzen — für eine niederträchtige Sache vergeudet.' — ,Wenn Du mit heilen Gliedern davon kommst, so danke ich dem Himmel, daß er dich vor der ferneren Teilnahme an einem scheußlichen Kampfe für eine schlechte Sache bewahrt . . .' (Briefe Bd. 3, S. 13 u. 20).

** ,Wenn unsere Friedensapostel in ihrer altklugen Selbstgefälligkeit noch fähig wären, von der Geschichte zu lernen: aus den Schicksalen Preußens und Piemonts müßten sie die Erkenntnis schöpfen, daß der Krieg ein Jungbrunnen ist für die sittliche Kraft der Völker' (Histor. u. pol. Aufsätze 2, 253).

legung, zu danken, ‚daß der Schwede und der Pole nicht mehr am deutschen Ostseestrande schalten, daß der Holländer die Gaue unseres Nordwestens nicht mehr als seine Barriere überherrscht, daß deutsche Sitte, befruchtend, einer großen Zukunft sicher, vordringt in Schlesien und Posen, daß am Rhein die alten Pfalzen unserer Kaiser nicht mehr den Franzosen gehören, daß Schleswig-Holstein frei ist von dem Joche der Dänen'.

Die Entwicklung Preußens aus bescheidensten Anfängen zu europäischer Macht erscheint in der Geschichtsauffassung Treitschkes als glückliche Erfüllung weltgeschichtlicher Verdienste. Stetiger als in anderen Ländern bewährte in dem preußischen Staate das Königtum seine Tugend, erwies einen kühnen, weitschauenden Blick, der das bequeme Heute dem größeren Morgen opfert, und zwang jede Selbstsucht in den strengen Dienst des Ganzen. ‚Nicht das Genie, sondern der Charakter und die feste Mannszucht gaben diesem Staat sittliche Größe; nicht der Reichtum, sondern die Ordnung und rasche Schlagfertigkeit seiner Mittel gaben ihm Macht.' Die rechte lebendige preußische Staatsgesinnung aber erwuchs erst in der Schule der Leiden und Kämpfe unter Friedrich dem Großen. ‚Die Monarchie war jetzt der Engherzigkeit des territorialen Lebens völlig entwachsen, nahm alle gesunden Kräfte des Reiches willig in sich auf und fand in den Kreisen der Einwanderer viele ihrer treuesten und fähigsten Diener.' Wurde solcher Art auch der preußische Staat erfüllt mit mannigfachen deutschen Kräften des Lebens: der hausbackene prosaische Geist, den Friedrich Wilhelm I. seinem Staate eingeflößt, wurde durch Friedrich den Großen etwas gemildert, mitnichten überwunden. ‚Der preußische Staat vertrat noch immer nur die eine Seite unseres nationalen Lebens; die Zartheit und die Sehnsucht, der Tiefsinn und die Schwärmerei deutschen Wesens gelangten in dieser Welt der Nüchternheit nicht zu ihrem Rechte.' Vielmehr wurde gerade in Berlin der seichteste Eudämonismus herrschend, der verständnislos die jungen zukunftstragenden Strömungen des neuen deutschen Geisteslebens negierte. ‚Dem platten Menschenverstand Nicolais ging der Flug der jungen Dichtung zu hoch; unter den Jammerrufen der Berliner Kritik wurden draußen im Reich die großen Schlachten der neuen deutschen Kultur geschlagen.'

Die Zeit nach der Schlacht bei Jena brachte den Umschwung; Preußens tiefster Fall wurde Preußens Erhebung. Deutschlands beste Männer aus allen Stämmen des Vaterlandes stellten sich in den Dienst des preußischen Staates. Der Reichtum der klassischen deutschen Dichtung und Philosophie wies der preußischen Tapferkeit neue Pflichten und Ziele und erstarkte seinerseits in der heilsamen Zucht politischen Lebens. ‚Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreifliche Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte, um menschlich wahr zu sein. Das alte, harte, kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen, um nicht wieder voneinander zu lassen.' Damit scheint Treitschke bereits die Grundvoraus-

setzung für die Erfüllung von 1871 gegeben. So bestehen für ihn von nun an gewisse feste Wertmaßstäbe seiner Darstellung der deutschen Geschichte. Positiv erscheint ihm alles, was angetan ist, Preußens Macht und Ansehen zu stärken und es näherzubringen der Erfüllung seiner deutschen Sendung; negativ aber alles das, was Preußens Aufstieg hemmt, also nicht nur die Schwächen und Mißgriffe in der preußischen Regierung selbst, sondern alle Machtstrebungen Österreichs und des außerpreußischen Partikularismus.

Von dieser Wertbezeichnung aus konnte Treitschke das Werk Heinrich von Kleists als die erste symbolische Verheißung der Zukunft betrachten, denn im ‚Prinzen von Homburg' ward ‚zum ersten Male der Waffenruhm der Preußen von einem Sohne des märkischen Adels mit der vollen Pracht der deutschen Dichtung gefeiert'.*

Diese schöpferische Verschmelzung, die sich in Wahrheit doch nur in dem Werk eines einzelnen genialen Mannes vollzog, wird nun aber von Treitschke für den preußischen Staat seit den Befreiungskriegen als allgemeingültig angenommen. Preußens Berufung, Kraft und inneres Leben erscheinen in tendenziöser Verherrlichung gegenüber der mit bitterem Sarkasmus gezeichneten politischen Ohnmacht und geistigen Stumpfheit der kleinen Staaten. So wird, was an einigen Beispielen aufgezeigt sei, Treitschkes Geschichtserzählung leicht zu einer Apologie Preußens.

Die Absicht Metternichs, Ferdinand von Neapel vor die Schranken des Kongresses der drei Ostmächte zu laden, wurde zunächst von Preußen, dann erst von Rußland genehmigt. Da aber Treitschke den österreichischen Antrag mißbilligt, geht er in seiner Darstellung, um Rußland mehr zu belasten als Preußen, auf folgende Weise vor. Er schildert zuerst, einigermaßen ironisch, das Einverständnis Rußlands: ‚Für die schauspielerischen Neigungen des Stifters der Heiligen Allianz war es ein verlockender Gedanke, daß der hohe Gerichtshof Europas einen König feierlich vor seine Schranken rufen sollte.' Nun an zweiter Stelle wesentlich kleinlauter die Haltung des Preußen: ‚Aber auch König Friedrich Wilhelm und seine Räte boten unbedenklich ihre Hand zu dem Possenspiele eines völkergerichtlichen Scheinverfahrens, dessengleichen sie in Preußen nie geduldet hätten.' Schließlich, um die preußische Haltung noch mehr zu entlasten, ein theoretischer Satz: ‚Es ist der Fluch großer politischer Versammlungen, daß sie das Rechtsgefühl abstumpfen, weil sich die Verantwortung auf viele Köpfe verteilt; Parlamente und Diplomatenkongresse handeln leichter gewissenlos als einzelne Staatsmänner.' Auch dieses kleine Exempel wieder ungemein charakteristisch: keine Unwahrheit, kein einzeln angreifbares Wort, aber die ganze Technik der Darstellung so angelegt, daß für den unkritischen Leser Rußland viel stärker belastet erscheinen muß als Preußen.

* Vgl. die Fortführung dieses Treitschkeschen Gedankens in meiner kleinen Schrift über ‚Heinrich v. Kleist, der Dichter des Preußentums' (Stuttgart, Cotta 1915).

Sehr bezeichnend ist Treitschkes Bestreben, König Friedrich Wilhelm III. stets in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen. Diese Tendenz ist zunächst gerechtfertigt durch eine reichliche Verkennung des preußischen Königs in der damaligen Literatur. Vor allem aber erwächst sie aus dem Bestreben, die Leistung der preußischen Krone für die deutsche Politik während jener entscheidenden Jahrzehnte in ein möglichst günstiges Licht zu stellen. Über des Königs Verhalten in der Zeit nach der Schlacht bei Jena äußert Treitschke: ‚Er beurteilt die europäische Lage klarer, richtiger als sie alle (d. h. Stein, Scharnhorst usw.) . . . der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt.‘ Immer und immer wieder preist Treitschke Friedrich Wilhelms lebendigen Anteil an dem Befreiungswerke von 1813, obwohl er aus seinem Aktenstudium wissen mußte, daß dieser König noch am 5. Februar 1813, als alle vaterländisch gesinnten Herzen schon für die Befreiung Deutschlands und Europas entflammt waren, sich vollkommen einverstanden erklärte mit der kleinlichen Denkschrift des sonst von Treitschke so mißachteten Staatsrats Ancillon, der gesonnen war, die deutschen Lande westlich der Elbe in französischen Händen zu belassen.* Aber wehe, wenn ein sächsischer oder bayerischer Monarch derartige Gesinnungen dokumentiert! Er muß an den Schandpfahl als Kronzeuge für alle ‚Sünden des Partikularismus‘.

Nicht minder charakteristisch ist Treitschkes verschiedenartige Beurteilung der staatlichen Förderung der Kunst in Berlin und in München. Der amusische Preußenkönig wird für seine Kunsttätigkeit ebenso warm belobt, wie der kunstsinnige Bayernkönig scharf kritisiert wird. Während man in München nach Treitschkes sonderbarer Behauptung ‚nur baute, um zu bauen‘, geschah in Preußen, ‚was sich aus der Geschichte und den Lebensbedürfnissen eines mächtigen, an geistigen Kräften reichen Staates unabweisbar ergab‘.

Solche verschiedene Wertungen derselben Gesinnung in beiden Lagern finden sich des öfteren. Die Angriffe der Süddeutschen gegen das Zusammenwirken von Linie und Landwehr im preußischen Heer tut Treitschke mit äußerster Schroffheit ab als ‚Selbstüberhebung des kleinstaatlichen Liberalismus‘. Hingegen gleitet er sehr milde darüber hinweg, daß auch namhafte Publizisten Preußens wie Benzenberg und Arndt, ja sogar hohe preußische Beamte solche Anschauungen teilten.**

In der Beurteilung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen mußte der Verfechter preußischer Machtpolitik naturgemäß zu den negativsten Ergebnissen kommen. Wem staatliche Macht der höchste Wert ist, der vermag diese tragische Gestalt unter den preußischen Königen nicht zu erfassen. In Treitschkes Darstellung geht die tieferlebte Innerlichkeit unter, mit welcher

* Vgl. „Historische Zeitschrift‘, Bd. 68, S. 265 ff., ferner: Hermann Baumgarten, ‚Treitschkes deutsche Geschichte‘, Straßburg 1883.

** Deutsche Geschichte 2, 104 f. u. 225.

der von seiner mittelalterlichen Weltanschauung erfüllte König sich als Kämpfer der materialistischen Begehrlichkeit seiner Zeit entgegensetzte, die verständnislos und mit gebietender Gewalt über sein edles Wollen hinwegstürmte. Treitschkes Schilderung der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. ist eine immerwährende Kritik von einem dem Könige selbst fremden Standpunkt aus, ein immer wiederholtes Erweisen der dem Könige vorgeworfenen ‚verhängnisvollen Neigung, die Geschäfte an falscher Stelle aufzufassen‘. Schritt für Schritt wird der König nicht nach Maßgabe seines eigenen Wollens, sondern nach Bismarck-Treitschkeschen Wertmaßstäben beurteilt, zuweilen mit mäßigem Lobe, meist mit bitterem Tadel. Auch hier enthüllt sich ganz Treitschkes preußische Tendenz. Diesem Könige, der mehr deutsch als preußisch, mehr priesterlich als herrscherlich empfand, wird immerfort sein Mangel an preußischem Stolz vorgeworfen. In diesem Sinne tadelt Treitschke z. B. den ‚gemütlich witzelnden Brief‘, den Friedrich Wilhelm IV. an Metternich richtete, als er ihm den Orden des goldenen Vließes übersandte. ‚Das war der Ton nicht,‘ rügt der Verfechter preußischer Machtpolitik, ‚in dem ein König von Preußen einem ausländischen Untertan eine seltene, ganz unverdiente Ehre ankündigen durfte.‘ So muß Treitschke konsequenterweise die preußische Politik jener entscheidenden Jahre durchweg verdammen, denn sie ist ‚ohne hohen Ehrgeiz‘, und das ist in der Politik ‚aller Schande Anfang‘. Es zeigt sich an solchen Stellen, daß Treitschke die Politik Friedrich Wilhelms IV. nie an dessen Wertmaßstäben mißt, sondern nur an seinen eigenen. Deshalb vermag er der relativen Größe dieses Königs ebensowenig gerecht zu werden, wie man dem Werk Gregors VII. gerecht werden könnte mit Lutherschen Wertmaßstäben. Von seinem politischen Standpunkt aus mußte Treitschke das Verhalten Friedrich Wilhelms IV. in der deutschen Politik grundsätzlich verwerfen. Der Weltanschauung des frommen Königs erschien es als sittliche Pflicht, die legitimen Gewalten in den Nachbarstaaten zu stützen, und ‚Todsünde‘ wäre es nach seiner Auffassung gewesen, diese Erfüllung vaterländischer Pflicht zu selbstsüchtigen Eroberungen für Preußen auszunutzen. Vom Bismarck-Treitschkeschen Standpunkt aus haben natürlich diese Dinge eine ganz andere Physiognomie. ‚Im Jahre 1849‘, so stellte es Treitschke in seinen Vorlesungen dar, ‚wankten die Throne aller möglichen deutschen Kleinfürsten. Friedrich Wilhelm IV. tat einen Schritt, der an sich zu billigen war; er ließ preußische Truppen einmarschieren in Sachsen und Bayern und stellte die Ordnung wieder her. Nun aber die Todsünde! Waren denn die Preußen dazu da, ihr Blut zu vergießen für den König von Sachsen oder Bayern? Es mußte doch ein bleibender Gewinn für Preußen sich ergeben. Man hatte doch nun die Kleinen in der Hand; man brauchte nur die Truppen so lange stehen zu lassen, bis diese Fürsten sich dem neuen Deutschen Reich gefügt hatten. Statt dessen ließ der König die Truppen einfach abziehen, und recht eigentlich mit einer langen Nase haben die geretteten Kleinen ihnen nachgesehen. Das war

einfach gedankenlose Schwäche; das Blut des preußischen Volkes war geopfert für nichts.'

Wer solcherart den Staat und seine Kriege betrachtete, für den hatte in der Tat die Geschichte ‚durchaus männliche Züge'. Denn für eine solche Betrachtung erscheinen nicht Geist und Gemüt als die geschichtstragenden Faktoren, sondern Tatkraft und Opfermut. Eine solche Geschichtsauffassung brauchte nicht die absoluten Wertmaßstäbe der Religion oder der Metaphysik, denn sprachen nicht die geschichtlichen Tatsachen selbst am evidentesten für ihre Richtigkeit? War nicht eben diese Betrachtungsweise die wahrhaft ‚realpolitische' Ansicht der Geschichte? Konnte sie nicht jederzeit abgelesen werden aus dem Erfolg der historischen Leistungen? ‚Nur tapfere Völker haben ein sicheres Dasein, eine Zukunft, eine Entwicklung; schwache und feige Völker gehen zugrunde und von Rechts wegen.' Wäre diese Anschauung in der Tat zutreffend und der geschichtliche Erfolg ein Entscheid über Wert oder Unwert, dann wäre es allerdings berechtigt, von der ‚unbarmherzigen Gerechtigkeit der Geschichte' zu sprechen.

Es liegt auf der Hand, wie sehr sich eine solche Auffassung der Hegelschen Geschichtsphilosophie nähert, welche das Seiende für identisch hält mit dem Vernünftigen und deshalb gipfeln muß in einer Anerkennung derjenigen Werte, welche gekrönt waren von geschichtlichem Erfolg. So nahe aber Treitschke selbst unwillkürlich dieser Geschichtsphilosophie kam, theoretisch hat er doch die verderblichen Folgen, zu denen sie führen muß, klar durchschaut. Er gibt zu, daß eine solche Anschauung der Geschichte stets auf seiten des Siegers stehen muß und kein Herz haben kann für das Heldentum der Unterliegenden; wenn es das Vernünftige ist, was sich durchsetzt, dann verlieren die welthistorischen Kämpfe ihre hohe Tragik.

So sucht Treitschke seine Auffassung manchmal ein wenig zu modifizieren, indem er zwar ‚die hohe Gerechtigkeit des historischen Schicksals' anerkennt, aber betont, daß ihr verschlagener Gang für den Sterblichen unerforschbar sei und nur der ahnenden Andacht erkennbar. Aber diese Einschränkung ergibt sich aus der Befangenheit unseres Blickes, der einen zu geringen Teil der Welt übersieht, um die Gerechtigkeit des historischen Verlaufs von Moment zu Moment durchschauen zu können; von einer höheren Perspektive aus muß man sie doch immer wieder anerkennen. ‚Hätte man im Jahre 1858 von den Italienern und 1865 von den Deutschen sagen wollen, sie erreichten, was sie verdienten, so hätte sich das sofort als falsch erwiesen; aber im Gange der Weltgeschichte überhaupt ist zu erkennen, daß eine göttliche Gerechtigkeit waltet. So erweist sich, wenn man mit seinem Blicke größere Zeiträume umfaßt und man es nicht grob materiell nimmt, Schillers Wort: ‚Die Weltgeschichte ist das Weltgericht' als durchaus zutreffend.'

Freilich kommt die praktische Anwendung dieser Gesinnung doch im letzten Grunde darauf hinaus, jene geschichtlichen Erscheinungen hoch zu werten, welchen der Erfolg recht gegeben zu haben scheint. Hier wird die

Wertung nicht gewonnen aus übergeschichtlichen absoluten Maßstäben, sondern aus den Erfolgen dieser Welt. Gerade das Anlegen eines absoluten Maßstabes ist es ja, was Treitschke der Schlosserschen Geschichtschreibung zum Vorwurf macht. Schlosser beurteilte die handelnden Persönlichkeiten nach festen, unumstößlichen Normen der Sittlichkeit, Treitschke zumeist nach dem jeweiligen empirischen Erfolg. Denn das ist im Grunde sein Maßstab für die Wertung der Größe einer geschichtlichen Persönlichkeit, ob ihr Wirken Erfolg gehabt hat. Indem Treitschke, wie wir sahen, die Persönlichkeit nicht als Ding an sich wertet, sondern nach Maßgabe ihrer Leistung, kann er kein Verständnis aufbringen für die von Nietzsche so hoch geschätzten ‚Kämpfer wider ihre Zeit'. Wer sich gegen den Geist seiner Zeit stellt, über wessen Wollen das historische Schicksal hinwegschreitet, der ist für Treitschke gerichtet. Friedrich Wilhelm IV. sah seine besten Pläne zerstört; Wilhelm I. wurde emporgetragen vom Gange des historischen Schicksals, kann Treitschke da zweifeln, welcher der beiden Brüder der größere war? Die kleindeutschen Hoffnungen gingen in Erfüllung — ist nicht damit schon bewiesen, daß allein sie sittlich berechtigt und die großdeutschen Hoffnungen eine Verirrung waren, eine Sünde wider den Geist der Geschichte? Man sieht, Treitschke selbst kommt zu jenen Konsequenzen, deren Gefahr er bei Hegel vollkommen durchschaut hatte. So ist er in seiner Geschichtschreibung doch im letzten Grunde zu jener Vergottung des Erfolges gekommen, in die jeder Geschichtschreiber sich verstrickt, der wertet nicht nach metaphysischen, sondern nach empirischen Maßstäben. Nur für das Gebiet der Kultur im engeren Sinne hat Treitschke diese Konsequenz ausdrücklich abgelehnt und betont, daß beispielsweise in Athen Bildhauerkunst und Rhetorik einen Höhepunkt erreicht haben, mit dem sich die spätere Zeit nicht zu messen vermag. Wie sich freilich eine solche Auffassung vereinbaren läßt mit dem Glauben an ‚die unerbittliche Gerechtigkeit der Geschichte' — das ist ein geschichtsphilosophisches Problem, dessen Lösung Treitschke nirgends versucht hat.

Daß dieses Problem ihn nicht berührte, ist charakteristisch für den Positivismus und Empirismus der Treitschkeschen Geschichtschreibung. Er begreift nicht, daß metaphysische Mächte in der Geschichte des Menschengeschlechts Gestalt gewinnen, das willkürliche Handeln des Einzelmenschen ist für die Praxis seiner Geschichtschreibung die letzte Ursache der historischen Geschehnisse. Mit dieser weltlichen Gebundenheit der Treitschkeschen Geschichtsauffassung hängt auch seine fetischistische Vergottung des Staates zusammen — vom Standpunkt der Diesseitigkeit ist der Staat die höchste persönliche Organisation. Es fehlte Treitschke die Einsicht dafür, daß es über der Organisation der materiellen Kräfte noch eine höhere geben könne, die irdische Gemeinschaft, die überirdischem Ziele dient, die civitas Dei, die in den Himmel ragt, die erdgebundenen civitates humanae überschattend. So bleibt sein Blick an den äußeren Tatsachen, für die der autonome Wille der Menschen verantwortlich gemacht wird; — das Ringen der Menschen nach den ewigen Werten, die seelischen Gewalten, die um den Besitz der

Menschenseele kämpfen, werden von seinem in materiellen Bereichen befangenen Blick nicht in das historische Bewußtsein einbezogen.

Es wird gerade die Aufgabe der Geschichtschreibung der Gegenwart und Zukunft sein, sowohl den Positivismus der Treitschkeschen Geschichtsauffassung als auch seine einseitige Überwertung des Staates zu überwinden -- zumal der Weltkrieg hat die innere Krisis der europäischen Kultur so offenkundig bloßgelegt, daß die Unzulänglichkeit der Treitschkeschen Geschichts- und Staatsauffassung heute denen, die sehen wollen, gewiß ist.* Sie hat heute nur noch ein historisches Interesse — als kennzeichnendstes Symptom einer Zeit, deren Sendung es war, den deutschen Staat zu bauen, Europas Mitte fest zu konsolidieren.

Neben dieser Bedeutung als eines der gründlichsten Versteher und Vorkämpfer der in seiner Zeit lebendig wirkenden Ideen** hat Heinrich v. Treitschke noch ein anderes Verdienst — ein bleibenderes — als Künstler. Seine ‚Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert' ist ein Meisterwerk erzählender Kunst, eines der fortwirkenden Bücher deutscher Literatur.

---

* Auf welche Weise heute wieder Probleme auftauchen, die den Problemen des Kreises um Friedrich Wilhelm IV. vielfach verwandt sind, davon soll eine dritte Abhandlung ‚Der Weltkrieg und die Krisis der europäischen Kultur' handeln.

** Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier schon hervorgehoben: In diesem überzeugten Glauben an Ideale — auch wenn sie inzwischen in der Gegenwart schon erfüllt und überwunden sein mögen — liegt eine größere schaffende Kraft als in allen nihilistischen Bewegungen, also auch als in dem modernen Pazifismus mit seiner Furcht vor der Härte der Entscheidungen und seinen utilitaristischen Erwägungen von der ‚falschen Rechnung'. Eine solche blutleere Vernünftigkeitserwägung hat keine Kraft, die Menschen über die Richtigkeit ihres individuellen Lebens zu erheben, sie fortzureißen zum Opfer, zur Selbstüberwindung, zum Heroismus. Wohl aber kann es außer diesem negativen Pazifismus der Schwäche auch einen wahrhaft idealen überstaatlichen Standpunkt geben, der die Machtkämpfe der Staaten um weltlichen Besitz überwindet aus der Hingabe für eine höhere, erhabenere Idee, z. B. der Wiedergeburt geistlich-geistiger Herrschaft (der Hierarchie), wie sie Novalis schon 1799 in seinem Aufsatz ‚Die Christenheit und Europa' forderte, oder eines religiös getönten Sozialismus, wie ihn Tolstoi vertrat (unter der Maske des Christentums), und unter den Deutschen der Gegenwart am eindringlichsten Ludwig Rubiner in seinem Buche ‚Der Mensch in der Mitte' (Berlin-Wilmersdorf, Verlag der Aktion 1917), oder schließlich einer aus der Relativität des Irdischen in metaphysische Absolutheiten drängenden Weltanschauung, wie sie das Christentum (in seinem heute so gern vertuschten transzendenten Gehalt), der Buddhismus und der Taoismus darstellen.

(Schluß folgt.)

# Kleine Bausteine

## Von altem und neuem Ordensgeist
## Von Johannes Hönig

Vor mir liegt das Franziskusalbum, eine Zusammenstellung von 15 Kunstblättern, die die Verlagsanstalt von B. Kühlen in M.-Gladbach durch Vermittlung des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit den Studierenden deutscher Hochschulen widmete, und ebenso die drei schönen, schon durch ihren äußeren Anblick das Herz erfreuenden Feldhochschulgaben ‚Pax', ‚Franziskus' und ‚Veritas' der Benediktiner, Franziskaner und Dominikaner; auch diese durch das Sekretariat Dr. Sonnenscheins verbreitet.

Wenn man daran denkt, daß in der vorreformatorischen Zeit die sämtlichen deutschen Hochschulen sich in der Hand von katholischen Orden befanden, wenn man die hohen Verdienste der Söhne des hl. Benedikt um die gesamte Kultur des christlichen Abendlandes und die große Bedeutung des Dominikaner- und Franziskanerordens gerade für den sittlichen und religiösen Aufschwung der Bildungsschichten des ausgehenden Mittelalters und ihr bedeutsames Fortwirken in der Gegenwart erwägt, so wird man mit dem gesamten gebildeten Deutschland, soweit es katholisch ist, demjenigen danken, der die drei Orden zu ihren bedeutsamen Hochschulgaben veranlaßt hat.

Aber von der seraphischen Gestalt des heiligen Franz, wie sie in den mannigfachsten Formen von Wort und Bild beredt zu mir spricht, von der gestaltvollen Inbrunst, mit der das Kloster von Maria-Laach, schon so manchem Pilger ein Ort süßen Friedens, mich zum Schauen einlädt, von dem schmerzgepeinigten Erlöser, wie er in den Rosenkranzbetrachtungen des Studentenseelsorgers P. Stratmann aus dem Dominikanerorden sich vor meine Seele stellt, wendet sich mein Blick den lilafarbenen Heften einer neuen akademischen Zeitschrift zu. Sie trägt die Überschrift ‚Die Hochschule' und will die Gesamtheit des akademischen Lebens und der studentischen Arbeit vertreten.* Und wie so oft im Leben und im Studium einem durch das, was man Zufall nennt, tiefere Zusammenhänge offenbar werden, so will es mich auch hier bedünken, als wäre der Weg vom heiligen Benedikt und heiligen Franz zum modernen Studenten nicht so weit, wie es fürs erste scheinen könnte. Zwar liegt eine große Kluft der Jahrhunderte dazwischen, zwar ist die Einheit, die in religiösen Dingen im Mittelalter bestand, durch die Wucht gewaltiger Ereignisse gesprengt worden, so daß dem nichtkatholischen Geiste der neueren Wissenschaft ein scheinbares kulturelles Übergewicht über den Katholizismus zufiel, zwar spricht auch aus den Blättern der ‚Hochschule' im allgemeinen ein Geist, der sich schwerlich an die dogmatischen

* Berlin, Furche-Verlag.

Formen des katholischen Ordenslebens binden würde, und doch bildet die anima christiana zwischen beiden Welten ein starkes Bindeglied, das, obschon sich selber unbewußt, den geistigen Zusammenhang herstellt.

Ob Hermann Schüller mit seiner ‚Idee eines akademischen Ordens‘ (1. Jahrg., Heft 9/10) an die klösterliche Urform dieses Begriffes gedacht hat und nicht vielmehr das Wort lediglich im studentengeschichtlichen oder freimaurerischen Sinne, wie er selber andeutet, meint, ist fraglich. Nicht fraglich aber scheint es mir, daß in Schüllers Anregungen und in den im Anschluß daran (Heft 11/12) von Dr. Fritz Klatt vertretenen Anschauungen über ‚Die Bedeutung der Liebe unter geistigen Menschen‘ Gedanken vertreten sind, die einen so hohen sittlichen Ernst, ein so zielbewußtes Eindringen in seelische Fragen verraten, daß hier bei aller Wahrung der dogmatischen Unterschiede zwischen der Leserschaft einer katholischen Zeitschrift und dieser akademischen Jungmannschaft, gemäß dem Worte der Heiligen Schrift: ‚Prüfet alles, das Beste aber behaltet‘, auf diese Gedanken mit kurzen Worten eingegangen sei.

Worauf es Schüller ankommt, das ist allerdings nichts Religiöses, sondern etwas Akademisches, aber die Inbrunst, mit der er seine Ideen vertritt, die Vorbilder, die vor seiner Seele stehen, haben mit dem Religiösen sehr viel gemein. Es handelt sich ihm um nichts Geringeres als um ‚einen Bund von wenigen Innen-Studenten, die sich aus der Masse der Studenten zu einer kleinen Schar solcher Köpfe vereinigen, die den Mut zu der Problematik des Erkennens besitzen, die nach dem Gut der wahren inneren akademischen Freiheit und der wahren intensiven akademischen Universalität streben. Die Idee des problematischen Jüngers, die Idee der akademischen Freiheit, die Idee der intensiven Universalität, die nicht gleich ist mit Totalität des Wissens, sondern die bedeutet Auf-Eins-Gerichtetheit, Gerichtetheit auf Gesetz und Sinn des Wissenschaffens, verpflichten uns‘.

An religiöse Begriffe denkt Schüller auch, wenn er im Streben nach einer klaren Fassung seiner Idee hinweist auf ‚die Idee der unsichtbaren Kirche‘, die er für einen ursprünglichen Gedanken Luthers hält. ‚Luther hatte einen Begriff einer unsichtbaren Kirche, die über die empirische Kirche hinausgeht, aber in dieser dargestellt wird. Als unsichtbare Kirche ist sie die Gemeinschaft aller Glaubenden, als sichtbare die Zentralstätte des Wortes und Kultus.‘ Damit zieht also Schüller, ohne daß er sich dessen bewußt würde, die bereits im Apostolischen Glaubensbekenntnis festgelegte ‚Gemeinschaft der Heiligen‘ als Vergleichsgegenstand heran. Haben wir es hier aber vielleicht nur mit Äußerlichem zu tun, so wird in der folgenden Forderung an die Mitglieder seines ‚Ordens‘ bereits die Grenzlinie zwischen Religion und Philosophie, zwischen Sittlichkeit und Wissenschaft erreicht: ‚Von solchen Leuten muß ausgehen eine Gegenströmung gegen jeden weichen Ästhetizismus, gegen jedes verkehrte Literatentum, zu einer strengen Erfassung des reinen Wissenschaftlichen, welches zu einer Verpflichtung zur

Idee, die sich im Handeln am Aufbau einer konzentrierten Kultur in intellektueller Autonomie, in ethischer Reinheit, in intensiver Universalität, im Mute zu einer heroischen Erfassung aller Probleme auslebt.'

Es ist zwar kein Zweifel, daß es sich hier, um mit Schüller zu reden, vornehmlich um Gedanken handelt, die sich anschließen an ‚die Philosophen der wahren Bildung, der akademischen Kultur, an Schiller, Fichte, Schleiermacher, Schelling und die Helden des Wartburgfestes vor hundert Jahren, an Nietzsche und alle anderen großen Geister, die uns zur Idee einer wahren Hochschulbildung verpflichten können', — und das fordert uns zu einer nachdenklichen Vorsicht gegenüber den Weltanschauungsgrundlagen dieses neuen Ordens heraus, — aber man wird auch zugeben, daß in diesem neuen Ordensgeist manches von dem Gute enthalten ist, das den alten Ordensgeist so zeugungskräftig gestaltete und seine große Bedeutung für die Welt auch heute noch ausmacht. Und wer dächte nicht an den Geist, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts unter den Brüdern des Bettlers von Assisi wach wurde, wenn er, unter Nichtbeachtung des besonders Akademischen darin, die folgenden Sätze liest: ‚Unser Orden ist eine Kerntruppe heimlich Verschworener, eine kleine Schar solcher, die gewillt sind, das, was sie in dieser Gemeinschaft gewonnen haben, hineinzutragen in die studentischen Verbände, sie von innen heraus zu durchleben und zu durchglühen, daß Morsches und Totes abfällt, daß aus ihnen hell lodere die Flamme eines wahren studentischen Geistes'.

Die Einzelforderungen des ‚Ordens', als da sind Einschränkung der Kneipsitten, Abänderung der früheren faustrechtlichen Ehrenbegriffe, Belebung der sozialen Gesinnung, verraten alle einen hohen sittlichen Ernst. Nur bei einer der Forderungen, die sich auch Fritz Klatt in dem schon genannten Aufsatz herausgegriffen hat, soll etwas verharrt werden: ‚Reinheit des Eros'.

Man wird zugeben, daß in einer allgemein-akademischen Zeitschrift diese Keuschheitsforderung schon etwas Großes bedeutet. Zwar soll, um Mißverständnisse zu vermeiden, gleich betont sein, daß es sich hier um kein unbedingtes Keuschheitsideal handelt, ja selbst das möchte ich bezweifeln, ob mit Klatts Forderung nach der geschlechtlich mäßigen Einehe auch der Begriff der Unlösbarkeit unbedingt verbunden ist, aber so viel ist sicher: Die ‚Hochschule' stellt Forderungen auf, die sich über den Geist, erst recht aber über die Praxis einer großen Zahl von Hochschülern turmhoch erheben.

Zunächst wird scharf geschieden zwischen Liebe und geschlechtlichem Triebleben, und nachdem die Liebe so aus ihrem Prokrustesbett befreit ist, wird von ihr gesagt: ‚Liebe in weitem Sinne ist das verbindende Element zwischen allen menschlichen Beziehungen, und in allen menschlichen Taten der Kitt. Das ist jene Liebe, auf die Paulus im Korintherbrief sein hohes Lied singt. Ohne diese Liebe ist jedes andere Beginnen nichts.'

Sobald die drei Arten der Liebe als Verwandten-, Freundes- und Geschlechtsliebe festgestellt sind, erscheint die Frage, wie es möglich ist, daß so

viele Liebesbande nach einer Zeit der Leidenschaft zerreißen. Und diese Frage wird zu beantworten gesucht mit dem ‚Auseinanderleben der Körper'. Denn ‚gelingt es, den Körper außen und innen rein und jung zu halten, so wie die Natur will, daß er sei, so verringern sich damit auch die Reibungsflächen, auf denen das Band der Liebe zermürbt.' Und wie eine große Erkenntnis, die sich im Leben gegenwärtig — abgesehen von den physischen Notwendigkeiten des Krieges — hinter Klostermauern geflüchtet hält, oder doch nur von ganz wenigen geübt wird, muten die Worte an: ‚Das Schicksal, das der heutige Mensch seinem Körper bereitet hat, heißt Unmaß. Ein gedankenlos gieriges Erraffen der zum Aufbau nötigen Stoffe, ein Vielzuviel und Vielzuschnell liegt auf der einen Wagschale. Ein hastiges Heben, ein achtloses Fortschleudern liegt auf der andern Wagschale. So kommt es, daß die Rechnung überall nicht stimmt, daß Hast und Überreizung das Hauptmerkmal des Zeitalters ist.'

Daß zu der körperlichen Reinheit auch die geschlechtliche Enthaltsamkeit gehört, versteht sich von selbst, und gerade gegen die moderne Lehre vom Auslebenmüssen der Körper wendet sich der Aufsatz, da ja ‚eine solche Verausgabung der Kräfte für die geistig veranlagten Menschen die Ursache körperlichen und auch seelischen Verfalles' ist. Um so mehr nimmt es wunder, daß Klatt, der als eine der wichtigsten Forderungen für die Reinheit des Eros die körperliche Enthaltsamkeit hinstellt, die Askese, wie sie von den Klöstern geübt wird, als ein lebloses Schema ansieht. Hier hat offenbar die fertige Idee, daß die Ausschaltung des körperlich-seelischen Einflusses der Frau zur Erstarrung führen müsse, den wirklichen Sachverhalt verdunkelt.

Aber auch hier liegt, besonders für diejenigen, die sich dem Rate des heiligen Paulus zur Ehelosigkeit nicht anschließen können, eine tiefe Wahrheit verborgen; denn es ist sicher nicht unbegründet, wenn Klatt dem Mangel wohlgesitteter körperlich-seelischer Beziehungen zwischen Mann und Frau in unserem Erziehungs- und Gesellschaftsleben schuld gibt, daß das geschlechtliche Ausleben der Triebe überhandnimmt. Damit er aber bei der Freundschaft, die er auch in den Beziehungen zwischen Mann und Weib außer der einen ehelichen Verbindung zulassen will, die er sogar fordert, nicht mißverstanden wird, betont er ausdrücklich: ‚Alle geschlechtlichen Handlungen, die der Fortpflanzung dienen, bleiben diesen Liebenden fern, so selbstverständlich, wie sie Blutsgeschwistern fern bleiben.'

Ob zwischen dem, was Klatt erstrebt, und zwischen der Seelengemeinschaft von Benedikt und Scholastika, Franziskus und Klara und den zahlreichen Seelenfreundschaften, durch die sich heilige Männer und Frauen verbunden fühlten, ein wesentlicher Unterschied — nach der natürlichen Seite betrachtet — vorliegt? Ich wage es nicht zu entscheiden, aber es dünkt mich: nein. Denn ‚viele Schwestern kann der einzelne haben, aber nur eine Mutter. So kann ein Mensch auch nur eine Frau zur Mutter seines

Kindes machen, aber viele kann er als seine Schwestern lieben. Wie sollte es eine Grenze geben in der Liebe zueinander?'

Zwischen Lehre und Wirklichkeit besteht freilich oft noch eine weite Spannung. Aber es ist wichtig genug, daß die Idee in ihrer reinen Form ausgesprochen und ihre Verwirklichung wenigstens angestrebt wird. Klatt weiß, daß seine Ausführungen, besonders auch die, die er zum Schluß über die körperlich-seelische Freundschaft der Männer untereinander macht, wobei er den geistlichen Bruderkuß als Beleg für seine Ansichten hätte anführen dürfen, Mißdeutungen ausgesetzt sein können. Daß auch ein Mißbrauch möglich ist, das ist etwas, was allem Menschlichen, besonders dem Großen, anhaftet. Aber gerade die, für die seine Ausführungen zunächst nicht bestimmt sind, werden ihn verstehen, obschon gerade sie in den Fragen der Weltanschauung anderer Meinung sein werden.

# Kritik

## Lysis, ‚Der neuen Demokratie entgegen'
## Von Frhr. R. v. Waha

Hinter dem Pseudonym Lysis verbirgt sich ein von warmer Vaterlandsliebe erfüllter Franzose, der in dem Buche seinen Landsleuten ‚die Lösung' bieten will, wie ihr Land vor dem auch nach einem für es siegreichen Ausgang des Weltkrieges drohenden Untergang gerettet werden könne.

Grundgedanke: Die Schäden des politischen Regimes bedrohen Frankreich mit dem Untergang. Wesentlich wird die Lage durch die überaus großen Kriegslasten und -schäden verschlimmert. Nur eine durchgreifende Hebung der Produktion in Landwirtschaft, Industrie und Handel kann Frankreich retten. Diese kann nur verwirklicht werden: 1. durch entschlossene, umfassende Nachahmung Deutschlands auf allen Gebieten des technischen und organisatorischen Fortschritts; 2. durch Gewinnung der sozialistischen Arbeitermassen.

Der reichhaltige, nach echt französischer Art leichtflüssig und konkret und mit temperamentvoller Wärme zur Darstellung gebrachte, aber wenig durchgearbeitete Gedankengang des Buches läßt sich etwa wie folgt zusammenfassen:

Leute, die keinerlei technische noch wirtschaftliche Sachkunde haben, keine Reife des Urteils und keine Erfahrung im praktischen Wirtschaftsleben: Senatoren, Abgeordnete, Akademiker, Journalisten beherrschen das Land. Das bestehende Wahlsystem, bei dem die verschiedensten Interessenten bunt zusammengewürfelt einen und denselben Vertreter ins Parlament schicken, führt dazu, die unwissendsten und unerfahrensten, aber gewissenlosesten, geschmeidigsten und draufgängerischsten Leute, die weder Grundsätze noch Überzeugungen haben, zur Herrschaft zu bringen. Der Präsident der Republik ist machtlos, die Ministerien von kurzer Dauer und ohne Autorität, das allgemeine gleiche Wahlrecht ist schrankenloser Einwirkung des Alkoholismus ausgesetzt. Ein Übermaß an Verwaltungsmaschinerie raubt dem Wirtschaftsleben Tausende von Arbeitskräften, lähmt es durch seinen üppigen Formalitätenzwang. Ein straff zentralisierter, die örtlichen Gewalten streng bevormundender Staat beansprucht die Initiative in allen nationalen und regionalen Fragen. Die Initiative und Originalität der französischen Provinz ist vernichtet. Bis blutnötige Projekte von Hafen- und Kanalbauten durch alle Instanzen gelaufen, vergehen zwanzig Jahre, und sie sind veraltet und längst vom Ausland überholt, wenn deren Ausführung beginnt. Sparer und Kapitalbesitzer werden bei der Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse und der unaufhörlichen Hetze gegen sie in ihrem Sicherheitsgefühl irre gemacht und wagen nicht mehr, ihre Rücklagen in inländischen Unternehmungen anzulegen. Große Finanzgesellschaften und Bankinstitute unterhalten einen im ganzen Lande weitverzweigten Aufsaugungsapparat, der die französischen Kapitalien systematisch ins Ausland drainiert, wo sie nicht zuletzt auch das Wirtschaftsleben von Frankreich feindlichen Ländern befruchten. Frankreichs nationale Produktion bleibt infolgedessen stationär oder geht zurück. Die Lage der Arbeiter bleibt eine elende und armselige. Vor dem Kriege herrschte

* Lysis, Vers la Démocratie nouvelle, Paris, Payot et Cie., 1917.

überall Trägheit, Unordnung, Eifersucht, Unzufriedenheit. Der Franzose kannte nur mehr ein Ideal: ohne selbst etwas zu produzieren, möglichst auf Kosten des Nachbars mühelos leben.

Der Krieg hat uns aufgerüttelt. Mit unvollkommenen Mitteln haben wir rasch eine industrielle Ausrüstung improvisiert und mit ihrer Hilfe den Deutschen standgehalten. Es wurde uns klar, daß wir noch nicht degeneriert sind, daß wir noch die Intelligenz, die Energie, die Talente unserer Vorfahren besitzen. Mit ihrer Hilfe müssen wir nach dem Kriege Frankreichs wirtschaftliche Produktion durchgreifend heben, sollen wir nicht an unserer Schuldenlast und den Schäden des Krieges zugrunde gehen. Die wirtschaftlichen Aufgaben des Staates werden die politischen weit überwiegen. Darum müssen Männer, die technische und wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrung besitzen, an die Spitze des Staates kommen. Die Wähler müssen nach Berufen gruppiert und organisiert werden; die gesetzgebenden Versammlungen müssen den Notwendigkeiten der Produktion angepaßt, d. h. aus sachkundigen, beruflichen Interessenvertretern gebildet werden. Von der Tagesordnung der Politik müssen Fragen verschwinden wie: Laien- oder religiöse Einrichtungen, fiskalische Maßnahmen gegen Kapitalbesitzer, Rücksichten auf mächtige Wählerinteressen, die dem Allgemeinwohl schädlich usw. Statt dessen treten in den Vordergrund: Bekämpfung des Geburtenrückgangs und des Alkoholismus; rastlose Hebung einer ungenügenden landwirtschaftlichen und industriellen Produktion; Ausbau von zwei bis drei Welthandelshäfen und Kanälen für große Tonnage; Schaffung einer mächtigen Handelsflotte usw.

Der Weg zu Frankreichs Rettung führt über Deutschlands Methoden des Fortschritts. Selbst im Falle eines vollständigen Sieges im Weltkrieg sind wir Franzosen ein verlorenes Volk, wenn wir uns nicht auf Deutschlands technische und organisatorische Höhe heben. Deutschland lehrt uns seit dreißig Jahren durch sein Beispiel, daß die Wissenschaft der Hebel des Fortschritts der Völker ist. Die Basis der wirtschaftlichen Größe Deutschlands ist sein außerordentlich reich entwickeltes, technisches Unterrichtswesen auf allen Gebieten. Frankreich besitzt nur wenige technische Schulen, und die wenigen werden von seiner Bevölkerung nicht besucht. Daher der erschreckende Rückstand der Bodenausnützung durch eine in überkommenen Produktionsmethoden erstarrte Landwirtschaft und eine rückständige Technik und Organisation der Industrie. In Deutschland erreicht die industrielle Organisation die höchste Entwicklung. Entgegengesetzte Kartelle von Rohstoffproduzenten und Weiterverarbeitern verständigen sich dort, machen sich den Handel untertan und regeln den Verkauf ihrer Produkte bis in die Hand des einzelnen Konsumenten. In Frankreich ist die Verteilung der industriellen Produkte eine kostspielige, weil sie eine unendliche Zahl von Zwischenpersonen benötigt. Durch das Mittel der Beteiligung hat die elektrische Industrie in Deutschland in den mit ihr zusammenhängenden Industrien eine musterhafte Hierarchie verwirklicht; durch ihre Zahl und die Art ihrer Tätigkeit wirken die Kartelle in Deutschland auf eine sachgemäße, hierarchische, großzügige Organisation der Produktion in ihrer Gesamtheit hin. In Frankreich, wo von allen Seiten der Initiative Hindernisse in den Weg gelegt werden, kennt man fast nur schlechte Wirkungen der Kartelle.

In eindringlicher Weise wendet sich Lysis an die sozialistischen Arbeiter seiner Heimat, um sie für die große Aufgabe der umfassenden Hebung der nationalen Produktion Frankreichs zu gewinnen.

Der Sozialismus, definiert Lysis stark verwässernd und unter Verwendung

von großen Scheuklappen, ist ein Ideal, das in der Gegenwart die Existenzbedingungen der Schwachen bessern und in der Zukunft eine Ordnung der menschlichen Gesellschaft herbeiführen will, in der die Solidarität die Konkurrenz in der Herrschaft ablöst. Bisher hat der Sozialismus schwerwiegende Methodenfehler gemacht. Er lebte von den abstrakten Theorien des Marxismus. Er unterfing sich, alle Fragen des praktischen Lebens deduktiv, a priori, von sentimentalen oder philosophischen Gesichtspunkten aus zu lösen. Weltfremde, in Büchern gebildete Akademiker trugen unerwiesene, verderbliche Lehrsätze, wie die internationale Solidarität des Proletariats dem es bedrückenden Kapitalismus gegenüber, und den Klassenkampf als Mittel zur Besserung der Lage der Arbeiter, unter die Massen und hinderten sie, sich von ihrem gesunden Sinn und den selbst erfahrenen materiellen Wirklichkeiten leiten zu lassen. Das Interesse der Arbeiter verlangt, daß sie den Akademikern den Laufpaß geben und die berufstüchtigsten Arbeiter an ihre Spitze stellen. Es verlangt, daß sie zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Wirklichkeitsmethode übergehen. Das öde Dogma des Klassenkampfes, dessen Betätigung sich gegen die Arbeiter selbst kehrt, muß der Erkenntnis weichen, daß das Schicksal der Arbeiter an das der sie beschäftigenden Industrie gebunden ist; daß die Arbeiter und Arbeitgeber einer Industrie fremder Konkurrenz gegenüber gleiche Interessen haben, solidarisch sind. Die große weltwirtschaftliche Wirklichkeit unseres Zeitalters, daß ein Zustand von Wirtschaftskrieg zwischen den Völkern herrscht, ist vom Sozialismus nie richtig gewürdigt worden. Jede Volkswirtschaft ist wesentlich national und wird es immer mehr. Darum muß auch der Sozialismus in allen Ländern einen entschieden nationalen Charakter annehmen. Weil der französische Arbeiter seinen Lohn aus einer mit der deutschen konkurrierenden Industrie bezieht, hat er nicht das gleiche Interesse wie der deutsche Arbeiter. Der eigentliche, logische Standpunkt des französischen Sozialismus ist, die möglichste Hebung der nationalen Produktion in Landwirtschaft, Industrie und Handel zu wünschen und damit die Entwicklung des Kapitalismus, die sich mit dem technischen und organisatorischen Fortschritt identifiziert. Denn nur so kann die Lage der Arbeiter gehoben werden. Darum fort mit dem Klassenkampf, der das Kapital von der Industrie fernhält und die Lage der Arbeiter verschlechtert, und ganz im Gegenteil: durchgreifende Zusammenarbeit der Klassen, um zur Rettung und zum Segen aller die nationale Produktion wirksam zu steigern. Statt ewigen Krieg zwischen Arbeiter und Arbeitgeber: langfristige Verständigung, dauernde Beziehungen, Beteiligung der Arbeiter am Aktienbesitz der sie beschäftigenden Unternehmungen, Schiedsgerichte und Einigungsämter.

Die Erneuerung der sozialistischen Internationale nach dem Krieg ist wünschenswert; nicht um Frankreich zu schädigen, indem sie unfruchtbaren, revolutionären Hirngespinsten nachjagt, sondern um eine einheitliche Sozialgesetzgebung in allen Ländern zu erreichen, damit nicht die Arbeiter das Opfer der überragenden Tatsache werden, daß von den auf dem Weltmarkt konkurrierenden Ländern diejenigen die andern an Reichtum, Bevölkerung und politischer Macht überflügeln, die mit den geringsten Kosten produzieren.

Lysis schließt mit dem Wunsche, an Stelle der Mythen und Legenden des Christentums und des irregeleiteten Sozialismus möge ein echt wissenschaftlich auf den materiellen Wirklichkeiten fußender Sozialismus die Religion der Zukunft werden.

Wenige Worte nur zur Kritik: Es mag auffallen, daß mitten im Weltkriege und bei der drüben herrschenden Sinnesart ein Franzose den Mut findet,

seinen Landsleuten zu sagen, Frankreich könne vom Untergang nur gerettet werden, wenn es in großzügiger und entschlossener Weise den Weg der Nachahmung deutscher Methoden, deutscher Arbeit, deutscher Bildung, deutscher Technik und deutscher Organisation des Wirtschaftslebens beschreitet. Es ist daneben von geringer Bedeutung, daß er die Bewunderung und Verherrlichung der deutschen Volkswirtschaft seinen Landsleuten durch einige einleitende Gehässigkeiten gegen Deutschland schmackhaft zu machen sucht. Lysis hat recht, wenn er in der Nachahmung des deutschen Beispiels die ‚Lösung‘ der schweren, seinem Lande gestellten Schicksalsfrage erblickt. Wesentlich schwächer ist dagegen der Standpunkt, den er dem Sozialismus gegenüber einnimmt.

Seine Verwässerung des Sozialismus hat wenig Aussicht, bei der Arbeiterpsyche Verständnis zu finden. Wohl mag es nicht ganz ohne Zugkraft sein zu betonen, daß ein Zusammenarbeiten der französischen Kapitalisten und Arbeiter gegen die Konkurrenz des Erbfeindes auf dem Weltmarkt dem wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiter förderlicher sein werde als ein gegenseitiges Sichaufreiben im Klassenkampf. Aber der französische Arbeiter wird nicht übersehen, daß Lysis zwar viele, viele Seiten darauf verwendet, ihn zu überreden, vom Klassenkampf abzulassen; daß er aber nur eine entfernte Ahnung davon zu haben scheint, daß der Herrenstandpunkt des Unternehmers ein nicht geringeres Hindernis der Zusammenarbeit der Klassen und der Hebung der nationalen Produktion ist als der Klassenkampfstandpunkt der Arbeiter.

# Spanische Reisebücher

Das neu erwachte Interesse für Spaniens Vergangenheit und Gegenwart hat uns während des Krieges nicht weniger als drei deutsche Bücher spanischer Reiseschilderungen geschenkt.

Franz Kuypers, Stadtschulinspektor a. D., gibt in einem unförmlichen Wälzer ‚Eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, Land und Literatur von einst und heute‘.* Sein Buch ist reich an Kenntnissen der Geschichte und Literatur des Landes, an hellsichtigen Beobachtungen und klugen Bemerkungen — aber all das wird in so wirrem Chaos dargeboten, so ganz ohne klärende Disposition und inneren Aufbau, daß des Lesers Freude an dieser ungeordneten Fülle doch nur eine sehr gedämpfte bleibt. Findet man sich aber einmal mit der grotesken Disziplinlosigkeit ab, mit welcher der Stadtschulinspektor a. D. seine Reiseerlebnisse und Lesefrüchte zum besten gibt, dann wird man manche Partien seines Buches doch mit regem Interesse an dem Scharfblick des bewundernswert aufnahmefähigen Reisenden lesen.

Rudolf Lothar, geschmeidiger Lustspieldichter und Feuilletonist, verfügt weder über die Kenntnisfülle noch über den reichen Beobachtungsschatz, durch den das Buch von Franz Kuypers ausgezeichnet ist; das hindert ihn aber nicht, seinen leicht plätschernden Feuilletons den kühnen Buchtitel zu geben: ‚Die Seele Spaniens‘.** Grade in die Seele vermag dieses flott und amüsant geschriebene Buch nicht einzudringen; es bleibt haften an der äußeren Geste.

* Franz Kuypers, Spanien unter Kreuz und Halbmond. Leipzig, Klinkhardt & Biermann, 1917.

** Rudolf Lothar, Die Seele Spaniens. München, Georg Müller, 1916.

Johannes Mayrhofer ist, so sollte man meinen, als gläubiger Katholik am ehesten berufen, das dringend ersehnte Reisebuch zu schreiben, das uns wahrhaft die Seele dieses Landes offenbart, in dem der Katholizismus sein reichstes und eigenartigstes neuzeitliches Leben entfaltet hat und in dem er noch heute den tiefsten Einfluß auf den Rhythmus des ganzen staatlichen Lebens besitzt.* Aber Mayrhofers Reisebriefe** bleiben doch auch ganz im äußerlichen Journalismus stecken — solider, aber weit ungewandter als die Lothars —, sehen auch im volklichen und religiösen Leben nur die malerische Geste, nicht die schaffenden Kräfte der spanischen Seele. Ein leichtflüssiges Unterhaltungsbuch, nicht eine tiefer dringende Belehrung über Spaniens Leben und Geist.

Gerade eine tiefgreifende Studie über das Wesen des spanischen Katholizismus wäre zur Beurteilung des gegenwärtigen Spaniens und seiner Zukunftsmöglichkeiten äußerst erwünscht. Von Mayrhofer erfahren wir nicht mehr, als daß der Dom von Cordoba nur 900 Säulen habe, nicht 1300 wie in dem Heineschen Gedicht, sowie die tröstliche Versicherung: ‚Die ökonomischen Verhältnisse und das religiöse Leben heben sich.' Rudolf Lothar glaubt, das Problem mit einer frivol-humoristischen Plauderei abtun zu können: ‚Die Beichte ist das Mittel, immer im Gleichgewicht zu bleiben. Alle Seelenkämpfe lösen sich im Dunkel der Kirche. Die Frömmigkeit der Spanierin entspringt der tiefen, ihr durch die Tradition der Jahrhunderte ins Blut übergegangenen Überzeugung, daß die Kirche zur Harmonie der Seele ebenso notwendig sei — wie das Essen und Trinken zur Erhaltung des Lebens. Schuld und Buße bleiben immer im Gleichgewicht, und der Priester hält die Wage. Er weiß alles, was im Hause vorgeht, das Geringste und Nebensächlichste; er erfährt alles, was die Frau vom Manne weiß — und so ist tatsächlich in Spanien die Kirche allwissend.'***

Tiefer hat unter den drei neuen Reiseschilderern nur Franz Kuypers über die Fragen des religiösen Lebens in Spanien nachgedacht. Kuypers erkennt, daß das katholische Empfinden seit einem Jahrtausend ein organischer Teil der seelischen Gesamtlage aller Spanier geblieben ist. Wenn er auch als Protestant die katholische Gesinnung nicht zu billigen, ja in ihrem tiefsten Sinne nicht zu begreifen vermag, so verkennt er doch nicht die einzigartige Bedeutung der religiösen Kräfte für die Geschichte Spaniens und die religiöse Durchtränktheit des weltlichen spanischen Lebens noch in der Gegenwart. Bei einem Hochamt in der Kathedrale zu

---

* Art. 11 der span. Verfassung: ‚Die katholische apostolisch-römische Religion ist die des Staates. Die Nation verpflichtet sich zur Unterstützung des Kultus und seiner Diener. Niemand wird auf spanischem Gebiet wegen seiner religiösen Meinungen noch wegen Ausübung seines Kultus belästigt werden, vorbehaltlich der schuldigen Hochachtung vor der christlichen Moral. Trotzdem werden keine anderen öffentlichen Zeremonien noch Kundgebungen erlaubt sein, als die der Staatsreligion.

** Johannes Mayrhofer, Spanien. Reisebilder, 4.—7. Tausend. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1918.

*** Um so überraschender ist Lothars sehr berechtigter Hinweis auf die verschütteten Schätze spanischer Kirchenmusik: ‚Welch ein Schatz an herrlicher Kirchenmusik liegt in den Archiven der spanischen Kirche! Warum findet sich niemand, der diesen Schatz hebt? Warum denkt niemand mehr an die Lamentationen, an das Magnifikat von Christobal Morales, dem Vorläufer Palestrinas, an Victoria, den großen Konkurrenten des italienischen Meisters, an Rivera, an Romero d'Avilla, an Nebra, den Organisten Karls III., der Wagnersche Harmoniefolgen vorgeahnt zu haben scheint?'

Toledo kann er sich einer gewissen ergriffenen Erkenntnis nicht entziehen. ‚Fast wollte es mir jetzt scheinen: wer nicht nachzuempfinden vermag, daß kein Talmud und Koran, keine Metaphysik der Philosophen und keine Predigt Luthers diesem zugleich geheimnis- und sinneheischenden Volke etwas Gleiches bedeuten konnte, der wird dem Scheiterhaufen Toledo und all den Blutgerüsten der spanischen Kirchen- und Weltgeschichte, Kultur- und Geistesentwicklung immer unrecht tun.'

Werden in den neuen Schilderungen spanischen Lebens die tieferen Kräfte der religiösen Seele, die seltsame Verknüpfung sinnlicher und übersinnlicher Kräfte in dem Empfinden und Schaffen der Nation nicht nach Gebühr behandelt, so beschäftigen sie sich um so eingehender mit der augenfälligen Sensation des spanischen Lebens, dem Stiergefecht. Sie alle nicht ohne eine gewisse Anteilnahme. Mayrhofer tadelt zwar die Grausamkeit der Stiergefechte, meint aber doch, was das Publikum begeistert, sei nicht einfach die Freude an dem blutrünstigen Schauspiel, sondern die unbestreitbar glänzende Entfaltung hervorragenden Mutes, kaltblütigster Unerschrockenheit, unvergleichlicher Gewandtheit. ‚Es gehen Stiere und Pferde dabei zugrunde. Wohl wahr. Aber bevor wir unsere Steine werfen, wollen wir uns doch erinnern, daß in Paris und Berlin und in anderen gepriesenen Kulturzentren ungleich zahlreichere und edlere Wesen hingeopfert werden, die mehr wert sind als Pferde und Stiere. . . .' Franz Kuypers entschuldigt nicht nur den Stierkampf, sondern wird dessen Apologet. Er erblickt in ihm ‚einen grandiosen Sport, dem wir keinen an die Seite zu stellen haben, ein außerordentlich fesselndes Schauspiel und geradezu einen Beweis für die Urgesundheit dieses Volkes'. Nicht minder wird Rudolf Lothar in nachdrücklichem Gegensatz zu den ‚sentimentalen Touristen', die sich über die Grausamkeit der Stiergefechte moralisch entrüsten, zum überschwänglichen Lobpreiser dieses Schauspiels. ‚Ich kenne heute keinen Ort der Erde, wo tollkühne Tapferkeit, gepaart mit chevaleresker Grazie, nicht als Komödienspiel, sondern als blutiger Ernst in die Erscheinung tritt, es sei denn die spanische Arena. . . . Der Mensch steht der Naturgewalt, die Kunst der rohen Kraft gegenüber. Diese sinnfällige Symbolik ist von gewaltiger Eindringlichkeit. Es ist ein tragischer Konflikt von naivster, ursprünglichster Kraft. Und dieser Gedanke mag wohl Theophil Gautier vorgeschwebt haben, als er schrieb, daß der Augenblick, wo der Espada dem Stier mit dem stoßbereiten Degen in der Hand gegenübersteht, alle Dramen Shakespeares aufwiege. . . . Es gab zu allen Zeiten eine große Bewegung gegen das Stiergefecht. Sie existiert noch heute, aber diese Bewegung ist aussichtslos. Die Corrida ist nun einmal das Fest, das der spanische Nationalcharakter sich selber gibt, ein Fest des Mutes und des Stoizismus. Nur ein Volk von Stoikern konnte dieses Spiel der Grausamkeiten bis zum höchsten Raffinement entwickeln.'*

Über die spanische Kunst erfahren wir aus den neuen Reisebüchern nichts Wesentliches — Geschmacksurteile nicht gerade allzu belangvoller Persönlichkeiten. Erfreulicherweise besitzen wir gerade über die spanische Malerei ein tüchtiges Werk von August L. Mayer. Und auch an tüchtigen Einzelarbeiten fehlt es in Deutschland nicht: desselben Verfassers Werke über die Sevillaner Malerschule und über Murillo, Karl Justis grundlegendes Buch über Velasquez, die Greco-Monographien von Kehrer und Mayer. Für die sehr schwierige Geschichte der spanischen Bau-

* Einen anschaulichen Einblick in das Leben eines spanischen Stierkämpfers gewährt Blasco Ibañez in seinem lesenswerten Roman ‚Sangre y Arena' (deutsche Übersetzung unter dem Titel ‚Die Arena' im Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte').

kunst fehlt es hingegen bisher an einem soliden deutschen Werk; nur für das spanische Barock besitzen wir die lehrreiche Monographie von Otto Schubert. Über die spanische Dichtung haben wir dem Werk des Engländers Ticknor noch immer nichts Gleichwertiges zur Seite zu setzen — aber auch dieses umfaßt nicht mehr die spanische Literatur der letzten Jahrzehnte. Diese ist in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt. Deshalb sind die betreffenden Abschnitte in dem Buche des in der neuen Dichtung recht belesenen Rudolf Lothar nützlich und fördernd. Dasselbe gilt auch von seinem Kapitel über ‚Spanische Musik'. Hingegen ist in dem Buche von Kuppers besonders wertvoll der Abschnitt über ‚Die spanische Bildung'. An einer klaren und kenntnisreichen Darstellung der neuesten politischen Geschichte Spaniens mangelt es in allen drei Büchern.

Die Reisen nach Spanien und die Reiseschilderungen werden sich nach dem Krieg vermutlich rasch vermehren. Aus wirtschaftlichen und kulturellen Gründen wird Spanien immer mehr in den Brennpunkt des Interesses treten. Die Arbeitsgemeinschaft der deutsch-spanischen Vereinigungen in Hamburg, Frankfurt a. M., Stuttgart und München* leistet eine wertvolle Vorarbeit für die kommende Friedenszeit. In der Zeit des Friedens wird sich hoffentlich auch die deutsche Forschung der vielen noch ungehobenen Schätze der spanischen Geschichte, Kunst und Literatur mit neu erwachendem Eifer annehmen. M. F.

# Max Brod / Von Hugo Rhöner

Wer an den ‚Neuen Roman', wie Kurt Wolff in einer Bücherreihe ihn uns mit Arbeiten von Max Brod, Herbert Eulenberg, Karl Hauptmann, Adolf Latzko, Heinrich Mann, Gustav Meyrink, Arnold Zweig vorstellt, mit literarhistorischen Kenntnissen herantritt, wird oft vergeblich das ‚Neue', ‚Fortschrittliche', ‚Zukunftweisende' dieser ‚Schule' suchen, wie eindeutig klar auch die Ideenwelt, die Höhe des Könnens und die Begrenzung der Macht derer vom ‚Jüngsten Tag' gerade hier zutage tritt. Schon die bewußte Nachfolge Gustave Flauberts zeigt die Verankerung in weiter Vergangenheit. Und wie sehr auch der Verfasser der ‚Madame Bovary' und der ‚Salambo' hinweggerückt war von dem jugendlichen Stürmer und Dränger des ‚November',** letzten Endes bleibt des Gemeinsamen der unerziehbaren Seele des einen Mannes, aus dem all diese Werke flossen, doch tausendmal mehr als des sie unterscheidenden, den Spätwerken durch stärkste Askese aufgepfropften Objektivismus. Was Gustave Flaubert schrieb in seiner Zeit, so

---

* Programm: ‚Die Arbeitsgemeinschaft hat den Zweck, die nach und von Spanien in Erscheinung tretende Tätigkeit der ihr angehörigen deutsch-spanischen Gesellschaften, sowie deren auf ganz Deutschland bezügliche Maßnahmen zusammenzufassen und zu vereinheitlichen. Sie dient, wie die ihr angehörigen Gesellschaften, der Förderung der wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Kultur, enthält sich der Stellungnahme in innerpolitischen und konfessionellen Angelegenheiten, und gewährt jeder Partei, Konfession, Gesellschafts- und Berufsklasse die gleichen Rechte.'

Geschäftsstelle der Deutsch-Spanischen Vereinigung München, Weinstr. 7.

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft gibt das Ibero-Amerikanische Institut Hamburg eine Zeitschrift ‚Mitteilungen aus Spanien' heraus, die aufschlußreiche Notizen, besonders über das Wirtschaftsleben und das Bildungswesen Spaniens bringt.

** Vergl. Hochland, April 1918 Seite 105.

groß es auch für uns noch sein mag, kann uns nichts ‚Neues‘, nichts ‚Zukunftsweisendes‘ mehr sein. Wir haben es in diesem ‚neuen Roman‘ denn auch mit dem gleichen nackten Naturalismus zu tun, der Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — wie lange ist das her! — die Literatur revoltierte. Weder die Technik noch das Stoffliche weicht hier als ‚prinzipiell Neues‘ ab, selbst dort nicht, wo Gustav Meyrink sich noch so unnaturalistisch, phantastisch gebärdet. Die einzige größere Verschiebung geht lediglich vom Normalen zum Unnormalen, vom Gesunden zum Pathologischen — damals stellte man dieses, heute stellt man jenes dar. Mit scharfer Beobachtung des Alltagslebens in Einzelfällen begann und beginnt die Tätigkeit des Dichterforschers. Von Zeit zu Zeit erwächst dem Analytiker das Bedürfnis zu einer Sichtung und Ordnung seiner Einzelbeobachtungen; sie zu klassifizieren, sucht er die Mittellinie des ‚Typus‘ und spiegelt sich so das Trugbild einer Synthese des Weltbildes vor. Diese Vorspiegelung der Synthese genügt, einen ‚Fortschritt‘ zu verkünden, der kein Fortschritt ist; so bleibt der Dichterforscher stets im Schaffensbereich der Analyse stecken, ist weiter denn je entfernt von der überlegenen Ballung des Stofflichen, das uns in aufgelöstem Zustande umgibt und nur in uns, kraft unseres überlegenen Geistes, zur Einheit der Welt werden kann. So liegt der Gradmesser des ‚Neuen Romans‘, wie auch Max Brod ihn vertritt, nicht in seinen positiven Werten und Verdiensten, sondern in seinem Negativen: in seinem Mangel am Poetischen. Darum sinkt Max Brod, auch wo er ins Übersinnliche aufsteigen will, stets zurück ins Sinnlich-Faßbare; das Transzendentale, der ‚Gesang der Sphären‘, ohne die es eine ‚Dichtung‘ nicht geben kann, ist seinem Willen oder seiner Begabung Unmöglichkeit. Max Brod deshalb einen ‚Dichter‘ zu nennen, ist — heute noch — absurd. Max Brod ist Schriftsteller, Kunstgewerbler, meinetwegen Künstler (ich meine das nicht in üblem Sinne) — und hier in seinem rastlosen ehrlichen Ringen und Bemühen eine der sympathischsten und edelsten Gestalten derer vom ‚Jüngsten Tag‘.

Die Bücher von Max Brod häufen sich; ein mir vorliegendes Verzeichnis des Verlages Kurt Wolff vermerkt die stattliche Anzahl von 13 Bänden, von denen nur vier an dieser Stelle eine mein vorstehendes Gesamturteil begründende Würdigung finden sollen. In seiner ‚Weiberwirtschaft‘ legt Max Brod eine Sammlung von 6 Erzählungen — besser gesagt ‚Milieuschilderungen‘ — vor, die in den Jahren 1905—1912, also vor den Erfolgen des Romans ‚Tycho de Brahes Weg zu Gott‘, entstanden sind. Die ‚Seele des Weiblichen‘ zu erfassen, erscheint als das Brodsche Problem dieser Früharbeiten. In der Titelerzählung berichtet M. Brod von einer geschiedenen Frau, die ihre erlangte Freiheit und die freigewordene Mitgift in die Gründung eines Damenmodesalons steckt und in gleichgesinnter Gesellschaft einer Freundin, einer Sängerin und einer Putzmamsell verwirtschaftet im übelsten Sinne des Wortes. Und als in diese ‚Weiberwirtschaft‘, in dieses Geldverjubeln, Klatschen, Verleumden, Begeifern, Prozessieren eine Männerhand, der Liebhaber einer dieser spießbürgerlichen Halbweltdamen, mit klärender, fester Hand eingreift und Ordnung schafft, die Prozesse zum Vergleich und zur Versöhnung bringt, die Konkurrenzgeschäfte regelt usw. usw., da empfinden wohl all diese Weiber den Segen dieser männlichen Hand, aber sobald diese Hand sich wieder entfernt hat, geht die alte ‚Weiberwirtschaft‘ unbeschadet von neuem los, darin scheint mir die ‚Lösung‘ des Brodschen ‚Problems‘ zu liegen. — Im ‚Ballettmädchen‘ sucht der zwanzigjährige Millionär Albrecht Blank ein Gegengewicht gegen die Mechanisierung, die seinem Leben durch die Leitung der Blankschen Fabrikwerke aufgezwungen wird, in der Unberechenbarkeit der hübschen Ballettfigurantin

Wlasta Muhr. Wlasta Muhr schreit z. B., wenn es ihr gerade einfällt, jeden beliebigen fremden Menschen mit ‚Protest! Protest! Protest!‘ an, nicht, weil sie gegen etwas protestieren will, sondern weil das sinnlos ist, und der Mensch, der hinter ihren Worten einen Sinn suchen zu müssen glaubt, in seiner Hilflosigkeit ihr zur lächerlichen Augenweide wird. Als Albrecht Blank durch ein Unglück zum Krüppel wird und die Geliebte dem ‚kranken Mann‘ gegenüber nun ihr Betragen ändert, nur ‚dienstbereit wie ein Tischtelephon‘ ihre Liebe weiter bietet, sich nicht auflehnt gegen die veränderten Verhältnisse, da sieht der Unglückliche sich seines Gegengewichts gegen die Mechanisierung durch seinen Beruf beraubt und erwürgt sich mit den Haarsträhnen der neben ihm schlafenden Geliebten, hinterläßt einen Brief: ‚Trauert nicht! Ich bin eines natürlichen Todes gestorben.‘ — In ‚August Nachreiters Attentat‘ wird ein altes Faktotum, das als Buchhalter sich in grenzenloser Ergebenheit gegen seinen Herrn und dessen Haus hinopfert, aus dem Geleis des spießbürgerlichen Dahinlebens ins Irrationale geschleudert, da diese jäh auflodernde Liebe zum Töchterchen seines Chefs ihn hinreißt, sich ins Schlafzimmer der Kleinen zu schleichen und dem Kind einen Kuß zu geben. Dies wird ihm als unsittliches Attentat gedeutet und bringt den Riß zwischen Herrn und Knecht und für August Nachreiter die Loslösung aus dieser Sklaverei. — In der ‚Bürgerlichen Liebe‘ will ein noch ‚Unverdorbener‘ aus dem Egerland in die Prager Gesellschaft hereingeschneiter Bauernstudent ‚refurmieren‘; in ihrer Kultur, insbesondere in der ihrer ‚bürgerlichen‘ Liebe, die im Kleinsten das Größte und Letzte sensationell genießt, sieht er zunächst nur das Gemeine, aber ein Flirt zieht ihn systematisch in den Bannkreis dieser Kultur. ‚Ob sie nicht reformbedürftig ist, die Gesellschaft, das ist noch die Frage: jedenfalls ist sie nicht reformfähig.‘ Das ist Max Brods Erkenntnis und weiterhin: ‚Was wir Kultur nennen, ist nur eine Grenze ohne Ausdehnung, etwas Nulldimensionales, ein Indifferenzpunkt. Wenn man sie erreicht hat, so ist man auch schon über sie hinaus.‘ — ‚Die Stadt der Mittellosen‘, das ist das sommerliche Prag, wenn die Reichen fort sind und alles zurückgelassen haben für die Armen. So arbeitet der junge verarmte Student Carus in der leerstehenden Wohnung eines Herrn Jerrybone, für den er technische Ideen ausgestaltet. Der ganze Komfort des Herrn steht jetzt im Sommer dem armen Teufel zu Diensten, sogar die Geliebte des Sohnes seines Herrn. Als aber im Herbst der Mittellose alles — die Wohnung an den Herrn, die Geliebte an dessen Sohn — wieder zurückstellen soll, da fügt er, der Mann, resigniert sich drein, aber die Ruschena, das Mädchen, geht in den Tod. Ein Elevator, der im Sommer, solange die Reichen fort sind, als unrentabel außer Betrieb steht — für die Armen führt eine Wendeltreppe um den Elevator in die Höhe —, ist ihr Sinnbild ihres Lebens und ihrer Liebe geworden. Den Elevator will sie, da er zum erstenmal zur Rückkehr der Reichen in Betrieb gesetzt wird, von der Wendeltreppe aus aufhalten, wird aber von dem Lift in die Tiefe gerissen und zerdrückt. — Die letzte dieser sechs Erzählungen, ‚Aus einer Nähschule‘, zeigt Spuren einer Weiterentwicklung, darum sei sie hier zunächst unberücksichtigt. Den einen Zweck verfolgen diese kurzgefaßten Inhaltsangaben: sie wollen das Problematische der Kunst Max Brods zeigen. So hat der Verfasser dieser Milieuschilderungen sich ein Problem des jeweiligen Milieus, das von ihm als ‚typisch‘ erkannte, herausgegriffen, vielleicht auch erst von ihm konstruierte Problem in das Milieu hineinversetzt und ordnet darnach Gestalten und Abbildungen. Was er hier beim Leser erreichen kann, ist höchstens ‚Interesse‘. Mehr wie ‚wahnsinnig interessant‘ können

solche Bücher nie sein. Und wer sich für diese ‚Probleme' nicht interessiert — das kann doch zufällig der Fall sein? —, der wirft sie weg; ihm sind sie eben ‚wahnsinnig' langweilig, zumal auch die Mattigkeit und Holprigkeit der Sprache nicht mit fortreißt. Hier liegen eben die Grenzen dieser Kunst. Es kann nicht oft genug, nicht scharf genug hervorgehoben werden, welch unendliche Kluft hier gähnt zwischen Kunst und Dichtung. Wollte eine gewisse Kritik uns die Brodschen Werke nicht als Dichtung aufvergewaltigen, stünde ihre Ablehmung von dieser Seite aus nicht zur Debatte.

Die Frage, ob Max Brod aus dieser Höhe des Erarbeitbaren sich die Brücke zu schlagen vermochte in jenes von ihm bisher nicht betretene Land der Dichtung, wird durch seinen erfolgreichen Roman ‚Tycho de Brahes Weg zu Gott' nahegelegt.* Tycho de Brahe und sein Schicksal ist ein großes, ins Heroische übersetztes Spiegelbild von Max Brod und seinem eigenen Ringen, all die vielen beziehungslosen Dinge der Erscheinungswelt zueinander in die Beziehungen einer Weltanschauung zu bringen, und was Max Brod nicht gelingt, gelingt auch Tycho de Brahe, seinem Helden, nicht. Max Brod sagt uns nur, daß es Tycho de Brahe gelänge, und zeigt uns den Weg seiner Wanderung, wie er ihm, dem Dichterforscher, wahrscheinlich erscheint. Tycho ist einer jener zwiefach, mit Stürmen und Nachdenken, diesen Gegensätzen, belasteten Menschen, die auf keine dieser beiden Lasten verzichten wollen und so mit doppelter Last keuchend vor Gott anlangen. Und dieser Stürmer und Versteher wird hingeleitet zu Gott von Kepler, diesem rein ‚Besinnungslosen', der sündelos den Weg seiner Bestimmung geht, weil er in seiner Seele einseitig vorbestimmt ist. Die Zweiseitigbestimmten verstehen diesen Kepler nicht, werden an ihm zum Zweifler, verleumden, verfolgen ihn; nur Tycho, der Keplers Bedeutung für die Zukunft seiner Wissenschaft erkannt hat, setzt sich über alles Leid hinweg, das ihm von Kepler kommt, für diesen Menschen ein, dessen Menschentum ihm unverständlich ist. Alles, seine Familie, seine peinlichst vor jedem fremden Auge gehüteten Ergebnisse seiner Lebensarbeit, all sein Errungenes, gibt Tycho hin, Kepler die Wege zu ebnen. Aber gerade dieser Weg des Selbstverzichtes führt den Helden zur wahren Gotteserkenntnis: Gott braucht solch besinnungslose Menschen wie Kepler; was diese aber an jenen Gütern, die für ihre Sendung nötig sind, eben infolge ihrer einseitigen Begabung nicht erreichen können, das müssen andere für sie, das muß Tycho de Brahe für Kepler tun. Aus dieser Gotteserkenntnis kommt dem Zweifler wieder Selbst- und Gottesvertrauen, entströmt eine zu jedem Opfer bereite Liebe. Tycho de Brahe, Kepler, das Prag Rudolfs II. und eines Rabbi Löw — daraus hätte auch eine große Dichtung werden können; bei Max Brod ist es keine geworden. Die Charaktere sind flach, das Milieu nebelhaft, nirgends mit frisch zugreifender überlegener Hand erfaßt. Max Brod bleibt Knecht, wird nie Herr seines Wissens und Könnens. Eine Stelle ruft nach einem Vergleich mit Jakobsens ‚Die Pest in Pergamo': Tycho ist nach leidvollem Geschehen zu einer Erkenntnis gekommen, die er nun hinausschreit in seine Umgebung, in eine roh kneipende Soldateska. Die letzten Worte Christi am Kreuz waren nicht: ‚Es ist vollbracht!' — ‚Nein! nein, es ist nicht vollbracht, so soll es heißen. Es ist ein Fehler in der Überlieferung, das fühl' ich deutlich!' — Bei Jakobsen fällt das gleiche Wort, aber in eine durch wochenlange Pest und tausendfaches Sterben in religiöse Ekstase gehetzte Menge; dort ist es ein Fackelwurf in einen Pulverturm. In dem Brodschen Roman verhallt das gleiche Wort wirkungslos. Das ist auch nicht anders möglich. Wer aus dieser Soldateska

* Vergl. Hochland, April 1918, Seite 83.

hat ein Verständnis für dies Wort, das nur Tycho de Brahe allein wesentlich ist nach so viel Leid! Und da auch der Leser Tycho de Brahes Weg zu Gott nur erzählt erhalten, nie ihn mitzugehen von einem Dichter gezwungen worden ist, sitzt auch er in der von diesem Worte unberührten Zuhörerschaft. Diese Szene wirft ein Licht über das ganze Brodsche Schaffen. Wie könnte sonst, nach solcher Entwicklung, wie sie sich an Tycho de Brahe vollzogen haben soll, das Ganze schließen mit Worten wie: ‚Die Geschichte der astronomischen Wissenschaft hält übereinstimmend das Zusammentreffen dieser beiden Männer —‘ usw.; das ist blutleere Geschichte der astronomischen Wissenschaft. Wird der Dichter, wenn ihm eine wahre Erschütterung gelungen ist, all das Köstliche preisgeben, um noch eine Seite lang so nichtig ‚interessant‘ zu sein für jene, die aus der Schule her sich nicht noch ein paar armselige Kenntnisse über Tycho de Brahe und Kepler zu retten vermochten? Und die Max Brod staunend zurufen: ‚Seht, welch ein Künstler!‘ — Ja, Ja, Ja! — Ein Künstler! Aber ist das etwas Großes? — oder wenigstens ist es das Größte? Und nur das Größte erscheint uns und gewiß auch Max Brod wahrhaft erstrebenswert.

Auch ‚Aus einer Nähstunde‘ und ‚Die Jüdinnen‘ verraten das gleiche Können wie ‚Tycho de Brahes Weg zu Gott‘, aber der Stoff, das Milieu, ist nichtiger. ‚Die Jüdinnen‘ haben mich in ihrer ganzen Gattung stark an Stephan Zweigs ‚Brennende Geheimnisse‘ erinnert.

In der kleinen Skizze ‚Eine Stunde nach dem Tode‘, eigentlich eine Streitschrift, in der Max Brod in phantastischer Form sich mit Max Scheler auseinandersetzt, gerät der Künstler in den Bannkreis Sternheims und vor allem in den von Franz Kafkas dekadenter ‚Verwandlung‘. Er erringt hier, was äußere Geschlossenheit anbelangt, eine respektable Höhe, das Ganze aber ist ein Irrweg. Hoffentlich gelingt Max Brod jener Sprung, der Franz Kafka gelungen ist, als er nach der ‚Verwandlung‘ seine kleine Skizze ‚Das Urteil‘ schrieb — der Sprung aus dem Unfruchtbaren ins Poetische. Aber das muß von ihm und uns abgewartet werden, wie der, der an Gott glauben möchte, aber es nicht kann, nichts anderes vermag als zu warten, geduldig zu verharren; aber trotz alledem wird er seine Seele stündlich bereit halten müssen für den Empfang des Ewigen.

# Neue Romane* / Von Franz Herwig

Wenn Formfragen, wie es heute der Fall ist, theoretische Erörterung und praktische Übung vielfältig beherrschen, so ist das ein Zeichen für das Schweigen des eigentlichen Schaffens, das zielsicher immer das Rechte treffen wird. Es mag aber nun vorkommen, daß das Wichtignehmen und Überschätzen der Form auch einmal auf naiv Schaffende verwirrend wirkt und sie bewegt, nach dem zu suchen, was ihnen doch eigentlich in- und eingeboren ist. Auch bei solchem persönlicheren Fall wird man von einem Schlummern des Triebes sprechen können, der sonst ohne Erwägungen und Nachhilfen, in Wesen und Form klar und sicher sich entlud. In diesem Falle scheint mir Anna Schieber zu sein, die Schwäbin, der erst im Vorjahre hier mit reiner Freude ausführliche Erwähnung getan wurde. Es müßte denn andererseits ein inneres und sehr starkes Erlebnis sie zur Resignation

* Anna Schieber, ‚Ludwig Fugeler‘. (Eugen Salzer, Heilbronn, M. 5.80.) Walter von Molo, ‚Fridericus‘. (Albert Langen, München, M. 7.—.) Peter Dörfler ‚Judith Finsterwalderin‘. (Jos. Kösel'sche Buchh., Kempten, M. 6.—.)

geführt haben, so daß ihr munteres, den großen und kleinen Eindrücken des Lebens naiv offenstehendes Wesen selbst in eine kühle Starrheit sich gewendet hätte. Denn Anna Schiebers neuer Roman ‚Ludwig Fugeler‘ ist entgegen der blühenden Art ihrer früheren Bücher ganz Form, Zurückhaltung und Darüberstehen geworden. Ein Garten, in dem unter freier Sonne Malven, Rittersporn, Akeley, allerlei gute Küchenkräuter und edle Duchessebirnen wuchsen, ist in geometrische Formen gebannt worden, und geschnittene Hecken führen zu einem dämmerigen Winkel, in dem man mit Grazie traurig sein kann. Sie erzählt das Leben eines Menschen, der aus kleinen Verhältnissen, wie man zu sagen pflegt, ins Gutbürgerliche emporsteigt; er wird mehr emporgetragen, als daß er sich emporränge, und so kommt von vornherein in dieses Leben etwas Passives, das das feurige Miterleben des Lesers ausschließt. Fugeler gelangt auch nicht eigentlich zu einer inneren Höhe, sein Wesen hat und behält den bürgerlichen Zuschnitt, und wie er seines äußeren Lebens Gipfel als Antiquar in einer kleinen Stadt findet, so bleibt er auch in seinem ganzen Wesen abseits der Strömungen und Entwicklungen der Zeit. Dieses ein wenig zögernde und resignierte Motiv wird nun zu einer klaren und einfachen Melodie entwickelt, die etwas Einschläferndes hat wie ein Wiegenlied, das man unruhigen Kindern singt. Diese Melodie ist schön; der künstlerische Trieb der Dichterin, nicht mehr wie sonst bestürmt von des Lebens bunten Eindrücken, sondern auf schlichte Linie gezwungen, vermag nun der Schönheit sich ganz zu widmen. Ohne Frage ist das Buch besser geschrieben als irgendeines der Schieber. Ich habe nur immer noch die Erfahrung gemacht, daß die Schönheit eines Buches auf Kosten des inneren Reichtums lebt, und so ist es auch hier. Es sind indessen zarte Feinheiten in ihm, die volksliedartig anmuten, so der Abend des Jünglings und des Mädchens auf dem Friedhofe, an denen man den alten Reichtum der Dichterin ahnen mag, es bleibt aber etwas Resigniertes in allem; man greift nur zögernd zu, zu spät, um das Glück zu fassen, und was Ludwig Fugeler schließlich als Glück in den Händen hält, ist etwas Verspätetes, das einen schon Abgeklärten sanft beglückt. Diese ganze Art erinnert lebhaft an Ricarda Huch; sie ist verhängt, gedämpft und weckt mit flachen, langen, in Dämmer und Dunkel verlaufenden Linien die Sehnsucht, ohne sie zu befriedigen. Einen Vorzug dieses Romans gegen frühere zu erwähnen, soll nicht vergessen sein: wenn besonders ‚Alle guten Geister‘ zuweilen den Eindruck einer Fülle nebeneinander stehender und ineinander wirkender Bilder und Skizzen machte, so hat ‚Ludwig Fugeler‘ die echte epische Form, und wenn es möglich sein sollte, daß Anna Schieber diese Form einmal mit drängendem und blühendem Leben erfüllt, mag ein vollgewichtig Kunstwerk zustande kommen, so daß dann ‚Fugeler‘, wenn man rückwärts schaut, die notwendige Stufe zu einer neuen Entwicklung wäre.

Es ist lehrreich, sich nun Walter von Molos ‚Fridericus‘ anzusehen. Weist der Schieber Willen und Entwicklung auf das Epos hin, so ist an Molo nach diesem Friedrichsbuche ein Dramatiker verdorben. So viel über Kunst- und Stilfragen geredet wird, so verworren bleibt das Empfinden für das Elementarste. ‚Fridericus‘ ist ein Drama, nicht ein Roman. Nicht nur, daß Zwiesprachen sich dramatisch zuspitzen, was in gebührenden Grenzen keiner epischen Dichtung schadet: man wird an Regievorschriften erinnert, wenn man die Schilderungen der scharfen, plastischen und bedeutsamen Bewegungen liest, die Molo erläßt. Zudem gießt er den ganzen Friedrich in vierundzwanzig Stunden zusammen, indem er die zeitlich und räumlich weit auseinanderliegenden Handlungen und Taten des Königs auf einen Punkt zusammenballt. Er versäumt auch nicht mit Förde-

rungen und Verzögerungen zu arbeiten, gegen die Aktschlüsse hin zu steigern und sogar Augenblickseffekte anzubringen, ohne damit freilich mehr als sehr große Schlagkraft und dramatische Form zu erreichen. Dramatische Entwicklung, im weiteren: künstlerische Entwicklung eines Königs erreicht er indessen nicht. Die Arbeit bleibt Zustandsschilderung, und Fridericus ist zu Anfang der gleiche wie zum Schluß, wenn seine äußere Lage sich auch ändert. Das Buch ist ein Gegenstück zu Grabbes ‚Napoleon‘, zudem ebenso hitzig, um nicht zu sagen: überhitzt. Das alles hat seinen Grund in Molos unüberwindlichem Realismus, auf den sein ganzes Wesen gestellt ist: einen ungemein starken, explosiven Realismus, der sich die Bändigung durch epische Form nur schwer gefallen lassen wird. Man hatte diesen Eindruck schon bei dem Schiller-Roman des Verfassers und fand diesen Realismus genügend, als es galt, die stürmischen Jugendjahre Schillers darzustellen. Geistige Höhen konnte und kann diese Art nicht gut erreichen; sie kann hinstürmen, springen, zupacken, klettern — aber nicht fliegen, und darauf kommt es, wie ich meine, bei einem Schiller wie bei einem Friedrich doch wohl an. Es ist etwas von der Giganten Art in Molo, die den Pelion türmten auf den Ossa, um den Himmel zu stürmen, und auch bei ihm bleibt Zeus unerreichbar. Man könnte natürlich, bei einer Darstellungskraft, wie Molo sie hat, darüber einige zwanzig Zeilen Lob schreiben, aber da es mir immer nur auf das Wesen ankommt und nicht auf eine Besprechung, mit der ein Verleger Staat machen kann, so lasse ich auch hier das Selbstverständliche beiseite. Da, wo es Leidenschaftsausbrüchen gilt, Handgreiflichkeiten, Sarkasmen und elementaren Bewegungen, ist Molo in seinem Element; der Friedrich dieser Lebensäußerungen ist gelungen, das Genie aber schwebt oben und schüttelt den Kopf. Thomas Manns Essai ist von Molo nicht ohne Nutzen aufgenommen: es ist Wesensverwandtschaft in der Art zu sehen. Daß Fritz bei ihnen als ein Dämon erscheint, der schon mehr zum Kobold neigt wie zum Genie, liegt eben am Realismus des Erkennens und Darstellens. Friedrichen rund und rein fassen, könnte auch ein Idealist nicht; vielleicht gibt's eine Synthese in irgendeinem Genie, das uns einmal beschieden ist. Dieses dichterische Genie mag uns dann auch den ‚Fridericus‘ singen.

Peter Dörflers ‚Judith Finsterwalderin‘ ist so ein Versuch, realistische Darstellung den Gesetzen der epischen Kunstform einzuordnen. Die älteren ‚Hochland‘-Leser kennen das Werk aus der Veröffentlichung in der Zeitschrift, den neueren mag der Hinweis genügen, daß Dörfler die Entwicklung eines Mädchens der Barockzeit zur Ortsheiligen schildert. Er führt da jene Linie seines Wesens weiter, die mit ‚La Perniziosa‘ einsetzte; daß mir der Dörfler der idyllischen Heimatbilder lieber ist, habe ich vor Jahren bereits betont, und ich verhehle es auch heute nicht. Denn nur zu deutlich zeigt sich an der ‚Judith‘, daß der feine Dichter mehr und mehr in den Bann der Handel-Mazzetti geraten ist; die besondere Art der Verwendung der Zeitsprache, die Liebe Judiths zur Miniature, die Silberhochzeitsfeier des gräflichen Paares, Jakob Freudenberg, der Kampf des alten Wüstlings mit der Jungfrau — um nur einiges herauszugreifen — beweisen es. Im Rahmen der großzügigen Art der Handel mögen diese, nicht selten ans Manierierte im Stil und Krankhafte im Wesen streifenden Dinge hingehen; eine auch nur anklingende Nachahmung vertragen sie nicht, wie man eine Nachahmung der Droste sich nicht denken kann. Zudem liegt Dörfler das Heroische nun einmal weniger wie das Idyllische, und wenn er auch viel zu sehr eigenhafter Dichter ist, als daß er nicht immer einen Reichtum von schönen und erfreulichen Dingen über sein Werk hin verstreuen würde, so muß man doch aufrichtig wünschen, daß er selber das ihm

Gemäße erkennt und ihm in ruhiger Stetigkeit nachstrebt. Dieses vorausgenommen, wird man freudig zugestehen, daß im Kreise derer, die den Roman als Kunstwerk anstreben, Dörfler auch mit der ‚Judith‘ einen hervorragenden Platz einnimmt. Wie wenig ist er Schriftsteller, Schreiber, Handwerker! Er hat genug Atem, um eine weitgespannte, epische Form auszufüllen, und er wird immer genug Innerlichkeit haben, um vor der modernen Gefahr, sich in kühlen Formspekulationen zu verlieren, gesichert zu sein. Denn, es mag noch einmal betont sein: Der aus einer geheimnisvollen Quelle des Inneren schöpfende und tränkende Dichter wird die Form als etwas Selbstverständliches mitbringen. Der Leere ist es, der klügelt, der Volle strömt über, womit nicht etwa dem Sichverlassen auf Inspiration das Wort geredet sein soll. Sehr schön ist zu erleben, wie der Dichter bei aller realistischen Kraft und sorgsam förderndem Vorwärtsschritt geläufig und sicher bleibt und die erzählerische Linie einhält, und Judiths Schicksal aus schwärmerischen Kindheitswünschen zum Opfer für die Stadt hinführt. Wie dieses Schicksal sich erfüllt, ist es voll mystischer Größe. Es genügt nicht, daß Judith die an der Pestseuche Erkrankten pflege und durch kluge Mittel und hellen Verstand gesund mache: es bleibt der Giacomo, ‚Der Brunnquell des Gifts und aller Kontagion Herd‘ — (‚Kann's denn sein, daß wir gesunden, wo dieser immerdar Krankheit ausgeifert wie ein Drach und daß Segen kommt, wo der nichts tut Tag und Nacht denn sakrilegieren, verfluchen und Höll' anrufen?‘). Gegen dieses Symbol hilft nicht Klugheit und Verstand, es hilft nur, wie im Märchen, das Opfer. Und wie die alttestamentarische Judith zum Holofernes geht, geht die barocke Judith zum Giacamo, um ihn zu überwinden. Wohl überwindet sie ihn, aber sie verliert auch das Leben dabei; die Stadt aber ist gerettet. Wenn das (auch körperliche) Ringen der Jungfrau mit dem alten Wüstling von übler Kraßheit ist, so liegen da Anklänge vor, von denen Dörfler sich nicht ganz frei zu machen verstand.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für Mai 1918*

Seit fast vier Jahren brachte der Weltkrieg die Fortentwicklung der Menschheit zum Stillstand und damit zum Rückschritt. Zwar meinen noch viele Leute, daß nach dem Kriege alles wieder so sein könnte wie vorher. Dem ist aber nicht so. Denn Millionen von Menschen und ungeheuere Stoffwerte gingen verloren. Dauernd erschüttert und zerrissen ist der früher einheitliche Weltmarkt. Tief verschuldet sind alle kriegführenden und selbst die angrenzenden ohnseitigen Staaten. Besonders schlimm ist der große Verlust an geistigen Kräften sowohl durch den Tod zahlreicher begabter, wissenschaftlich gebildeter Männer wie auch durch die lange Störung der obersten Mittelschul- und fast der gesamten Hochschulbildung, namentlich der besonderen Fachausbildung in sämtlichen Berufen. Nur allmählich kann wieder eine neue Entwicklung der Menschheit nach aufwärts beginnen. Um solche für das deutsche Volk und seine Bundesgenossen zu beschleunigen, ist unbedingt notwendig, daß vom Vierbund ein siegreicher Friede erkämpft werde.

Daß wir bereits auf dem besten Wege hiezu sind, zeigen die Ereignisse des 46. Kriegsmonats. Bei dessen Beginn betrugen nach deutsch-amtlicher Zusammenstellung im Seekriege die feindlichen Verluste an Handelsschiffsraum seit August 1914 schon 17 116 000 Bruttoregistertonnen. Hiezu wurden durch die Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität vom 1. bis 31. Mai noch 596 242 Bruttoregistertonnen Versenkungen bekannt, so daß das Gesamtergebnis von Kriegsbeginn ab nun schon an die 18. Million heranreicht. Diesem Verluste steht ein Ersatz von höchstens 3 Millionen BRT. Neubauten, wahrscheinlich aber viel weniger gegenüber, auch ist er noch gesteigert durch die vermehrten Seeunfälle der Schiffahrt sowie durch die Abnützung, die beide während des Krieges fortschreitend zunahmen infolge Minderwertigkeit der Besatzungen, Beseitigung der Seezeichen und zu starker, eiliger Ausnützung der Schiffe. Wie groß die mittelbaren Wirkungen des Unterseekampfes sind, zeigt nachstehender britischer Aufruf: ‚Im März belief sich der Bau von Handelsschiffen in Großbritannien auf 161 000 Tonnen oder 32 Schiffen von je 5000 Tonnen. Aber die Hunnen versenkten gleichzeitig 81 Schiffe. Werftarbeiter! Ihr könnt und werdet verhindern, daß die Hunnen uns aushungern!‘ Wie der Staatssekretär des deutschen Reichsmarineamts, v. Capelle, am 11. Mai im Reichstag erklärte, stehe unser Angriff zur See jetzt stärker da als zu Beginn des uneingeschränkten Unterseekampfes und gebe sichere Aussicht auf schließlichen Erfolg. Fest könne darauf vertraut werden, daß im Verein mit dem siegreichen deutschen Heere die Tauchschiffe ihr Ziel erreichen werden. Neben den andauernden aufständischen Bewegungen in Irland zeitigten der erhebliche Rückgang der britischen Einfuhr und die vermehrten Lebensmittelnöte an Pfingsten in Manchester und Glasgow möglichst verheimlichte größere Arbeiterunruhen von sehr ernstem Wesen. Außer den Verlusten an Handelsschiffen erlitt der Einkreisverband im Mai solche auch von Kriegsfahrzeugen: 1 alter Kreuzer, 1 Kanonen- und 1 Torpedoboot, 11 Unterseeschiffe, 1 Minensucher, 1 Minenleger, 3 Tor-

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für April 1918‘ Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Juniheft S. 323.

pedomotorboote, 2 Hilfskreuzer und 2 Kriegsfrachtdampfer. Von der deutschen Flotte ging nach britischer Angabe westlich Gibraltar 1 U-Kreuzer verloren. Außerdem mußte ‚U 39‘ wegen verschiedener Seebeschädigungen den ohnseitigen spanischen Hafen von Cartagena aufsuchen, wo es mit der Besatzung festgehalten wurde. Schlachtschiffabgänge kamen im Mai nicht vor, auf dem Wasserspiegel wurden keine Entscheidungskämpfe ausgefochten, feindlicherseits nur Hafenangriffe ausgeführt zur Bekämpfung der ‚U-Pest‘. Am 10. Mai vor Tagesanbruch unternahmen britische Seestreitkräfte einen völlig vereitelten, opferreichen Sperrangriff gegen Ostende. Vier Tage später versuchte ein italienisches geräuschloses Torpedomotorschiff vergeblich in den adriatischen Hafen von Pola einzudringen, wurde dabei aber versenkt. Dagegen gelang es einem U-Schiff des Vierbundes am 29. April, wie nachträglich bekannt wurde, in die Bucht von Carloforte an der sardinischen Küste einzudringen, einen verankerten englischen Dampfer zu torpedieren und durch Kanonenschüsse in den Grund zu bohren. In Erinnerung sind zu behalten die fortgesetzten Völkerrechtsbrüche und Grausamkeiten des Einkreisverbandes. Nach unabhängig von einander gemachten, übereinstimmenden Aussagen gefangener amerikanischer Flieger wurden diese mit Lazarettschiffen unter dem zwischenstaatlichen Schutze des Roten Kreuzes nach Frankreich überführt. Obwohl Rußland im Friedenszustand und ohnseitig ist, werden in Großbritannien Russen zum britischen Heere ausgehoben. Durch Abschneiden der Einfuhr zwang der Einkreisverband ohnseitige Staaten: Niederlande, Dänemark, Norwegen und Schweden zur gefügigen Herausgabe von Handelsschiffen für Kriegszwecke. Holländische Fischdampfer wurden nach England aufgebracht, zur Störung der Handelsschiffahrt britische Minen an der schwedischen Küste, sogar im Hoheitsgebiete, ausgelegt. Während am 8. Mai nach dem Feuergefecht eines deutschen U-Kreuzers mit einem bewaffneten italienischen Dampfer dessen Verwundete an Bord genommen und vom deutschen Arzt verbunden, ferner den Schiffbrüchigen Ersatz für ein leckgeschossenes Rettungsboot sowie Lebensmittel übergeben wurden, sahen Engländer am 31. März trotz Rettungsmöglichkeit ruhig zu, wie die Mannschaft zweier versenkter deutscher Vorpostenschiffe zum größten Teil allmählich ertrank. Bei den Briten herrscht eben Roheit statt Ritterlichkeit. Dies beweist auch die schon seit Monaten übliche Mitnahme gefangener deutscher Offiziere auf den Kriegsfrachtdampfern sowie die beantragte Mitführung deutscher Kriegsgefangener auf allen englischen Handelsschiffen als abschreckende Geiseln gegen Unterseeangriffe. Zur Vergeltung und zum Schutze gegen hinterlistige Überfälle dürfte sich empfehlen, auf jedem Tauchschiffe des Vierbundes einige gefangene britische Offiziere mitzunehmen. Sehr erfreulich ist dagegen, daß durch den Frieden im Osten die Handelsschiffahrt in der Ostsee, dem Finnischen und Bottnischen Meerbusen sowie im Schwarzen Meere nun wieder eröffnet werden konnte. Als fernere günstige Tatsache kommt hinzu, daß die russische Schwarz-Meer-Flotte jetzt in der Gewalt des Vierbundes und somit diesem unschädlich geworden ist. Gegen Gewährung von wirtschaftlichen und Geldentschädigungen an Großrußland wird sie von der Ukraine für sich in Anspruch genommen.

In dem mit gesteigerter Heftigkeit auf allen Kampfgebieten weitergehenden Luftkriege ist aus den beiderseitigen Verlusten ein fortgesetzter zahlenmäßiger Erfolg der deutschen Flieger festzustellen. Im April verloren nämlich an den deutschen Kampfstellungen die feindlichen Luftstreitkräfte: 15 Fesselbälle und 271 Flugzeuge, von denen 122 rückwärts der deutschen, die übrigen jenseits

der gegnerischen Stellungen abstürzten, die eigenen: 14 Fesselbälle und 123 Flugzeuge. Von diesen blieben 87 vorwärts unserer Stirne. Im Mai beträgt an den deutschen Stellungen der feindliche Verlust: 23 Fesselbälle und 413 Flugzeuge, von denen 223 hinter unserem Rücken abstürzten, der eigene: 28 Fesselbälle und 180 Flugzeuge. Als besonders wirksam und erfolgreich sind hervorzuheben deutsche Fliegerangriffe mit mehr als 200 000 Kilogramm Bomben auf die französischen Festungsstädte Calais, Dünkirchen, Paris und dessen Vororte, sowie auf Bahnknoten im Kriegsgebiete am 14. und in den Nächten vom 15./16. und vom 20./21. Mai, ferner auf die befestigten britischen Orte London und solche der englischen Südostküste nachts vom 19./20. Mai. U. a. wurden die ausgedehnten französischen Munitionslager bei Blargies vernichtet. Seitens der gegnerischen Flieger fanden wieder zahlreiche Angriffe auf offene deutsche Städte statt, die unter den wehrlosen Einwohnern manche Opfer forderten. Allerdings wird seitens der Gegner auch die ihnen befreundete belgische und französische Bevölkerung in den von uns besetzten Gebieten nicht verschont. Festzustellen ist, daß G. C. Grey, der britische Sachverständige für das Flugwesen, in einem öffentlichen Vortrag über den Luftkrieg zugestand, englische Flieger hätten zuerst Bomben auf feindliche Städte geworfen, und zwar nach Kriegsausbruch von Belgien (!) aus auf Köln und Düsseldorf. Daß die britischen Flieger dabei ohnseitiges Gebiet nicht achteten, sondern über solches rücksichtslos flogen, später dort Bomben abwarfen, ist schon bekannt und wurde erst kürzlich, in der Nacht vom 16./17. Mai, bei Sluis in Holland wiederholt.

Nachdem Ende April die heftigen britisch-französischen Gegenangriffe, die besonders die Rückgewinnung des Kemmelberges und dessen Umgebung anstrebten, von den Deutschen erfolgreich abgewiesen waren, begann im Westen ein Stillstand der Heeresbewegungen. Aus dem zum Halten gekommenen Vorgehen der deutschen Streitkräfte schlossen sowohl viele Feinde als auch kriegsunkundige ängstliche Freunde, namentlich die ‚Miesmacher', daß nun die deutsche Angriffskraft schon erschöpft sei und der mißliche Stellungskrieg wieder fortgesetzt werde. Bis zum 26. Mai blieb denn auch die Kriegslage auf dem britisch-französischen Kampfgebiete unverändert, doch fanden beiderseits heftige örtliche Erkundungs- und Geschützkämpfe sowie rege Flugtätigkeit statt. Das Wesen der schwerbeweglichen und besonders schwierig zu erhaltenden Millionenheere erfordert eben von Zeit zu Zeit für Nachschub und Vorbereitung unumgänglich solche Stillstände und verlängert damit den Krieg, der sich heutzutage mehr um den Besitz von Eisenbahnen als um den von Festungen und Provinzen dreht. Dem Verteidiger verschafft zwar der Stillstand Gelegenheit zu Abwehrmaßnahmen, dem Angreifer erschwert er seine Aufgabe, macht sie aber doch nicht unlöslich, wie die jüngsten Ereignisse bewiesen. Anfangs Mai schrieb eine englische Zeitung: ‚Wir Briten sind jetzt $3^1/_2$ Jahre im Kriege und gaben schon 120 Milliarden Mark für ihn aus. Er kostete uns mehr als 1 Million Tote und $1^1/_2$ Millionen Verwundete. Unser Heer brachten wir von $^1/_4$ Million auf 7 Millionen Mann. Mit uns gehen Frankreich, Italien und jetzt Amerika. Über 2 Jahre war Rußland auf unserer Seite, ebenso Rumänien, Serbien und Montenegro. Portugal und China stehen uns bei. Glänzend unterstützten uns die Tochterstaaten und Niederlassungen. Fast unser gesamtes Großgewerbe wurde auf die Schießbedarfserzeugung eingestellt. Für alle nützlichen Zwecke ist unsere Kriegsflotte noch unberührt und — heute sind wir in einer schlimmeren Lage wie vor $3^1/_2$ Jahren!' — Unter diesen für

den Vierbund glänzenden, ehrenvollen Verhältnissen begann am 27. Mai der neue deutsche Angriff, die Gegner durch Zeit und Ort völlig überraschend. Besonders die Engländer, aber auch ihre Verbündeten vermuteten, der neue Vorstoß müsse wieder in der für sie empfindlichsten alten Richtung gegen den Ärmelkanal und die dort befindlichen Landungsplätze erfolgen. Aber dies hätte die südwestliche linke Flanke des gegen Nordwesten vorgehenden deutschen Heeres gefährdet; wohl deshalb zog die Oberste Heeresleitung vor, durch Angriff auf die britisch-französischen Stellungen am Frauenweg zwischen Soissons und Reims die südwestliche Richtung auf Paris einzuschlagen. Nach kurzer, aber ergiebiger Geschützvorbereitung wurde der Bergrücken in seiner ganzen Ausdehnung genommen, der Kampf an die Aisne, in den folgenden Tagen unter Einnahme von Soissons bis an die Marne siegreich weitergeführt. Bis zum 1. Juni war eine keilgestaltete, 3000 Quadratkilometer große Gebietsfläche erobert, deren Grundstrich Noyon —Reims (dieses ausschließlich) fast 100 Kilometer lang ist, während ihre Höhe mit dem abgerundeten Gipfel, östlich Chateau Thierry an der Marne, etwa 52 Kilometer mißt. Bei verhältnismäßig geringen eigenen Verlusten wurden mehr als 45 000 Gefangene, weit über 400 Geschütze, Tausende von Triebwerkgewehren und reiche sonstige Kriegsstoffvorräte erbeutet. Insgesamt beträgt nun die Beute der zehnwöchigen Frühjahrskämpfe vom 21. März bis 1. Juni 1918 über 175 000 Gefangene, weit über 2000 Geschütze, ungezählte Tausende von Triebwerkgewehren usw. Noch sind die großen Entscheidungskämpfe nicht abgeschlossen; beim Monatswechsel gingen sie siegreich weiter. Großartig ist der Gefechtserfolg der ersten fünf Kampftage; wunderbar sind die Leistungen und die wuchtige Stoßkraft der deutschen Truppen. Kein Lob und kein Dank sind groß genug; die geistesarmen Teile der heimatlichen Bevölkerung, die über Kriegsbeschränkungen klagen, ahnen nicht, vor welchem Unglück sie durch die herrlichen Siege unserer Heere bewahrt wurden und wie sie diesen zu Dank verpflichtet sind. Veranlaßt durch die drohende Annäherung der deutschen Streitkräfte und den Einfluß des wirksamen Geschützfernfeuers verließen Ende Mai 12 000 Familien oder bei Einrechnung des Zweikinderwesens gegen 50 000 Menschen Paris. Welch Unglück ist damit verbunden! Aus den neuen Kampfgebieten flohen außerdem rund 100 000 Menschen.

Im Südwesten, auf dem italienischen Kriegsschauplatze, änderte sich während des Mai die Lage noch nicht, obwohl den ganzen Monat hindurch rege Gefechts- und Geschütztätigkeit herrschte. Am 23. Mai 1918 waren es drei Jahre, daß der welsche treulose Dreibundgenosse in verräterischer Weise an Österreich-Ungarn den Krieg erklärte und diesen sofort begann. Wohl zur Feier dieses ruhmlosen Tages und zur Anstachelung von Begeisterung für das vierte Kriegsjahr unternahmen die „Katzelmacher‘ auf der Zugna Torta und im Etschtale drei sehr starke und heftige Angriffe, die aber alle scheiterten, für Erkundungszwecke allein zu ausgedehnt, für Beginn eines Entscheidungskampfes aber zu schwach waren. Bei ihrer Wiederholung am 24. Mai zeigten sie das Wesen von Erkundungen, die anscheinend unbefriedigend ausfielen, denn bis zum Monatsschlusse kam es noch zu keiner großen Schlacht. Angeblich sei zwar auf die ganze Ausdehnung der Kampfstellungen von der Piavemündung bis zur Schweiz das Vorgehen der italienischen Streitkräfte eingeleitet, nach den welschen Zeitungsmitteilungen von Ende Mai würden jedoch alle Anzeichen auf ein unmittelbar bevorstehendes großzügiges österreichisch-ungarisches Vorgehen hindeuten? In dieser Erwartung sei die Erregtheit des italienischen Volkes beständig im Wachsen; zu seiner

Beruhigung wurden daher größte Hoffnungen auf baldige amerikanische Hilfe erweckt. Ermutigend würde die Anwesenheit einiger tausend amerikanischer Truppen auf Heer und Bevölkerung sein! Stark niederdrückend wirkt immer noch die italienische Niederlage des Herbstes 1917. Verlor doch seit 23. Mai 1915 die welsche Streitmacht $2^1/_2$ Millionen Menschen an Toten, Verwundeten und Gefangenen, rund 2000 Geschütze, 3000 Triebwerk- und 150 000 Infanteriegewehre mit 52 Millionen Patronen, 400 Minenwerfer usw., dazu noch 2500 Quadratkilometer besetzt gewesenes österreichisches und 12 000 Quadratkilometer eigenes Gebiet. Die Kriegsausgaben während der ersten drei Jahre betrugen aber schon gegen 40 Milliarden Mark. Das ist das wohlverdiente bisherige Ergebnis des ‚sacro egoismo', der heiligen Selbstsucht. Dadurch bestehen im Zusammenflusse mit den Unterseewirkungen in der italienischen Volkswirtschaft große Schwierigkeiten und gefährliche innere Notstände. Angeblich fanden Ende Mai Streitkräfteverschiebungen zwischen Frankreich und Italien auf dem Landwege statt, indem einige italienische Divisionen gegen französische farbige Truppen ausgetauscht wurden.

In Mazedonien auf dem Balkangebiete wurde im 46. Kriegsmonate verhältnismäßig wenig gekämpft, nur einige örtliche Gefechte kamen vor. Hievon war das stärkste Ende Mai südlich der Stadt Huma bis an den Wardar, wobei zum ersten Male das griechische Heer in größeren Verbänden auftrat mit dem Erfolge, in einzelne Abschnitte der bulgarischen Schützengräben einzudringen. Sonst aber blieb die Kriegslage dort unverändert. In der Dobrudscha herrschte wie im ganzen Osten Friede.

Mit Rumänien wurde am 7. Mai der ‚Frieden von Bukarest' vertragsmäßig abgeschlossen. Vorerst bleiben noch Truppen des Vierbundes bis zum Abschlusse des allgemeinen Friedens in den besetzten rumänischen Gebieten, von denen die Dobrudscha und einige Streifen an den österreichisch-ungarischen Grenzen dem Vierbunde abgetreten wurden. Hier sind somit die Heeresbewegungen beendet und friedlicher Wirtschaftsverkehr bereits eingeleitet. In der Ukraine jedoch fanden Truppen noch Verwendung zur Beruhigung des Landes und Ermöglichung geordneten Handelsverkehrs; auch sorgten sie am 1. Mai für Aufrechthaltung der Ordnung während der dortigen Staatsumwälzung, bei der die Regierung der genossenherrschaftlichen Rada durch die Bauern-Abgeordneten gestürzt wurde. Während die österreichisch-ungarischen Truppen die Südukraine besetzt hielten, rückten deutsche Truppen bis an die Ostgrenze der Ukraine sowie in die Krim nach Sebastopol, um Angriffe der Schwarz-Meer-Flotte gegen Cherson und Nikolajew abzuwehren. Am 4. Mai wurde bei Kursk zwischen den deutsch-ukrainischen und den Bolschewiki-Truppen Waffenstillstand abgeschlossen und in Charkow Verhandlung über Festsetzung einer Abgrenzung eingeleitet. An der deutsch-großrussischen Grenze herrscht voller Friede, auch begann schon ein schwacher Handelsverkehr. Im Innern Großrußlands kehrte allmählich Ruhe ein, doch wurde sie durch die drohende Hungersnot immer wieder gefährdet. Noch besteht die Neigung zum Zerfall in selbständige Einzelstaaten; Mitte Mai erklärte Nordkaukasien, Ende Mai Südkaukasien die Unabhängigkeit von Großrußland. Dagegen bleibt der neue Freistaat Turkestan im Bündnisanschluß mit Großrußland. Heftige Kämpfe fanden in Sibirien statt zwischen Großrussen und Semenowschen Kosaken am Flusse Yngoda beim Eisenbahnknoten Karinskaja; angeblich wurden die Kosaken Ende Mai bei Ura im Baikalgebiete vernichtend geschlagen. Im Orenburg-Gebiete sei die aufständische Kosakenbewegung gleichfalls überwunden. Sehr

bedrohlich sind die Beziehungen zwischen Großrußland und Japan-China, die sich in Sibirien festsetzen und jenes vom Stillen Meere abschließen wollen. Mit Hilfe deutscher Truppen kam der Bürgerkrieg in Finnland Mitte Mai zu siegreichem Abschluß; der Einnahme Wiborgs Ende April, die 80 000 Gefangene und eine Beute im Werte von 2 Milliarden Mark ergab, folgten anfangs Mai noch einige Säuberungsgefechte. Außerdem kam es Mitte Mai in der Nähe der Eismeerküste, bei Petschenga an der norwegischen Grenze, zu einem von Großbritannien herbeigeführten britisch-finnischen Zusammenstoß wegen der Murmanküste, wo der Einkreisverband einen ihm gefügigen ‚Murman-Freistaat‘ als britische Niederlassung bilden will, um die großrussische Ein- und Ausfuhr zu beherrschen. Verhandlungen sind nämlich im Gange, wonach Großrußland den westlichen Murmananteil mit Zutritt zum Meere an Finnland abtreten und dafür die südfinnischen Grenzorte Ino und Raivolo erhalten soll, was den Absichten Großbritanniens zuwiderlaufen würde. In der Hauptsache herrscht nun im Osten Friede. Der freien Handelseröffnung stehen jedoch neben der politischen und der Verkehrsunsicherheit vor allem Währungsschwierigkeiten entgegen, indem während Fortdauer des Weltkrieges kein Staat das Papiergeld des anderen annehmen, jeder aber sein Edelmetall für sich behalten will. Sonach kann vorerst der Handel nur durch schwerfälligen Warenaustausch der Länder sich vollziehen. Ob die militärische Unternehmung der Mittelmächte in der Ukraine ein gefährliches Abenteuer sei, wie viele Ängstliche meinen, oder gewinnbringend sein wird, kann nur die Zukunft zeigen. Gewiß aber wird politisch und besonders auch militärisch das neugebildete ‚Königreich Polen‘ dauernd ein zu früh geborenes Sorgen- und Schmerzenskind des Vierbundes bleiben, denn die anspruchsvollen Polen lernten und vergaßen nichts. Desgleichen wird der Anschluß der Baltenländer an das Deutsche Reich für dieses durch die abgeneigte esthnische und lettische Bevölkerung eine militärisch schwer zu tragende Kette bedeuten.

Auf den türkischen Kriegsschauplätzen in Asien trat im Mai nach den vorliegenden lückenhaften Berichten keine wesentliche Änderung der Lage ein. Die Briten konnten keine weiteren Fortschritte machen, erlitten zu Beginn des Monats in Palästina am östlichen Jordanufer eine empfindliche Niederlage. In Mesopotamien (Irak) rückten sie anfangs Mai bis Kerkuk (150 Kilometer nördlich Bagdad) vor, das sie jedoch Ende Mai wieder räumten, worauf es von der türkischen linken Flügelgruppe besetzt wurde. Bei der militärischen Besetzung des durch den Friedensschluß von Rußland zurückerstatteten kaukasischen Gebietes stießen die Türken auf heftigen, noch nicht überwundenen Widerstand, da der angrenzende neue Freistaat Trans- oder Südkaukasien den Frieden von Brest-Litowsk nicht anerkannte.

In den überseeischen Kampfgebieten kommt es zunächst wie ein Wunder vor, daß die deutsche Schutztruppe trotz der gegnerischen Überzahl im vierten Kriegsjahr noch immer in Portugiesisch-Ostafrika Widerstand leisten kann und bewegungsfähig ist; vermutlich wird sie von den portugalfeindlichen Einwohnern unterstützt. Zu ihrem Vorteil wohl verlief am 5. Mai ein angeblich ‚entscheidungsloses‘ Gefecht bei Nanengo; Mitte Mai befanden sie sich bei Manogo, etwa 250 Kilometer südlich des Zusammenflusses von Rovuma und Budjende, 300 Kilometer westlich Port Amelia, angeblich auf dem Marsche zurück nach Deutsch-Ostafrika. Im britischen Südafrika nahmen die politischen Unruhen und englandfeindlichen Bestrebungen großen Umfang

an, wahrscheinlich unter dem hoffnungserweckenden Eindrucke der britischen Niederlagen in Europa und Palästina. Bedeutsam sind die militärpolitisch wichtigen japanischen Umtriebe in Ostasien, die sich im erzwungenen Zusammenwirken mit China zunächst gegen Russisch-Asien und Niederländisch-Indien, in zweiter Reihe gegen die Vereinigten Staaten von Amerika richten.

Deren Rüstungen werden mit großem Geld- und Wortaufwand weiterbetrieben, machten sich jedoch auf den europäischen Kriegsschauplätzen noch nicht wesentlich fühlbar, obwohl dort schon 5000 Amerikaner gefallen seien. Politisch gedrückt erklärten dem Vierbunde neuerdings drei amerikanische Freistaaten den Krieg: Guatemala, Nikaragua und Costarica; damit soll der künftige Handel dieser Länder mit den Mittelmächten verhindert werden.

Im Eingang dieser Kriegsbetrachtung wurde begründet: ‚Wir müssen siegen.' Sowohl die zur See, in der Luft und zu Land vom Vierbund im abgelaufenen Monat errungenen Erfolge wie auch die auf die deutsche achte Kriegsanleihe jetzt schon gemachten Einzahlungen im Betrage von 14 283,3 Millionen gleich 96,7 v. H. des bisher bekannt gewordenen Zeichnungsergebnisses geben uns zum Schlusse des 46. Kriegsmonats die berechtigte feste Zuversicht: ‚Wir werden siegen!'

Abgeschlossen 1. Juni 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

## Zum Wiederaufbau Ostpreußens.

Während an der Westfront die Kanonen weiter donnern und Milliarden von Kulturwerten in kurzer Zeit vernichten, nimmt in Ostpreußen das langwierige und mühselige Werk der Beseitigung der Kriegsschäden seinen Fortgang. Über den Stand der Wiederaufbauarbeiten in den Jahren 1916 und 1917 gibt eine soeben (als Nachtrag zu der am 27. Mai 1916 herausgegebenen Denkschrift) erschienene Denkschrift des Preußischen Staatsministeriums Aufschluß.

Für den allgemeineren Leserkreis in den anderen deutschen Gebieten sind wohl die Angaben am interessantesten, die über die Schadensfeststellungen und die Einzelheiten des Entschädigungsverfahrens hinaus ein Bild des Landes vermitteln, wie es äußerlich wieder zum Leben und zu seinem früheren Aussehen ersteht.

In der Landwirtschaft hat sich das tatkräftige Eingreifen der Wiederaufbaubehörden als besonders segensreich erwiesen. Während im ersten Wiederaufbaujahr 1915 noch ein kleiner Teil des landwirtschaftlich genutzten Gebietes unbestellt liegen blieb, weil die Bevölkerung noch nicht überall zurückgekehrt war, wurden 1916 und 1917 die Acker- und Weideflächen restlos der Volksernährung nutzbar gemacht. Der Ertrag der Landwirtschaft war nur noch insofern durch Nachwirkungen des feindlichen Einfalls geschmälert, als es — infolge des großen Bedarfs an Schlachtvieh — nicht gelang, den Viehbestand auf die Höhe zu bringen, die er vor dem Kriege gehabt hatte. Allgemeine, mit dem Kriege zusammenhängende Schwierigkeiten, unter denen die ostpreußische Landwirtschaft zu leiden hatte, waren in den genannten Jahren die erschwerte Heranschaffung von Futter- und künstlichen Düngemitteln sowie die Leutenot. Eine teilweise Abhilfe für die letztere bedeutete die Einwanderung von etwa 25 000 Wolhyniern, die beim Vorrücken der Russen in ihre alte Stammesheimat geflüchtet waren und von dem Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer nahezu sämtlich in Ostpreußen untergebracht wurden. Es war nicht möglich, sie ihrer wirtschaftlichen Stellung gemäß, die sie in Rußland gehabt hatten, als Eigentümer oder Pächter in kleinen Siedlungsstellen unterzubringen und so bildeten sie einen erwünschten Ersatz für die fehlenden Landarbeiter. Die spätere selbständige An-

siedlung ist wohl nur eine Frage der Zeit; sie wird erfolgen, wenn die Bautätigkeit wieder in größerem Umfange einsetzen kann und vor allem die Baupreise wieder erschwinglich geworden sind. Auch die übrigen Fragen der Siedlungsbewegung und die Aufteilung der kriegszerstörten Domänen müssen bis zu diesem Zeitpunkte aufgeschoben werden. Jedoch werden die Unterlagen für die spätere Siedlungsarbeit durch Gründung von Gesellschaften und Ausarbeitung der Siedlungspläne schon jetzt soweit geschaffen, daß nach dem Kriege unverzüglich mit der Anlage der Ansiedlungen begonnen werden kann.

Der Wiederaufbau im engeren Sinne, die Wiederherstellung der zerstörten und beschädigten Gebäude hat infolge der Einwirkungen des Krieges nicht immer den Fortgang genommen, der zu erwünschen gewesen wäre. Während das Jahr 1916 hinsichtlich der Arbeiter- und Baustoffbeschaffung noch verhältnismäßig günstig war, stiegen die Schwierigkeiten im Jahre 1917 erheblich. Sperrungen des Eisenbahnverkehrs führten zu großen Verzögerungen in der Baustoffbeschaffung. Zur Behebung des Arbeitermangels wurden Militärbaukommandos gegründet, die aus kriegsgefangenen Bauhandwerkern bestanden. Dem Baustoffmangel suchte die für den Wiederaufbau besonders gegründete Ostpreußische Baustoffgesellschaft entgegenzuwirken. Ihr Bestehen hat für den Wiederaufbau den doppelten Vorteil der Möglichkeit billigeren Bezuges und einfacherer Beförderung gebracht. Um den einzelnen Bauherren die Möglichkeit einer bequemeren Abfuhr der Baustoffe zu verschaffen, gründete sie ferner an einer Anzahl von Orten Baustofflager. Neben der Baustoffgesellschaft sorgten auch die Kreisverwaltungen der einzelnen kriegszerstörten Kreise für eine Erleichterung der Baustoffbeschaffung, insbesondere dadurch, daß sie von der staatlichen Forstverwaltung größere Holzbestände ankauften, die sie zum Wiederaufbau zur Verfügung stellten.

Bei den Schwierigkeiten, die den Fortgang der Wiederaufbauarbeiten hemmten, mußten natürlich die weniger dringlichen Bauten zurücktreten. Vor allem demnach die städtischen Bauten. Dies hat zur Folge, daß auch heute noch der Besucher Ostpreußens in den Städten das Bild eines völlig oder auch nur in der Hauptsache erfolgten Wiederaufbaues nur selten hat. Ganz wiederaufgebaut sind nur die Städte Domnau und Tapiau. In den übrigen Städten sind die Zerstörungen noch größtenteils sichtbar; freilich wirken sie infolge der überall durchgeführten Aufräumungsarbeiten nicht mehr so stark wie in der ersten Zeit nach der Russenvertreibung. Die bei den Aufräumungsarbeiten fortgeschafften erheblichen Schuttmassen sind zur Befestigung alter Wege oder zur Schaffung neuer Verbindungswege, in einzelnen Städten zur Anschüttung von Sumpfgegenden in der Nähe von Seen oder Flüssen, zur Schaffung von Promenaden und gärtnerischen Anlagen verwandt worden. Ganz besonders zurücktreten mußte der Aufbau der öffentlichen Gebäude (Kirchen, Schulen). Von den zerstörten Kirchengebäuden ist bisher keines wiederhergestellt. Für den Gottesdienst wurden da, wo die Ortskirche zerstört war, teils geeignete andere Räume gewonnen, teils eigene Gebäude errichtet, die zunächst als Notkirchen dienen und später, nach dem Wiederaufbau der Kirchen, als Gemeindehäuser dem kirchlichen Leben dienen sollen.

Von den im ganzen zerstörten rund 30 000 Gebäuden waren bis Ende 1916 rund 13 000 und bis Ende 1917 schätzungsweise 17 000 wiederhergestellt oder im Bau begriffen.

Es bleibt also noch ein gutes Stück Arbeit zu leisten, das bei den weiter bestehenden Schwierigkeiten der Bautätigkeit auch im laufenden Jahre und wohl

auch noch im nächsten Jahre nicht erledigt werden kann.

Dr. Aloys Vogels.

## Kirchengeschichte

**Ein liturgisches Unternehmen.** In der Theologischen Revue XVI Nr. 19/20 (31. Dez. 1917) spricht Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M. über ‚Die Aufgaben der liturgischen Forschung in Deutschland'. Es ist eine von Gelehrten wie A. Ebner, Dom Cabrol, Ad. Franz erkannte Tatsache, daß gerade auf deutschem Boden das wichtige Gebiet der liturgischen Forschung in der wissenschaftlichen Welt lange und stark vernachlässigt worden ist und auch heute — von Einzelgebieten wie der Hymnologie (Dreves, Blume) und anderen abgesehen — gegenüber den andern Ländern noch sehr im Hintergrund steht. Diesem fühlbaren Mangel abzuhelfen, kündet nun der Artikel den großen Plan einer umfassenden Behandlung der Liturgie an. Monumenta Germaniae liturgica sollen unter der Leitung des Franziskanerordens erstehen, eine Sammlung, Sichtung und wissenschaftliche Erkenntnis aller liturgischen Dokumente, zunächst deutscher, dann auch allgemein christlicher Provenienz. Ein Corpus liturgicum soll alle erreichbaren und wichtigen liturgischen Handschriften nach den Grundsätzen moderner Editionstechnik veröffentlichen; an dieses Corpus sollen sich, etwa unter dem Titel ‚Beiträge zur Geschichte der Liturgie', wissenschaftliche Untersuchungen und Darstellungen anschließen. Daneben soll aber auch ein Organ geschaffen werden, eine ‚Liturgische Zeitschrift', die für das Unternehmen etwa das bedeutet, was das ‚Neue Archiv' für die Monumenta Germaniae historica, und die ‚in Deutschland das Interesse für liturgisch-historische Studien stets wachhalten und es gestatten soll, auch kleinere Funde und Forschungen den interessierten Kreisen leicht bekannt zu geben'. Wie ferner angezeigt wird, soll das Unternehmen in nächster Zeit schon den ersten Schritt ins Leben tun: mit dem wertvollen Pontificale Gundecars II. in Eichstätt, herausgegeben von P. Bertrand Bühler O. F. M., wird das Corpus liturgicum begonnen, und auch mit der Zeitschrift hofft die Leitung, an deren Spitze P. Kleinschmidt selbst steht, in Bälde den Anfang machen zu können.

Wenn der große Gedanke wirklich in die Tat umgesetzt werden kann, so würde damit die gesamte Geisteswissenschaft, soweit sie irgendwie mit den liturgischen Fragen in Berührung kommt, einen Gewinn von ungeheurer Tragweite erzielen. Nicht allein, daß Einzelgebiete der theologischen Disziplinen, wie die Liturgik selbst, die Hymnologie, die Heortologie, die Hagiographie, ja die Kirchen- und Dogmengeschichte selbst von diesem Zweige aus in reichster Weise befruchtet werden könnten, daß man vielfach gerade in den liturgischen Dingen Kern und Wurzel manches ungelösten Problems fände, auch die profanen Wissenschaften würden in großartigem Maße aus dem lebendigsten Brunnen schöpfen können, der die mittelalterliche Welt bewässert und getränkt hat. Niemand wird dankbarer sein können als der Philologe, der Literar- und Kulturhistoriker, der jene so viel verkannte und zu spät erkannte Zeit zur Sphäre seiner Forschungen erkoren hat. Denn — die folkloristischen Einschläge beiseite gestellt — das geschulte Denken des Mittelalters ist an zwei Richtlinien emporgewachsen, der Antike und der christlichen Liturgie. Und selbst hier muß man mehr und mehr zur Überzeugung kommen, daß die Überlieferungen des Altertums doch allmählich nur mehr zum formgebenden Werkzeug wurden, während die mittelalterliche Seele den Organismus der Liturgie, von dem Hermann Platz einmal in dieser Zeitschrift treffend sprach, aus ihrer eigensten ‚visionären Größe und Phantasieerfülltheit' (R. Benz) her-

aus emporbaute. Neben die alten Klassiker, ja über sie wird der Philologe Missale und Brevier zu legen haben. Missale und Brevier als die kondensierten Niederschläge des liturgischen Baugedankens werden dem Kulturhistoriker zeigen, wie der Schwung der romanischen und gotischen Kathedralen sich in Worte verkleidet, wie das theozentrische Weltgefühl sich aus nebelbelasteten Tälern den Weg bahnt zur symbolischen Erfassung seines Ideals. Unsere Zeit und unsere Weltanschauung insgesamt, insonderheit unser philosophisch-religiöses Arbeiten bis herunter auf den Religionsunterricht in den Volksschulen, ist positivistisch oder, was auf dasselbe hinauskommt, apologetisch angekränkelt. Von ihr gilt, was Emil Verhaeren von der modernen Vernunft sagt: ‚Elle est morte, morte de trop savoir, de trop vouloir sculpter la cause.‘ Wir vermeinen, unsere Seele auf dem Weg der Anatomie zu finden. Die Liturgie dagegen — und darum kommt unser Ibsenscher Positivismus dem liturgischen und mystischen Gedanken so wenig und so schwer nahe — die Liturgie hatte des Menschen Seele als etwas Gegebenes und stellte sich nur die Aufgabe, ihr den großen Rhythmus eines erhabenen Gefühls einzuhauchen und sie unter aufstrahlenden Dankeshymnen und zitternden Bitten und brennenden Gelübden dem ewigen Mysterium hinzuführen. Trägt das demnächst in die Erscheinung tretende liturgische Unternehmen dazu bei, die Erkenntnis jenes früheren Denkens und Fühlens zu fördern und zu mehren und selbst mehr Fühlen zu geben, dann wird es — und das müssen wir alle wünschen — ein κτῆμα εἰς ἀεί sein, und ein kostbarer Besitz aller jener, die der Wahrheit dienen wollen.

Dr. Anton L. Mayer.

# Literatur

**Eine neue lyrische Anthologie.** Zu den zahlreichen Anthologien moderner deutscher Lyrik, unter denen die von Hans Bethge (Hesse) und Hans Benzmann (Reclam) wohl die wertvollsten waren, hat sich nun unter dem Titel ‚Deutschlands Dichter‘ ein neues Unternehmen gesellt, das von Ernst Krauß ausgewählt und herausgegeben worden ist (Leipzig, Johannes M. Meulenhoff Verlag 1917).

Da die neue Anthologie ein Jahrzehnt später erscheint als die Sammlungen von Benzmann und Bethge, so wäre man versucht, zu vermuten, daß in ihr die neue expressionistische Lyrik, die für diesen Zeitraum charakteristisch ist, wenigstens in ihren bedeutendsten Vertretern zu Wort kommt. Das ist aber nicht der Fall: von den wirklich sprachschöpferischen Jüngsten ist nicht einer vertreten, weder Georg Heym noch Georg Trakl, weder Franz Werfel noch Joh. R. Becher. Auch unter denjenigen jüngeren Dichtern, die mehr traditionelle Wege gehen, vermißt man bedeutende Talente wie Johannes von Günther, Heinrich Lerch und Rudolf Alexander Schröder. Von den Modernen der älteren Generation fehlen Theodor Däubler und Else Lasker-Schüler. Stefan George und Rainer Maria Rilke sind ebenfalls nicht vertreten — doch hat dies darin seinen Grund, daß diese beiden Dichter aus einem aristokratischen Snobismus den Abdruck ihrer Gedichte in der ‚freien Konkurrenz‘ der Anthologien nicht gestatten. Von katholischen Lyrikern ist nur Zerkaulen vertreten, obwohl Verse von Peter Bauer, Flaskamp, Marie Herbert, Kneip, Knies, Thrasolt u. a. sich sehr wohl im Rahmen dieser Anthologie hätten sehen lassen können.

Solcher Art gibt die Sammlung von Ernst Krauß keineswegs ein vollständiges Bild der zeitgenössischen Lyrik. Das Ideal einer solchen Anthologie, eine Anschauung des lyrischen Zeitbewußtseins zu geben und möglichst alle starken Wortpräger in markanten Proben vorzuführen, ist nicht erreicht. Vielmehr zeigt gerade in der Auswahl der jüngsten Dichter der Herausgeber eine recht unsichere Hand:

er bevorzugt das epigonisch Glatte vor dem neutönend Genialen, die triviale Sentimentalität vor der Glut starken eigenwüchsigen Erlebens. Anspruchsvolle Belanglosigkeiten wie die Verse von Adolf Attenhofer, Max Bewer, Max Bittrich, Jeany Boese, Otto Borngräber, Franz Karl Ginzkey, Karl Maria, Georg Ruseler, Karl Salm u. a. gehören sicher nicht in eine Auswahl bester zeitgenössischer Lyrik.

Dennoch ist zum Lobe der Anthologie von Ernst Krauß zu sagen, daß sie die Eigenart der wertvollsten Lyriker der älteren Generation in einer glücklichen, nicht zu karg bemessenen Auswahl zur Anschauung bringt. In dieser Hinsicht stellt sie sich auf gleiche Stufe wie die Auswahl von Bethge, übertrifft jene von Benzmann. Unter den schon Verstorbenen sind Martin Greif, Detlev von Liliencron und Christian Morgenstern mit einer sehr geschickten Auslese vertreten, während Hille etwas zu kurz gekommen ist. Unter den Lebenden ist das große Sprachgenie der zeitgenössischen Lyrik, Alfred Mombert, wie es sich gebührt, mit einer großen Zahl von Proben vertreten, die dartun, wie er die ganze Skala der Klänge vom lautesten Aufschrei bis zur leisesten Klage beherrscht. Richard Dehmel wird in seinen unbedingt stärksten Gedichten dargeboten, von der wilden Leidenschaft der Venus Primitiva bis zur zarten Verinnerlichung des Gedichtes ‚Die stille Stadt'. Richard Schaukal wird gleichfalls mit sehr reichlichen Proben vorgeführt, Gedichten aus seiner besten Zeit: von den feinnervigen Bildern, die mit ‚Goya' und ‚Der Gewandte' gut vertreten sind, läßt man sich gerne zu den stillen, innerlichen Versen wie ‚Du', ‚Mai', ‚Erwartung', ‚An die Nacht', ‚Manchmal mein' ich es zu halten . . .' führen, in denen sich des Dichters reinste Wesenheit offenbart. Auch Gustav Falke und Wilhelm von Scholz sind durch sehr gut ausgewählte Gedichte in ihrer Eigenart gekennzeichnet. Auffallend kurz ist die Balladendichtung fortgekommen, die ja überhaupt dem modernen Geschmack nicht zu liegen scheint: doch sind Börries von Münchhausen und Agnes Miegel mit charakteristischen Proben vertreten.

Die neue Anthologie sei trotz ihrer Mängel empfohlen; aus dem sehr einfachen Grunde, weil es, neben derjenigen von Hans Bethge, eine bessere Auslese moderner deutscher Lyrik nicht gibt. C.

## Theater

**‚Die Bürger von Calais', Georg Kaisers dreiaktiges Bühnenspiel, wurde** in der diesjährigen Spielzeit vom Weimarer Hoftheater erstmalig aufgeführt, bei welcher Gelegenheit ich, im Urlaub, das Stück sehen konnte. Die ‚Hochland'-leser haben durch Cyprians Aufsatz im Dezemberheft* allgemeine Richtlinien zur Beurteilung des Dramatikers Kaiser erhalten, die auch meinem Urteil entsprechen. Indessen bleibt noch viel zu sagen, besonders über ‚Die Bürger von Calais', das als die beste Arbeit des unermüdlich hervorbringenden Kaiser gilt. Um von vornherein einen festen Punkt zu gewinnen, sei betont, daß das Bühnenspiel einen tieferen, auch nur vierundzwanzig Stunden nachhaltenden Eindruck nicht machte, weder auf mich, noch auf eine nennenswerte Zahl von Zuschauern: es konnte diesen Eindruck nicht machen, weil es ein durchaus künstliches Gebilde ist, entstanden aus hundert äußerlichen Anregungen und Eindrücken und einem überaus anspruchsvollen Willen. Von dem Preziösentum Kaisers gibt der Vorspruch schon einen kleinen Begriff: ‚Nicht sind die Namen der sechs Bürger von Calais auf unsere Zeit gekommen; nur vier sind verzeichnet. Ich habe für diese Dichtung der erfundenen Benennungen entraten, um nicht mit falscher Grabplatte die fruchtbaren Gräber zu verschließen. — Ad aeternam memo-

* Vgl. ‚Der Dramatiker Georg Kaiser' von M. F. Cyprian. Dezemberheft 1917 S. 357.

riam.' — Er nimmt sich sehr wichtig und will sehr wichtig genommen sein, schade nur, daß kein genialer Funke aus dem Spiel in unser Herz schlägt, damit wir ihn gleichfalls sehr wichtig nehmen. Vom ersten Akt an, wo dem belagerten Calais der König von England Gnade und Schonung schenken will, wenn sechs Bürger sich ihm überliefern, worauf sieben sich melden, über den zweiten Akt, wo der siebente ausgelost werden soll und nicht ausgelost wird, bis zum dritten, der den Selbstmord des gewollten Helden bringt, und nach alledem den Verzicht des Engländers auf jedes Opfer: durch alle drei Akte reden die Bürger erregt mit tausend Worten in Frageform aufeinander ein, beginnen immer wieder von neuem, um sich und die andern klar zu machen, und alles ist in den Wind gesprochen: kein Pfeil trifft das Schwarze, und die Quälerei so vieler Unfähiger oder eigentlich eines Unfähigen, deutlich zu sein und das rechte Wort endlich zu finden, das den Zauberberg öffnen muß — legt dem Zuhörer sich kalt aufs Herz und erweckt peinliche Gedanken über einen Stummen, der nur gurgeln kann, aber nicht sprechen. ‚Die Bürger von Calais' ist eine unheilbar moderne Dichtung, verseucht vom Intellektualismus; ohne Wärme, voll eiskalter Glut, ohne Menschen, voll Konstruktionen: ein Marionettenspiel, um so mehr, als die peinlich genauen Regievorschriften jene plötzlichen, abgehackten Bewegungen verlangen, die aus der Überlegung: das muß wirken — entspringen. Jedes Bühnenbild ist auf herausfordernden Parallelismus der Bewegungsmotive gestellt, jede Szene eine krasse Aufeinanderfolge von ff und pp: Erinnerungen an dasjenige, was in zeitgenössischer Malerei und Musik als groß bezeichnet wird — und natürlich fehlt auch die Spielerei mit dem Heiligen nicht: neben Abendmahl und Kreuzigung müssen kleine irdische Ereignisse sich dreist drängen; denn man weiß, wie bei Reinhardtschen Inszenierungen derartige Mätzchen wirken.

Das sind Äußerlichkeiten. Versuchen wir den Kern zu fassen, was sehr schwer ist; denn er hat sieben Schalen, und ich bin nicht sicher, ob überhaupt ein Kern übrig bleibt, wenn man die sieben Schalen zerbricht. Jedem mag ohne weiteres klar sein: der stellvertretene Opfertod muß der Kern einer Dichtung von den Bürgern von Calais sein. Wäre dieser Kern auch im Drama Kaisers, und hätte ein tiefer und kühner Mensch diesen Kern zum vielfältigen Leben erweckt — nun ja; aber das wäre zu einfach und zu menschlich; klügele man also ein wenig daran und kompliziere man so viel als möglich; man sei geistreich. So muß Eustache de St. Pierre, der — entgegen Duguesclins Aufforderung: mit den Waffen in der Hand lieber für Frankreichs Ehre zu fallen, als Stadt und Hafen zu übergeben — sechs Bürger zum Opfertod aufruft, diese einfache und große Sache verkünsteln, indem er für das ‚Kulturwerk', den Hafen von Calais, sterben lassen will. Nicht um das Leben von Tausenden zu retten, sondern den Hafen zu retten, sollen und wollen sechs sich opfern und Georg Kaiser meint, wunders wie hoch er seine Helden damit stellt. Denn, so sagt Eustache de St. Pierre: Was geht uns Frankreich an? Wir haben nicht an das Vaterland gedacht, als wir den Hafen bauten. Was erreicht Duguesclins mit seiner Tat? Nutzloses Opfer, denn der Kampf ist aussichtslos. Heldentod? Leeres Wort sozusagen. Wir aber sterben für die ‚Kultur', die ist überzeitlich, überstaatlich, wir sterben nicht für die Ehre eines Volkes, sondern für den Fortschritt der Menschheit. — Dieses ungefähr ist der Kern seiner schwerverständlichen Reden, und wenn das Drama nicht schon 1914 erschienen wäre, könnte man von der Infizierung mit jenem üblen Internationalismus sprechen, der diesen Krieg einen verbrecherischen Wahnwitz schilt. So groß

die Worte Eustaches sind, was bleibt übrig, wenn wir seine Gedanken verfolgen? Heute unterwirft man sich dem König von England, um das „Kulturwerk" zu retten, morgen dem König von Spanien, übermorgen dem Sultan, das „Kulturwerk" mag gerettet sein, die Männer aber werden Heloten sein, Sklaven ohne Ehre. Möge ein jeder in Gedanken Deutschland an Stelle von Calais setzen und er wird hübsche Anklänge an die Sophistik der Einkreisungsstaaten entdecken, der mancher unklare Kopf bei uns schon zum Opfer gefallen ist.

Eustache de St. Pierre gibt sich selbst den Tod, weil zu dem Opfer sich sieben gemeldet haben, anstatt sechs. Die eigentlichen Beweggründe bleiben im Spiel gänzlich unklar. Es wird zwar 45 Minuten lang davon geredet, aber der Dichter glaubt selber nicht, daß er Klarheit zu schaffen vermochte. Denn er läßt Eustache hinterher vor das Volk treten mit den Worten: ‚Wir wollen es ihnen deutlich sagen.' Ehe er es aber sagen kann, fällt der Vorhang.

Fassen wir zusammen, so sehen wir ein Werk, das ein überhitzter Wunsch zur Größe geboren hat. Der Verfasser ist der Famulus, der ein künstlich Gebilde zustande bringt, ohne Herz und Blut. Bedenkt man, daß Kaiser reichlich ein Dutzend Dramen in wenig Jahren schrieb, immer wieder von neuem sich mühend, so erhält dieser immerwährende Versuch mit untauglichen Mitteln etwas Tragisches.

Herwig.

# Unsere Kunstbeilagen

Unser Bild ‚Tobias und die drei Erzengel' von Andrea del Verrocchio, ein um die Mitte des Quattrocento beliebtes Bildthema, ist ein Beispiel, wie biblische Stoffe früher viel mehr in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Leben empfunden und dadurch immer wieder zu neuem künstlerischen Ausdruck erweckt wurden. Bilder dieses Inhaltes entstanden wahrscheinlich als Stiftungen gelegentlich der Reisen junger Kaufleute (s. Hamann, ‚Die Frührenaissance der italienischen Malerei', Jena, Diederichs). Es ist darum eine andere, mehr gesellschaftliche Stärke und geschichtliche Poesie in ihnen als zum Beispiel in den Tobiasbildern Fritz von Uhdes mit ihrem heutigen, vom einfachen Naturempfinden herkommenden Reiz. Unser Bild mit den drei Engelgestalten statt des Erzengels Raphael und den symbolischen Ausdeutungen hat einen besonders stark erzählenden, episch ritterlichen Zug. Auch uns will das Bild wieder mehr bedeuten, wenn wir an Inhalt und Ziel des Buches Tobias denken, ‚darzustellen, daß dem Gerechten alle Dinge, auch zeitliche Leiden, zum Besten gereichen'. Dieses Symbol der Starkmut enthält das poesievolle altbiblische Werk, und wir empfinden es heute mehr als in der naturalistischen Zeit, wo vorwiegend nur an die Naturpoesie der Bibel gedacht wurde.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Ferdinand Hodler/Seelandschaft






Fünfzehnter Jahrgang • August 1918

# Krieg und Seele in Frankreich
## Von Hermann Platz

Es ist zweifellos von großer Wichtigkeit für uns, klar zu erkennen, welche Quellen der Erneuerung und Erhebung, der Auffrischung und Durchglühung das Seelenland in den uns feindlichen Staaten berieseln.

Vor mir liegen vier Bücher,* die imstande sind, in Bezug auf die besonderen französischen Verhältnisse uns wertvolle Aufklärung über diesen Punkt zu geben.

Man kann im allgemeinen sagen, daß die geistige Entwicklung in Bezug auf das Verhältnis des Einzelnen zum Staate während des 19. Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich in entgegengesetzter Richtung verlief: In Deutschland ein allmähliches Erwachen aus Kosmopolitismus zum Nationalstaatsdenken und nach Eingliederung des Bismarck-Nietzsche-Erlebnisses, durch weltwirtschaftliche Erfolge hervorgelockt, eine Art Großstaatsstreben. In Frankreich, Hand in Hand gehend mit dem tatsächlichen Schwinden der französischen Weltgeltung, eine in Dilettantismus, Ästheti-

* Henri Bordeaux: La Jeunesse Nouvelle. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1/1915. 2/1916. — Teodor de Wyzewa: Le Cahier Rouge ou les deux conversions d'Etienne Brichet. Paris, Perrin et Cie. 1917. — Emile Baumann: L'Abbé Chevoleau, caporal au 90e d'Infanterie. Paris, Perrin et Cie. 1917. — Maurice Barrès: Les diverses Familles spirituelles de la France. Paris, Emile-Paul Frères. 6/1917.

zismus und Internationalismus einmündende Verdämmerung des Nationalbewußtseins, das seine politisch-militärische Schwäche durch um so stärkere Behauptung einer weltbeherrschenden Kulturüberlegenheit zu verdecken suchte. Indem Bismarck die französische Orient- und Kolonialpolitik förderte, bekräftigte er in gewissem Sinne diese Behauptung, um die Franzosen zur Anerkennung der im Frankfurter Frieden festgelegten Tatsachen zu erziehen. Die Generationen von 1860 und 1870 waren die Hauptträger dieses etwas entspannten Nationalbewußtseins. Unruhe und Enttäuschung hatten im Schatten der Niederlage von 1870/71 zu Unsicherheit und Mangel an Vertrauen in das eigene Können und in die staatliche Zukunft geführt. Voraussetzungslos und uninteressiert haben sie die humanitär-pazifistischen Ideale in sich aufgenommen und das Symbol der nationalstaatlichen Bestrebungen, Elsaß-Lothringen, seiner zentralen Stellung im Denken und Handeln entkleidet.* Der Unglaube (im weitesten Sinn!) hatte sich ausgebreitet und wertvolle idealistische Lebensantriebe zerstört. Aus dem Dämmergrund dieser Entspannung stiegen die Generationen seit 1900 langsam in den Hochspannungszustand des Weltkrieges. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus zeigen die vorliegenden Bücher diese Neuspannung.

Das Buch von Wyzewa schildert in ergreifenden Tagebuchaufzeichnungen den religiösen Entwicklungsgang eines Musikers, der dieser feinnervigen, aber willensschwachen, tatunlustigen Generation angehörte. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lernte er, der Skeptiker, in den Werken Tolstois und Dostojewskis das Evangelium kennen und wurde, wie viele damals, über Nacht ‚Neuchrist‘, ‚d. h. eine Art Protestant, der stets bereit ist, die Gestalt Jesu in ihrem erhabenen Glanz zu feiern, ohne daß jedoch die Bewunderung für den Helden des Evangeliums ihm den leisesten Wunsch eingab, sich seinen Geboten handelnd anzupassen, ohne daß sie auch nur im geringsten ihn das Unvermögen bedauern ließ, ein „Christ“ schlechthin zu werden.‘ Das Musikalische und Ästhetische in der Kirche hatte es ihm angetan. Erst der Tod seiner jungen, innigstgeliebten Frau brachte ihn in Berührung mit dem Glaubens**inhalt**, indem er ihm die Unsterblichkeit der Seele als wünschenswert für die Wiedervereinigung mit ihr annehmbar machte. ‚Amateurkatholizismus‘, ‚Halbchristentum‘ nennt er selbst diese echt romantische Benutzung des Religiös-Sakralen im Dienste des Sentimentalen. Einer nach dem Tode seines einzigen Sohnes einsetzenden, völlig glaubenslosen, tief verdüsterten, lebens- und willensmüden Zwischenzeit folgte die echte Bekehrung, die am Krankenbett seiner frommen Mutter, ‚bei Betrachtung der einfachen und erhabenen

* ‚In den Jahren 1897 und 1898 hatte ich Gelegenheit, dem französischen Wesen in Heer und Volk näherzutreten. . . . Der Haß gegen Deutschland schien sich zu verflüchtigen, und ich kam damals mit der Überzeugung nach Hause, daß Frankreich nicht nur nicht mehr für Elsaß-Lothringen kämpfen, sondern nach der Schmach von Faschoda überhaupt nicht mehr das Schwert ziehen werde.‘ Oberst Egli. ‚Neue Freie Presse‘ 21. September 1917.

Schönheit eines christlichen Todes' ihren natürlichen Ausgangspunkt nahm, in dem allmählichen Herauswachsen aus der ungläubigen Atmosphäre der Zeit und in dem Eintritt in den Benediktinerorden ihren willenstarken Abschluß fand. Die reichlich breite, den Problemen nirgends recht auf den Grund gehende, aber gut und würdig geschriebene Bekehrungsgeschichte — ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es die Wyzewas selbst ist — mag doch da und dort ihren als Grund der Veröffentlichung angegebenen Zweck erfüllen: den Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen in ihren qualvollen Fragen nach dem Schicksal der teuren Seelen den Trost und die Hoffnung des durch Nacht zum Licht durchgedrungenen Gottsuchers zu bieten. Das Buch zeigt uns jedenfalls, in welcher Richtung sich bei derlei Naturen etwa der Übergang von dem Skeptizismus zum Glauben vollziehen kann. Das nationale Element schwingt in diesen psychozentrischen Erschütterungen und Ermahnungen noch kaum mit, aber man spürt, daß die im Glauben gefundene Tatgrundlage breit und fest genug ist, um den Patriotismus auch in seinen schwersten und unerhörtesten Anforderungen zu tragen.

Das Soldatenbild, das uns Baumann in ‚Abbé Chevoleau' zeichnet, ist der Beweis dafür. Wenn wir dieses Büchlein gelesen haben, verstehen wir die Hoffnungen, die die französischen Katholiken nicht so sehr auf die 300 Feldgeistlichen,* sondern auf die 25 000 Priester setzen, die als Offiziere oder einfache Soldaten im Heere sind. Dieser Kleriker (Chevoleau) mit dem ausgesprochenen Mönchsberuf, der ‚gar nichts anderes will als das Reich Gottes, Gott allein', lebte sieben Jahre in einem holländisch-belgischen Orden, gewiß wenig dem Vaterländischen zugewandt. Aber, als der Krieg ihn nach Frankreich zurückwarf und sein Gestellungsbefehl kam, da flammte auch in ihm, der ‚lieber die andere Uniform getragen hätte', da er sich mehr zu friedlichen Eroberungen berufen fühlte, der Stolz auf und das Bewußtsein, ‚eine der Einheiten zu sein, auf denen die Rettung des Landes ruht'. Er wird langsam, aber sicher, was er sein muß, ein tüchtiger Soldat. ‚Ich bin Soldat; ich habe meine Seele zu einer Soldatenseele gemacht, und das war gar notwendig.' Nach zehnmonatigem Schützengrabenleben war er an den Kämpfen bei Neuville—Saint-Vaast und bei Loos (1915) beteiligt; am 4. Mai 1916 wurde er auf Höhe 304 vor Verdun, wohin es ihn unwiderstehlich gezogen hatte, verschüttet. Das Lehrreiche an diesen durch Brief- und Tagebuchaufzeichnungen sichergestellten Kriegserlebnissen ist die Möglichkeit, gewissermaßen Schritt für Schritt

* Jeder Oberst hat das Recht, in jedem Bataillon einen Priestersoldaten zu gottesdienstlichen Handlungen zu ermächtigen. Dieser Hilfsgeistliche trägt nicht das priesterliche Kleid und genießt keine besonderen Vorrechte; er muß grundsätzlich die Verpflichtungen seiner militärischen Stellung erfüllen. Und doch hat er weniger Hindernisse zu überwinden als der offizielle Feldgeistliche. Er ist im Schützengraben heimisch, der Kamerad der Leute, der alles mit ihnen teilt und stets zur Hand ist, während der andere bei der Division ist (vgl. Barrès a. a. O. S. 19).

die Seelenregungen und Willenseingriffe zu beobachten, die den mystisch-asketisch gerichteten Christen zum mehrfach ausgezeichneten Kriegshelden machen, und zwar so, daß eine Einheit von bewundernswerter Geschlossenheit entsteht. ‚Dein Wille geschehe‘, das ist der Angelpunkt seines Denkens, die Quelle seiner Kraft, der Ausgangs- und Endpunkt der Ziselierungsarbeit, die er kaum einen Augenblick unterbricht. Und wie es bei allen bewußt christlichen Soldaten der Fall sein wird, sieht auch er seinen möglichen Tod als Sühne an für sich und seine Brüder. Er arbeitet planmäßig daran, ‚das Tier (in sich) abzurichten‘. Das Pfeifen der Kugel, das Fauchen der Granate lösen auch in ihm eine Zusammenziehung seines ganzen Wesens aus, eine Art ‚Lebenspause‘, aber ‚er bemüht sich, nichts davon merken zu lassen und dann alle ungeordneten Bewegungen seines Körpers zur Vernunft zu bringen‘. ‚Ich bin so weit, mein Fleisch zu opfern und wenn Gott es will, will auch ich, daß meine Glieder zerschmettert, aus den Gelenken gerissen, zerstreut, mit Abscheu aufgelesen und nicht wiedererkannt werden. Meine Fehler verdienen wohl diese Art Vernichtung.‘ Das ist nicht mehr die Sprache der Theologie und der Erbauungsbücher, das ist die Sprache dessen, der ‚sich dem Geruch der Leichenfelder, der Nachbarschaft roher, manchmal schamloser Kameraden anpaßt, der diese aber trotzdem liebt, der unter ihnen Einfluß ausübt und der inmitten all des Getöses nicht die Kraft verliert, sich zu sammeln.‘ ‚Der Tod schreckt dich; nun, du sollst dich ihm entgegenstürzen; Blut flößt dir Schauder ein; nun, du sollst es vergießen; du hast Durst und du sollst nicht trinken; du willst schlafen, und du sollst wachen; du schnatterst vor Kälte, und du sollst dich nicht beugen.‘ Gewiß, manches, was er tut, können wir einer priesterlichen Seele nicht recht angemessen finden. Baumann will wohl dasselbe sagen, wenn er schreibt, einige (Seminaristen oder Priestersoldaten) scheinen mehr Soldaten als Priester zu sein. Nachdem er z. B. einen schippenden Soldaten abgeschossen hat, erfüllt eine Art wilder, unerklärlicher Freude seine Seele. Der Krieg wird eben zur Leidenschaft, wenn man sich daran gewöhnt, und als Priester hat er wohl einigen Grund, über diesen ‚Kainsrest‘ zu erschrecken.*

---

* B. betont das Unrecht der französischen Regierung: Wenn die Mißwirtschaft der Friedenszeit im Kriege nicht unvermeidliche Früchte trüge, hätte man nicht ansehen müssen, was man jetzt nur zu oft mitansehen muß, wie Männer, die für Christi Werk gesalbt, ja selber Gesalbte sind (Christs eux-mêmes), den Kelch in die kaum vom Blute der Metzeleien getrockneten Hände nehmen. Leider dauert dieses antiklerikale Unrecht der Regierung fort, auch während des Weltkrieges. Chevoleau empfindet das sehr bitter: ‚In gewissen Armeekorps hatten Tausende von Soldaten, und zwar seit Beginn des Krieges, aus freien Stücken das Bild des Herzens Jesu oder eine fromme Medaille umgehängt. Oft war dieses Abzeichen von einer Mutter oder Schwester angenäht worden. Aber Achtung! Die Sekte wacht; das stört sie, und so mußten wir das Herz-Jesu-Bild abnehmen. Schon auf dem Wege nach der Somme konnte ich eine Verordnung

Jedenfalls zeigt diese restlose Wandlung, wie viel kriegerischer Geist im Franzosen steckt. Sie läßt aber auch ahnen, zu welchen Ausschreitungen sich andere französische Soldaten hinreißen lassen, die nicht wie dieser Priester ihre Triebe so beherrschen und so viel Hemmungsvorstellungen zur Verfügung haben.*

Wohltuend berührt es den deutschen Leser, daß weder der Deutschenhaß** noch der Chauvinismus stark in den Vordergrund treten. Beweist das Beispiel Chevoleaus, was Baumann nicht verkannt sehen möchte, daß Frankreich seinem katholischen Knochengerüste den festesten Stützpunkt seiner überraschenden Widerstandskraft verdankt? Hat er Recht mit der Behauptung, daß der Glaube an die Ewigkeit und die Gewißheit, daß eine mit wunderbaren Vorrechten ausgestattete Nation nicht untergehen kann, zusammengehören?

Man möchte es glauben, wenn man die Briefe der drei tiefgläubigen jungen Offiziere liest, deren Erleben und Erleiden Bordeaux in ‚La Jeunesse Nouvelle' uns nahebringen will. Die religiöse Grundüberzeugung und Grundmotivierung sind dieselben. Aber entsprechend den anderen Voraussetzungen — es handelt sich um Laien: einen angehenden Schriftsteller, einen Berufsoffizier und einen Mediziner — ist das Motivgeflecht reicher, menschlicher entwickelt. Das begleitende Motiv: Honneur et Patrie*** läßt den feldgrauen Offizier als den echten Nachkommen der Ritter erkennen. Man spürt es durch alle Äußerungen und Taten dieser Krieger durch, eine wie große Rolle bei ihnen das heiße, übervolle, dem Edlen und Hohen in echter Begeisterung zugewandte Herz spielt. Auf alle diese und ähnliche geartete Menschen — und deren gibt es bei den Franzosen doch viele — üben die großen Worte,† über die wir oft lächeln zu müssen glauben, als da sind: Recht und Gerechtigkeit, Kultur

---

lesen, die verbot, daß auf öffentlicher Straße Abzeichen in den Nationalfarben verkauft und getragen würden, wenn ein fremdes Wappen noch beigefügt sei. Sie verstehen, auf wen man damit zielte. Als ich es las, war ich tief bekümmert, ja angeekelt. Der Gedanke, daß, während wir uns schlagen, um die Boches aus ihren Gräben zu vertreiben, andere Boches daran arbeiten, uns zu verfolgen' (S. 36. Vgl. noch stärker S. 41 und 77).

* Beispiele, die ihm bittere Worte genug in die Feder treiben (S. 36, 37, 41, 77).

** Daß er die deutsche Kriegführung unter dem unmittelbarsten Eindruck unserer schärfsten Verdunoffensive als satanisch ansieht (S. 91), nehme ich ihm nicht übel. Von jeher hat man Mächte und Erfolge, die man nicht begreifen konnte, so bezeichnet. Schwerer wiegt, daß er uns Feiglinge schilt. Doch auch hier folgt er ja nur dem uralten Hang, den Gegner verächtlich zu machen.

*** Wahlspruch im Stern des Kreuzes der Ehrenlegion.

† Und die großen Gesten! Vgl. den Schwur des einen Jahrgangs der Militärschule von Saint-Cyr, dem Feinde in weißen Handschuhen gegenüberzutreten.

und Demokratie, Freiheit und Menschlichkeit, eine Art Zaubergewalt aus. Das will aber nicht besagen, daß sie weltfremde Träumer sind. Vor dieser Gefahr bewahrt sie schon ihre Herkunft aus alten festgegründeten Familien, deren Vorzüge und Kulturbewährung ins rechte Licht zu stellen Bordeaux nicht müde wird. Diese stete Zurückführung der Einzeltaten in eine lebendige Familientradition, dieses stete Nachglühen der Einzelerlebnisse im Feuer des Familiengeistes gibt der Darstellung einen besonderen Reiz. Bordeaux darf jedenfalls die Genugtuung haben, daß seine im Anschluß an Le Play unternommenen Bemühungen, dem revolutionären Individualismus die festgefügte Familientraditon entgegenzusetzen,* wirksam mitgeholfen haben, diesen Krieg seelisch zu unterbauen. Trotz aller Entartungserscheinungen ist eben in den französischen Familien noch sehr viel Gesundes vorhanden, sehr viel Krankes ist neu gesundet. Überhaupt schläft unter der Decke von allerhand Absonderlichkeiten und Verstiegenheiten, von Redereien und Poltereien gerade beim Franzosen oft eine rührende Einfalt, Einfachheit und Gesundheit,** die es ihm leicht machen, in Zeiten der Not sich auf den rechten Weg zurückzufinden. ‚Schon vor dem Krieg vollzog sich bei diesen jungen Leuten, wenigstens bei der Elite, eine Vereinfachung des Lebens. Der Ehrgeiz lockte sie nicht. Einem Alltagslos wichen sie nicht aus; denn über alles stellten sie die innere Disziplin, die die Zufälligkeiten annimmt und ausnutzt, anstatt sich dagegen aufzulehnen oder sie zwingen zu wollen.‘

‚Die neue Jugend will früh schon dienen: sie ist weniger von Hirngespinsten erfüllt und weniger intellektuell; sie hat geahnt, daß man, um handeln und schöpferisch tätig sein zu können, die unvermeidlichen gesellschaftlichen Bindungen und die erprobten Glaubenslehren annehmen müsse. Ein Glaube, eine Liebe, ein Ziel: Welche Kraft, wenn man mit diesem dreifachen Halt ins Leben geht!‘

Bourget und Bazin, Barrès und Bordeaux, Péguy und Psichari*** haben nicht umsonst gewirkt. Sie hatten dem Vaterland in der Tat eine neue Jugend bereitgestellt. Der ganze Kriegsverlauf hat es bewiesen.

Der innere Aufstieg der Seele unter dem Einfluß des Kriegslebens, den Bordeaux aufweist, beruht vor allem auf dem Eintritt in die Welt der Wirklichkeit: ‚Der Krieg war dieser Anstoß, der die Utopien und unfruchtbaren Träume zerstört und meinen Geist der rauherstandenen Wirklichkeit gegenübergestellt hat.‘ Rasch verschwinden romantische An-

* Vgl. insbesondere seine Romane ‚La Maison‘, ‚La Probe de laine‘ und ‚Les yeux qui s'ouvrent‘, die alle in über hunderttausend Exemplaren verbreitet sind.

** Vgl. das Leben und Schaffen von Männern wie Cézanne.

*** Péguy und Psichari sind im Kriege gefallen, ebenso wie die geistesverwandten Schriftsteller Max Doumic, Paul Acker, Mauriee Deroure, Lionel des Rieux, Robert d'Humières u. a.

wandlungen, die bei der Jugend meist aus der Schwierigkeit entstehen, das seelische Gleichgewicht zu finden. Die grundlose, auf und ab wogende Traurigkeit, die zerwühlende Unbotmäßigkeit, die ruhelose Allerweltssehnsucht, das Hin- und Herschwanken zwischen Betrachtung und Tat, zwischen Genuß und Abtötung, all das Tastende und Unsichere fällt ab, wenn der Sturm braust und die Tat in allen Fingerspitzen brennt.

Gewiß gibt es dann noch Rückfälle, Ermattungen, Pausen, besonders im Stellungskrieg, ‚der ein physisch und moralisch verlangsamtes Leben darstellt, ein Leben gleich Lampen, deren Docht man heruntergeschraubt hat, um nur noch ein Nachtlicht brennen zu lassen'. Die Natur wirkt einschläfernd, verspinnend: ‚Die Tage sind köstlich, traurig und bleich, gleich verschieden von unseren grausamen Ideen und von der Finsternis des Winters.' ‚Besser wäre es, keine Erinnerung zu pflegen und nicht weiter zu sehen, als die beiden Erdwände reichen.'

Aber immer wieder bläst der Morgenwind der jungen Kraft und der großen Hoffnung durch das dunkle Nebelgebräu, und strahlend ersteht die Sonne des neuen Frankreich, das aus den Wehen der Zeit geboren werden soll, vor ihren trunkenen Augen. Der Tod, jedes Opfer, das zu bringen ist, wird willig, oft freudig hingenommen. Alles Natürliche und Schöne wird andachtsvoll erlebt, Großes und Kleines in Demut anerkannt. Eine Mutter bittet ihren Sohn, wenn er doch ausrücken müsse, wenigstens das Opferverdienst in christlichem Sinne zu gewinnen. ‚Wenn wir wirklich die Ewigkeit vor uns haben, was heißt da Leben oder Tod? Es ist nicht viel mehr als ein kleiner Zwischenfall, ein Aufschnellen auf unserem Weg ins Unendliche.' ‚Der Krieg hat wie alle großen Opfer eine ersichtliche Reinigungskraft. Durch Opfer und Leiden erneuert man sich.' ‚Gott ist da. Seien wir in seiner Hand wie der geschmeidige Stoff in der Hand des Arbeiters. Jeder Meißelschlag bringt uns mehr aus dem Rohen heraus . . . und nähert uns der Vollkommenheit.'

Und das gilt auch für die gewöhnlichen Soldaten: ‚Es ist eines der schönsten Gefühle im Kriege, wenn man spürt, was die Nähe des Unendlichen in einer Sekunde nicht alles auszulösen vermochte.* Da wachen beim Anstoß der übermenschlichen Wirklichkeit die großen schweigenden Wahrheiten auf, die auf dem Grunde ihrer armen Seelen schliefen; es wird helle in ihnen. Und unter der rauhen Rinde erscheinen fast neue Seelen.'

* Einem Freund, der fragt, ob er jetzt lieber am friedlichen Meere weilen möchte, antwortet Chevoleau: ‚Nein, tausendmal nein. Die Stunden, die ich durchlebte, sind zu köstlich, zu heilsam. In der Nähe des Todes zu leben und sich nicht drum zu kümmern, jeden Augenblick sein Vorbeistreifen und gewissermaßen den Wind der Ewigkeit zu spüren, das ist eine Freude, die alle anderen fade macht.' Baumann a. a. O. S. 47.

Demut und Frieden sind die Gipfelpunkte dieses Aufstieges auserwählter Seelen im Feuerregen des Weltkrieges. Seine Auszeichnung gibt Hauptmann Belmont zu folgender ergreifender Betrachtung Anlaß: ‚Wo sind die (wahren) Helden? Sie haben weder Tressen noch Auszeichnungen, sie sind nicht zu sehen und nicht zu zählen; jeden Tag erneuern sie, ohne Aufhebens zu machen, ihr bewundernswertes Opfer. Niemand schaut ihnen zu, niemand hat sie lieb; sie glauben es wenigstens, weil sie die Wahrheit nicht ahnen können. Es muß marschiert werden, und sie marschieren; es muß gelitten werden, und sie leiden; sie werden verwundet, sie sterben; . . . und später, wenn sie Berge von Hingebung und Opfern angehäuft haben, erhält ein Bevorrechteter von Rang oder Zufallsgnaden den Preis ihrer zahllosen Opfer. Deshalb drückt mich dieser Tag, der mir so viel Hochgefühl und Ehre bringt, wie eine Schuld.‘

Und an anderer Stelle schreibt er: ‚Wahrhaftig, man fühlt sich klein, klein vor dem ewigen Geheimnis.‘ ‚Ein überirdischer Friede schwebt über diesem düstern Feiertag. Etwas, das stärker ist als wir, steigt in unsere Seelen herab und sagt uns, daß dieses Leben selbst nur ein Durchgang ist und daß ihm alles von anderswoher kommt.‘

Welche Auffassung und Ausübung der Autorität unter solchen seelischen Voraussetzungen zustandekommt, ergibt sich aus einer Briefstelle, in der der Leutnant und Kompagnieführer Camille Violand von einem seiner Leute, dem er im Sterben beisteht, sagt: ‚Ich war für ihn der Führer, was mehr ist als Vater und Priester zusammen.‘ Öfters weist Bordeaux, der selbst Hauptmann beim Stab der 1. Armee ist, auf den Zusammenhang hin, der zwischen der Seelengröße und der Befehlskunst besteht: ‚Die Kunst des Befehlens kommt von dem persönlichen Einfluß, und wie sollte dieser nicht ausstrahlen von einer solchen inneren Überlegenheit, von einer solchen Loslösung von der eigenen Person?‘ Ein solcher Vorgesetzter entdeckt gerade ‚im Schatten, im Alltagsgeleise, in dem bescheidenen Rahmen der einfachen Pflichten und unscheinbaren Aufgaben‘ Helden, ja, er erzeugt sie durch sein Wort und sein Vorbild.* ‚Der Infanterieoffizier hat nicht die unmittelbare, offensichtliche Überlegenheit seinen Leuten gegenüber, wie sie der Kavallerie- und Artillerieoffizier hat. Diese setzen sich sehr schnell infolge ihrer technischen Überlegenheit durch. Ihm gelingt dies nur, wenn er die moralische Überlegenheit besitzt. Er hat nicht viel mehr als das zu seiner Verfügung. Aber das ist auch fast alles.‘ Es scheint, daß auch die besondere Art von Autorität, wie sie hier im Lande der Demokratie sich herausgebildet hat, ihre militärische Funktion gut erfüllt. Über

---

* ‚Glücklicherweise haben wir noch Vorgesetzte, die würdig sind, Helden zu befehligen. Im gegebenen Augenblick verstehen sie es, durch ein Wort, durch eine Geste etwas von ihrem Feuergeist in die Seele ihrer Soldaten zu verpflanzen, und der alte französische Mut vollbringt noch Wunder.‘ Baumann a. a. O. S. 34.

der Autorität und ihren menschlich gelockerten Formen schwebt alles umfassend, alles tragend und stärkend ‚la douce France', ‚unsere Heimstätten, unsere Familien, unser Himmel, unser Boden, unsere Vergangenheit, das Ganze, das den Kern unseres Lebens ausmacht, ohne das wir uns ein Glück nicht vorstellen können.'

Bordeaux widmete sein Buch Maurice Barrès, dem, der ‚der neuen Jugend den Höhenpfad gewiesen hat'. Ich habe gegen Barrès sehr viel einzuwenden. Aber das muß ihm auch sein größter Gegner zugestehen, daß sein Nationalismus in dem neuesten Buch (‚Les diverses Familles Spirituelles de la France') eine Höhe und Fülle erreicht, die schwer zu übertreffen sind. Es ist natürlich böseste Verkennung, wenn z. B. Moritz Werner ihn ‚einen Komödianten' nennt, ‚der sich, nur um ein wirksames Reklamemittel unter vielen zu wählen, als ahnenschweren Sprossen des lothringischen Partikularismus aufspielt'.* Mit dem Ressentiment kommt man eben in der Psychologie nicht weit, und Verirrungen eines reichbewegten Lebens und heißen Temperaments dürfen nicht den Blick ablenken von der weltgeschichtlichen Tatsache, daß Barrès in erster Linie die junge Generation dem entnervenden Skeptizismus entrissen und sie in dem Nationalismus und Traditionalismus eine Lehre und Disziplin hat finden lassen, deren Einseitigkeiten und Ungezügeltheiten der religiös Ungläubige nicht so leicht überwinden konnte, die aber jedenfalls ihre Anhänger zu den Tatmenschen machten, die Frankreich in diesem Krieg brauchte. Mindestens mit demselben Recht wie Görres einst kann Barrès in diesem Weltkrieg als Großmacht bezeichnet werden. Gewiß, die nationalistisch-kriegerischen Voraussetzungen in den Seelen seiner Volksgenossen waren da. Sie freigemacht, ins Bewußtsein gehämmert und in Tatwillen umgesetzt zu haben, das war die Lebensaufgabe von Maurice Barrès. Er hat sie glänzend gelöst. Unklug, ja in gewissem Sinn unsittlich mag man die Tätigkeit finden, wie man die ganze Revanchepolitik unklug und unberechtigt finden kann. Aber sie liegt auf der Verlängerungslinie der französischen Art und der geschichtlichen Gegebenheit, und wilder Schönheit Glanz fällt auf das zähe, das Äußerste dransetzende Ringen des stolzen Volkes. ‚Der Krieg läßt nichts in uns, das wir nicht erneut zu prüfen bereit wären.' (S. 75.) Das sagt er mit deutlicher Beziehung auf sich, und sein ganzes Werk ist ein lebendiger Beweis, wie ernst es ihm um die Durchprüfung alter Überzeugungen ist. Er, der früher (z. B. in seinen ‚Scènes et Doctrines du Nationalisme') so heftig gegen Protestanten und Juden, gegen Theoretiker und Idealisten jeder Art zu Felde gezogen ist, hat im Krieg erfahren müssen, daß ‚alles in Dienst (des Vaterlandes) getreten ist, das Beste und was unsere Vorkriegsweisheit das Schlimmste nannte . . . alles offenbart sich als ausgezeichnete Seelennahrung.' (S. 1/2.) Er fühlt sich als ‚getreuer

* Jaurès und Barrès. Erinnerungen und Dokumente von Professor Dr. M. Werner. ‚Frankfurter Zeitung' Nr. 225 vom 16. August 1917.

Sekretär Frankreichs' mit der Aufgabe, ‚die Verse einer ewigen Bibel unserer Nation vorzubereiten'. (S. 267.) Und es gibt wahrhaftig für den Gegner kein lehrreicheres Schauspiel als dieser aufrichtige, mit großer, oft berückender Kunst durchgeführte Versuch, Katholiken, Protestanten, Israeliten, Sozialisten und Traditionalisten als Kriegshelden in typischen Vertretern darzustellen und nachzuspüren, wie sie sich zu dem patriotischen Ideal stellen, wie sie sich mit dem Krieg und dem Tode abfinden, welche Gedankenfrüchte und Gefühlswerte in der Glut der Kriegszeit in ihnen entstehen. Wir erfahren, daß alle dem Vaterlande ihr Bestes geben wollen, daß die Besten in allen Lagen irgendwoher aus dem Hinterland ihrer Überzeugungen moralisch verpflegt werden und irgendwo den Durchgang finden von der schmerzlichen Erwartung zur frohen Ersehnung des Opfers. Gewiß, des Verfassers Seele ist bei den Katholiken und Traditionalisten, aber er ruft sich selbst unterwegs zu: Lernen wir sie (die Protestanten) besser kennen durch die Freundschaft und Bewunderung, die uns solche Taten und solche erhebende Herzenstöne einflößen.' (S. 65.) Durch welche Ideen werden wohl Protestanten in diesem Kriege wirksam belebt und angefeuert? Die aus dem Elsaß stammenden Protestanten haben gewissermaßen ein persönliches Interesse ‚an der Zerschmetterung Deutschlands'. Und von demselben elsässischen Standpunkt versichern sie sich, daß die Sache der Verbündeten die gerechteste sei, weil sie gleichzeitig für die freie Bewegung der kleinen Völker kämpfen. Schließlich werden sie gestärkt durch den Gedanken, daß sie für den Frieden in der Welt und in den Seelen kämpfen'. (S. 56 ff.) ‚Frankreich, an der Spitze des Fortschritts und der Freiheit, wird wie immer wirksam für den Frieden der Welt arbeiten (S. 60), und sein Sieg allein kann auch den Sieg der echt reformatorischen Tradition sicherstellen.' (S. 198.) ‚Die Vorherrschaft des Moralischen über das Religiöse', die er bei ihnen feststellen zu können glaubt und die sie in starken Gegensatz bringt zu den Katholiken, die so ruhig und gar vertraut in der Atmosphäre des Übernatürlichen leben' (S. 48), hindert den Antiprotestanten von gestern nicht anzuerkennen: ‚Dieselben tiefen Wurzeln in der Christenheit und zwei glorreiche Blüten.' (S. 66.)

Bei Darstellung des Trostes und der Kraft, den die Israeliten in ihrer Überzeugung finden, um das große Fiat voluntas tua zu verwirklichen, gelingt es ihm nicht, gemeinsame typische Züge herauszuarbeiten. Er sieht zunächst nur Zugewanderte und Freigeister, deren Haltung ganz verschieden ist, aber trotzdem seine Anerkennung findet, vielleicht mehr die Anerkennung des für ungewöhnliche Seelenhaltungen schwärmenden Psychologen als des die Geschlossenheit der Gemeinschaft erstrebenden Patrioten. In den Anmerkungen läßt er denn auch gläubige Juden zu Wort kommen, die ‚den gesundesten Patriotismus und Familiensinn' verbinden.* (S. 291.)

Die Sozialisten, meint Barrès weiter, gelte es besonders zu

* ‚Ihr Patriotismus ist ganz geistig, Willensakt, Entschluß, Wahl des Geistes' (S. 77).

verstehen, weil ihre Ideen in der Luft lägen und alle tausendmal gestreift hätten. In ihren Seelen ruhe ein Traum, ein Gesellschaftsbild, an das er nicht glaube, das er aber liebe, insofern es ihren Trost ausmache und ihr Himmel über den Schützengräben sei. (S. 111 ff.) ‚Und tausendmal recht haben sie in dem Glauben, daß, wenn Frankreich zertrümmert würde, es geschehen wäre um die soziale Republik.' (S. 199.)

Er grüßt alles, was an Wirklichem und Wohltuendem in dem Klassenstolz, in der Ehrfurcht vor der Handarbeit liegt, die das Kind zur Stetigkeit anhält und verhindert, daß es sich in die raschen Strömungen wirft. (S. 127.) Er segnet selbst die polternde Gereiztheit, die ein Genosse in einem seiner Briefe ihm (Barrès) gegenüber erkennen läßt, ‚wenn sie Vergnügen und Stärkung gab, wenn sie dem Wackeren als Anfeuerung diente'. (S. 111.) Voller Bewunderung aber steht er am Schluß vor dem Gewissensschrei eines umlernenden Theoretikers, der seine Gedanken in dem Glutofen des Krieges reinigt: ‚Wenn ich den Krieg betrachte, will ich nicht mehr revolutionär für die Arbeiterklasse allein sein, sondern für jeden Menschen. Gerechtigkeit ist Allgemeingut. Es gibt eine kapitalistische Ungerechtigkeit, warum sollte es nicht eine proletarische Ungerechtigkeit geben.'* (S. 133.)

Interessant ist es für den Verfasser besonders zu verfolgen, wie sich bei diesen autoritäts- und disziplinfeindlichen Pazifisten und Antimilitaristen die seelische Umschichtung bei der Einordnung in das militärische Gefüge vollzieht. Vor militärische Aufgaben gestellt, machen sie es genau so, wie sie es früher als tüchtige Arbeiter gemacht haben: ‚Sie packen sie ordentlich an, weil es die Aufgabe des Tages ist, und weil es in ihrer Natur liegt, ihren Stolz in ihre Arbeit zu setzen.' (S. 118.) ‚Sie haben die Disziplin der Armee hingenommen, wie die Disziplin der Werkstatt, weil beide in den Notwendigkeiten der Arbeit begründet sind.' (S. 119.) Einsichtige Arbeiter erkennen bald die Überlegenheit ihrer Führer und den Nutzen, den alle aus diesen Führereigenschaften ziehen, an, wie sie die Kenntnisse des Ingenieurs anerkannt haben. ‚Unter Leuten, die die Arbeit lieben, gibt es eben eine Berufsgerechtigkeit, ein gemeinsames Wertmaß.' Erleichtert wird ihnen die Einordnung dadurch, daß ‚heute in der Armee die strenge Disziplin da und dort in etwa ersetzt wird durch eine feinere, echt französische Befehlskunst.'** (S. 113.) Das sei zutiefst darin begründet, daß die französische Rasse mehr kriegerisch als militärisch ist. Das Bedürfnis nach einer frei zugestandenen, gewissermaßen umstrittenen Disziplin finde sich vielleicht auch bei Nichtsozialisten.'*** (S. 115 ff.)

* Noch zu einem anderen, im Munde eines Revolutionärs seltsam klingenden Geständnis zwingt Albert Thierry die Kriegserfahrung: ‚Aller äußere Frieden ist nichts wert, stürzt zusammen, wenn nicht jeder in sich selbst den Frieden hat' (S. 122).

** Vgl. auch Bordeaux a. a. O. S. 180.

*** Daß Regionalisten und Traditionalisten besonders starke Antriebe zur

Gemeinsam haben all diese Geistesfamilien den einen Glauben, daß ‚ihr Bestes, ihr Höchstes, ihr göttlich Teil in dem Drama auf dem Spiel steht und mit Frankreich untergehen würde'. Der göttliche Funke in all dem zeige sich darin, daß der französische Geist nie nur Eigenziele, sondern immer Allgemeinziele, Weltziele verfolge. ‚Diese Sorge um die ganze Menschheit ist das Zeichen des Nationalgeistes.' ‚Jeder von uns weiß, daß die Franzosen da sind, damit weniger Elend unter den Menschen herrsche.' (S. 263.) In diesem Sinne sei Frankreich pazifistisch, in diesem Sinne sei es kriegerisch. Diese Gemeinsamkeit, diese ‚tiefe Einheit' sei in gewissen Perioden der französischen Geschichte immer wieder hervorgebrochen. Die Kathedralen seien ein Zeugnis dafür. ‚Die Kirchen Frankreichs brauchen Heilige.' So hieß es vor dem Krieg gar oft. Und siehe da! Auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges reifen sie heran, und schon werden ihre Namen in den Kirchen verewigt. ‚Diese Heiligen Frankreichs gehören allen Glaubensformen an, aber die alte Dorfkirche, die Mutter der Geschlechter, die Seele der Seelen, nimmt sie alle mit gleicher Zärtlichkeit auf; denn, so sagt sie zu den Ungläubigen, ihr seid meine schlafenden Söhne. Ich habe euch zu dem hohen moralischen Leben herangebildet. Multi intus sunt, qui foris videntur. Euer Tod gibt euch dem zurück, der gesagt hat: ‚Es gibt keine größere Liebe, als sein Leben hinzugeben.' (S. 264.)

Man mag die Art, wie der Skeptiker Barrès hier von dem Heiligen spricht, unangemessen finden. Das eine ist sicher, daß hier ein Kernpunkt seines Nationalismus durchleuchtet, der ihm bei den Katholiken und Traditionalisten soviel Einfluß verschafft hat. Das Wesen und die Stärke dieses Nationalismus ist eben, daß er bei aller frankozentrischen Einseitigkeit doch immer wieder das Psychozentrische in Begründung und Ausdeutung in den Vordergrund schiebt. Es ist grundsätzlich Seelenkultur im Geiste der nationalen Tradition. Das trat wohl am klarsten hervor, als Barrès seinen großangelegten, das ganze Land zur Parteinahme für oder wider herausfordernden Feldzug für Erhaltung der Dorfkirchen unternahm. Damals bestand sein Nationalismus die Feuerprobe als kulturelle Segensmacht, als seelenhütende Kampforganisation. Das verlieh ihm die Breite und Tiefe seiner Wirksamkeit. Das gab ihm den Anspruch auf unbestrittene Führerschaft, als der Weltkrieg ausbrach und es galt, die Seelen der Ausziehenden und Daheimbleibenden vom Höchststehenden bis zum Dumpfesten aus einheitlicher Kraftquelle zu speisen. Außer den geschichtlichen Mächten, die ihm eine uralte, geheiligte Verbindung von Nationalem und Religiösem, Nationalem und Kulturellem boten, nützte ihm besonders das Symbol: Elsaß-Lothringen. Diese Anspruchsetzung ist deshalb so außerordentlich verführerisch, weil sie für ein Volk von Frankreichs Vergangenheit trotz zeit-

---

Verteidigung ihres Landes haben, und daß Barrès besonders warme Worte der Anerkennung für diese seinem Herzen am nächsten stehenden Soldaten hat, ist selbstverständlich und braucht hier nicht besonders ausgeführt zu werden.

weiliger Ablenkung so selbstverständlich war. Die Beweisführung eines Barrès ist darum nie nur auf machtpolitischen Erwägungen aufgebaut. Ideal ist ihm die Verwirklichung der nationalen Seele. Das ist aber nur möglich, wenn die Franzosen die Kraft aufbringen, das französische Leben in den wiedergefundenen Landstrichen freizumachen. Dann wird der materiellen Erweiterung auch ein seelischer Zuwachs entsprechen. (S. 265.)

Gewiß wird ein Mangel auf jeder Seelenkultur lasten, die aus nationalistischen Bezirken ihre entscheidendsten Motive und Ziele holt. Ungerechtigkeit und Haß werden leicht mit aufglühen, wo die Leidenschaft für etwas Großes glüht. Persönlichkeitsbild und Werk werden entstellt. Aber die Wirkung geht geheimnisvoll ein in den geschichtlichen Gesamtverlauf, in dem schließlich auf irgend eine Weise doch das siegt, was dem seelischen Weltzweck frommt. Und für die Bloßlegung und Darbietung dieses seelischen Endzwecks jeder Kultur sind doch wohl die maßgebender, die, losgelöst von der technisch umzäunten, ängstlich berechneten Lebenssicherung des Alltags, in der Losgelöstheit der Feldeinsamkeit den Naturlauten der unsterblichen Seele lauschen können, als die Ewigrechnenden, die vor lauter Sorge um das Materielle und Irdische die Seelen der Menschen und ihre eingeborenen Bedürfnisse so leicht aus den Augen verlieren. Das haben die Barrès, Bordeaux, Baumann geahnt. Außerordentlich lehrreich sind da die Erfahrungen des jungen Belmont, von dem sein Biograph schreibt: ‚Die Bemühungen um die Seele sind bei ihm so mächtig, daß sie in seiner Korrespondenz die Kriegsereignisse zurückdrängen. . . . Die Angriffe bei Linge sind für ihn nur Gelegenheiten zu innerem Erleben.‘* ‚Überlassen wir uns vertrauensvoll der Hand dessen, der uns führt; denn der Krieg, selbst der schrecklichste, ist nur ein kleines Spiel für den, der jedes Jahr den Frühling erblühen läßt.‘** Demut und Seelenfrieden, das ist das Höchste und Letzte, was diese im Feuer der Schlacht reif und rein gewordenen Jünglinge erstreben und finden. Und auf dieser Lebenshöhe wird das nationalistische Gehaben wie ein zu eng gewordenes Gewand abgeworfen, und der Seelenzweck alles Weltgeschehens tritt in unverkennbarer Deutlichkeit zutage.

Die Typen, die Baumann, Bordeaux und Barrès darstellen: die animalisch-heroischen (Henri Lagrange u. a.), die intellektuell-heroischen (Roger Cahen u. a.) und die religiös-heroischen (Ferdinand Belmont u. a.), im Querschnitt ihrer Seelenhaltung und Tatentfaltung kennen gelernt zu haben, ist persönlicher Gewinn, auch wenn einschränkend gesagt werden muß, daß dieser lichte, lodernde Idealismus meist jungen, unverheirateten Soldaten aus der ersten Hälfte des Krieges zuzuschreiben ist. Wenn die Elite der kämpfenden Jugend in Frankreich auch nur da und dort so denkt und fühlt, wenn der sinnlose Haß, der oft zu uns herüberspritzt,

* Bordeaux a. a. O. S. 260.
** Ebd. S. 247.

vor allem der Auswurf verächtlicher Zeitungsschreiber und Volksverhetzer ist, dann sind die Feststellungen dieser Bücher auch sachlicher Gewinn, indem sie die Hoffnung zulassen, daß, wenn nur einmal die echten Schützengrabenmenschen von hüben und drüben wieder zu Wort und Geltung kommen können, ein Teil der Dunstschwaden, die jetzt so verhängnisvoll über den Völkern liegen, verschwinden wird wie der Nebel bei aufklimmender Sonne.

## Meiner Mutter

Noch verstören uns die vielen Dinge,
Schwankend wir und wanke, dürftige Ritter;
Aber schon indes ich dieses singe,
Mischt sich Süße in das herbe Bitter.

Ferne Zeiten ahne ich schon winken
In des Kreuzes reiner, hoher Segnung,
Wo die Seelen, ganz erfüllt von Blinken,
Stille sind in Blut- und Lichtbegegnung.

Mag auch jene Feier zart erst dämmern
Oder noch verstreichen manche Wende:
Fühlst du nicht in unsrer Pulse Hämmern,
Daß wir Christum lieben ohne Ende?

Reinhard Joh. Sorge †.

# Die letzten Schäferspiele / Historische Pastelle
## Von Karl Linzen

### I.

### Das alte und das neue Regiment.

Der große Krieg, den die Glocken von Münster und Osnabrück ausläuteten, und die große Revolution, die in Frankreich das Haupt eines Königs auf den Block legte, bilden den Rahmen für eine kulturhistorisch sehr merkwürdige Zeit. Man nennt sie in politischer Hinsicht die Zeit des Absolutismus. Man könnte sie in anderm Sinne die höfische, die galante oder die zärtliche Zeit nennen, die Zeit der Puderlocken und seladongrünen Kniehosen, der Lorgnons und Tabatieren.

Oder auch die Zeit der Schäferspiele.

Nicht als ob das Waffenhandwerk in dieser Periode geruht hätte. Die Schlachtfelder auch des ausgehenden siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts waren außerordentlich zahlreich und rauchten von Blut. Aber sie waren eine Angelegenheit nicht sowohl der Menschen als vielmehr der Kabinette, nicht der Nationen, sondern des staatlichen Mechanismus, und während draußen auf blutiger Halde die Trommeln lärmten, die Musketen und Mörser krachten, da nickten zu Versailles die Allongeperücken im zierlichen Taktschritt des Menuetts und des passe-pied, da entzückten sich die Schöngeister von Rom an des einäugigen und buckligen Dichters Alessandro Guidi feurigem Schäferspiel „Endymion", feierten in Venedig Doge und Dogaressa sechs Monate lang Karneval.

Jedes Zeitalter hat seinen besonderen Teufel. Vor dem Westfälischen Frieden war es ein knebelbärtiger, pulverschwarzer gewesen, der mit brennender Lunte und Gewaltstiefeln die Völker Europas aus dem Schlafe jagte. Jetzt, unter dem vierzehnten und fünfzehnten Ludwig, ist der Dämon — der diabolus saeculi — ein seidener Hofmann, der im Bereiche des Modischen und Üppigen alle denkbaren Verwandlungen liebt. Ein toller Marquis, durchstreift er mit dem halbflüggen Pfauhahn — dem späteren roi soleil — in Maskenkostümen die lustig dunklen Quartiere von Paris. Als Kardinal schleppt er den Kirchenpurpur stolz und lässig durch jenen arkadischen Kreis von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, der sich am Tiberufer um Christine von Schweden, die unruhige nordländische Schäferkönigin, gesammelt hat. Fleißig auch disputiert er — ein Scholastiker im Taillenrock, mit Dreispitz und Galanteriedegen — bei gedämpftem Kerzenschimmer in Madame de Maintenons Empfangszimmer. Den Gegenstand bildet der ungeschlichtete Gnadenstreit der Jansenisten und Molinisten. Und ein Weilchen später — die gealterte Hofdame und heimliche Königs-

witib hat sich, des Treibens müde, vor dem kurzen gewitterschwülen Hochsommer der Regentschaft in die Kühle des Klosterlebens zurückgezogen — ist Monsieur Beelzebub einer der Lebhaftesten und Witzigsten unter den libres penseurs, den neuen starken Geistern, die im Zauberbereich der Reifröcke, Schönheitspflästerchen und Stökkelschuhe das Dasein Gottes für weniger erwiesen halten als die Freuden der gegenwärtigen Stunde.

Eine sündhaft kluge Zeit! Paris ist durch Maria von Medici der Salon, Frankreich durch Richelieu und Mazarin das politische Herz Europas geworden. Nirgendwo giebt sich das Leben so spitzenbesetzt und atlasschimmernd, so geschmückt und festlich wie am alten Bourbonenhofe. Nirgends ist die Menschenrede so kaskadenhaft plätschernd, so prickelnd und überschäumend das vin mousseux der geselligen Lust. Wie Schmetterlinge gaukeln die Geister. Die schwerwiegendsten Dinge behandelt man nicht anders denn als kandierte Früchte, davon man mit leichtfertig spitzem Finger nascht. Aus dem verfeinerten, überfeinerten Lebensgenuß ist eine Philosophie geworden, deren Nutzen einleuchtet. ‚L'amour rend tout permis.' Nicht mehr wie vormals der Ruhm, sondern die Liebe bedeutet in Dichtung und Wirklichkeit den höchsten Begriff. Die Liebe, welche zur Kunst ausgebildet, die Galanterie, die eine Macht geworden ist, womit längst auch die Staatsräson rechnet. Die Fäden der Politik münden in die Boudoirs und zu den Toilettespiegeln der großen Maitressen. Das pfeifen die Spatzen von dem verschnörkelten Rinnenwerk der alten Seinestadt, daß eine gewitzte und abenteuerlich schöne Metze auf der Wage der Völkerschicksale schwerer wiegt als eine alltägliche Königin. Man ist vielleicht ein wenig herzlos, aber man lebt con sentimento. Im Salon des Fräuleins von Scudéry, wo Mademoiselle Bocquet die Laute spielt und Mademoiselle Dupré Vorträge über abstrakte Gegenstände hält, ist man unlängst übereingekommen, das Land der Zärtlichkeiten — le pays du tendre — in Provinzen einzuteilen und — ein ebenso schalkhafter wie raffinierter Gedanke! — jedem Gefühl seinen bestimmten geographischen Namen und Platz zuzuweisen. Ein wenig später werden diese gepuderten Schöngeister sogar für Mathematik schwärmen und Newtons Schriften, die durch Voltaire empfohlen sind, wie Romane verschlingen. Nicht aus einem Bedürfnis nach Wissenschaft, nur aus blindem Überschwang des Gefühls. Besonders aber, weil das gelehrte Schweinsleder in streichelnder Damenhand einen sehr aparten Anblick gewährt.

Das Rokoko ist ja die Periode der Bonbonnieren, der schönfarbigen Oberflächen. Was immer sich darunter verbergen mag, die Verschalung, die Vergoldung, der Lack bedeckt es mit Schimmer.

Über dem öden Fischbeingestell des Reifrocks spannt sich in pomphafter Drapierung die Robe aus Seidendamast. Der Frühlingshimmel oder ein rosa Blütenschnee sind nicht zarter in der Tönung als diese Riesenblasen, die eine wahnwitzig eitle Schneiderkunst aufgeworfen hat. Und wenn die Zeit vielleicht leer ist, die Stunde inhaltlos, so haben doch niemals reizvollere Pendülen in übergoldeter Bronze oder Schildpatt ihren Lauf gemessen. Überreich ist das Leben unter dem ancien régime an Motiven für eine zierliche und üppige Porzellankunst. Ob sich eine geschorene Taxuswand und Sommerwolken auf klarem Weihergrund spiegeln — ob da seltsam brennende Blüten auf eine alte Steintreppe niederrieseln, während ein hingeworfener Damenfächer und ein einsames Tüchlein aus Batist von einem Abenteuer erzählen, das vor Sekunden hier über die Stufen gehuscht ist — ob das Auge verwundert auf einem Streifchen Papier haftet, das ein zitterndes Zöfchen gerade dem Spalt einer Tapetentür anvertraut — ob auf dem Parkweg die schön gebogene Sänfte daherschwankt und der geschmeidige monsieur l'abbé die Gelegenheit benutzt, um auf das blasse Frauenhändchen, das im Fenster der Portechaise träumt, einen Kuß zu hauchen — immer singen dazu die Vögel aus den Hainen Arkadiens, immer schwingt es in der Luft wie der zärtlich übermütige Ton einer Hirtenflöte —

Après nous le déluge! Mögen die Wasser der Sündflut kommen! Aber heute — heute noch wollen wir genießen! Ausschlürfen die Becher der Lust! Heute noch wollen wir lieben!

* * *

Das ganze Zeitalter, seit dem Jupitergelock der großen Staatsperücke bis zum pomadesteifen, schwindsüchtigen Magisterzopf, steht unter dem Zeichen der süßen, himmelblauen Schäferei. Das spiegelt sich auf den Leinwanden der Maler: des geistreichen und originellen Watteau, des blütenfrischen Le Moine, des schon lüsternen und kränkelnden Boucher. In der Literatur findet der Hang zum Idyllischen seinen Ausdruck durch die sogenannte Schäferpoesie. Sie ist altehrwürdigen Ursprunges. Eine naive Vorliebe für die stille Welt der Hüter und Hirten zeigen schon das Alte Testament und Vater Homer. Das Betreuen der schleppfüßigen Rinder, der feisten Widder galt im Menschheitsfrühling als eine durchaus feudale Beschäftigung. Königsszepter und Hirtenstab vertrugen sich einträchtig in derselben Hand. Diesen Lebensformen der heroischen Zeit gegenüber müssen die arkadischen Allüren des achtzehnten Jahrhunderts als sehr bewußte und sentimentale gelten: als der naturgesetzlich notwendige Rückschlag einer unerträglich gewordenen Einengung durch Schnürleib und Tournüre. Es ist eine eigentümliche

und doch sehr erklärliche Erscheinung in der Literaturgeschichte, daß die Schäferpoesie als ausgebildete Gattung immer dann, ja nur dann auftritt, wenn die Überkultur der Geister, die Überfeinerung des gesellschaftlichen Lebens, die elegante Verderbnis der Sitten einen gewissen Höhepunkt erreicht haben. So sind in dem alexandrinischen Zeitalter, während der Ära des Augustus, die Träume der satten Menschheit in einen ursprünglichen Zustand zurückgewandert. Um das Jahr 400 fand der Sophist und Erotiker Longus ein Behagen darin, die Liebesgeschichte des Daphnis und der Chloe in einem Schäferroman zu behandeln. In Italien hat der üppige Geist der Renaissance nicht verfehlt, seine Labung aus dem Jungbrunnen der Idylle zu schöpfen; in Spanien ein Cervantes die Hirtin Catalina de Palacios, die er liebte und zur Gattin erkor, durch die Dichtung ‚Galatea' gefeiert. Die Deutschen sahen ihren braven Martin Opitz und die Pegnitzschäfer blühen, am Fuße der Schweizerberge radierte und dichtete zum Preise der Hirtenwelt ein Salomon Geßner, und in Frankreich, wo das Pastorale sich rasch ausgewachsen zu dem galanten Hofroman eines Honoré d'Urfé und einer Madelaine de Scudéry — im heiteren, aufgeweckten Frankreich tanzte und schalmeiete in den Tagen des Rokokos die Schäferei als Lust- und Singspiel über ungezählte Liebhaberbühnen.

Man feierte diese Feste gern im Freien. Draußen auf grünem Wiesenplan, unter dem Glanze des Himmels, dem wehenden Laub der Bäume, da ließ sich in schäferlicher Eintracht die Unzulänglichkeit und Disharmonie des Lebens vergessen. Da waren alle, ob alt oder jung, niedrig oder hoch, nur Hirtinnen und Hirten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hieß die Losung, und Liebe war keine Sünde. In improvisierten Schäferspielen, Bauernhochzeiten, Jahrmärkten und ähnlichen Maskeraden erschöpfte sich die gesellige Phantasie. Man schwelgte in Natur und sank immer tiefer in die Laßheit der Sitten, in das unerhörteste Raffinement. Die Grotten und Eremitagen der Parks waren verschwiegen, die dunkelglänzenden Taxuswände, die nackten Marmorgöttinnen plauderten nicht. Es kam eine Zeit, da fanden die schönen und hochgeborenen Damen in Frankreich einen Reiz darin, sich bei der Morgentoilette durch einen Kammerdiener an Stelle der Zofe das Hemd reichen zu lassen.

Ist es ein Wunder, wenn die Wirklichkeit in solchen Tagen noch spannendere Romane und verwegenere Schäferspiele schrieb als selbst die Einbildungskraft der Dichter? Es gab Mesalliancen, Ehehändel, politische Prozesse und Skandale die Fülle. Einer davon, als die ‚Halsbandgeschichte' berüchtigt, hat seinen Unrat bis an die Stufen des Königsthrones ergossen. Vielleicht ist der besonderen pikanten Romantik des Jahrhunderts kein typischerer

Vertreter erstanden als der schicksalsbunte Abenteurer Casanova. Und dem wilden ausschweifenden Lebensdrang der Rokokomenschheit kein bezeichnenderes Motto als jener Spruch, den man kopfschüttelnd noch manchmal auf alten Sonnenuhren lesen kann: ‚Horas non numero nisi serenas.‘

Die horae serenae — die Stunden der Einkehr sollten kommen. In die Schäferhäuschen, die eibenumstandenen Teiche, die blühenden Baumkronen fuhren die Donnerkeile der Revolution. Das neue Frankreich war schon vor einer Weile unter die Tanzenden getreten. Aber es hatte sein Antlitz noch nicht entschleiert. Dieses Antlitz war ungeschminkt und bleich, sein Ausdruck wild.

* * *

‚Retournons à la nature!‘

Es war auch eine Art von Schäferei, was da mit machtvoller Stimme der Philosoph einer anbrechenden neuen Zeit gepredigt. Wie Sturmwind war der Ruf in die Stickluft der Boudoirs, der Alkoven und Himmelbetten gedrungen. Rousseau, der Herold der Revolution, stand auf der Schwelle. Sein ‚contrat social‘ — dieser Protest gegen die Verderbtheit einer Kultur ohne religiöse, sittliche und philosophische Grundlage — enthielt schon die ganze Theorie des Umsturzes, zu deren Verwirklichung ein wenig später Robespierre und der Wohlfahrtsausschuß durch Ströme Blutes hinwateten. ‚Egalité — fraternité — liberté!‘ — so hieß die Losung auch dieser neuen grimmigen Schäferspiele, darin die Hirten und Hirtinnen, die galanten Klausner der Eremitagen und liebreizenden Bewohnerinnen der Sänften von roher Schergenfaust auf die Bühne des Schafotts gestoßen wurden. Mit verhaltenem Atem lauschen die Völker Europas diesen grellen, lärmvollen, unerhört neuen Spielen. Da hat der Mechaniker Schmitt in Paris mit Zustimmung des Ministers Roland das Modell einer sinnreichen Köpfmaschine angefertigt. Man stellt damit Experimente an und findet sie zweckentsprechend; man baut das Mordgerüste, dem der Volkswitz nicht rasch genug den Kosenamen ‚petite Louison‘ geben kann, am Grèveplatz auf und richtet als Versuchskarnickel einen gefesselten Straßenräuber hin. Das ist im April 1792. Im August hallt der Carrouselplatz wider von dem wüsten Geschrei der Sansculottes; man dringt in die Tuilerien, metzelt die Schweizergardisten nieder und schleppt den König als Staatsgefangenen nach dem Temple. Im nächsten Monat vollzieht sich — auf Anstiften des Pariser Gemeinderats und des Justizministers Danton — in den Gefängnissen jenes furchtbare Blutbad, das unter der Bezeichnung Septembermorde bekannt ist und die Schrecken einer Bartholomäusnacht noch überbietet. Im Herbst 1793 wird durch Kon-

ventsbeschluß Gott abgesetzt, der republikanische Kalender und der Kultus der Vernunft ausgeheckt. Der Generalrat des Departements Paris votiert, daß alle Kirchtürme abzutragen seien, weil sie ‚durch ihr Hervorragen über die andern Gebäude das Prinzip der Gleichheit zu verletzen schienen.' Ludwig XVI. ist schon verurteilt und gerichtet. Er hat gewagt, ein König zu sein, ein Turm unter den Menschen — und welches Verbrechen wäre gegenwärtig in Frankreich verabscheuungswürdiger? Die Guillotine tut heilige Arbeit. Sie streckt zur Förderung der wahren Menschenrechte ihr Fallschwert über alle Provinzen aus; ja, sie wird zum Wanderinstitut und rasselt, um Köpfe zu suchen, von Stadt zu Stadt. In Lyon und Nantes wird gewütet; im Loirestrom, der ‚nationalen Badewanne', werden Tausende von Menschen ersäuft. Es ist das Regiment der ‚Noyaden', ‚Fusilladen' und ‚Sabraden', vor welchem den Schreckensmännern in wachen Augenblicken selber graust. Unablässig dröhnt währenddessen in Paris Meister Sansons Richtkarren über das Pflaster. Man feiert — vom 23. Prairial bis zum 9. Thermidor des Jahres 1 — der Gewalttaten und des Mordens Majenblüte, die schwelgende Zeit der Massenhinrichtungen, die man ‚les grandes fournées' nennt, d. h. Backöfen — wobei die Opfer der Guillotine Brotlaiben verglichen werden, die der Meister Wohlfahrtsausschuß mit schwitzender Hand über die Glut schiebt. Man gibt sich mit Beweisen nicht weiter ab; es genügt, Namen, Alter, Stand und Wohnung eines ‚Verdächtigen' festgestellt zu haben, um ihn dem Henker überantworten zu können. Vier bis fünf Minuten — mehr kann ein einzelner Kopf, ohne unbescheiden zu sein, nicht beanspruchen. Zu dem Geschworenen Dumas, der den Vorsitz führt, sagt einmal der Geschworene Vilate: ‚Die Angeklagten sind doppelt schuldig, denn in diesem Augenblick konspirieren sie gegen meinen Magen. Es ist Mittagszeit.'

* * *

Todstill ist es geworden im lustigen Frankreich. Um die geschorenen Hecken im Park von Versailles, um die Wasserbecken und Marmorgötter, durch die Alleen schauert der Wind. Sind das Ratten, was durch die dunklen Prunkgemächer des Königsschlosses huscht? Ist es Nachtluft oder Blättertanz, was an die steifen Brokatvorhänge rührt? Der alte Kastellan, in dessen Erinnerung noch ein Lächeln der schönen Madame de Pompadour lebt, macht tappenden Schrittes die Runde. Er kennt keine Furcht. Hat er damals nicht das Gejohl der Weiber unten am Schloßportal gehört — hat er nicht den König und die Königin gesehen, wie ihnen der Henker letzte hastige Toilette machte? Kann es Schlimmeres geben?

Und doch erschrickt der Alte jetzt — die Kerzen zittern in seiner Hand — die stumpfgewordenen Augen weiten sich und starren —

Dort in der Kaminecke sitzt eine Gestalt! Der weiße Mondnebel, der durch ein hohes Fenster hereinstäubt, läßt ihre Linien unsicher erscheinen. Monsieur Beelzebub? Die Allongeperücke wallt zerknittert auf die geschweifte Lehne des Goldstuhls nieder, die Haltung ist schlaff und gebrochen, auf dem blutleeren Gesicht, dessen Hochmut ein Krampf ist, malt sich weltgeschichtlicher Katzenjammer. Bei Gott, das ist Herzog Philipp von Orléans, Regent von Frankreich, dessen Porträt dort über dem Goldstuhl hängt — Herzog Philipp, Schwiegersohn der heiteren und witzigen Marquise de Montespan, Buhlerin des Sonnenkönigs, auf deren entblößten Schultern einst der blasphemische Abbé Guibourg im Hause der Giftmischerin Voysin die ‚schwarze Messe' zelebriert — Herzog Philipp, der Freund von Wein und Liebe, der Kenner der Boudoirs, der roué des Jahrhunderts, der große Feinschmecker bei jenen sündhaft wilden petits soupers hinter verschwiegenen Tapetentüren —

Après nous le déluge!

Der Kastellan tappt weiter. Ihm graust plötzlich vor den Toten. Dieser, sagt man, starb urplötzlich in den Armen seiner Buhlerin George, die dann schreiend hinauslief und in Wahnsinn fiel —

* * *

Wahrlich, das ist eine neue Zeit. Die Einbildungskraft hat ihre bezwingende Macht verloren. Mit kühler Hand legt man die Dinge auf die Urteilswage und wägt sie ab nach dem Gewichtmaß der Wirklichkeit. Es ist, als habe der unvergleichliche Watteau niemals gelebt, niemals die ‚Einschiffung nach Cythera' gemalt. Und als ein Märchen, ein Wahngebilde der sorglosen Üppigkeit will es erscheinen, wenn sich irgendwo auf einem versteckten Adelsschlosse die Leute um den Kamin herum erzählen, daß die schöne Maria Mancini, die der Sonnenkönig geliebt und dann klug mit dem Connétable Colonna vermählt, als Wöchnerin einst das heilige Kollegium der Kardinäle empfangen habe, indem sie, als Venus gekleidet, auf einem Himmelbett ruhte, das eine Muschel war und von geschnitzten Sirenen getragen wurde, die ihrerseits wieder auf Seepferdchen ritten. Eine ganz und gar altmodische, in dem Frankreich von heute nicht mehr ausdenkbare Szene! Heute würden die Jakobiner vermittels des beschleunigten Verfahrens, das in ein paar Fragen und Federstrichen besteht, der stolzen Nichte Mazarins gar rasch zu einer minder bequemen und göttlichen Lage auf dem Blutgerüste verhelfen. Und all den unruhigen und exzentrischen Damen — den femmes ambulantes à la reine Christine — die einst in ihren schönbespannten Reisekutschen von einem Fürstenhof zum

andern karossierten, um von Liebe, Tanz und Schäferspiel auch nicht ein weniges zu versäumen — ihnen würde man jetzt an der ersten Straßenbiegung die silbergeschirrten Pferde anhalten und in den Kerkerzellen des Luxembourg oder der Conciergerie Quartier machen.

* * *

Wenn man die Porträts aus den Tagen der französischen Revolution betrachtet, dann wird man vielleicht etwas Eigentümliches wahrnehmen. Sehr vielen dieser Antlitze von Männern und Frauen, die den Bürger Louis Capet mit zurückgeschlagenem Hemdkragen neben dem Befehlshaber der Nationalgarde stehen sahen, eignet ein gewisser gespannter, schreckhafter, ja verstörter Ausdruck. Die Augen sind weit geöffnet, die Ohren, gleichsam gespitzt, scheinen in Erwartung und Schauder der endlosen Reihe von Namen zu lauschen, die eine mißtönige Stimme von der Liste der ‚Verdächtigen' abliest. Wahrlich, in diese Gesichter passen keine Schönheitspflästerchen mehr. Seltsam durchgeistigt sind sie, mager und eckig — der gerade Gegensatz zu den weichen, üppigen, gedunsenen Larven des Rokokos. Durch diese Haut, die mit keiner Schminke in Berührung kommen wird, wenn nicht mit der blutigen des Todes, scheinen keine zärtlichen Empfindungen, keine süßen Träume des Selbstvergessens mehr zu vibrieren. Diese Lider sind seit dem Lärm der Sturmtrommeln vor der Bastille unausgesetzt in einem nervösen Zucken geblieben; sie brennen wie am Morgen nach einer wüsten Nacht; sie erwarten den grauenden Völkertag ungeduldig, phantasielos, mit dem harten Temperament der Ernüchterung.

Wir kennen die Züge der Matadore des dritten Standes, der eigentlichen Revolutionsmänner, aus vielfältigen Zeichnungen und Stichen. Düster sind sie bis zur Verfinsterung. Das Antlitz Robespierres ist eines der merkwürdigsten, nämlich harmlosesten und entsetzlichsten, die man uns überliefert hat. Man würde sich für befugt halten, über diese spießbürgerliche Würde und Pedanterie, dieses Augenzwinkern, diese Kanzleivorsteher-Miene zu lächeln, wüßte man nicht, daß der Dämon des Schreckens hinter der verbissenen Maske lauert. Unbestreitbar aber hat das Antlitz dieses ‚Trägers der reinen Idee' noch einen Ausdruck von Geistigkeit neben der scheußlichen Physiognomie eines Fouquier-Tinville, Anklägers im Revolutionstribunal, mit ihren hämischen Mundwinkeln, den bohrenden Augen, der zu hohnvoller Frage gefurchten Inquisitorenstirn. Ein wahres Hyänengesicht, neben welchem das breite und brutale des grobknochigen Höhlenmenschen Marat fast wie eine Befreiung wirkt. Vielleicht hat in keinem der Septemberhelden mehr Begeisterung und verborgener Edelsinn geschlummert als in Dan-

ton. Und doch erreicht kaum eines das seine an grandioser, man möchte sagen kannibalischer Häßlichkeit.

Neben so bizarren Verzerrungen des Menschenantlitzes dann eine marmorhafte, in schönen Maßen vollendete Bildung. Es gibt ein Porträt des jungen Napoleon, das aus den Revolutionstagen stammt und unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. In dem aufgesträubten Haarschopf des später so glatten Imperators scheinen Sturmwellen des Aufruhrs zu bleibender Form erstarrt. Die Miene ist Gewitter. Es zuckt darin wie blutiger Widerschein jener Tage des Thermidor, da man den blassen und grüblerischen Brigadegeneral Bonaparte als einen Anhänger des gerade gestürzten Robespierre verhaftet und angeklagt hat.

Und die Reize der Frauenwelt? Les coiffures à la Frégate — die brettsteifen, himmelhohen Wunder der Frisierkunst? Mit einem Schlage sind sie von der verwandelten Erde verschwunden. Der Begriff ‚Dame' hat dem der ‚Bürgerin' weichen müssen — in dem galanten Paris, wo seit vielen Königen her sogar die Marktweiber den Ehrentitel ‚dames de la halle' haben führen dürfen. Wer hätte Zeit und Ruhe, vor dem Spiegel zu sitzen? In den Kaufhallen, Theatersälen und Cafés des Palais Royal staut sich die Menge; sie eifert aufgeregt um Leben oder Tod des Bürgers Louis Capet und der Bürgerin Maria Antoinette. Überall sind die Weiber voran, die schwarzäugigen Jakobinerhetären, die politischen Händelsucherinnen. Um die zusammengesteckten, heftig bewegten Köpfe wallt das Haar wie Schlangen. Zerzauste Spinnrocken können nicht unordentlicher sein. Die Unternehmendsten schwingen die Jakobinerfahne und tragen eine phrygische Mütze. Das sind dieselben Furien, die sich im Oktober 1789 zusammengerottet, den Park von Versailles durchschwärmt und den zitternden König um Brot angeschrien — die gejohlt haben, daß sie aus der Haut Maria Antoinettes, der verfluchten Autrichienne, Riemen schneiden wollten. Ja, dieselben Gestalten, den Phantasiegeburten antiker Dichter ebenbürtig, die bis zum 9. Thermidor, dem Tage der Schicksalswende, auf den Tribünen des Jakobinersaals als ‚die Strickerinnen Robespierres' hocken werden, jene wüsten und berüchtigten tricoteuses, deren Aufgabe es ist, beim Erscheinen eines mißliebigen Redners jedesmal ein wütendes Gezeter anzustimmen und mit geschütteltem Strickzeug zu drohen.

* * *

Richter wie Vilate, Dumas und Genossen sind dem Kehricht des Jakobinerklubs entnommen. Kreaturen des Alltags, künstlich aufgerüttelte Philister, Pedanten auch in der Blutarbeit, Schufte aus Berechnung oder Stumpfsinn haben sie mit der philosophischen Idee, dem seelischen Überschwang des Umsturzes so viel wie nichts

zu schaffen. Der Historienschreiber nennt sie kaum dem Namen nach; er bündelt sie zusammen und betrachtet sie nur in der Masse.

Aber die vorderste Phalanx der Revolution kennt Leute von anderem Schlage. Robespierre, Saint-Just, Marat, Danton, Tallien, Desmoulins waren Phantasiemenschen, Schwärmer, Dichter und Philosophen von jener Art, welche die schlimmen Tragödien der Weltgeschichte ersinnt. Politische Sektierer, die den Brand einer verruchten Begeisterung an das morsche Frankreich legten und durch den Blutnebel, den sie vor sich hertrieben, das Idol einer neuen glückseligen Menschheit schimmern sahen. Fieberkranke waren es, die geschüttelt, gepeitscht, gejagt wurden von ihrer Einbildungskraft. Phantasten des Grauens, Asketen, die nach Blut lechzten, Mörder aus Pathos und Rechtschaffenheit, vor denen wir in der bloßen Erinnerung noch schaudern und die doch nicht aufhören, unsern Scharfsinn und unsere Neugier zu beschäftigen, weil ihre Taten in Abgründe zu weisen scheinen: in die dunkelsten Rätsel und Widersprüche der menschlichen Natur.

* * *

Tempora mutantur —

Als vor Zeiten der allerchristlichste König, der junge roi soleil, der Vormundschaft seiner Mutter Anna entwuchs, da war eine seiner ersten Regierungshandlungen die Ernennung einer gewaltigen Anzahl von Hofperückenmachern. Die Bekleidungslust und der Nachahmungstrieb, auf welchem die Mode beruht, hielten damals die Gemüter in beständiger Erregung. Alles schielte nach dem gekrönten Haupte, nach den Courtisanen und den königlichen Damen. Unter dem 14. Dezember 1676 schrieb Elisabeth Charlotte von Orléans, Tochter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, an die Kurfürstin Sophie von Hannover:

‚Dieses macht auch, daß ich jetzt sehr à la mode bin, denn alles, was ich sage und tue, es sei gut oder überzwerch, das admirieren die Hofleute auch dermaßen, daß, wie ich mich bei dieser Kälte bedacht, meinen alten Zobel anzutun, um wärmer auf dem Hals zu haben, so läßt jetzt jedermann auch einen auf dies patron machen, und es ist jetzt die größte Mode, welches mich wohl lachen macht, denn eben dieselben, die jetzt diese Mode admirieren, haben mich vor fünf Jahren ausgelacht und so sehr mit meinem Zobel beschrien, daß ich ihn seitdem nicht mehr hab' antun dürfen. So geht's hier bei diesem Hofe zu: wenn die Courtisans sich einbilden, daß einer in Faveur ist, so mag einer auch tun, was man will, so kann man doch versichert sein, daß man approbiert werden wird, hingegen aber, wenn sie sich das Konträre einbilden, so werden sie einen für ridikül halten, wenn es gleich vom Himmel käme.‘

Die Herzogin entschuldigt sich in dem gleichen Briefe, daß sie so lange nicht geschrieben:

‚Erstlich zu Versailles, wo wir den ganzen Tag zu tun hatten; den Morgen bis um drei Uhr nachmittags waren wir auf der Jagd, darnach, wenn wir von der Jagd kamen, so kleidete man sich anders an und ging hinauf zum Spiel, dort blieb man bis um sieben Uhr abends, von da ging man in die Komödie, welche um halb elf Uhr aus war, alsdann ging man zum Nachtessen, vom Nachtessen zum Ball, welcher bis drei Uhr morgens währte, und dann zu Bett.‘

Reichlich ein Jahrhundert später, als Santerre Befehl erhalten hatte, den gefangenen Ludwig XVI. vor die Schranken des Konvents zu führen, und man im feierlich stillen Saale schon die Schritte der Nahenden hörte, da wandte sich Barrère, der Präsident der Versammlung, gegen die Tribünen mit den Worten:

‚Bürger, erinnert euch an das furchtbare Schweigen, das Ludwig auf seinem Wege von Varennes begleitete und das dem Gerichte der Völker über die Könige vorausgeht.‘

Als wenige Augenblicke später der Bourbone im Saale stand, da sprach der Präsident zu ihm:

‚Ludwig, das französische Volk klagt Sie an. Sie sollen sogleich die Anklageakte vernehmen. Ludwig, setzen Sie sich.‘

Schon nach dem Sturm auf die Bastille — während der Adel auf seine Feudalherrlichkeit, die Geistlichen auf den Zehnten verzichteten und die Menschenrechte ausgerufen wurden, da waren die Putzmacherinnen, die Tailleurs, Coiffeurs, Ziselierer und Goldarbeiter zu Paris in jäher Ratlosigkeit erstarrt. ‚Keine neue Frisur, kein neuer Hut, kein neues Bonnet,‘ so weint ein altes Modejournal, ‚denn man glaubt sich genügend ausgeputzt, wenn man die Nationalkokarde am Hute trägt.‘ Für die Betreuer der menschlichen Eitelkeit, die sich unter dem alten Regiment gemästet hatten, waren die mageren Jahre gekommen. Wer sollte wohl noch Lust und Geld haben, sich zu schmücken, seitdem alle die munteren Flaneure und Bonvivants, die Grafen und Herzöge der Liebesabenteuer, die Marquisen des feinen Geschmackes ersäuft, füsiliert, geköpft oder zu simplen Bürgern und Bürgerinnen geworden waren? Seitdem die alltagsgraue Vernunft in Frankreich regierte? Hingezerrt über die Stufen der Guillotine die heilige Bannerseide des Hauses Capet — die schimmernden Hofleute im Atlasrock, mit Spitzenjabot und Galanteriedegen, die fadenschlanken Abbés, die Watteaufalten und Damaste der Damen mit Blumenstücken und Blütenzweigen — alles wie weggeblasen! Das galante Frankreich mag noch irgendwo hausen als ein gealtertes Stiftsfräulein, das von Erinnerungen zehrt; jung und auf den Gassen sichtbar ist die Dirne Revolution. Der Teufel der Schreckensära ist ein hager aufgereckter

Septembermann — von Beruf ursprünglich Advokat oder Notarschreiber oder irgendein verbummeltes Genie —, der auf der Konventstribüne steht und blitzt und donnert oder, wenn es der Gang der Geschäfte erlaubt, mit endlos raspelnder Stimme die allgemeinen Menschenrechte erörtert. Der Bürger Beelzebub hält es fleißig mit Brutus und Cato und dem ganzen altrömischen Heroensaal; er läßt die derbsten Redensarten dem Gehege seiner Halsbinde entschlüpfen und ist geneigt, jeden, der noch Spitzenmanschetten und seidene Strümpfe zu tragen wagt, aufs Schafott zu bringen. Niemals war eine schwerere Prüfung über die Schneider von Paris hereingebrochen. Aber die Findigen erholten sich von ihrem Schreck. Sie verstanden und meisterten den Geist der Zeit, sie warfen eine neue Stutzerkleidung auf den Markt, welche der Uniform der Bürgergarde wie ein Ei dem andern glich — ‚der Rock blau, mit weißen Revers und weißem Unterfutter, der Kragen rot, die Knöpfe gelb, mit daraufgetriebenem Wappen der Stadt Paris; Weste und Hosen weiß; das Degengehenk als Bandelier über die Schulter gehend'. Im übrigen — variatio delectat — waren Anleihen bei den Engländern und Amerikanern schon seit einiger Zeit beliebt. Die Mode à l'anglaise gestattete dem Revolutionshelden, wie der behäbigste Landsquire in Sussex oder der frömmste Quäker einer kanadischen Seebucht einherzuschreiten und den tugendhaften Ernst seiner menschheitbeglückenden Absichten durch Frack, weiße Halsbinde, Schaftstiefeln und hohen schwarzen Kastorhut zu erhärten. Wer es mit der rustikalen Tracht Sergents, des Präsidenten der société populaire des arts, hielt, der trug weite Pantalons, kurzes Kamisol und Holzschuhe. Einen weiteren Schritt zur Natur tat der Konventsmann Javogue, indem er eines schönen Tages — selbstverständlich unter Berufung auf die antike Kunst — in den Straßen von Feurs spitternackend spazieren ging. Eine kluge Schneiderpolitik durfte diese Mode nicht gewähren lassen, und so pries man in den Journalen das Ingenium des Malers und Jakobiners David, der eine Tracht aus eng anliegenden Strumpfhosen, Halbstiefeln, Tunika mit breitem Gürtel, spanischem Mantel und Reiherbuschhut erfunden hatte Es war das für die Revolutionsepoche und die Empirezeit bezeichnende antik heroische Element, welches in dieser Zusammenstellung zum Ausdruck gelangte. Nicht so vollkommen freilich wie in der Mode der neuen Bürgerinnen, deren Kühnste nach dem Beispiel der Madame Tallien bestrebt waren, das Wort des Plinius buchstäblich zu erfüllen: ‚Res graeca est nil velare'. In durchsichtigen Kleidern — ‚gewobenen Nebeln' —, die zum Überfluß an der Seite geschlitzt waren und die feischfarbenen Trikots durchleuchten ließen, so spazierten die Spartanerdamen der fin du siècle in stolzer Haltung über die Boulevards.

* * *

Die Geste der Zeit ist martialisch und streng. Haben Hirtenstab und Flöte, die Insignien der alten Schäferlust, für immer ausgespielt? Gibt es, während das Revolutionstribunal wütet und die Paläste und Klöster des ancien régime in Gefängnisse umgewandelt werden, gar keine galanten Menschen mehr? Keine mondhellen und taureichen Nächte? Haben, wie das Geschlecht der Könige, so auch der alte, ruhevoll das Rohr blasende Pan, das elegische Volk der Hirten und Vogelsteller, die ausgelassene Sippschaft der Satyrn und die zärtliche der Nymphen in diesem Frankreich, das einst Arkadien war, Asyl und Gastrecht verloren?

Wir lesen die Antwort in den Berichten der Zeit. Wir lesen mit Verwunderung, daß man auch im Palast des Luxembourg, das von den Jakobinern als Gefängnis für die vornehmsten suspects hergerichtet war, sich noch mit Konversation, Tanz, Gesang und allen Arten von Gesellschaftsspielen ergötzt hat; daß man in St. Pélagie, dem ‚Vorzimmer der Guillotine', ein Liebhabertheater gegründet, hinter dessen Kulissen man das Dröhnen des Fallbeils nachahmte und die komisch unbeholfenen Schritte des Blutrichters Fouquier-Tinville; daß anderswo die eingekerkerten und verurteilten Damen und Herren vom Adel noch mit lächelnden Mienen am Spieltisch saßen, während schon der Jakobinerscherge säbelrasselnd hin und wieder ging und, die schmierige Liste studierend, einem Partner nach dem andern bedeutete, daß es nun für ihn Zeit sei, sich auf das Blutgerüst zu begeben. Diese altmodischen Menschen, die sich noch an ihrem letzten Morgen so aufmerksam frisierten und nicht vergaßen, dem todbestimmten Leibe das letzte kostbare Restchen von Schminke und Puder angedeihen zu lassen — diese Kinder einer abgeglühten, tändelnden Zeit wußten wie zu leben, so zu sterben.

Aber auch die Kampfhähne des Konvents waren von Schäferlaunen nicht so frei, als man nach ihrem Gewerbe glaubt, annehmen zu sollen. Robespierre, dieser geschäftstüchtigste Prokurist der Guillotine, zum Beispiel. Wenn seine Schwester, Mademoiselle de Robespierre, berichtet, daß ihr geliebter Maximilien kleine Vögel aufgezogen und über den Tod einer Taube Tränen vergossen habe, so klingt das wie ein verwehter Ton aus arkadischen Hainen. Wir haben wohl Grund, anzunehmen, daß das Bild, welches die kluge Charlotte von diesem Bruder verruchten Andenkens entworfen, durch einige wohlberechnete Farben gefälscht sei. Aber von dem Revolutionsmann Pache steht so gut wie fest, daß er in seinem Privatleben ein harfespielender Idylliker war, daß er botanische Versuche mit ‚Blumenkohlsamen aus Lappland' angestellt und einen Aufsatz über die ‚Verbreitung der Bäume mit fleischigen Früchten in einigen Gebieten des Departements der Ardennen' geschrieben hat. All dies

mit derselben Hand, die unter das Todesurteil der Girondisten und das Zeugenschaftsprotokoll des jungen Dauphin gegen seine Mutter, eines der scheußlichsten Dokumente der Weltgeschichte, die Unterschrift gesetzt.

Im Gefängnis Talaru kam der joviale Kerkermeister eines Tages auf den Gedanken, sich anstatt einer grimmigen Wachdogge einen schöngekämmten, mit rosa Seidebändchen geschmückten Schafbock zuzugesellen. Hätte ein Aufseher zu Ludwigs XV. Zeit sich harmloser gebärden können als dieser Sansculotte? Die alte Schäferlust war eben noch nicht tot. Sie lebte auch in den Liebeshändeln der Jakobiner; ja, man kann sagen, daß die zärtlichen Abenteuer in jener gewitterschwangeren und sturmbewegten Luft besonders gut gediehen sind. ‚Sensibilité‘ war ein Lieblingswort der Umsturzmänner. Zahlreiche romantische Blüten schimmern auf dem dunkelblutigen Sumpfe der Revolution. Es scheint, als ob der Mensch sich niemals mit heißerem Gefühl an Leben und Liebe klammere als in Zeiten der Unordnung, der Gewalt und der nahen Möglichkeit des Sterbens. Während — nach einem Worte des Polizisten und Schurken Héron — die Köpfe ‚fielen wie die Schiefertafeln vom Dache‘, da waren die Pariser Sommerabende so schwül und sinnbetörend wie einst. Sie weckten Epidemien des Romanhaften. Aus der Vergangenheit her — dem ancien régime — strahlte noch ein holdelegischer Schimmer. Wie abendroter Sonnenbalken durchzitterte er das neue wüste Leben und vergoldete die Stunden, die nicht der blutigen Volksbeglückung gewidmet waren; er verklärte die pulververbrannten Gesichter, überhauchte die rabenschwarzen Jakobinerlocken mit blondem Puder, huschte über alte Kaminuhren und fingerte abenteuerlustig an den Ritzen der Tapetentüren.

Gegen den exzentrischen Giftwein, der einst den gottgeliebten Hirten Daphnis berauschte und ihm von der eifersüchtigen Nymphe das Schicksal der Blindheit zuzog, ist die Natur der Menschen erst gehärtet worden durch die Feuergarben der Schlachten, die Bonaparte auf den Feldern Europas bis Moskau hin auflodern ließ. In der bürgerlich engen Welt der schwarz-gelben Kommoden und geblümelten Vorhänge vollends brauchte man das Herzgift nicht mehr zu fürchten.

# Theodor Däubler
## Von M. F. Cyprian

„Mein Platz auf Erden kann verwandten Wandlern frommen.
Sie werden Rauschen wie von großem Regen finden:
Ihr Künftigen sollt gut zu meinem Brunnen kommen!"
Th. Däubler, Hesperien.

Unter den modernen deutschen Dichtern nimmt Theodor Däubler durch Leistung und Einfluß seines Werkes eine führende Stellung ein. In ihm kommt die höchste Sensibilität und die größte artistische Vollendung der modernen deutschen Lyrik zum Ausdruck. Seine Werke sind, ganz abgesehen von ihrem Ewigkeitsgehalt, bleibende historische Monumente für das seelische Streben und für den sprachlichen Ausdruck ihrer Zeit. So wird es auch für denjenigen, den seine eigene Sendung fortführt von Däublers kompliziertem Artistentum zu neu errungener Schlichtheit und Monumentalität, fördernde Aufgabe, mit den bleibenden Werten und der künstlerischen Eigenart Theodor Däublers sich auseinanderzusetzen.

Theodor Däubler wurde am 17. August 1876 zu Triest geboren. Vater und Mutter waren von deutschem Blute. Aber bedeutsam ist doch, daß Däubler in einer italienischen Umwelt aufwuchs. Das setzte ihn schon als Kind den verschiedensten Kultureinflüssen aus, gab ihm zum Erbteil seines germanischen Blutes ein gut Teil romanischer Bildungselemente, formte aus ihm einen Europäer deutscher Herkunft. Der spätere Entwicklungsgang von Däublers Leben war geeignet, sein weltbürgerliches Wesen zu bewahren: von 1897—1901 lebte er in Wien, von 1901—1907 in Paris, von 1907—1914 in Italien, seit 1914 in Berlin.

Schon in den Knabenjahren formten sich in Däublers Träumereien die ersten mythologischen Vorstellungen seines Hauptwerkes ‚Das Nordlicht'. Einen schulmäßigen Bildungsgang hat Däubler nur in geringem Maße erfahren. Das Universitätsstudium hat er nach kurzen Ansätzen aufgegeben: um so größere Bereiche des Wissens durchmaß er als Autodidakt. Sehr starken Einfluß auf ihn hatte die bildende Kunst; besonders die Sienesen und die Meister der Renaissance vermittelten einschneidende Eindrücke, später offenbarte sich auch eine fördernde Nähe zu dem modernen italienischen Futurismus. Werke der Literatur wirkten nicht in gleichem Maße elementar. Immerhin war es von Bedeutung, daß Däubler schon in jungen Jahren die großen italienischen Epiker Ariost und Dante in sich aufnahm. Daneben wirkte wohl auch etwas das blumige Pathos von d'Annunzio. Unter den deutschen Dichtern hat Goethe, und wohl nur Goethe, auf den Rhythmus von Däublers Dichtung entscheidend gewirkt.

Das künstlerische Hauptwerk Däublers ist das mythische Epos ‚Das Nordlicht' (3 Bde. München, Georg Müller, 1910). Er war zwölf Jahre

mit der Niederschrift des Werkes beschäftigt. Dann folgten, den Stil des ‚Nordlichts' weiterführend, die episch-lyrischen Dichtungen ‚Hesperien' (München, Georg Müller, 1915) und ‚Hymne an Italien' (Leipzig, Inselverlag, 1916). Daneben die Gedichtbücher ‚Der sternhelle Weg' (Dresden, Hellerauerverlag, 1915) und das Auswahlbändchen ‚Das Sternenkind' (Inselbücherei Nr. 188).

Die Prosabücher Däublers stehen an Bedeutung tief unter seinen Versbüchern und werden nicht Bestand haben. Die autobiographischen Prosaskizzen der Bücher ‚Wir wollen nicht verweilen' (Dresden, Hellerauerverlag 1915) und ‚Mit silberner Sichel' (ebd. 1916) sind ausgefüllt mit nicht zur Kunstform gestalteten expressionistischen Impressionen und ungestalteten metaphysischen Spielereien. Zuweilen freilich formt sich ein Bild wie dieses, das Anschauungs- und Gestaltungskraft des Dichters enthüllt: ‚Zwischen zwei Bäumen wurde ein Seil gespannt — eine rosa Jungfrau mit Seidenbluse und Silberähren im Haare geht drauf mit einem Riesensonnenschirm spazieren. Ein Affe in roter Hose mit Soldatenmütze springt auf die Drehorgel, und ein Clown mit Mehlgesicht und Silbersonnen auf den Pluderhosen schlägt Purzelbäume. Der Mondschein blaut durch die Blätter auf lauter lachende Gesichter.' Doch gehört dieses wundervoll intensive Zirkusbild zu den leider seltenen Oasen, welche die Lektüre der nervös bewegten, eines einheitlichen Rhythmus entbehrenden und zuweilen posenhaft gespreizten Prosaskizzen Däublers erträglich machen.

Ferner liegen von Däubler zwei Essaybücher vor. Das ‚Lucidarium in Arte musicae' (Dresden, Hellerauerverlag, 1917) gibt den Versuch einer großzügigen Weltgeschichte der Musik. Viel Gewaltsamkeit und willkürliche Behauptung; aber zuweilen blitzen überraschende Zusammenhänge intuitiv auf. Seltsam der Weg, auf dem Däubler zur positiven Wertung Wagners kommt: vom Mythos her. — Ähnliches Gepräge, doch ohne die einheitliche Großzügigkeit seines Musikbuches, haben die kunstphilosophischen Aufsätze Däublers, die sein Buch ‚Der neue Standpunkt' (ebd. 1916) vereinigt. Es ist eine Apologie der expressionistischen Malerei. Der Versuch ist gewagt, das Wesen der bedeutendsten modernen Maler in Wortkunst zu übersetzen. Viele Schönheiten und kluge Urteile im einzelnen. Doch ist das reiche Mosaik nicht zu symphonischer Komposition gezwungen. Leider droht das sachliche und formale Niveau der Kunstaufsätze Däublers, das schon in diesem Buche zuweilen enttäuscht, durch die berufliche Vielschreiberei, der Däubler als Kunstkritiker eines Berliner Blattes zweiten Ranges huldigt, immer mehr gefährdet zu werden. Es ist bedauerlich, daß ein bedeutender deutscher Dichter auf diese Weise sein Brot verdienen und die bleibende Leistung seines dichterischen Werkes mit der vergänglichen Oberflächlichkeit zahlreicher Zeitungsartikel belasten muß.*

* Es ist erfreulich, daß Däubler im Mai dieses Jahres von der Fastenrathstiftung ein Preis zugesprochen wurde. Freilich vermag eine solche Gabe die Kläglichkeit unserer literarischen Zustände nicht aus der Welt zu schaffen.

Die Zeiten überdauern werden von Däublers Werken nur die Versbücher. Von ihrem Gehalt wollen wir reden.*

Beginnt man in Däublers Dichtungen zu lesen, so ist der erste Eindruck ein Betäubtwerden von der überreichen Fülle, die hier herrscht. Südlich wuchernde Üppigkeit. Nichts von der strengen Verhaltenheit des Nordens. Bilder drängen sich ruhelos an Bilder, endlose vokalreiche Strophen klingen berauschend an unser Ohr. Auch schon rein im äußeren Umfang eine zunächst hilflos verwirrende Überfülle: ‚Das Nordlicht‘ mag etwa dreißigtausend Verse haben.

Unheimliche Produktivität ist ein Charakteristikum der meisten großen Dichter. Die Gnade verschwendet sich in ihnen. Lope de Vega wurde angestaunt als ein ‚Ungeheuer an Fruchtbarkeit‘, Sophokles, Calderon, Shakespeare, Molière, Goethe sind bewundernswert schon rein durch die Quantität ihres Werkes. Daß bei solchem überquellenden Schaffensbedürfnis zuweilen auch künstlerisch Unzulängliches entsteht, ist unvermeidlich: ‚Quantoque dormitat etiam bonus Homerus.‘ So darf man es wohl kaum als einen prinzipiellen Einwand gegen das Werk Däublers hinstellen, daß sich in seinen Dichtungen leere Stellen finden, Verse gereimter Prosa wie diese:

‚So hat Michelangelo in seinem Moses
Nur barock sein eigenes Wesen übertrieben
Und es folgte gleich auf ihn ein hoffnungsloses
Epigonentum, das ohne Gott geblieben.‘

Kaum ein Dichter von gleicher Fruchtbarkeit, der solche Stellen nicht geschrieben hätte. Bei Lope de Vega und Shakespeare gibt es ganze Szenen, in denen man die gestaltende Kraft des Meisters vermißt. Auch bei Goethe findet man nicht nur in seinen höfischen Gelegenheitsdichtungen, sondern selbst in seinem reifsten lyrischen Werke, dem ‚West-östlichen Divan‘, Reimereien wie diese:

‚Hafis' Dichterzüge, sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes.‘

Daher ziemt es, nicht in den Entgleisungen, die auch in den Werken der Größten nicht mangeln, sondern in dem, was zur Gestalt reifte, des Künstlers Wesenheit zu suchen.

Däublers Dichtung ist beherrscht von einer satten sinnlichen Anschaulichkeit, welche alle Dinge der Welt, das Konkreteste wie das Abstrakteste, in Bildern ausspricht. Freilich wird dabei, das sei unumwunden zugestanden, oft durch eine maßlose Anhäufung barocker Bildlichkeiten die Harmonie

---

* Über Däublers ‚Nordlicht‘ erschien eine eindringende Studie von Carl Schmitt (München, Georg Müller 1916), über die ‚Hymne an Italien‘ ein lesenswertes Essay von Kurt Piper im laufenden Jahrgang der ‚Rheinlande‘.

des Ganzen gestört und ein Vers, der verheißend anhebt, kann monströs enden wie dieser:

,Ein Segel wird zur Meereswunderblüte,
Mit Plätscherblättern silbert es dahin,
Dir kommen Lotosblumen in den Sinn,
Doch plötzlich untertulpt sich eine Tüte.'

Aber oft runden sich die Bilder zur Einheit, harmonisieren sich in weiser Beschränkung und es entstehen Stimmungsbilder von geschlossenem Eindruck, formen sich Landschaften von überzeugender Gestaltungskraft. Die ganze Intensität eines heißen Sommermittags wird Gestalt in Versen wie diesen:

,Die Sümpfe verglühen ihr Hühnergeflügel,
Die Enten beschwingen den flockigen Glast,
Sie tragen die Seele vom alten Morast
Empor in die jugendlichgrünenden Hügel.

Ein Nachen begleitet die langsame Stunde,
Das Rudern bei Seerosensonne ist schwer.
Libellen besorgen den Schwebeverkehr
Der Schilfdickichtinseln: es grünt ihre Kunde.'

Nicht räumlich, sondern nur durch die lastende Glut der Sommerschwüle sind die Bilder zusammengehalten: die fliegenden Hühner, in denen der Brand des Sumpfes zum Himmel emporzugluten schien, der einsame Nachen, von Libellen überschwebt, der sommerliche Glast, in dem die Enten schwer flattern, die Hügel, deren Grün noch Milde des Frühlings hat. Und noch monumentaler, weil einfacher und beherrschter, gestaltet sich die Stimmung eines schwülen Abends im Spätsommer:

,Will kein lieber Vogel singen?
Alle Büsche bleiben stumm.
Nur ein Falter mit beblumten Schwingen
Tummelt sich im Roggenfeld herum.

Sonnenblumen neigen sich zur Erde.
Braune Schatten haschen nach der Wand.
Schweißbesickert ziehen schwere Pferde
Hohe Fuhren durchs verwolkte Land.'

Man erinnert sich bei der Lektüre solcher Gedichte an Detlev von Liliencron, der es gleichfalls liebte, den Eindruck einer Landschaft in wenige Verse umzusetzen. Aber man wird sofort empfinden: während Liliencron nur impressionistisch sinnenhafte Eindrücke aneinanderbindet, werden bei Däubler auch die seelischen und geistigen Dinge in die sinnliche Einheit einbezogen. Der Flug der Enten in jener Mittagsstimmung ist nicht nur eine naturalistische Anschauung, er ist zugleich Symbolon für den Flug der Seele aus

schwülem Verzagen zu neuaufjauchzender Hoffnung. Die Bildlichkeit Däublers ist freier und kühner, weil sie nicht nur Beobachtung gibt, sondern dichterische Vergewaltigung: ihr formen sich alle geistigen Inhalte zur sinnlichen Gestalt, und jede sinnliche Gestalt birgt geistige Inhalte. So wird für sein Schauen jeder Baum zum geistigen Erlebnis der Seele: die Fichte hat Sterne an ihr Herz gepreßt und steilt in heiliger Andacht empor; die Birke ist ein keusches Mädchen, eine zum ersten Liebeswunsch erwachte Schleierbraut, die verschämt neben den reifen Fichtenfrauen steht. Oft wieder binden sich Geheimnisse der Natur, und das Seelenleben der Menschen symphonisch zur unlösbaren Einheit, wie in diesen wundervollen Strophen, die uns zwei Liebende im nächtlichen Kahn schildern. Aus der ganz vom Dichter aus, ganz anthropomorphisierend geschauten Naturstimmung steigt das Bild der Liebenden auf, die ein schmaler Nachen traumhaft durch die nächtliche Flut trägt:

‚Im Halbmond, wenn die Sterne sich verdichten,
Der Wasseratem langsam dann verzieht,
Enttaucht ein Kahn, so traumhaft wie ein Lied,
Und scheint die letzten Wellen zu beschwichten.

Ein Seelenpaar, das Herz und Blick belichten,
Das bloß die reinste Einheit gibt und sieht,
Vermag nach allem, was in Glück geschieht,
Den Rhythmus seiner holden Fahrt zu richten.

Es regt sich da kein Hauch am grauen Meere,
Es hat der Kahn statt Segel einen Traum
Und wiegt ganz spurlos seine Schattenleere.

Die Liebenden sind blaß und zart wie Schaum,
Ihr Antlitz mild, als ob es nichts begehre:
Man wundert sich ja nur, und wähnt sie kaum.‘

Überhaupt sind es grade die zarten Schwingungen, die in Däublers Lyrik zu besonders reinem Ausdruck kommen. Seine Verse erinnern hier oft an die besten Strophen Goethes und auch an die melodischen Klänge Brentanos, der ja, nur in etwas anderer Weise als Däubler, über germanisches und romanisches Erbteil verfügte. Es ist wirklich ein großer Dichter, wer trotz aller Belastung mit Sensibilität und Bilderfülle es vermag, die Sehnsucht der Jungfrau in dieser schlichten Strophe zu sagen:

‚Jüngling, hör', ich bin die Blume,
Die in einer Nacht verschmachtet,
Die vom tiefsten Eigentume
Alles zu verschenken trachtet.‘

Aber auch die kompliziertesten Empfindungen werden in dichterischen Ausdruck umgesetzt. Wenn Däubler das Schreiten des Nachtwandlers

schildert, dann hat der ganze Klang seiner Verse etwas vom mondhaften Schweben, zwingt schon rein akustisch die Gefühle des Nachtwandelnden auf:

,Auf der Kante des Verstandes,
Über, unter der Vernunft,
Fühlst du jedes Totenlandes
Wunderheilige Wiederkunft,
Deinen Gang am Daseinsrande
Schützen unerfaßte Bande.'

Neben dem Klanglichen spielt die Farbe in Däublers Lyrik die entscheidende Rolle. Farben sind metaphysische Prinzipien, die Wesenheiten des Gefühls symbolisieren. Aber nur die reinen elementaren Farben. Blau ist für Däubler der Grundton der Welt. Rot und grün sind die Vordergründe des Lebens. Zuweilen erhöhen goldne und braune Töne die Farbenfreudigkeit der Landschaft. Violett flutet in künstlich beleuchteten Städten, silbern ist die Farbe der Mondnächte. Die glanzlosen Farben gibt es in Däublers Dichtungen nicht.

Däubler dringt stets auf den seelischen Kern der Dinge, begnügt sich nicht mit der bloßen Impression der Erscheinung. Er anerkennt nicht die Beschränkung des Schauens auf das Fünfsinnengemäße, er hat nicht die Scheuklappen des sogenannten ,Realisten'. Sein Erleben hat einen weiteren Wirklichkeitsbezirk: ihm ist der sechste Sinn geworden, dem die mystischen Zusammenhänge sich auftun. Die naturalistische Betrachtungsweise isoliert die Gegenstände, löst das All in empirische Einzelheiten auf. Der Mystiker aber trägt in sich die Einheit des Ganzen, er ahnt die Zusammenhänge der Welt. So vermag er die empirische Isoliertheit sinnlicher Impressionen sieghaft zu überwinden; kann triumphierende Erkenntnis gewinnen: ,die Welt ist nur scheinbar in Wesen zerspalten'.

Hier in der mystischen Welt leben die ewigen Wunder, die zeitlos bestehen hinter aller Vergänglichkeit. ,Die Dinge sterben ab, die Rätsel bleiben.' Aber indem wir unser kreatürliches Ich verlassen, mystisch uns einsenken in die anderen Wesen, wird unser eigenes Ich begnadet zum heiligen Gefäß für den Geist der Ewigkeit:

,Erblicke ich die eigenstillen Dinge,
So bin ich nimmer ein Gemüt auf Erden,
Sondern der Geist, als der ich uns durchdringe.

So bin ich alle, die noch kommen werden!
Die Dichter und Erdichteten der Tiefen:
So bin ich Pan, und auch der Schreck der Heerden.'

Diese Selbstaufopferung des Dichters, um das All in sich zu fühlen, ist Gebot der Frömmigkeit. ,Es soll sich jeder Mensch zur Andachtsnacht bekennen.' In ihr sich aufgeben, heißt unser tiefstes Ich finden: unser ,Fünkchen', hätte Meister Eckhardt gesagt. ,Wir wandern, um das eigene Gluten zu erreichen.' Denn wer brennt, wandert nicht aus schmerzlicher

Sehnsucht, sondern aus Pilgertum. Nur durch die Glut dieser inneren Steigerung finden wir endlich unser wahres Selbst. ‚Die Lebensechtheit kann sich nur ekstatisch fassen.'

Dennoch ist Däubler nicht wie Alfred Mombert ein Ewig-Schwebender, ein verzückter Visionär, der nur noch mit Sonne, Mond und Meer im Verkehr steht und aus dem großen kosmischen Rausch nicht mehr zurückfindet in die kleinen Maße des irdischen Werktags. Zwar auch Däubler ist ein ‚Sternenkind', aber er ist bodenständiger als Mombert; harten, festen Fußes schreitet er durch den Tag dieser Erde. In seinen Büchern ‚Hesperien' und ‚Hymne an Italien' wird die italienische Landschaft, werden die Eigenheiten der italienischen Städte mit konkreter Anschaulichkeit geschildert. Die Felsen des Apennin oder die Lauben der Campagna sind die mit eindrucksvoller Deutlichkeit dargestellte Sinnenwelt, von der erst mählich die träumende Innenschau sich loslöst. Mit nichten werden die kleinen Züge des Alltags verschmäht. Der brave Esel, welcher den Dichter trägt, der Bauer, welcher den Fremden die Früchte reicht, die Kinderhändchen, welche das Obst klauben. Doch der Dichter weilt nicht nur in den Felseneinsamkeiten des Gebirges und in den träumenden Abendlauben, auch in der betriebsamen Eile von Rom und Mailand hat er seine Heimat. Mit expressionistischer Kunst stellt er den grandiosen Wirrwarr der modernen Großstadt vor unsere Augen. Bücherhandel, Friseurbude, Tabaklager, Farbenrausch der Bar, Absynthgrün des Cafés, hastender Rhythmus der Tramwaywagen werden bezwungene Gestaltung.

In seinem Hauptwerk ‚Das Nordlicht' verdichtete Theodor Däubler sein Schauen zur kosmischen Mythologie. Die Erde ist von der Sonne in den Raum hinausgeschleudert worden, doch die Glut des Erdinneren muß ewig nach der Sonne zurücksehnen. So wollte die Erde aus ihrer Sonnensehnsucht den Mond zur mütterlichen Kraft zurücksenden, doch der Mond erstarrte. ‚Es schleppt die Erde ihn als Leichnam durch den Raum.' Im Nordlicht aber, so deutet es Däubler, dringt die alte Sonnenkraft der Erde sieghaft empor. Hier wird die Materie sich in Geist überwinden, hier im Norden werden die Völker aus der Qual des Tartarus erlöst werden.

Unter den Gesichtspunkten dieses freigeschaffenen Mythos wird nun in dem ganzen Epos Däublers der Gang der Weltgeschichte betrachtet, und ihr Sinn zu deuten, ihr geistiger Gehalt in erzählenden Episoden zu symbolisieren versucht. Nach dem wilden Ausbruch des Kataklisma äußert sich die Kraft der Sonne zuerst in afrikanischen Wüsten, offenbart sich in der brutalen Gewalt des Gottes Ra. Und nun folgen wir dem ganzen Werdegang der Menschheit nach Indien, nach Iran, nach Europa, sehen die ganze materielle Kultur sich zum Ararat emportürmen und in der Nacht des Tartarus versinken. Aber diese Apokalypse ist kein Untergang, sondern eine Auferstehung.

‚Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!

Das Nordlicht strahlt aus meinem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!'

Sieghaft steigt das Ich zu den Sternen empor. ‚Das Nordlicht ist der Dinge innerer Überwinder.' Die Kainsschlange wird gebändigt, die Materie vom Geist überwunden, die Zeit von der Ewigkeit besiegt. In erhabenen Gesängen tönt die Harmonie der Sphären, zu der unsere Seele sich erheben muß:

‚Die Seele baut sich hier ein Glastwaldhaus,
Ihr blasses, unberührtes Sehnsuchtseden:
Wenn schrecklich auch, doch fern vom Erdgebraus!

Entleibt, bemerkt der Geist des Traumes Schäden
Und führt dann Kampf um Christi Licht,
Denn Erdgespenster muß er noch befehden!

Im Wollustwahnsinn suchst du kein Gericht.
Gereinigt wirst du selbst vor Christum treten,
Denn Gnade strahlt in jede Zuversicht.

Die Menschen, die am Werktag lichtwärts beten,
Seh'n hoch im Sonnenrot ihr Weltsymbol,
Den Sieg über die Angst der Nachtplaneten.

Der Tod ist nur die Furcht vor unserm Wohl,
Das Fleisch hat Angst, sich ewig wahrzunehmen,
Doch holde Hoffnung überstrahlt den Pol.

Das Urfeuer will sich des Endes schämen
Und wirkt als Ewigkeit, die sich erweist.
Tief überwunden sind des Zweifels Schemen:
Die Welt versöhnt und übertönt der Geist!'

So schließt Däublers mythisches Epos.

Überschauen wir den Wesensgehalt des gewaltigen Werkes, so offenbart sich uns eine wundersame Vermischung von Naivität und belastenden Kulturinhalten. Erstaunlich die innere Freiheit, mit der ein Mensch einer ganz unmythologischen Zeit sich einen neuen Mythos zu formen weiß.* Aber dieser Mythos büßt ein an Monumentalität, weil er zerspalten ist durch die

* Unter den Zeitgenossen vermochte das nur noch Alfred Mombert in seiner Äon-Trilogie. Das dritte Drama ‚Äon vor Syrakus' (Berlin, Schuster & Löffler 1911) versucht gleichfalls eine mystische Ausdeutung der Geschichte — doch ist Momberts Stil lapidare Elementarität, während Däubler in verschwenderischer epischer Breite überquillt.

Überfülle des hineingedrängten geschichtlichen Stoffes, auseinandergerissen in kosmische Hymnen, epische Schilderungen, lyrische Träumereien, scherzhafte Anekdoten, Beschreibungen von Bildern, Erzählungen historischer Fakta. Das schafft eine innere Formlosigkeit des Werkes, dessen äußere Form von bestrickender Vollendung ist.

Diese zersprengende Überfülle der großen Dichtung hat — ähnlich wie derselbe organische Mangel des zweiten Teiles von Goethes ‚Faust' — ihre tiefste Wurzel darin, daß der Dichter zwar die Aufgabe des wegweisenden Sehers fühlt, aber ihm selbst die einheitliche Glut der Seele und die wankellose Glaubenskraft mangeln, während Historizismus und Relativismus der modernen Welt sich seiner bemächtigen. So fehlt die einheitliche Gewalt des Propheten, so mangelt die mit letzter Intensität auf ein Ziel gesammelte Wucht, die den großen Dichtungen Calderons eigen ist. Man kann von Däublers ‚Nordlicht' fast sagen, es sei ein enzyklopädisches Werk. In ihm spiegelt sich das Bewußtsein aller abendländischen Kulturen, der geistige Inhalt unserer bewegten und zerrissenen Gegenwart.

So erscheint uns Däubler bedeutsamer als Schilderer des gegenwärtigen Chaos, denn als sein innerer Überwinder. Wohl sind uns schon das ekstatische Aufleuchten seiner Dichtung und die Sehnsuchten seiner Verkündigung bemerkenswert: aber sie sind noch zu unelementar, zu pathetisch, zu literarisch und vor allem zu barock und willkürlich, um zeugende Kraft auszustrahlen. Vollendetes hingegen leistet Däubler als Schilderer des materiellen Triumphes unserer Gegenwart, des grauenvollen Sieges der Sachlichkeiten über die Seele der Menschen. Grandios gestaltet sich in dem futuristischen Tempo seines ‚Sang an Mailand' (in der Hymne an Italien) der Rhythmus dieser Zeit, in der die Technik immer mehr sich der seelischen Herrschaft des Menschen entzieht, ihr grauenhaftes Eigenleben gespenstisch ihm aufzwingt:

‚Gleißende Messer zerschneiden die Nacht.
Städtevulkane sind harmlos erwacht.
Flammenerscheinungen sprühen verzückt,
Feurige Spielzeuge sind uns geglückt!
Dinge, die Zwecken der Leiblichkeit frommen,
Haben wir lodernd uns selber entnommen,
Haben sie über den Menschen gestellt:
Handwerkmechanik erbaut ihre Welt.
Werkzeuge sind uns strahlend entkommen,
Donnerndes Drohen umtost uns beklommen,
Fahndende Fahrten durchfahlen die Nacht,
Andere Sprachen sind flatternd erwacht.
Züngelnde Gipfel erschüttern die Luft.
Fliegende Türme zersilbern die Kluft:
Große Ereignisse kommen geflogen,
Volklicher Drohungen goldener Bogen
Schlingt sich aus Städten empor in den Wald,

Wo ein entsetzliches Echo erschallt.
Irdische Willkür bezwingt das Jahrhundert.'

Als seherhafter Durchleuchter der Gegenwart, als Dichter bunter Geschehnisse und überreicher lyrischer Bilder, als ein Meister der Form wird Theodor Däubler, dem heute die breitere Anerkennung noch fehlt, sich einen höchst ehrenvollen Platz in unserer Literatur erobern und wird ihn behaupten. Die kommende Dichtung aber darf nicht in ein Epigonentum dieses Stiles, der schon bei dem Meister selbst die Gefahren der Manier in sich trägt, geraten: sie muß weiterschreiten von der Fülle zur gebändigten Kraft, von der Auflösung zur Bindung, von dem Reichtum der Gegenwart zur zwingenden Wegbahnung der Zukunft. Däublers Künstlertum ist nicht imstande, einer dichterischen Richtung gebietendes Vorbild zu sein. Eine solche Dichterschule würde in affektierter Leere und Gespreiztheit verkommen wie der Göttinger Hainbund. Aber vielleicht ist es Theodor Däubler bestimmt, ähnlich wie vor Zeiten Klopstock als bahnbrechende Verheißung einer neuen selbständigen Epoche klassischer deutscher Dichtung voranzuleuchten.

# Lebensbilder / Von Edna

I.

Ein freundliches Fischerdorf liegt am Ufer des blauen Sees; lange Reihen aufgespannter Fischernetze bilden den silberglänzenden Abschluß, kleine Wellchen spielen mit den glatten Kieselsteinen des Ufers, kleine Fische springen glitzernd auf. Frühlingstimmung liegt auf den kleinen Häusern, jedes Häuschen mit seinem kleinen Garten, jedes Gärtchen mit seinem einfachen, altmodischen Blumenflor und schönen, wohlgepflegten Rosen; eine altersgraue Kirche, deren mächtiger, viereckiger Turm, durch Größe und Form weithin erkennbar, der lieblich intimen Gegend einen sehr ausgesprochenen Charakter verleiht — ein Zauber an Beleuchtung und Färbung, einige prachtvolle Nußbäume, sanft aufsteigende grüne Anhöhen, weiche, sanfte, grüne Linien — in der Ferne die Berge — das ist der Ort, wo Kindheit und Jugend auf mich warten. ‚Comme un essaim d'oiseaux qui chante au bruit de mes pas' klingt und singt es neben mir her, wenn ich auf den schmalen Wiesenwegen daherwandere und See und Himmel in stimmungsvollen Akkord zusammenfließen. — Ich werde wieder jung, wenn ich dich sehe, die liebe, alte Heimat! — Ich strebe eine kleine Anhöhe hinauf, die ich einst mit flinken Füßen bezwungen; ich strebe einem Sommerhaus zu, das dereinst hoch — freundlich, weit hinaus geschaut. Wann war es, wo ich zuletzt da oben gestanden? Vögel und Frühling, die wollen nichts wissen von trockenen Zahlen, auch nicht die stillen Ufer des Sees, und die hohen Bäume, die von alters her da standen, die blicken verträumt herunter auf das kleine geschäftige Menschenvolk, das mit seiner knapp zugemessenen Lebenszeit so wichtig tut. Die Bäume schauen mich an wie alte Freunde; ich möchte ihnen danken, daß sie die Gleichen geblieben sind; nur die Büsche, die haben es eilig gehabt! Hochaufgeschossen über einer Wildnis von tollem Jungzeug stellen sie sich mir in den Weg, — da muß doch dereinst ein Pfad gewesen sein? Mühsam arbeite ich mich durch und finde einen leeren Platz, der Platz, wo vor einem halben Jahrhundert mein Sommerhaus gestanden. Ein ganz leerer, runder Platz. Warum hat das junge, üppig wuchernde Grün ihn verschont? Junger Rasen bedeckt ihn. Es ist ein kreisrunder Platz, wie ein Elfenring, genau die Form des alten Sommerhauses. Mir macht es den Eindruck, als hätte das alte Haus eine tiefe Narbe in den weichen Boden eingedrückt, eine Narbe der Erinnerung, die sich nicht mehr verwischen lassen will, so wie wir Alte deren genug herumtragen. Es hat mich so eigen angeschaut, und ich habe mich auf einen großen Stein in der Nähe niedergelassen und habe über ‚Narben' und andere Dinge nachgedacht. Es raunte und flüsterte um mich her von längst vergangenen Tagen, wo die ‚Fülle der Gesichte' das Leben so überreich gemacht, wo das junge Begreifen und Erfassen sich an den Wundern dieser Welt nicht satt sehen konnte und die Wunder der Geisteswelt ahnend in sich aufzunehmen begann.

,Erhabener Geist, du gabst mir alles,
Worum ich bat, — — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du mir,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen . . .'

Auf dem alten Sommerhaus waren irgendwo diese Worte eingeschrieben; sie waren ein Echo des jung überströmenden Zusammenklingens mit der Natur, das manchem Menschenkind als reiche Gabe mit in die Wiege gelegt wird. Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert, wenn die Füße müd werden und die Augen trüb, die reine Freude dieses Verstehens werden wir immer zu den bleibenden Gütern rechnen können; aber erst nach und nach lernen wir sie auf ihren echten Wert prüfen! Sie wird uns Rosen bringen und Schönheit, stärkenden Nordwind und die einschmeichelnde Luft des Südens, sie wird unser Erinnern an frohen, lichten, unvergänglichen Bildern reich machen, aber sie wird keine Rätsel lösen, keinen Frieden bringen, uns den Weg nicht zeigen, der aus des Lebens Wirrsal führt. Der Blitz, der unser Haus zerstört, die leuchtende Pracht eines Sommermorgens, der in der Stunde unserer bittersten Enttäuschung wie bitterster Hohn erscheint, auch das ist dein Wirken, o Natur; gleichgültig schaut die ewig gleichmäßige Geduld deiner ewig gleichmäßig wirkenden Gesetze auf junges, heißpulsierendes Leben herab. Murmelnde Bächlein, grüne Wiesen, weites Ackerland und trauliche Heimstätten bringen keine guten Gedanken, wenn man mit lebenshungrigen Augen ins Weite schaut. Da unten, wo die kleinen Häuser sich in dem silberglänzenden See spiegeln, ist der Landungsplatz der Dampfschiffe, an dem es in der schönen Jahreszeit lebhaft und kosmopolitisch zugeht. So mancher von Wind und Wetter an diesen stillen Strand verschlagen, bringt innere Unruhe mit; so mancher steht am Ufer und schaut den buntgewimpelten Dampfern nach, als läge dort in weiter Ferne der Weg zum Glück. Von dem stillen Strand aus ist manches junge Wesen hinausgezogen, den leise lockenden, lachenden Fiedeln nach, die sie ,ins Leben' riefen, in das, was man Leben nennt, wenn man jung ist, und wie die wirbelnden Herbstblätter, die der Sturm über den See hinüberweht, fanden sie den Weg zum Heimatsfrieden nicht mehr zurück. Was ist aus ihnen geworden?

Von meinem Sommerhaus sieht der Blick auch in manche Seitentäler hinüber, auf viele Stunden weit; wenn ich in das eine Seitental einbiege, sehe ich im Geist ein Haus vor mir, dessen tragischer Hintergrund auch nicht in die harmonische Stimmung der weichen, grünen Linien paßt. Halb Landhaus, halb Bauernhof, von Rebgärten umgeben, von reichtragenden Feldern und wohlgepflegten Obstbäumen, wie man es in der Schweiz fast überall findet, von arbeitsamen Menschen bewohnt, lag es in halber Höhe, mit dem Blick nach den Bergen. Peinliche Ordnung und Sauberkeit ist der

Stempel all dieser Wohnstätten, ein wenig Schönheitssinn, aber ohne jeden malerischen Einschlag. Einfach und schlicht ist der Schweizer der Nordkantone, ernst in seinem Wesen. Das Wort Rechtschaffenheit und Ehrbarkeit ist nach meinem Gefühl wie für ihn geprägt; es ist etwas herbes in seiner Lebensauffassung. Die Grundgesetze, auf denen Familie und Land aufgebaut sind, sind seine strengen Führer. Leichte ‚Frohnatur' im Guten wie im Bösen ist ihm fremd, in gleicher Weise alles, was irgendwie dem Schein huldigt, was auch nur im entferntesten sich von Äußerlichkeiten beeinflussen läßt. Mit zunehmendem Wohlstand verwandeln sich nach und nach die alten Holzhäuser mit ihrer schönen Patina von braunem Getäfel, ihren Erkern und Schindeldächern in massive, meist recht häßliche, steinerne Gebäude. Die Menschen bleiben dieselben, auch in ihrem Verhältnis zu ihrer Umgebung. In diesem alten Landhaus, das seit Generationen demselben ‚Geschlechte' gehörte, wirtschaftete damals von der alten Mutter, ein Typ dieses tüchtigen, ruhig-selbstbewußten Volkes, geführt, die Familie Loehti. Die Autorität der Eltern bildet so gewiß selbstverständlich einen der Pfeiler alter Überlieferung. Da der Vater früh starb, ruhten Arbeit, Verpflichtungen und Autorität während langer Jahre auf den Schultern der alten Frau. Ich glaube, die Schweizer Frauen haben im ganzen auch jetzt wenig Neigung, in emanzipierte Fahrwasser zu geraten, aber wenn das Leben starke Anforderungen an sie stellt, wird man sie an ihrem Platze finden. Die alte Schweizer Rasse, die dereinst den Rütlibund beschworen, für die Arnold von Winkelried ein Vorbild war, die in stillem, unbeugsamem Mut gegen die übermächtigen Feinde ihres Landes Unabhängigkeit und Selbständigkeit errungen in Einigkeit, Opfermut und Gemeinsinn, die ist nicht ausgestorben. Die Familie des Sohnes, die heranwachsenden Enkel, die Bewirtschaftung des großen Gutes, das alles bildete ein zufriedenes, vorwärtsstrebendes Ganzes. Ein Tag kam, wo ein zermalmendes Unglück über den schönen Hof hereinbrach. Der Sohn Loehti, der eine höhere Stellung in der Gemeinde bekleidete, hatte auch mehrere Gemeindekassen unter sich. Warum fühlte sich die Gemeindeverwaltung plötzlich veranlaßt, nach diesen Kassen zu schauen? Man fand eine große Unordnung und ein großes Defizit, und an demselben Tage, man wähnte Loehti auf Reisen, fand man ihn, den Unglücklichen, aufgehängt an einem Baum. Seine Frau, die halberwachsenen Kinder waren fassungslos, als man den Toten brachte, fassungslos der öffentlichen Schande gegenüber, die bei Landbewohnern, ganz besonders bei der Schweizer Erziehung, so einschneidend empfunden wird. Die alte Mutter blieb aufrecht; ihr erster Gedanke galt, die Höhe der Schuld zu erforschen, die ihr Sohn auf sich geladen, und ihr erster Trost war zu erkennen, daß der Verkauf des Landgutes ausreichen würde, die Schuld zu decken. Der Gemeinderat, die ruhigen, besonnenen Männer, tief ergriffen, halfen ihr, nach Möglichkeit einen guten Verkauf zu erzielen. Es zeigte sich, daß nach Veräußerung des ganzen Besitzes die ganze Schuld gezahlt und noch ein kleines Kapital gerettet werden konnte, genug, um die Familie vor der äußersten

Not zu bewahren und die Erziehung der Kinder zu ermöglichen. Erst nachdem diese Ehrenschuld abgetragen war, forschte man nach dem dunkeln Rätsel dieses Todes, und es zeigte sich, daß ein häßliches Jugendvergehen den sich sonst tadellos führenden Mann in späteren Jahren durch Zufall in die Hände eines Schurken gebracht, der dann am Mark seines Lebens gezehrt hatte. Die Witwe und Kinder hatten nur das eine Gefühl, weit fort zu ziehen, um zu vergessen und vergessen zu werden; und dankbar nahm die jüngere Frau Loehti eine ihr angebotene Stellung für sich und ihre Kinder in einer nahen Stadt an. Wie es zum Aufbruch kam, da zeigte es sich erst, daß die alte Mutter nicht zu bewegen war, die Heimat zu verlassen: ‚Die Söhnerin hat recht, daß sie fortzieht,‘ sagte Frau Loehti, ‚schon wegen der Kinder; aber ein alter Baum ist nicht gut verpflanzen, und ich bleibe bei meinem Sohn,‘ fügte sie leise hinzu. Und so mietete sie ein kleines Stübchen, arbeitete im Taglohn und sorgte für das Grab des Selbstmörders. Das Bild dieser merkwürdigen alten Frau taucht noch lebhaft aus meiner Erinnerung auf, und wer die Schweizer kennt, wird es, glaube ich, nicht verzeichnet finden. Das Bewußtsein der republikanischen Gleichheit, verbunden mit der in allen Ständen gleichwertigen, außergewöhnlichen hohen Schulbildung, gibt dem einfachsten Schweizer eine eigene Sicherheit, ein ruhiges Selbstbewußtsein, auch materiellen Katastrophen gegenüber; es gibt aber auch seiner ganzen Art eine gewisse Zurückhaltung, etwas in sich Abgeschlossenes, was überhaupt zu seinem etwas schwerfälligen, abgemessenen Wesen paßt. Man begegnet sich auch im Volk mit Achtung, nicht mit Zutraulichkeit; das vertrauliche ‚Du‘ ist nicht üblich unter Menschen, die, hoch wie niedrig, reich wie arm, sich vollkommen gleichwertig gegenüberstehen. Reichtum spielt gewiß keine kleine Rolle unter den Eidgenossen, aber er übt keinen Einfluß im persönlichen Verkehr. So nahm Frau Loehti schweigend ihren neuen Platz in der Gemeinde ein; jeden Sonntag saß sie in ihrem abgetragenen schwarzen Kleide, ihrem alten Strohhut — Winter und Sommer immer derselbe, peinlich sauber gebürstet, auf der Kirchenbank; schweigend ging sie unter den Menschen einher, beantwortete freundlich den freundlichen, fast ehrerbietigen Gruß, den jeder für sie bereit hatte. Ihre Tage verbrachte sie in schwerer Arbeit, nur am Samstag nahm sie sich einige Nachmittagsstunden, um das Grab zu pflegen. Um dieses verlassene Grab webten Tag und Nacht ihre Gedanken. Kein Kreuz stand auf dem Grab des Selbstmörders; sie brachte keine Blumen mit, aber der Grabhügel war mit feinem, zartem Gras so sorgsam bepflanzt und zugeschnitten, wie Samt anzuschauen. An einem Samstag gegen Abend ging ich einmal zufällig durch den kleinen Friedhof, warf dem Grab in seiner entlegenen Ecke einen freundlichen Gedanken zu, bemerkte dann erst Frau Loehti neben ihrer Arbeit am Boden kniend. Ich blieb geräuschlos in einer gewissen Entfernung stehen, um sie nicht zu stören, und sah ihr zu, wie sie sorgsam jede Spur von Unkraut entfernte, die feinen Gräser zuschnitt. Ihre Arbeit schien beendet, da strich sie wie zum Abschied mit einer unbeschreiblich weichen,

zärtlichen Gebärde über den Rasen hin. Diese zitternden, alten Hände — ich konnte es nicht ertragen, es tat zu weh. Ich flüchtete mich in die offenstehende Kirche und kniete mich in eine dunkle Ecke. Des Staren Abendlied so süß und voll klang jubelnd von der höchsten Spitze des Birnbaums, der über die niedere Kirchhofmauer hereinschaute; ein Fink saß auf der halboffenen Kirchentür, putzte seine Federn und schwätzelte vergnügt vor sich hin; ein warmer Sonnenstrahl fand seinen Weg in die dämmerige, kleine Kirche hinein, lag vergoldend auf den abgenutzten Holzbänken, auf den abgetretenen Steinfließen, auf den naiven Heiligenbildern, auch auf dem Kreuz des Hochaltars, auf dem rohbemalten, rohgezimmerten Kreuz. Und der Jammer, der mir da draußen das Herz zusammengeschnürt hatte, wurde still — und das Kreuz sprach zu mir von dem Geheimnis einer für uns unfaßbaren Liebe. Die zitternden, flehenden Hände der alten Frau, würden die nicht den Weg finden zur ewigen Erbarmung?

‚Und er erhängte sich mit einem Strick.' Dieses düstere Wort hoffnungsloser Verzweiflung, das durch die Jahrhunderte hallt, machen wir uns klar, was es eigentlich bedeutet? Verstehen wir, warum Judas sein entsetzliches Ende gefunden? Er hatte verzweifelt an Gottes Barmherzigkeit. — Die alte Frau, die in ihrer starren, starken Rechtlichkeit oft unnahbar hart gewesen, die oft unnahbar verständnislos gewesen für jugendlichen Leichtsinn, für warm pulsierendes Leben, für die tausend Versuchungen und Schwächen der Menschen, auch für jene Versuchungen, die über das Maß des Gewöhnlichen gehen, dachte sie jetzt, wo das Schlimmste über sie hereingebrochen, daß sie die Natur ihres Sohnes vielleicht nicht genug zu verstehen gesucht, für seine Eigenart und seine Versuchungen kein Auge gehabt? Hatte er die Härte der Mutter gescheut, die Härte von Generationen starrer Rechtlichkeit, deren Gott ein eifernder, zürnender Gott gewesen — hatte er nicht den Mut gehabt, sich an das Herz der Mutter zu flüchten? — Man findet in der Schweiz noch vielfach einen puritanisch herben Einschlag, großartig in seiner unbestechlichen Ehrenhaftigkeit, aber von hartem Holze geschnitzt, der mit den Blumen des Lebens nichts anzufangen weiß. Hatte sie jetzt verstehen gelernt, daß auch sie gefehlt, und war ihr in der demütigen Erkenntnis der eigenen Schuld das tiefe Verstehen gekommen, in dem Verzeihung und Hoffnung liegt? — — —

## II.

Es ist eigentlich schade, daß unter den vielen, welche Arme und Kranke besuchen, sich so wenige finden, von ihren Erfahrungen zu reden; es wäre doch manchmal recht der Mühe wert, und der Humor käme auch auf seine Rechnung, und lernen könnte man viel dadurch, besonders jene einschneidenden Lehren, die uns das Leben selbst predigt. Daß man sehr unnütz ist, das lernt man vor allem! Und wie wenig und wie selten man wirklich helfen kann, außer mit Geld; aber auch mit Geld ist gründliche Hilfe so oft unmöglich, weil gewissen feststehenden Begriffen und Vorurteilen so schwer

beizukommen ist. Man möchte krüppelhafte Kinder in einem Heim unterbringen, man möchte eine bettlägerige Kranke in einem Spital versorgen — keine Möglichkeit! Man darf an dem Rahmen nicht rücken, in dem diese Existenzen fest verankert sind. Man kann ihnen Suppe schicken, an ihrem Bett sitzen, sie hie und da ein bißl unterhalten, dafür sind sie immer empfänglich — aber wie schwer ist es, ihnen persönlich nah'zukommen! Trotz gutem Willen, trotz Erfahrung und Weltkenntnis steht man immer daneben; erst nach und nach lernt man ihre Sprache verstehen, erst nach und nach verlieren sie etwas von ihrer herben Zurückhaltung, die so oft an Mißtrauen grenzt. Ich spreche hier hauptsächlich von der Landbevölkerung; durch den Stadtfirnis verlieren die Armen viel von ihrer Eigenart — manchmal auch von ihrer Zuverlässigkeit. Was mich immer von neuem und immer wieder schmerzlich frappiert, ist die stille Tragik der ‚Überflüssigen', und überflüssig ist jeder, der siech oder alt ist, d. h. jeder, der nicht mehr arbeiten kann. Das ist so selbstverständlich; die armen ‚Überflüssigen' erkennen es ruhig an, und selten klagen sie darüber, außer wenn man es ihnen auf rohe Art fühlen läßt, und das kommt Gott sei Dank nicht oft vor. Man hat eben nur keine Zeit für sie. Die Arbeit, die das ganze Leben, jede Stunde des Tages ausfüllt, geht immer vor, und auch die ganz Hülflosen sind oft auf zufälligen Beistand angewiesen. Aber gerade da erlebt man so viel Rührendes; denn die Armen sind auch wieder unglaublich mitfühlend und hilfreich füreinander. Ein ganz schwerer Fall von hilfloser Einsamkeit war die Feistlin. Sie war noch nicht 40, aber durch eine allmähliche Verknorpelung der Gelenke nahezu gelähmt und war ganz allein auf der Welt in einer elenden Kammer. Zuerst hatte sie noch ihre Suppe selbst kochen können, einige Schritte im Zimmer machen usw. usw. — Nach und nach wurden alle ihre Glieder steif und unbrauchbar; sie hatte ein Nachbarskind zur notwendigsten Hülfe, aber das Kind war viel zu schwach, um die große Frau heben zu können. Da fand sich ein junger Arbeiter, der selbst mühsam sein Brot verdiente; der kam alle Tage, um die Feistlin vom Bett in ihren Lehnstuhl zu tragen, und vergaß es nie, auch abends nach ihr zu schauen. Ein besonders peinlicher Zustand war, daß sie ihre Arme nur bis zu einer gewissen Höhe heben konnte; dadurch war es ihr nicht möglich, einen Löffel Suppe zum Munde zu führen, nicht einmal ihr armes Gesicht abzuwischen und sich der Fliegen zu erwehren. Da kam mir ein guter Gedanke. Ich ließ Löffel und Gabel an kleinen gekrümmten Stäbchen befestigen, und mit einiger Übung wurde ihr dadurch das Selbstessen möglich, und ein drittes Stäbchen für ihr großes, rotes Taschentuch. Mit diesem fuchtelte sie nun herum, als wollte sie eine Fahne schwingen, und ließ es nicht mehr aus der Hand. Das war ein Triumph. Wie ich aber damals für den Winter von ihr Abschied nahm, da hat mich die rote Fahne fast um alle Kontenance gebracht. Die arme Feistlin hatte sich an mich gewöhnt, war kummervoll und weinte, trachtete, mit ihrem Stabe sich die Tränen zu trocknen, und schwenkte dabei schluchzend das rote Tuch.

Von allen widerhaarigen Armen, mit denen ich je zu tun hatte, war unstreitig die Linsinger Margaret die widerhaarigste, und doch lebt gerade sie als rührende Erinnerung in meinem Herzen weiter. Sie war sehr arm und sehr fleißig, aber ‚a z'widers Leut' — sagte man von ihr im Dorf. Merkwürdig stolz und unnahbar, nahm sie nie etwas an und war unzugänglich für jede Freundlichkeit, kurz ein schwer zu behandelndes Menschenkind. Ich wußte von ihr, aber unsere Beziehungen fingen erst an, als Krankheit und Alter sie unfähig machten, ihr Brot zu verdienen. Ich weiß zwar nicht, ob man es ‚Beziehungen' nennen kann, wenn einer zur Tür herein will und der andere ihn hinauswirft. Ein großer Jagdhund, der einen zusammengerollten Igel zu apportieren versucht, das war so ungefähr der Zustand. Das ist ganz unterhaltend, wenn es nicht zu lang dauert. In meiner Jugend hatte ich eine Art Vergnügen daran — borstige Menschen zu zähmen, und das kam mir mit der Linsinger Margaret zugute. Ich teilte die Grantigen in drei Kategorien ein. Die erste schlimmste ist dazu geboren und auf die Welt gekommen, um jeden Morgen von neuem unserem Herrgott, dem Wetter, den Menschen mit ironisch-nörgelndem Ingrimm ihr fehlerhaftes Benehmen vorzuwerfen. Die sind hoffnungslos. Die zweite viel harmlosere Sorte, bei der ist die Grantigkeit zur Gewohnheit geworden; die dritte sind die armen Verbitterten, und zu denen gehörte die Margaret. Aber trotz allem Mitleid und trotzdem ich mich nicht gern für besiegt erkläre, wären mir schließlich doch vielleicht Humor und Geduld abhanden gekommen, wenn mich nicht der Zufall auf den rechten Weg geführt hätte. Wie ich wieder einmal nach Margaret schaute, fand ich sie auf den Knien, den Boden ihres Stübchens putzend. Auf meine Frage, wie ihr bei ihrer Schwäche so etwas einfallen könne, antwortete sie brummig, der Pfarrer käme morgen früh, um ihr unsern Herrn zu bringen; und wie ich entrüstet sagte, das Putzen könnte sie doch mich tun lassen, kam sie mir mit der altbekannten Erwiderung: ‚Ich brauch' keine Hilf'!' Nun wurde ich aber bös, dirigierte sie energisch in ihr Bett zurück und versicherte sie, ob es ihr recht sei oder nicht, ich würde das Putzen besorgen lassen: ‚Ich tu's nicht für dich, sondern für unsern Herrn; wenn e r kommt, muß e r Freude haben an deinem blitzblank geputzten Stübl!' Zu meinem Erstaunen wurde sie ganz gefügig, schaute mich nur ganz still und lang an, als hätte sie mich bis jetzt nicht gekannt. Von diesem Tag an war das Eis gebrochen. Ich durfte kommen und gehen, ihr kleine Hilfeleistungen erweisen, und allmählich kam ein ganz besonderer Ausdruck in ihre alten Augen, wenn ich zur Tür hereinschaute, und ihr Blick folgte mir, wenn ich ging. Dann fing sie auch an, mir hie und da von ihrem Leben zu erzählen. Es war ja nichts Außergewöhnliches gewesen; ein einsames Dasein, ohne Mann und Kinder, ein armes, verkümmertes Dasein voll harter Arbeit, und als Kehrreim kam immer und immer wieder das Wort: ‚Und die Leut' waren halt alle so ungut.' Ob unter der großen Verbitterung vielleicht eine schwere Jugendenttäuschung lag? Jetzt, wo sie wieder lächeln gelernt, sah man, wie

fein ihre Züge waren; sie mußte hübsch gewesen sein, ehe der Mißmut seine Schatten über sie gebreitet. Es war nicht an mir, der alten Frau Predigten zu halten, ihr zu sagen, daß, wenn man nicht an das Gute im Menschen glaubt, es einem selten freundlich entgegenkommen wird. Aber ich hatte sie gern, das fühlte sie, und das bißl Gernhaben, ihr so neu und fast unverständlich, das sprach zu ihr besser als alle Menschenworte. Etwas Weiches, Warmes kam über diese arme, verkümmerte, vergrämte Seele; es war wohl zu spät, um ihrem erlöschenden Leben noch Freude zu bringen, es war wohl nur eine dämmernde Erkenntnis, in der Frieden lag. Hätte ich nur bei ihr bleiben können bis zu dem nahenden Ende! Aber ich mußte verreisen und mußte es ihr sagen; ich versprach, bald wieder zu kommen, und sie wußte, daß indessen gut für sie gesorgt sein würde, aber ihr Herz verlangte nach mehr! Ehe ich fortging, beugte ich mich nieder, um ihre leisen Worte besser zu verstehen; da schlang sie plötzlich ihre beiden Arme um meinen Hals, legte ihren alten, grauen Kopf an meine Schulter, mit dem leisen Klagen eines Kindes: ‚Daß Sie fortgehen! Daß Sie fortgehen!‘ Mir liefen die hellen Tränen herunter; es war so ergreifend, dies plötzliche Nachlassen der gewohnten Selbstbeherrschung. Was hätte ich drum gegeben, meine Reise verschieben zu können! Ich glaube, Margaret verstand das recht gut, und mit der gewohnten Resignation des Volkes dem Unvermeidlichen gegenüber ließ sie mich schweigend ziehen.

Als ich durch den Frühlingsabend nach Hause wanderte, fühlte ich schmerzlicher als je, daß all unser irdisches Tun nur Stückwerk ist; es ist eben nur ein ‚Anfangen‘ — und jedes Vollendendürfen, Vollendenkönnen liegt allein in Gottes Hand. Wird *er* diese vielen, vielen abgerissenen Fäden dereinst einmal einfügen in das Gewebe seiner Herrlichkeit? ‚Arme Margaret!‘

## III.

Der Süden und seine berauschende Schönheit sind mir lieb vertraut, aber unter Pinien und Oliven habe ich mich doch oft nach dem deutschen Frühling gesehnt. Anfang Februar kommen wohl auch an der Riviera an ganz versteckten Wiesenfleckchen zarte junge Gräser und deutsche Wiesenblumen schüchtern zum Vorschein, aber in dem blassen Grün liegt eine Stimmung, die nicht ganz zu der Umgebung paßt. Im Hintergrund an den starren, nackten Felsen, da leuchtet in leidenschaftlicher Glut die rote Blüte des Karubenstrauchs. In den Rosen- und Veilchenfeldern, in dem schweren, alles durchdringenden Duft der Orangenblüten, in den heißen Sonnenstrahlen, da liegt schon der heißere Pulsschlag des Sommers, und die lauen, wunderbaren Nächte mit fernem Meeresrauschen und Mondscheinzauber wissen nichts von dem scheuen, leisen Hoffen und Träumen des Nordens. Und dann die Oliven mit ihren knorrigen, verwitterten Stämmen, den so merkwürdig ausdrucksvollen Ästen, so persönlich ausdrucksvoll in ihren verzerrten Bewegungen, sie schauen still und ernst auf das blühende

Leben herab, als hätten sie selbst nie das Jungsein gekannt. Sie wissen zu viel, diese alten Bäume, das fühlt der junge Frühling, und sein heller Frohsinn entflieht nur zu bald der heißen Sonne und dem grauen Schatten.

Ich habe eine Frau gekannt, die unter dem kühlen, grauen Schatten der Oliven Kindheit und Jugend verlebt und deren eigentümliches Geschick in meiner Erinnerung mit den alten Bäumen eng verwachsen geblieben. Sie hatte eine sonnenlose Jugend gehabt; ihre Eltern waren nüchterne, kluge Leute, hie und da leidenschaftlich, aber ohne innere Wärme, wie man es im Süden so oft findet; und Ernesta hatte Sehnsucht nach Wärme. Trotz einer gewissen Vornehmheit der Formen war sie nicht hübsch, und das drückte auf sie; es war eben ein Sonnenstrahl weniger in ihrem sonnenarmen Dasein, und so wuchs sie auf etwas vergrämt, etwas verkümmert, etwas im Wachstum gehemmt und brachte der Welt wenig Liebenswürdigkeit entgegen, vielleicht aus Mangel an Selbstvertrauen. Alles war farblos an ihr — wie Blumen, die auf der Nordseite sich entwickelt haben. Wie ich sie kennen lernte, war sie bereits mit einem älteren Mann verheiratet. Es war ein braver Mann, und sie ging im Schatten der Oliven still neben ihm her. Es war ein malerisches, altes Haus, von dichtem Olivenhain und hohen, altersgrauen Mauern umgeben, so, wie man sie in den reichen Quartiers von Nizza — fern abliegend von dem Treiben der Heerstraße — öfters findet. Das tiefblaue Meer leuchtet in der Ferne, die heiße Sonne liegt auf den steinigen Pfaden, die von der Stadt heraufführen. Aber wenn man in den Schatten des abgeschlossenen Gartens hereintritt, kann man sich eines leichten Fröstelns nicht erwehren. Ob das Leben, das da draußen so reich und voll pulsiert, nie über die alten Mauern hereinschaut? Wir trafen uns zufällig einmal wieder auf dem Balkon eines Hotels, von wo wir dem tollen Nizzaner Karnevalstreiben zuschauten. Einer von den wolkenlosen, strahlenden Rivieratagen — Licht, Wärme und sorgloser Genuß; alles voll Blumen und Fröhlichkeit; Blumen in überströmender Fülle, Blumen an den Fenstern, Körbe von Blumen in den Wägen, Blumen in den Händen eifrig werfender Menschen, die von tollem Rausch erfaßt waren. Und in all dem übermütigen Treiben, an dem das ganze Volk teilnimmt, keine Spur von Roheit, keine Spur von übler Laune — auch wenn ein Hagel von Konfetti auf die Köpfe niederprasselt, auch wenn die platzenden, mit Mehl gefüllten Eier die Menschen in Müller verwandeln! Ein großer Veilchenstrauß flog zu uns herauf; ich sah für einen Augenblick in die lachenden, blauen Augen eines jungen Menschen; er grüßte und verschwand in der Menge. Ernesta hatte den Veilchenstrauß aufgefangen; nun hielt sie die Blumen in ihrem Schoß mit beiden Händen, ganz still, und ihr Blick schaute in die Ferne, und dieser Blick so voll leidenschaftlicher Sehnsucht sagte mir plötzlich sehr viel. Und es kam, wie es kommen mußte. In den warmen Frühlingsnächten, wo heitere Pärchen auf dem steinigen Weg jenseits der großen Gartenmauer vorbeihuschten, wo von weit her ein italienisches Lied erklang, voll schmelzender Leidenschaft, da schlich die Sünde durch das

stille Haus, und wie Ernesta von dem bösen Traum erwachte, da wußte sie, daß es nicht das Glück gewesen, das leuchtend über ihrem sonnenlosen Leben aufgegangen. Es war nur der Frühling, der sorglos lachende, italienische Frühling, und er war weitergewandert, und sie war allein — allein mit Schmutz an den Händen und einer Lüge in ihrem Leben.

Erst nach Jahren sah ich sie wieder; sie ging wie sonst still im Schatten der Oliven, aber ihr Blick war freier geworden und ihr Gang frischer. Sie trug Blumen in den Händen, die einem Kranken bestimmt waren, und an ihrem Arm hing ein kleiner Korb mit Liebesgaben. Wir begegneten uns später einmal auf einem der vielen so malerisch schönen, steinigen Wege, die ins Gebirge führen und zu den Hütten der Armen. Wir setzten uns auf eine gebrochene Mauer; das weite blaue Meer lag zu unseren Füßen, spielende Sonnenlichter kreuzten den Weg, kleine neugierige Eidechsen huschten aus Mauerritzen oder lagen blinzelnd im warmen Sonnenschein. Und da erzählte sie mir alles mit der erstaunlichen Offenheit, wie man sie manchmal bei den verschlossenen Naturen begegnet, und sie sagte, wie Gottes Hilfe sie aus der äußersten Seelennot langsam, langsam ins Leben zurückgeführt. Diese inneren Katastrophen durch das zwingende M u ß des Alltags spielen sich ja meist schwingend ab zwischen der Seele und ihrem Schöpfer. Sie erzählte, wie sie den Glauben ihrer Kindheit wieder gefunden und wie die erbarmende, verzeihende Liebe des Heilandes ihr immer klarer geworden, wie sie nun, sich seiner Führung ganz überlassend, im Frieden ihren ernsten Weg dahinging. Ergriffen nahm ich Abschied, und während ich dankbar dies alles im Herzen erwog, kam mir das Wort eines Dichters über den ersten Sündenfall in den Sinn; er trägt als schöne Frucht ‚Liebe, die Gott mit Schmerzen sucht'.

Stimmungsvoll sind die kleinen, halbvergessenen Friedhöfe des Südens, und entsetzlich ist die Geschmacklosigkeit, die sich in den Ruhestätten des modernen Italiens breit macht. Die Natur belebt alles in diesem herrlichen Lande, und wo man sie frei walten läßt, wird alles schön; die Menschen, auch wenn sie keine Italiener sind, passen sich nur selten großzügig dieser Schönheitsfülle an. Auch die sorgfältig gepflegten, sorgfältig behüteten Friedhöfe der Fremden an der Riviera, so prachtvoll sie auch sind, machen mir keine rechte Freude — Poesie verträgt nun einmal kein feiertägliches Gewand. Meer und Himmel und Blumen und die Farbenkontraste des Südens, das ist der Zauber, der über den stillen Gräbern liegt; einige kleine Holzkreuze, ein Stückel alter Mauer drum herum, ein Sonnenstrahl auf den dunkeln Zypressen, kleine, altersgraue Kirchen, dicht umdrängt von den schlichten Grabhügeln, das sind Bilder, die in uns fortleben. So ein Bild habe ich als freudige Überraschung dicht bei einer modernen Begräbnisstätte gefunden. In St. Michele begräbt Venedig seine Toten. Die ganze Insel, von einer hohen Mauer umgeben, ist in einen Friedhof verwandelt. In der Mitte, auf einer kleinen Anhöhe, erhebt sich ganz schlicht, ganz einfach ein großes, weißes Kreuz; aber was sich um dies Kreuz herumgruppiert, ist

schauerlich. Man denkt an die Worte aus Ekkehard: ‚Der Genius des guten Geschmacks hat händeringend das Land verlassen.‘ Was würden die alten Meister zu diesen Grabmonumenten sagen, zu den lebensgroßen Photographien, von ovalem Glas bedeckt, von handbreiten Glasperlenbordüren eingerahmt, zu dieser Orgie des Häßlichen!

Weitab von diesem aufdringlichen Mittelpunkt, schlicht und unansehnlich, liegen die Gräber der Armen; in regelmäßige schmale Felder eingeteilt, in nüchterner Ordnung, ohne jegliche Einfassung, teils ein einfaches Holzkreuz, teils nur ein Stab mit einer Nummer — ein wirkliches Totenfeld, dem großen Vergessen anheimgegeben. In ernste Gedanken versunken, ging ich weiter, immer der großen Mauer entlang; da plötzlich kam ich an eine Art Tor, welches die Einförmigkeit der Mauer unterbrach und durch das man in eine kleine Umfriedung hineinschaute. Auch diese war durch eine niedere Mauer von dem wechselnden Spiel der Wellen geschützt. Und hier, verlassen, vergessen, ungepflegt, lag ein kleiner Fremdenfriedhof — ein Traum von Schönheit! Wilde Rosen wucherten an den Mauern empor, umrankten die Kreuze, bedeckten die grauen, verwitterten Grabsteine; darüber wölbte sich der blaue Himmel, und von fern her kam das jubelnde Lied der Frühlingslerche, und leise schlugen die Wellen an den Strand. Ich saß lange, lange auf einem gebrochenen Stein, wie in einem glücklichen Traum befangen. Tiefer Abendfrieden lag auf dem weiten Meer, und die letzten Sonnenstrahlen auf schimmernder Bahn fanden den Weg zu den verlassenen Gräbern. — — —

‚And the gleam flying onword,
Wed to the melody sang through the world.‘

## IV.

Heut früh war mein kleiner Schatz bei mir; er ist schon fest auf seinen Füßen. Ein Sonnenstrahl hat sich in seinem seidenweichen, blonden Haar gefangen; seine lieben, goldbraunen Augen haben einen zutraulichen und schelmischen Blick, das weiße Röckchen steht ihm so nett. Er hat gar keine Idee, wie herzig er ist. Er hat ein paar zerbrochene Schachteln zusammengetragen, die ich mit Stanniolkügelchen fülle, und wir sind beide sehr vergnügt. Aber es ist eine Dritte bei uns, das sehe ich an dem frohen Leuchten in seinem Gesichtl, an seinem stillen, fast weihevollen Ausdruck — Königin Phantasie hält den Zauberstab — geheime Pforten öffnen sich — sie nimmt meinen kleinen Liebling mit ins Wunderland, und ich stehe daneben! Stehe ich wirklich daneben? Den Staub der Straße an den Füßen, der feine, böse Staub des langen Weges auf den Flügeln, in den geheimsten Herzensfalten, als undefinierbare Last auf den Schultern, das paßt nicht ins Wunderland des Kindes. Und doch fühle ich den süßen Zauber, und das Unsterbliche in uns, was dereinst den Staub des Weges als etwas ganz Fremdes abschütteln wird, gibt frohe Antwort dem ‚Singen

und Klingen', das das kleine Kind ‚so wundersam betört'. Ich kenne die große Zauberin schon so viele Jahre, ich kenne den leuchtenden Stab und den täuschenden Glanz und Schimmer, der von ihm ausgeht, ich sehe ihr feines, nachsichtiges, leicht ironisches Lächeln, ich weiß, wie das alles gemacht wird, und doch frage ich mich, wer der Wahrheit nähersteht, das kleine Kind oder ich. Wie ahnungsvoll tief ist ein Kinderblick! Ist es nicht, als sähe er das, was uns der Staub verhüllt? Ist die Wahrheit grau, nüchtern, ohne Glanz und Licht? Bewegt sich das Leben wirklich nur in zwecklos verworrenen, häßlichen Linien? Oder hat das Kind recht, dem das Lächeln der alten Zauberin von ewiger Schönheit spricht? In der Kinderseele liegt die Ahnung eines Wunderlandes ewigen Lichtes, ewiger Schönheit, von dem Königin Phantasie nur gebrochene Strahlen aufzufangen vermag, dem Wunderland, dem wir alle mühsam und staubbedeckt zuwandern; Kinder fühlen ja oft unbewußt, was wir Großen erst langsam lernen müssen. Ist es nicht etwas Wunderbares, das Vertrauen, mit dem ein Kind uns anschaut und alles von uns erwartet, alles als selbstverständlich von uns erhofft? Ich glaube, ich habe nie gewußt, was Vertrauen ist, bis ein Kind es mich gelehrt. Es war sehr einfach, und es lag wohl an meiner Stimmung, daß mir der einfache Vorgang so einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Ein kleiner Trupp armer Kinder wurde zu irgendeiner Gelegenheit festlich bewirtet; all die kleinen Leute hatten kleine Schüsselchen mitgebracht, um die Krone des Ganzen, einen prachtvollen Schlagrahm, mit nach Hause nehmen zu können. Ein einziger kleiner Mann von vier oder fünf Jahren, der sich wohl mit einem älteren Bruder eingeschlichen hatte, hatte keine Schüssel mit; und wie an ihn die Reihe kam, streckte er seine beiden kleinen Hände vertrauensvoll hin und formte ein Schüsselchen draus.

In dem Begriff ‚Vertrauen' ist alles enthalten, was uns auf dem Weg ins ‚Wunderland' Stab und Stütze sein muß, Glaube, Liebe, Hoffnung und volle Hingabe. Und ist nicht auch auf Vertrauen alles gegründet, unser tägliches Leben, unser Verhältnis zu den Menschen, ja unsere ganze Existenz? Das furchtbare Wort Macbeths: ‚Macbeth has murdered sleep' wirkt nur deshalb so tragisch erschütternd, weil Macbeth zum Himmel schreit, daß er nicht nur den schlafenden Freund, daß er das Vertrauen ermordet hat. Mein kleines Kind, Gott behüte dich vor mißhandeltem Vertrauen! In der grauenhaften Zeit, in der wir stehen, empfinden wir schmerzlich, daß unersetzliche Werte zerstört worden sind, weil in der losgelassenen Hölle so viel Vertrauen eingebüßt worden ist. Und wenn auch unser Vertrauen auf menschliche Begriffe, auf menschliche Täuschungen sich stützte, haben wir nicht doch das Gefühl, als wäre eine Welt in Trümmer gegangen mit all dem, was an unbewußt-selbstverständlichem Vertrauen zerstört am Boden liegt? — —

Man wird jetzt so oft gefragt, zweifelnd, mutlos gefragt: Was kann das Gebet uns nützen all dem Grauen blinder Zerstörungswut gegenüber? Welche Macht hat das Gebet gegen ‚die losgelassene Hölle' und warum soll

unser Gebet erhört werden und das unserer Feinde nicht? Millionen Herzen rufen um Erbarmung — wer erhört sie? Ich weiß keine bessere Antwort, als was mich das Kind gelehrt hat, das vertrauensvoll seine kleinen Hände ausstreckte, damit sie gefüllt würden. Nur das volle, ganze, rückhaltlose Vertrauen, das wunderbare Vertrauen des Kindes, kann uns über unsere eigene Persönlichkeit, unseren Kleinmut, unsere Kurzsichtigkeit, auch über das furchtbare Herzweh hinüberheben in ein anderes Reich, in dem andere Gesetze walten.

‚Wenn man dem Vogel das Brett unter den Füßen wegzieht, besinnt er sich auf seine Flügel.' Die bittend ausgestreckten Hände werden gefüllt werden, vielleicht nicht mit dem, was wir sehnend erfleht, aber mit andern, kostbaren Dingen, und tief verborgen unter andern Schätzen finden wir den goldenen Schlüssel — ins Wunderland. — —

# Die Seele spricht / Von Hermann Hohenberg

## Ihr sucht...

Ihr Menschen jagt allen möglichen Dingen nach und meint, so lange Ihr lebt, Ihr fändet darin Euer Glück. Da steht Ihr mit einem Male an einem Grab und wißt Euch vor Schmerzen nicht zu fassen. Oder es überkommt Euch ein heiliges Verlangen nach Eurem Kinderglauben und Ihr möchtet mit Euren Tränen Eure Seelen rein waschen. Ein Lied, vielleicht nur ein Glockenton oder der Duft einer Blume erinnert Euch an Eure Heimat. Was gäbt Ihr darum, wenn Ihr Eure Jugend zurückrufen könntet. Ihr hört die Musik eines großen Meisters, und die Welt versinkt um Euch. Ihr habt auch schon die Stimmen vernommen, die aus der Stille der Wälder und von den Höhen der Berge zu Euch reden. Und Ihr merkt es noch nicht? Ihr sucht doch etwas ganz anderes!

## Die Sprache des Herzens.

Wo ist die Sprache des Herzens geblieben? Wer spricht sie? Wer hört sie? Wie wird dafür das Wort gelästert, verdreht, verdeutelt, verunziert?

Und doch könntet Ihr allein durch das Wort glücklich sein! Gebt ihm seinen wahren Sinn wieder, der ihm von Ewigkeit innewohnt! Laßt seine ursprüngliche Macht, seinen schönen Glanz wieder auf Euch wirken!

Aber reißt den falschen Gott aus Eurem Herzen, der ihm den Eingang verwehrt. Denkt nach, was das für ein Gott ist, und Ihr werdet ihn entdecken. Ihr fühlt es ja selber, daß Ihr auf dem unrechten Weg seid.

Glaubt wieder an die Heiligkeit des Wortes! Glaubt an das Wort, wie Kinder daran glauben! Denn nur in den einfachen Herzen ist Gott. Ihr findet dann in dem, was das Wort Euch gibt, alles, was Ihr sucht.

Ihr werdet stark und groß sein durch das Wort und ein Sieg wird Euer sein, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat!

## Das Wunder des Wortes.

Es ist mir aus den ersten Jahren meiner Schulzeit noch lebhaft in Erinnerung, daß ich einmal mit einem großen Wörterbuch in einer Ecke saß und in naivem Wissensdrang das Geheimnis einzelner Worte zu ergründen suchte. Später forschte ich in den Werken der Gelehrten nach dem, was ich in den Worten zu sehen meinte, konnte aber nirgends die Lösung dieses seltsamen Rätsels finden. Indessen klang das Wunder des Wortes unaufhörlich in mir fort und zwang mich immer mehr in seinen Bann.

Wie töricht wäre es zu glauben, daß wir in freier Willkür über die Worte verfügen! Der Einfluß des Wortes auf uns ist viel größer als unsere Herrschaft über das Wort; treten uns nicht schon, kaum daß wir den Fuß recht in die Welt gesetzt haben, Worte von gewaltiger Autorität entgegen

und können wir nicht oft genug die Erfahrung machen, daß Worte sogar mächtiger sind als Menschen? Ein einziges Wort kann ein Menschenleben vernichten, und ein Wort ist allein imstande, alle Glückseligkeit des Himmels auf ein Menschenhaupt herabzuzaubern. Die Macht des Wortes ist aber gar nicht so sehr nur eine geistige und symbolische als vielmehr eine durchaus natürliche. Worte führen, wie so viele andere greifbare und ungreifbare Dinge, ihr eigenes Leben. Sie entstehen, entwickeln sich und haben ihre besonderen Schicksale. Manche sind von Haus aus zu Hohem bestimmt, während andere erst durch die Laune des Geschickes und durch das, was die Menschen aus ihnen machen, zu Ansehen gelangen. Viele verlieren mit der Zeit ihren ganzen Glanz und werden, abgetan und abgenützt, zum alten Eisen geworfen und gar der Lächerlichkeit preisgegeben. Manche kehren sich gerade in das Gegenteil von dem, was sie ursprünglich waren. Der Mensch hat die Welt seines Wortes wie überhaupt seine Welt in sich. Es können Worte uns völlig gleichgültig lassen, als ob sie nicht existierten, während andere, wo irgend sie nur von ferne aufleuchten, sofort unser Interesse und unsere Sympathie erregen. Es gibt blasse, fade, läppische und unausstehliche Worte, brutale und grausame Worte. Es gibt Worte, die uns wie Gift und Galle sind, Worte, die wir verachten und verabscheuen, weil sie gemeinen Mißbrauch mit sich treiben lassen, und Worte, die wir hassen müssen, weil wir andere Worte so sehr lieben. Es gibt düstere und unheimliche Worte, die uns in schreckliche Abgründe blicken lassen. Es gibt aber auch Worte, aus denen die Freuden des Lebens winken, und große und machtvolle Worte, die uns emporheben und zu edlen Taten begeistern. Das herrlichste Wunder des Wortes ist die Schönheit des Wortes. Es gibt Worte, so klar und frisch wie das Kristall des Bergquells, Worte, so unschuldsrein wie das Weiß der Lilien, und Worte von glühendster Farbenpracht, die unsere Sinne zu loderndem Brand entfachen, Worte, aus denen wehmütige Erinnerungen aufsteigen, und Worte, die uns verheißungsvolle Botschaft künden, Worte, die uns wie liebliche Musik umschmeicheln, und Worte, die wie schmetternde Fanfaren ins Ohr dröhnen. Es gibt Worte, die wie Fetisch auf uns wirken und unser Innerstes erbeben machen, und Worte, die wir zärtlich wie Amulette am Herzen tragen. Das Mysterium des Wortes ist unerschöpflich. Es birgt Worte, denen unsere ganze Sehnsucht gilt, und Worte, die uns dicht an die Tore der Erkenntnis und in die Nähe Gottes führen. Es sind hierunter einige uns längst gestorbene Sprachen, die für alle Zeiten den Menschen Licht und Leuchte sein werden. Die Weihe des Wortes ist wie ein Sakrament aus Priesterhand, und wir sollten die Worte, die uns zum Inbegriff des Erhabenen und Schönen werden, wie ein Brevier mit uns führen, damit wir ganz in ihnen leben. Denn soll der Geist des Göttlichen wirken, so muß sich Seele in Seele tauchen. Das Wort ist wirklich ein Rätsel, aber ein so außerordentlich schönes, daß es keiner anderen Lösung als dieser bedarf.

## Mein Lateinbuch.

Auf der Suche nach einem Worturſprung nehme ich wieder einmal mein altes lateiniſches Schulwörterbuch zur Hand. Eine Fülle von Erinnerungen ſtrömt mir daraus entgegen und ſeltſam vertraut muten mich alle dieſe längſt nicht mehr geübten Vokabeln an. Wie ich aber ſo Seite für Seite durchblättere, kommt eine vollkommen neue Erkenntnis über mich. Dieſe tote Sprache iſt ganz die Sprache der heutigen lebenden Welt und dieſes imperium romanum wird für alle Zeiten den Erdball beherrſchen.

Ich finde, was ich ſuche, und noch anderes, an das ich früher auch nie gedacht hatte. Sapientia, Weisheit, Klugheit, Philoſophie, Staatskunſt ſtammt nicht von Wiſſen, ſondern von Schmecken. Dem äſthetiſchen Gefühl entſpringt das richtige Denken, das Verſtändig- und Weiſeſein. Anima, Lufthauch, Wind, Atem iſt das phyſiſche Lebensprinzip. Daher animal das lebende Geſchöpf. Und doch heißt anima auch Seele. Der männliche animus war von Anfang an das geiſtige Lebensprinzip, die denkende, urteilende Tätigkeit, Wille, Mut, Stolz, Trotz, wird aber auch zu Gemüt, Herz und ſogar zu dichteriſcher Begeiſterung. Humanitas iſt alles, was den Menſchen vom Tier unterſcheidet und gipfelt, ich traue meinen Augen nicht, in geiſtigem Feingefühl. Humane und humaniter bedeutet, wie wundervoll empfunden, vernünftig, ruhig, gleichmütig, gelaſſen. Fides iſt Glaube und Treue, aber auch Wahrheit und Erfüllung. Laetitia iſt Freude und zugleich Schönheit und Anmut. Orare heißt reden und — welch tiefer Sinn liegt darin! — orare heißt auch beten. Verbum iſt leeres Wort und heilige Zauberformel.

Dauere, dauere, herrliche Sprache, in alle Ewigkeit!

## Sonntagskleider.

Nur bei einfachen Menſchen finden wir heute noch eine richtige Sonntagsſtimmung. Der moderne Menſch hat es meiſt verlernt, Sonntag zu feiern. Das iſt ihm etwas Überwundenes und Altväterliches geworden. Man erklärt dies mit dem Haſten und Jagen der Zeit. Unſer ganzes Denken iſt ruhelos geworden. Selbſt wenn wir am Sonntag die Arbeit ganz ruhen laſſen, wir kommen in keine Sonntagsſtimmung.

Sonntagskleider kennen wir nur von unſerer Jugend her, wo die Eltern für dieſen Tag uns feſtlich kleideten. Das war aber nicht nur etwas Äußerliches. Beim Menſchen gehört alles zuſammen. Das Äußere wie das Innere. Sonntagskleider, Sonntagsglockenläuten, Kirchegehen und Sonntagsmahl und was ſonſt noch zum Sonntag gehört, das gibt dem Menſchen auch die Sonntagsſtimmung.

Wer erinnert ſich nicht mehr, ich möchte ſagen mit einer gewiſſen Wehmut im Herzen, wie einſt unſere Sonntagskleider von der Mutter oder dem Mädchen zurechtgelegt wurden und wo ſtreng geſchieden war, was wir Werktags und Sonntags tragen durften? Von den Stiefeln bis zum Hut war alles ſonntäglich. Selbſt die Wäſche duftete friſcher, als wenn wir ſie

in der Woche bekamen. Der Schlips wurde schöner gebunden und das Haar sorgfältiger gescheitelt. Über dem ganzen Sonntag lag ein seltsam heiterer Glanz, etwas wie Frühling im ganzen Jahr. Als wir größer wurden, schauten wir auch gern nach den Schönen des Städtchens aus, die in ihrem Sonntagsstaat kokett mit dem Gebetbuch in der Hand sich bewundern ließen.

Später flachte das alles ab. Fort vom Elternhaus rissen wir den Sonntagsanzug auch am Werktag aus dem Schrank und zogen an, was wir wollten. Immer weiter stürmten wir in das rastlose Treiben der Welt, bis wir ganz blasiert waren. Man schämte sich tiefere Empfindungen zu haben. Das Leben hat uns rauh und hart gemacht. Da war dann von Sonntagsstimmung keine Rede mehr und wir schauten gar auf die sonntäglich Gekleideten verächtlich herab.

Bei manchem mag aber doch, wie ja nach langer Zeit die Erinnerungen, ohne daß wir sie zurückhalten können, in uns auftauchen, der Wunsch erwachen, wieder einmal recht Sonntag zu halten. Ich wurde in eine solche Stimmung versetzt, als ich an einem Sommersonntag Mittag von meinem Fenster sinnend in den flimmernden Sonnenschein hinaussah. Die Straße war still und leer; ein kleines Mädchen nur ging hübsch weiß sonntäglich gekleidet drüben an der Mauer entlang und die hellen Vesperglocken klangen. Da kam die ganze Jugendsehnsucht über mich und ich wäre am liebsten an meinen Schrank gegangen und hätte mir einen Sonntagsanzug ausgesucht.

## Die Seele der Dinge.

Wir empfinden jeden Augenblick die Macht der Dinge um uns und haben es schon gelernt, uns ihr zu fügen. Es ist nur sonderbar, wie wir uns bisweilen fast fürchten, diesem Geheimnis tiefer auf den Grund zu gehen und meist leichthin mit der Erklärung begnügen, daß wir das Seelische, das aus manchen Dingen zu sprechen scheint, selbst in sie hineindenken. Sicher ist, daß die Dinge ganz ohne unser Zutun ihr Inneres nicht offenbaren. Das ist auch unter den Menschen nicht anders und doch hat alles, was ist, seine eigene Seele.

Es gibt Dinge, deren Seele so deutlich zutage tritt, daß es wie gleich zu gleich ist, wenn der Mensch sich ihnen nähert, und daß er wohl staunen darf, was diese andere Seele ihn lehrt. Gewisse Dinge stehen sogar über den Menschen. Sie geben uns viel mehr, als wir je zu geben imstande sind, und wir sollten an ihnen nur rühren, wenn wir so rein und heilig zu fühlen vermögen, wie sie es sind. So zart und innig die Seele der Dinge und die Seele der Menschen sich ineinander schmiegen können, so hart und grausam können sie zusammenstoßen. Der Mißklang kann erschreckend und erschütternd wirken. Und wehe, wenn wir schuldig sind!

Wo der Mensch Dinge ins Dasein ruft, weckt er auch ihre Seele zum Leben. Diese geht aber dann allein und frei wie die Seele des Menschen durch die Welt. Wenn der Mensch den Dingen seine Seele gibt, so haben die

Dinge zu ihrer Seele noch die der Menschen hinzu. Es kommt vor, daß Menschen den Dingen ihre Seele ganz hingeben. Die Seele des Menschen kann so in den Dingen fortleben und in ihnen unsterblich werden. Manche Menschen sind dazu begnadet, das Höchste und Schönste, was uns beseelen kann, in die Dinge hineinzuzaubern und die Seele dieses Höchsten und Schönsten strömt uns dann noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden mit Allgewalt entgegen, wenn wir bewundernd vor ihren Werken stehen.

Die Seele der Dinge weht uns aus allem an, was uns umgibt. Aus Himmel und Erde, aus Licht und Luft und aus dem kleinsten Gegenstand, dem wir einmal unsere Liebe geschenkt haben und den wir seitdem mit uns führen. Geht in Euren Heimatort und hört, was Euch dort die Häuser und Straßen erzählen. Steigt wieder die Stufen im Schulhof und an der Kirche empor, seht, was da alles um Euch ist, und sagt, ob diese Dinge keine Seele haben. Sie haben die ihrige und die eurige zugleich. Kramt in Euren Sachen, in alten Büchern und Briefen und was Euch sonst in die Hände fällt, aber gebt acht, daß die Seelen, die da zum Vorschein kommen, Euch nicht erdrücken. Die Seele der Dinge hat in solchen Stunden schon Menschen getötet.

## Stark sein.

Ihr Vielen möchtet es gerne sein, weil Ihr wohl denkt, daß es Euer Vorteil wäre. Aber es ist eine seltene Fähigkeit. Manche, die stark zu sein meinen und es nicht sind, stürzen sich und andere ins Verderben. Ihr müßtet Euren Blick ganz hoch auf zum Licht richten können. Ihr müßtet einsam sein können. Euch über Euch selber stellen können. Ihr müßtet die Seele der Dinge erfassen. So wäret ihr stark und jedes Sieges sicher. Wenn ihr noch tiefer in das Geheimnis eindringen wolltet, müßtet Ihr erkennen, daß Gott in allem ist, daß er in Euch ist und Ihr in ihm. Stark sein wäre dann Gott sein. Stark sein wäre schon Sieg. Denn Gott ist Sieg. Und Euer Sieg wäre Recht und Gerechtigkeit und Euer Leben wäre voll des Guten und Schönen wie es das Leben Gottes ist.

## Einsamkeit.

Es hat lange gedauert, bis ich das Glück der Einsamkeit entdeckt habe. Nun brauche ich dieses kostbare Kleinod aber gar nicht im verborgenen zu halten, wie ich immer gefürchtet habe, sondern darf es wie einen stolzen Schmuck mitten unter den Menschen tragen. Auf allen meinen Wegen leuchtet mir dieser Stern und manchmal sehe ich ihn wie ein heiliges Siegeszeichen über mir.

Meine Einsamkeit hat mich von viel Herkömmlichem fortgeführt und heißt mich mancher Eitelkeit spotten. Aber wie hat sie mich dafür entschädigt! Solange ich die Menschen gesucht habe, fühlte ich mich verlassen. Jetzt bietet sich mir alles ganz von selber dar. Sie hat mich schweigen und lächeln gelehrt. Sie allein hat mich frei und hochgemut und stark

gemacht. Das Höchste, was ich ihr verdanke, ist, daß sie mich dem Göttlichen näher bringt. Und vielleicht könnte dieser Talisman sogar einmal der Schlüssel zum Himmel werden.

### Erinnerung.

Es ist Juniabend. Die Straßen sind still. Aber die Nacht kann nicht kommen, weil der leuchtende Tag nicht ruhen will. Die Fenster stehen offen. Mit einemmal tönt fernher Gesang heimkehrender Mädchenschar. Ein Jubeln ist es und zugleich ein Sehnen, das tief mich rührt. Und während ich andächtig lausche, steigt aus längst vergangener Zeit eine Erinnerung auf. So klang's an manchen Sommerabenden, als ich einsam in meinem Stübchen vor den Büchern saß, von hier und dort zu mir herauf. Das Leben rief. Das wundervolle Leben! In bunter Kette reiht nun Erinnerung sich an Erinnerung zu einem prächtigen Blütenstrauß. Zwei große Tränen fallen mitten drein.

Da kommt, wie vom Himmel geschickt, mir ein Gedanke. Sieh! Das alles, was du so erlebt, es ist ja noch! Und du lebst mit ihm und in ihm, so leibhaftig, als geschähe es erst in diesem Augenblick. Gibt es für dieses winzige Leben überhaupt eine Vergangenheit und ist ein Unterschied, ob das gestern war oder vorgestern oder vor Jahren? — Unser Erinnern ist unser Erleben. Denn alles ist eines, und alles gehört zusammen und bleibt beisammen. Ist es nicht so? . . .

Ach, du meinst noch das andere, das Schmerzliche. Aber — das hast du doch immer gewußt. —

### Erwartung.

Es ist uns wie zum Troste dafür, daß uns so vieles versagt bleibt, ein Empfinden gegeben, das uns die Schönheit der Dinge, noch ehe wir sie besitzen, in höchster Vollkommenheit kosten läßt. Die Erwartung. Sie ist der Zauber, der auf den Vorabenden unserer Feste ruht. Sie ist das Leuchten, das einer frohen Botschaft vorauf geht. Sie ist die Seligkeit der Liebenden. Sie ist das Lächeln der Kinder und der Menschen, die ihr Glück in sich tragen.

Wer möchte einen einzigen Augenblick der Erwartung missen, den er in seinem Leben gehabt hat. Sogar, wenn er nachher enttäuscht war. Enttäuscht doch nur durch sich selbst oder durch widrige Umstände. Nie durch die Dinge. Denn die Dinge, auf die wir uns freuen, meinen es gut mit uns. Sie wollen, daß wir zu ihnen kommen. Auch sie sind voll Erwartung.

### Die lieben können . . .

Liebe ist, wenn die Seele spricht, etwas Heiliges. Liebe ist Schönheit und es gibt nur diese eine Liebe. Alle Art von Liebe geht von ihr aus und kehrt zu ihr zurück. Wo sie auftaucht, ist ein wunderbares Leuchten.

Selbst das Niedrige und Häßliche wird von ihr verklärt, wenn es von ihrem Glanze berührt wird. Oft muß sie sich erst durch Tränen ihren Weg bahnen. Die heitere Liebe ist wie Blütenschmuck in Sonnenschein. Die traurige Liebe ist die Liebe, die nicht genug Liebe hat. Die schmerzliche Liebe ist die Liebe, die zu wenig geliebt hat. Die herrlichste Liebe ist die Liebe zur Schönheit. Sie ist die Liebe der Liebe. Aber jeder Gedanke an Liebe ist Himmelsbotschaft. Jede Liebe ist gläubig. Jede Liebe kann beten. Und alle, die lieben können, sind Gott nahe.

## Scheiden. An meine Frau

**Da mich mein Weg dir schnell entführt,**
**Tu ich in Christus reine Weise,**
**Im Hauch, der meine Seele rührt,**
**Betet die Lippe liebend leise:**

**„Daß dich der liebe Gott behüte,**
**Daß es dir linden nicht gebricht;**
**Abbild der schlichten, reinsten Güte,**
**Hauch inniger Milde, Liebe, Licht.“**

Reinhard Joh. Sorge †.

# Heinrich von Treitschkes Lebenswerk

## Von Max Fischer

### III. Die Kunst der Erzählung.

Das einzige Mittel, vermöge dessen der Historiker die Ergebnisse seiner Forschung Gestalt werden lassen kann, ist die erzählende Darstellung. Die Kunst der Erzählung ist daher für den Geschichtsforscher keineswegs nur Schmuck seiner wissenschaftlichen Resultate; sie ist vielmehr ein integrierender Bestandteil seiner historischen Aufgabe. Die kritische Untersuchung der Vergangenheit ist nur der erste vorbereitende Teil seines Schaffens: was der kritische Verstand getrennt hat, muß die künstlerische Schau des Darstellers neu zusammenfügen, weil es nur auf diese Weise gelingen kann, längst zu Staub gewordene Menschen wieder zu neuem Leben zu erwecken. Mit gutem Recht hat Hermann Oncken die Aufgabe des Historikers dahin formuliert, ‚das einmal Geschehene von neuem künstlerisch zu vergegenwärtigen'.*

Die Leistung des Historikers ist daher nicht nur abhängig von seiner Fähigkeit kritischer Analyse und psychologischer Rekonstruktion, sie ist nicht zum mindesten bedingt durch die anschauliche Lebendigkeit seines Erlebens und Schilderns. Nur durch diese dem Dichter verwandte Gabe vermag der Geschichtschreiber längst verschüttete Vergangenheiten mit Blut und Leben zu erfüllen. So ist sein Wirken, wie Georg Mehlis es sehr schön formuliert hat,** ‚die Wiedereroberung der Wirklichkeit durch die Macht und Adäquatheit der Ausdrucksform'.

Es geht daher nicht an, mit Ernst Bernheim zu behaupten,*** daß die künstlerische Darstellung der Historie jenseits der eigentlichen Aufgabe des wissenschaftlichen Historikers liege. Wenn ihm die Kunst des Erzählens versagt ist, wird es dem Historiker niemals gelingen, über methodologische Erörterungen und quellenkritische Vorarbeit zu den eigentlichen Aufgaben des Geschichtschreibers vorzudringen. Die eigentliche schöpferische Leistung unserer Wissenschaft beruht gerade auf der Kraft anschaulicher Gestaltung der vergangenen Zeiten.

Mit Recht hat daher Heinrich von Treitschke die Macht der Phantasie zu den Fähigkeiten gerechnet, welche das Wesen des Geschichtschreibers ausmachen. Der Historiker kann der künstlerischen Anschauung und Gestaltung nicht entraten, wenn er wirklich zeigen will, wie die Dinge geschehen sind. ‚Die Menschen von Athen und Florenz strecken uns keine warme Hand entgegen — Schatten sind sie, durch unser eigenes Blut belebt.' (H. v. Sybel.)

Trotzdem kann gegen diese These der oft wiederholte Einwand nicht zu Recht bestehen, auf solche Weise werde die Grenze zwischen dem wissenschaftlichen Historiker und dem Künstler verwischt. Zwar sind die Gaben

---

* H. Oncken, Historisch-politische Aufsätze und Reden 1, 209.

** G. Mehlis, Lehrbuch der Geschichtsphilosophie S. 82.

*** E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode, 5. Aufl., S. 793 ff.

des Dichters und des gestaltenden Geschichtschreibers eng miteinander verwandt, und die technischen Darstellungsmittel, deren sie sich bedienen, sind oftmals die gleichen: aber sie schaffen beide aus einem ganz anderen Rhythmus, wirken zu einem wesenhaft getrennten Ziel.

Des Dichters Rhythmus ist freischaffende Willkür. Ihm sind die Dinge der Wirklichkeit nur dienendes Material, aus ihnen jene Bilder und Gestaltungen zu formen, die das eigene Gesetz seiner Persönlichkeit ihm gebietet. Auch seine Gestaltung drängt nach Wahrheit: aber nicht nach der Tatsachenwahrheit des wissenschaftlichen Menschen, sondern nach der wahrhaftigen Formwerdung seiner inneren Gesichte, nach jener Wahrheit, die dem Ewigen und Unendlichen Ausdruck gibt in der symbolischen Sprache endlicher Gestaltung. So sind auch dem Dichter, wenn er sich historischen Stoffen zuwendet, diese Stoffe nicht Selbstzweck, ein einmaliges empirisches Geschehnis zu gestalten, sie sind ihm nur stoffliche Mittel zu seinem ästhetischen Ziele: die Gestalten der Historie müssen ihm dienstbar werden, überhistorische Wahrheiten zu versinnbildlichen.

Ganz anders das Schaffen des wissenschaftlichen Historikers. Er hat es sich zur Aufgabe gesetzt, das einmalige Geschehen möglichst getreu wieder darzustellen; er darf aus seiner Phantasie und künstlerischen Anschauung nicht freie Gestaltungen erwachsen lassen, sondern er muß sie demütig unterwerfen den Tatsächlichkeiten der Menschheitsgeschichte. Ihm dürfen seine künstlerischen Anlagen nicht dazu dienen, neue Menschen und neue Begebenheiten zu erfinden; er muß die zuchtvolle Selbstentsagung besitzen, sein Künstlertum der Wiedererweckung empirisch gegebener Menschen und Geschehnisse dienstbar zu machen. So entsagt der Geschichtschreiber der Willkür eigener Gestaltung, um in seinem Werke einen möglichst getreuen Spiegel der unbegreiflichen Dichtung der Menschengeschichte zu geben, ‚des größten und erstaunenswürdigsten Dramas, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann‘. (Schelling.)

In diesem Sinne mag man mit Ranke sagen, die Historie sei ‚zugleich Kunst und Wissenschaft‘. Nur ist eben des Historikers Kunst eine andere als die des Dichters. Mitnichten muß sie darum eine geringere sein. Wenn der Geschichtschreiber wirklich die Einfühlung hat, liebevoll unterzutauchen in den unergründlichen Strom historischen Geschehens, dessen geheime Ziele der Mensch nie zu erkennen und dessen verborgenen Sinn er höchstens in gläubiger Andacht zu ahnen vermag, dann kann es dem treuen Griffel der Vergangenheit gegeben sein, ergreifender zu wirken als des Dichters frei schaffende Phantasie. So darf mit gutem Recht die Frage aufgeworfen werden, in welchem Kunstwerk erschütterndere Tragik gestaltet ist, in Schillers oder in Rankes ‚Wallenstein‘.

Was Treitschke an Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ preist, das war sicher auch sein eigenes Ziel: ‚die Vergangenheit den Lesern so lebendig zu vergegenwärtigen, daß sie alles mitzuerleben glauben‘. Treitschke besaß ‚die

Gestaltungskraft des schöpferischen Historikers, der nicht ruht, bis er aus dürftigen oder getrübten Quellen ein lebendiges Bild des Geschehenen gewonnen hat'. Seine künstlerische Phantasie, die sich nicht stark genug erwiesen hatte, wertvolle eigene Schöpfungen zu gestalten, fand in Klios Dienste ihre schöne und angemessene Auswirkung.

Die Tragik des Geschichtschreibers gegenüber seinem Stoffe ist es, daß die unübersehbare Fülle des geschichtlichen Lebens, selbst wenn sie von den Quellen vollständig übermittelt würde, sich den Möglichkeiten einer erzählenden Wiedergabe entzieht. Daher lastet auf ihm die schwere Aufgabe, bei aller Treue gegenüber der Vergangenheit doch das historische Geschehen vergewaltigen zu müssen durch die darstellerische Hervorhebung der markanten Züge. Ähnlich, wie der Künstler in seinem Porträt nicht alle die unendlichen Züge des abzuschildernden Menschen wiedergibt, sondern die wesenhaften, die charakteristischen, so muß auch der Geschichtschreiber aus der schier unabsehbaren Mannigfaltigkeit des historischen Lebens einschneidende Begebenheiten und verbindende Fäden des Schicksals herauskristallisieren. Die der Verendlichung widerstrebende empirische Wirklichkeit muß er umschaffen in endliche Erzählung. Und ähnlich wie der Porträtist muß er dabei die Gabe haben, durch eine Auswahl der Züge doch die Vorstellung des Ganzen zu erwecken, um ein lebendiges, wirkungsvolles Bild zu gestalten.

Daß Treitschke dies gelungen ist, hat Wilhelm Rittinghaus in seiner Studie ‚Die Kunst der Geschichtschreibung Heinrich von Treitschkes'* paradoxerweise bestritten. Nach der Lektüre von Treitschkes ‚Deutscher Geschichte' bleibe, so führt er aus, nicht das der Erkenntnis Dienende, nicht die historische Vergangenheit im Gedächtnis haften, sondern nur pathetische Mahnsätze. So fehle ‚das Bewußtsein eines großen inneren Stroms der Dinge', und es bleibe dem Leser nur die Empfindung einer lebhaften Debatte und starker Affekte. Treitschkes Geschichtschreibung führt, so meint Rittinghaus, nicht in den Stoff hinein, sondern jenseits des Stoffes hinaus auf die politischen Ziele des Handelns. Treitschke fehle das ‚Pathos der Distanz', versagt bleibe ihm ‚die Wiedergabe dessen, was den Duft gleichsam jener Zeiten ausmacht, der Stimmung'. ‚Er war erst recht kein Erzähler.' (!!!) Was in seiner Geschichtschreibung wirkend ist, das ist mitnichten die Vergegenwärtigung vergangener Zeit, sondern nur Treitschke selbst: ‚der zielstrebende Mann'.

Es ist kaum möglich, einseitiger und ungerechter Treitschkes historische Kunst zu würdigen, und es ist besonders grotesk, dieses Urteil zu hören aus dem Munde eines begeisterten Jüngers desjenigen Historikers, dem wie kaum einem anderen deutschen Geschichtschreiber die Gabe des lebendigen Erzählens versagt geblieben ist. Daß nicht der Duft der Vergangenheit haften bleibe, sondern nur lehrhafte Sätze, daß der Strom der Geschichte nicht vernehmbar werde, das alles paßt zwar nicht auf Treitschkes, wohl

* Leipzig, R. Voigtländers Verlag 1914.

aber außerordentlich gut auf Karl Lamprechts ‚Deutsche Geschichte‘, welche das wechselvolle Schicksal des deutschen Volkes eingepreßt hat in das Prokrustesbett eines widersinnigen psychologischen Stufenschemas, und statt die Vergangenheit zu verlebendigen, in schlagworthaften diskursiven Sätzen über sie referiert.

Heinrich von Treitschke aber ist trotz aller Schranken seiner Individualität ein Meister der Erzählung. Es gibt in unserer historischen Literatur kein Werk von solchem epischem Strom wie seine ‚Deutsche Geschichte‘: ganz selten nur unterbrechen kleine theoretische Sätze und Erörterungen allgemeinerer Natur den mit konkreten Einzelheiten fast überfüllten Fortgang historischen Berichts. Eine großzügige Disposition gibt dem Werke spannenden Rhythmus. Verheißend beginnt die Exposition mit der inneren Wiedergeburt Preußens und dem aufsteigenden Jubel des Befreiungskrieges. Dann senkt sich die Stimmung zu resignierter Klage in der Schilderung des Länderschachers auf dem Wiener Kongreß und den hoffnungslosen Verhandlungen des Bundestages. Doch neue Verheißung rauscht ahnungsvoll auf: in Preußens werktätiger Verwaltungsarbeit, in dem zukunftsträchtigen Unternehmen des Zollvereins scheinen Kräfte zu reifen, welche dereinst die deutsche Sehnsucht erfüllen sollen. Und die Erfüllung scheint nahe zu sein, da Friedrich Wilhelm IV. den Thron besteigt, umrauscht von unendlichem Jubel, getragen von starker Hoffnung. Doch schon klingt tragischer Akkord in den berauschenden Enthusiasmus der Feste: behutsam enthüllt der Historiker die täuschenden Schleier, aufdeckend die klaffenden Diskrepanzen zwischen des Königs großen Worten und seinen schwankenden Taten. Preußens harter Kraft droht Verweichlichung. Immer wilder und ungezügelter loht im deutschen Volke die dämonische Flamme des Radikalismus auf.

Hier bricht das große Werk Heinrich von Treitschkes jäh ab, im Augenblicke höchster Spannung der Erzählung, hart vor der großen Katastrophe. Aber aus dem Gesamtrhythmus ergibt sich, daß das Ziel der deutschen Geschichte dennoch erreicht werden wird, und gelegentlich klang es schon siegesstolz in die Schilderung der früheren Zeiten: die Erfüllung von 1871. Hier liegt das Ergebnis, nach dem hin der breite epische Fluß der deutschen Geschichte sich trotz aller Stauungen hinbewegt. Kann man von den Aufsätzen Treitschkes vor 1871 mit Fug sagen, daß in ihnen die historische Schilderung überherrscht wird von der politischen Zielsetzung, so kann man über die ‚Deutsche Geschichte‘ dieses Urteil nicht fällen, denn hier sieht ja der Historiker das Ziel, auf das seine historische Erzählung hindrängt, nicht mehr in einer bange ersehnten Zukunft, sondern in einer freudig miterlebten Vergangenheit. So besteht die Behauptung von Rittinghaus zu Unrecht, Treitschkes politische Gesinnung dränge auch in seinem historischen Hauptwerk immer wieder aus dem Stofflichen hinaus. Nach 1871 hatte Treitschke wesentliche politische Zukunftsziele nicht mehr zu weisen; in den entscheidenden politischen Fragen, in die er noch eingriff, dem Freihandelsproblem und dem Sozialismus, war seine Haltung eher reaktionär

als zukunftsweisend. Die durchgehende Wertbeziehung seiner ‚Deutschen Geschichte' ist die Erfüllung der deutschen Einheit von 1871, eine Wertbeziehung, die keineswegs vom Stoffe fortdrängt, sondern vielmehr der historischen Erzählung eine zielstrebige Konzentration auferlegt.

Von diesem Gesichtspunkt aus gewann das Werk seine Einheit, seine organische Disposition, seinen Rhythmus. Denjenigen Teil der vaterländischen Geschichte, den Treitschke fast ausschließlich zu vollenden vermochte, mußten von seiner Wertbeziehung aus finstere Unzulänglichkeiten überschatten. Wir haben in dem vorigen Abschnitt dargelegt, daß auf solche Art ein einigermaßen einseitiges Bild jener Geschichtsepoche entstanden ist; hier, wo wir von Treitschkes Kunst der Darstellung reden, müssen wir andererseits zugestehen, daß die Einheitlichkeit und die fesselnde Spannung der Erzählung auf solche Weise nur gewinnt. Eine atemlose Erwartung muß den unbefangenen Leser bei der Lektüre dieser fünf Bände überkommen: Wann, wann endlich wird trotz aller dieser Hemmnisse der Traum der deutschen Einheit zur Erfüllung reifen?

Dieses Gefühl wird gesteigert durch den Rhythmus des Stiles. Eine große Sehnsucht schreit in ihm auf, aber immer wieder drängen sich die endlosen Barren gehäufter Einzeltatsachen vor das sehr ferne Ziel. So ist in der sprachlichen Diktion zugleich Hast und Hemmung: erwartungsvoll lesen wir und nähern uns doch nur dem Ziel durch eine detailierte Fülle historischer Belehrung. Nur zuweilen, etwa bei der Schilderung des Wiener Kongresses oder der preußischen Verwaltungsreformen, geht die Erzählung allzu sehr in die Breite. Die wirtschaftlichen und auch die kulturellen Zustandsschilderungen nehmen nur einen geringen Raum ein und sind oft aufs glücklichste eingewirkt in die Dynamik der historischen Erzählung. Die größte Vollendung weist auch hier der fünfte Band auf: erscheint in den ersten vier Bänden die Schilderung des Geisteslebens noch zuweilen willkürlich eingefügt, fast gemahnend an das Nebeneinander der Geschichtsschreibung Voltaires, so ist in dem letzten Bande dieses Dilemma überwunden, eine Gleichmäßigkeit und Einheit der Darstellung erreicht, wie sie nur wenige Werke der Geschichtschreibung aufweisen.

Der andere große Künstler unter den Historikern des 19. Jahrhunderts, Leopold von Ranke, mag über zartere und sublimere Mittel der darstellerischen Technik verfügen; Treitschkes Erzählung ist blutwärmer, wuchtiger, imperatorischer. Treitschke hat empfunden, daß die feinzisilierten Charakterschilderungen Rankes ‚fast den Eindruck erwecken, als ob zwei schlaue Monsignori des siebzehnten Jahrhunderts sich einander vorstellten'. Treitschkes kräftigere Art vermißte an der diplomatischen Klugheit Rankes die primitive Kraft seines eigenen Erlebens, ‚den sicheren Instinkt des unangreifbaren, in Fleisch und Blut eingedrungenen Nationalstolzes'. Es versteht sich, daß aus dieser Divergenz des Erlebens der Unterschied der Diktion und der erzählenden Darstellung sich ergeben mußte. Haben wir bei Rankes Stil oft das Empfinden kühlbedächtiger Leidenschaftslosigkeit der

diplomatischen Sphäre, so schmettern im Rhythmus der Treitschkeschen Erzählung Marschtrommeln und Fanfaren des Sieges, die ganze Breite des volkischen Lebens tut sich auf, und selbst ‚die tierischen und dämonischen Kräfte der Geschichte' kommen zu ihrem Recht.

Zugleich aber kann nicht geleugnet werden, daß in der Schilderung großer weltpolitischer Zusammenhänge Treitschke hinter Ranke weit zurücksteht. Auf diesem Gebiete liegt Rankes eigenstes und richtungsweisendes Können. Mit souveränem Blick übersah er die verwickelten Zusammenhänge der auswärtigen Politik und in klaren durchsichtigen Zusammenfassungen verdeutlichte er den Wandel der machtpolitischen Konstellation Europas. Solche weitgespannte Übersicht der auswärtigen Beziehungen hat uns Heinrich von Treitschke nicht gegeben. Wohl erhellt uns auch seine Darstellung manche mit realpolitischer Sicherheit erkannten Zusammenhänge — man denke etwa an seine Darlegung der Politik Palmerstons! —, aber zumeist bleibt seine Darstellung zu sehr von rein preußischen Gesichtspunkten beherrscht, erhebt sich nicht zu jener universalistischen Sehweite, welche allein eine großzügige Schau des Kampfes der großen Mächte ermöglicht.

Treitschkes eigenstes Können liegt nicht in den großen Zusammenfassungen, sondern in der Lebendigkeit der dichtgedrängten Episoden. Meisterlich schildert er die Volkserhebung von 1813, das Aufrauschen der großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Aber mit nicht geringerer Kunst weiß er auch die gemütlichen Zustände der Thüringer Ländchen darzustellen, und die urväterliche Bescheidenheit der kleinen Leute, die unendlich genügsam ihr bescheidenes Tagewerk vollbringen. Einzelne historische Episoden sind geradezu mit spannender novellistischer Kleinkunst erzählt, etwa der Prozeß der Königin von England oder die kleinen Revolutiönchen in Braunschweig und in Kurhessen. Mit besonderer Meisterschaft ist der Stil jeweils dem Rhythmus der Darstellung angepaßt, selbst in Kleinigkeiten strebend nach der Homogenität von Inhalt und Form. Wie charakteristisch ist etwa dieser Satz, in dem es von Gentz heißt: ‚Der schwamm in einem Meere des Entzückens und fand kaum Worte genug, um seinem vertrauten Pilat die erfreuliche Sinnesänderung des Zaren zu schildern und die musterhafte Eintracht der Kabinette und das reiche Lob, das seiner Feder gespendet ward und die 6000 Dukaten Geschenke, die in seine unergründliche Tasche flossen.'

Eine eigentümliche Unterbrechung des epischen Verlaufs in Treitschkes Erzählung ist seine Vorliebe für antithetische Gegenüberstellungen. Er liebt die vergleichenden Kontrastierungen. Zuweilen führt das zu sehr glücklich differenzierten Gegenüberstellungen, wie etwa der vergleichenden Charakteristik Steins und Hardenbergs.* Aber oft verführt ihn auch diese Freude an Antithesen zu einer Primitivität der Kontrastierung, die feinere

* Deutsche Geschichte 1, 366 und 381; über die Antithesen meist durchaus treffende Bemerkungen bei Rittinghaus a. a. O. 37 f.

Gegensätze verwischt und bei ihrer Häufigkeit ermüdend wirkt. Wenn es beispielsweise gilt, Schönheit und Zweckmäßigkeit der preußischen Uniform zu preisen, so muß sofort ‚die Steifheit der altrussischen und die seiltänzerische Buntheit der französischen'* zum Vergleiche herhalten. Noch bedenklicher ist es, wenn Treitschke in dieser primitiven Weise seine Darstellung von Goethes zu Heines Dichtung überleitet: ‚Weitab von diesen lichten Höhen der Poesie trieb das neue Geschlecht, das sich um Heines Banner scharte, sein lautes Wesen.'** Ähnlich undifferenziert ist es, wenn Ludwig XIV. und der große Kurfürst also verglichen werden: ‚Dort die glänzende und doch hohle Größe des Bourbonen, der mit dem Zucken seiner majestätischen Augenbrauen den Weltteil zu schrecken wähnt, hier der fromme deutsche Held, der den Treuesten und Tapfersten der Franzosen eine neue Heimat schenkt.'*** Noch drastischer zeigt sich Treitschkes Antithesenwut in seinem Vergleich Napoleons mit anderen Helden der Geschichte:† ‚Cromwell hat seine Säbelherrschaft geführt, er hielt bis zu seinem Tode die aufsässigen Grafschaften unter dem Kommando seiner Generalmajore. Und doch steht der englische Diktator als ein Staatsmann, ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Jener war ein friedlicher Bürger, als Parteiführer in die Höhe gestiegen, und führte das Schwert nur, um den Sieg seiner Partei zu vollenden, den inneren Hader beizulegen . . ., um sein Vaterland zur führenden Macht des Protestantismus zu erheben. Keinen Augenblick verlor er das Ziel einer friedlichen freien Verfassung aus den Augen. . . . Nicht also Bonaparte.' Noch massiver die Kontrastierung Napoleons mit Cäsar: ‚Der Korse zerstört heute, was er gestern schuf, der Römer verfährt maßvoll nach einem großen Plan. . . . An Cäsars Leiche wachten drei Nächte lang die Juden Roms, trauernd um den Schirmherrn der Bedrückten. Napoleon brach zusammen unter den Racherufen der fremden Nationen, derweil sein Volk, das er selbst der freien Tätigkeit entwöhnt, gleichgültig abseits stand.'††

Doch nicht nur einzelne Persönlichkeiten, auch ganze Länder werden solchen Gegenüberstellungen unterworfen. Nichts bezeichnender als dieser Vergleich zwischen den Niederlanden und Spanien, in dem eine Antithese ruhelos die andere jagt: ‚Hier die Selbständigkeit, der Trotz der Provinzen und Gemeinden, dort jener eine finstere Mann in seinem Klosterschloß und vor ihm das ganze Volk anbetend im Staube. Hier die Rührigkeit der Gesellschaft, dort alle Kräfte der Nation dem Staate, dem Hofe, der Kirche dahingegeben. Hier die Prosa des Handels und der Wissenschaft, auch die Kunst fest haftend auf dem Boden der Wirklichkeit; dort lebt

* Deutsche Geschichte 5, 214.
** Deutsche Geschichte 4, 419.
*** Historische und politische Aufsätze 4, 278.
† ebd. 3, 73 f.
†† ebd. 3, 103 ff.

die Nation wie in ewigem Fieber.... Hier gilt der Bürger, die Würde der Arbeit; dort ist alles adlich, seines blauen Blutes froh, und verachtet des Handwerks goldenen Boden. Hier gibt man gastlich den Verfolgten aller Länder Schutz und Obdach, dort verlangt eine epidemische Verblendung die Limpiezza des heimischen Bodens.... Hier erringt der Kaufmann die Freiheit des Verkehrs, dort unterwirft der Hof durch wahnwitzige Gesetze die gesamte Volkswirtschaft dem Behagen der vornehmen Verzehrer.... Hier unermeßlicher Reichtum, zu weltlichen Zwecken mit Umsicht verwendet; dort ergießen sich die Silberströme von Protosi in den unersättlichen Schlund der Kirchen und Klöster.... Hier eine nüchterne Staatskunst, für das Nahe und Nächste sorgend und dann erst zu weltpolitischen Plänen sich erhebend; dort eine Weltpolitik, die nie einen Blick wirft auf die Nöte des eigenen Volkes.'*

Gewiß — diese Freude an Gegenüberstellungen entspringt aus einem künstlerischen Drang und führt oft zur lebendigen Anschaulichkeit farbiger Kontraste. Aber fast größer ist doch die Gefahr, daß gewiß vorhandene Gegensätze auf allzu einfache Formeln gebracht werden und der individuelle Reichtum der historischen Erzählung durch die Freude an solchen massiven Antithesen Schaden erleidet.

Aus denselben Bedürfnissen seiner Künstlernatur und aus dem Bestreben nach monumentaler Primitivität der Darstellung erklärt sich auch die Neigung Treitschkes, die konkrete Erzählung so zu gestalten, daß der Bericht der Einzelheit zugleich Symbol für ein Allgemeineres ist. Ein Beispiel dafür hat schon Hermann Grimm beachtet, wenn er hervorhebt,** daß Treitschke ,die Schlacht von Belle Alliance so zu fassen weiß, daß Napoleons, Wellingtons und Blüchers innerste Charaktereigenschaften den Ausschlag geben, so daß, wie bei Homer, diese drei fast allein als Vorkämpfer dastehn und die Armeen als große mitschreitende Massen sie umgeben.' Noch stärker zeigt sich Treitschkes Neigung zur Symbolik in seiner Schilderung der Enthüllung von Rauchs Berliner Blücherdenkmal. Als diese an einem sehr frühen Morgen vorgenommen wurde, waren nur Gneisenau, Hegel und der Meister selber zugegen. ,Preußens Heer, Wissenschaft und Kunst', so schreibt Treitschke, ,huldigten dem Helden des heiligen Völkerzornes.' Gerne führt der Historiker seine Persönlichkeiten in einer symbolischen Situation vor, solcher Art — wie Ranke einmal sagte — ,das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darstellend'. So veranschaulicht Treitschke das literarische Leben der dreißiger Jahre durch folgende Kontrastierungen: die schwäbischen Poeten fröhlich beim Schoppen zusammensitzend, die betriebsame Geistreichelei am Teetisch der Rahel, das Grisetten-Gekicher bei Heines kleinen Diners. Ein

* ebd. 2, 509 f.

** H. Grimm, Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte S. 64. Vgl. auch Deutsche Geschichte 1, 20 und 517; 3, 430; 4, 438.

andermal charakterisiert er mit wenigen Federstrichen den prahlerischen Talmiglanz des kleinen Territorialfürstentums im siècle Louis XV.: ‚Im Schloßgarten von Weikersheim bewachen die Standbilder der Welteroberer Ninus, Cyrus, Alexander und Cäsar den Eingang zum Herrschersitz des Hohenloheschen Reiches.‘ Ähnlich setzt sich ihm die Betrachtung, daß 1813 die mediatisierten Fürsten durch besonders zur Schau getragene Kriegsbegeisterung ihre Kronen zurückgewinnen wollten, sofort in symbolische Bildlichkeit um: ‚Im Schloß zu Anhalt stickten die zarten Hände der Prinzessinnen bereits an der Fahne, welche der Kriegsmacht der Salm-Salmischen Nation zu Kampf und Sieg voranleuchten sollte.‘

Die letzten Beispiele zeigten uns deutlich Treitschkes Vorliebe für bildhafte Situationen. Sie ist die augenfälligste Eigentümlichkeit seines historischen Stils. Treitschke besitzt wirklich, was er einmal von dem guten Prosaschriftsteller forderte: ‚eine gedankenreiche, kurze, prägnante Schreibweise, nicht schildernd, sondern mit einzelnen drastischen Beiworten Phantasie und Kopf anregend.‘* Die Treffsicherheit des landschaftlichen Kolorits gehört zu den eigentümlichen Reizen seiner Geschichtsdarstellung. Treitschke selbst hat einmal von dem Historiker gefordert, daß er ‚jeden Winkel Deutschlands durchstöbere‘, ehe er sich zutraue, über deutsche Geschichte zu schreiben. ‚Man kann es an den Werken fühlen, ob einer das Land, von dem er redet, innerlich kennt, oder ob er ein totes Bücherwissen vorbringt.‘** Treitschke kannte den landschaftlichen Reichtum seiner Heimat, ließ die Fülle seiner Anschauung seiner Geschichtserzählung zugute kommen. Mit wenigen Strichen bannt er etwa das schöne Heidelberg vor Augen, — ‚das epheuumrankte, in den Blüten der Bäume wie verschneite Schloß; die Türme der alten Dome drunten in der sonnigen Ebene; die geborstenen Ritterburgen, die wie Schwalbennester an den Felsen hängen‘ — oder das altväterliche Tübingen, ‚wo die Armenschüler singend durch die winkeligen rinnsalreichen Gassen zogen, das Vieh in den Neckar zur Schwemme getrieben ward und die Stadtzinkenisten ihren Choral vom Turme bliesen‘.***

Dieselbe Freude an konkreter Bildhaftigkeit zeigt sich auch in Treitschkes Schilderungen von Situationen. Er sieht es mit genießendem Künstlerauge vor sich: ‚das Würgen bei grellem Nordlichtschein auf dem Eise der Flüsse und Sümpfe, bis unter der Wucht der Streiter die Decke bricht und die Wellen Freund und Feind begraben.‘ Anschaulich wie ein Miterlebender schildert er die Stimmung nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. ‚In feierlichem Schweigen standen die Massen, als in der Nacht des 11. Juni die Leiche den breiten Mittelweg der Linden hinausgeführt wurde nach dem Charlottenburger Mausoleum. . . . Die Laternen waren ausgelöscht, nur der Mond warf zuweilen, aus den Wolken vortretend, sein fahles Licht auf

* Briefe 2, 38.
** Deutsche Geschichte 1, 227.
*** Deutsche Geschichte 1, 309; Historische und politische Aufsätze 1, 295 f.

die schwarzen Wagen, die lautlos über den weichen Sandboden dahinzogen.' Nach der Abdankung Napoleons sehen wir höchst anschaulich Ludwig XVIII. in Paris einfahren: seine Kutsche holpert an uns vorbei, darinnen ,der dicke, gichtbrüchige Greis', auf dem Rücksitze ,die beiden noch älteren Herzöge von Condé und Bourbon, der eine von ihnen fest eingeschlafen'. Erschütternd gradezu die kleine Szene, in der das Schicksal der Göttinger Sieben symbolischen Ausdruck findet. ,Als der kleine Sohn im Grenzwirtshause sich vor Jakob Grimms majestätischen Kopfe hinter dem Rocke der Wirtin versteckte, sagte die Mutter mitleidig: Gib dem Herrn die Hand, es sind arme Verriebene!' Wohl ist hier und in anderen Fällen die Bildlichkeit der historischen Quelle übernommen, aber eben charakteristisch ist, daß dort die Anschaulichkeit gesucht wurde und nicht der abstrakte Gehalt. Immer dasselbe echt künstlerische Bestreben, alle Situationen nicht begrifflich zu schildern, sondern durch die plastische Gestaltung. Leibhaft steht er uns vor Augen, der ,Königsmörder Sieyès', wie er ,mit ungepudertem Haar und der dreifarbigen Schärpe bei dem altväterlichen Gepränge des Huldigungsfestes erschien'. Mit dieser bildhaften Lebendigkeit Treitschkes vergleiche man etwa das unanschauliche Referat über dasselbe Thema bei einem anderen Historiker: ,Zwischen den geladenen Zuschauern fiel der neue Gesandte der französischen Republik auf, der Abbé Sieyès, von dem alle Welt wußte, daß er für den Tod des Königs Ludwig XVI. gestimmt hatte: Vertreter der königsmordenden Republik inmitten einer dem Königtum begeistert huldigenden altständigen Versammlung.' Hier bleibt alles abstrakt und blutleer. An diesem Beispiel wird deutlich, wie unerlernbar im Grunde die Meisterschaft historischer Darstellung ist, untrennbar gebunden an die künstlerisch begnadete Persönlichkeit des Geschichtschreibers.*

Treitschke hat einmal ausgesprochen, es sei die Charakterzeichnung ,die reizvollste Aufgabe des Historikers'. In der Tat ist es ihm meist gelungen, mit ganz wenigen Worten eine Individualität zu charakterisieren. Nur wenn er sich von seinen starken Affekten fortreißen läßt, wird die Darstellung verzerrt und unwahrhaftig. Klassisch geradezu in Kürze sind oft Treitschkes charakterisierenden Worte, etwa seine über die beiden russischen Kaiser: Alexander I., ,ein aus Schwärmerei, Selbstbetrug und Schlauheit seltsam gemischter Charakter'; Nikolaus I., ,ein Unteroffizier großen Stils'.

Auch bei der Charakterbezeichnung liebt es Treitschke, die Wesenheit der Persönlichkeit durch wenige bildhafte Worte lebensvoll vor Augen zu führen. Man fühlt sich bei diesen scharfen realistischen Skizzen zuweilen gemahnt an die sichere Prägnanz der Illustrationen Adolf Menzels. Als habe seine Meisterhand ihn gezeichnet, so sehen wir Friedrich den Großen, ,den ernsten Greis, der in spärlichen Mußestunden einsam mit seinen Windspielen an den Gemälden der Galerie von Sanssouci entlang schritt. Romantischer Zerflossenheit und klassischer Stilisierung gleichermaßen abhold, gibt Treitschkes

* Treitschke, Deutsche Geschichte 1, 151; P. Bailleu, Königin Luise S. 95.

einprägende Schilderung die gedrängte Ineinanderfügung scharfer Impressionen. Das empirische Detail erhält symbolischen Wert, eine einzelne Situation charakterisiert treffend des Mannes historische Sendung. ‚Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie klingen', sehen wir oben im Saale den Redner an die deutsche Nation dastehen, ‚die gedrungene überkräftige Gestalt mit dem aufgeworfenen Nakken, den streng geschlossenen Lippen, strafenden Auges . . . in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschließung.' Aber nicht minder anschaulich wird uns auch Hans von Gagern vorgeführt, ‚der zartgebaute, bewegliche Mann mit den feurigen Augen, wie er, rastlos mit den Armen zuckend, im lebhaften Gespräche zwischen dem Orthodoxen und dem Ungläubigen einhergeht, aufmerksam jedem Einwurfe lauschend'. So ist es stets ein besonders charakteristischer Moment, in dem Treitschke uns die Gestalt des geschichtlichen Helden vorführt, ihn veranschaulicht durch Bewegungen und Gesten, die seine Wesenheit kennzeichnen. Das fröhliche Behagen Lord Palmerstons wird uns verdeutlicht, der ‚in tiefer Nacht, elastischen Schrittes aus einer langen Sitzung des Unterhauses heimwandert, immer mit einer Blume im Munde oder im Knopfloch, den hohen Hut weit auf dem Hinterkopf hinaufgeschoben'. Zuweilen steigern sich diese lebensvollen Portraits sogar bis zu übermütiger Groteske. Kaiser Ferdinand wird uns auf diese Weise vorgestellt: ‚Wenn die gebrechliche Gestalt mit dem großen, blöde lächelnden Wasserkopfe in die Runde der Hofgesellschaft eintrat und sich, um ja keinem den Rücken zuzuwenden, wie ein Kreisel um ihre eigene Achse drehte, dann faßte die Kaiserin oder ein Hochwürdenträger den Kaiser am Frackschoß und führte ihn zu einigen der anwesenden Fremden, denen er ein paar unverständliche Worte zuraunte.'

Hin und wieder wird auch sehr geschickt ein Stück Handlung in bildhafte Schilderung umgesetzt und auf solche Weise in den Fluß der Darstellung ganz organisch eine Charakterisierung der betreffenden Persönlichkeit eingewebt. Die Tatsache, daß Friedrich Julius Stahl beim Beginn seiner Vorlesungen in Berlin von der anwesenden Hegelgemeinde ausgescharrt wurde, aber sich dennoch trotzig Ruhe erzwang, wird in Treitschkes lebendiger Schilderung folgender Art mit einer Charakterisierung der geistigen Persönlichkeit Stahls verknüpft: ‚Und wie pöbelhaft war der Empfang; die Hegelianer hatten sich verschworen, den gefürchteten Gegner des Naturrechts aus dem Hörsaale hinauszuscharren. Der schmächtige kleine Mann mit den glitzernden Augen und den blassen, scharfgeschnittenen, orientalischen Gesichtszügen hielt aber tapfer aus, Stunde für Stunde: er zwang die Hörer, ihm zu lauschen, und erreichte wirklich, daß seine Vorlesungen durch lange Jahre die bestbesuchten der Hochschule blieben.'

Mit wilder Leidenschaft fegt Treitschkes Stil dahin. Er ist kein sorgsamer Abwäger der Worte. Ihm liegt harte, markige, drastische Ausdrucksweise. Er liebt Superlative. Gerne spricht er von dem größten Mann, der verwegensten Kühnheit, der männischsten Tatkraft, und dieselbe Neigung

auch zur Charakterisierung der negativen Werte: er spricht gern von der schlimmsten Sünde, dem verworfensten Charakter, der armseligsten Gesinnung. Vor Derbheiten schrickt Treitschke keineswegs zurück. Die plumpe Demagogenverfolgung schilt er als ‚Affenbosheit niedriger Handlanger‘. ‚Fluchend auf die Hundsvötter von der Regierung und den Landständen‘ ließen die verratenen Soldaten der hannovranischen Armee sich entwaffnen. Von Napoleon 1806 heißt es: ‚Die Schmähungen troffen ihm von den Lippen.‘ Mit Wonne wiederholt Treitschke den Lagerwitz der schlesischen Armee, daß man ‚von dem Plateau von Langres sein Wasser nach drei Meeren zugleich abschlagen konnte‘.*

In dem fünften Bande der ‚Deutschen Geschichte‘, der durchaus Treitschkes Kunst auf ihrem reifsten Höhepunkte zeigt, finden sich solche krasse Derbheiten nicht mehr; der Stil ist gedämpfter geworden und hat an konzentrierter Fülle gewonnen, was ihm an grellen Farbenkontrasten abgeht.

Treitschke hat es an den diplomatischen Historikern getadelt, daß in ihren Werken der Humor nicht ganz zu seinem Rechte komme.** Seine eigene Geschichtserzählung kann von solchem Vorwurf nicht betroffen werden. Immer wieder glänzt ein behaglicher Humor durch seine Darstellung; köstlich schildert er z. B. des biederen Jahn und seiner Turner tolles Treiben auf der Hasenheide, ‚wo die Jungen allesamt in grünen Jacken von ungebleichter Leinwand mit nacktem Halse und langem Haar gleich dem Meister ihre unerhörten Künste übten: den Kiebitzlauf und den Bratenwender, das Kippen und das Wippen, das Nest und den Schwebehang, die Affen-, Frosch- und Karpfensprünge, die Bein-, Bauch- und Rückenwellen‘.

Der beschauliche Lebenslauf der österreichischen Postulatenlandtage wird uns von Treitschkes ironisch karikierender Feder in folgenden drei Akten aufgezeichnet: ‚Auffahrt der Herrn Stände in ihren Staatskarossen, Vorlesung und einstimmige Annahme der landesherrlichen Postulate, endlich Wiederabfahrt der Herren Stände in den nämlichen Staatskarossen.‘ Die beiden Beispiele*** ließen sich aus jedem Bande Treitschkes beliebig vermehren.

Sein Humor, der über alle Skalen von der gemütlichen Schilderung altväterlicher Zustände bis zum bitteren Sarkasmus über verhaßte Persönlichkeiten verfügt, ist ein überaus belebendes Moment seiner Geschichtserzählung. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß dabei die Gefahr besteht, zuweilen den Humor zum Selbstzweck zu machen und durch ein paar karikierende Federzüge eine mehr oder weniger leichte Trübung des historischen Tatbestandes zu verursachen.

Wenn Heinrich von Treitschke auch sein freischaffendes Künstlertum nach kurzen Anläufen als unzureichend erkennen mußte, so wird man seiner

* Deutsche Geschichte 1, 215, 246, 526; 2, 542.
** Deutsche Geschichte 3, 698.
*** Deutsche Geschichte 2, 187 und 385.

historischen Leistung doch durchaus das Zeugnis zusprechen müssen, daß ein künstlerischer Mensch in ihr sich manifestiert. Seine Geschichtserzählung ist ausgezeichnet durch einen spannenden Rhythmus der epischen Schilderung, durch die gedrängte Fülle realistischer Einzelszenen; sie ist getragen von einem machtvoll begeisterten Pathos, übersprüht von einem lebendigen Humor. So ist Treitschkes ‚Deutsche Geschichte' weder eine ermüdende Lektüre noch ein polemisches Traktat,* sondern ein historisches Lesebuch von einzigartiger Schönheit und monumentaler Kraft. Kaum je hat ein Deutscher vermocht, so packend Geschichte zu erzählen. Aber auch die lebensvollen Skizzen, die Carlyle von der französischen Revolution gegeben hat und an die Treitschkes drastische Bildhaftigkeit zuweilen gemahnt, müssen zurückstehen hinter dem Werke des Deutschen. Denn es fehlte diesen zerstückelten Szenen der große Rhythmus, der Treitschkes Darstellung durchpulst, die feste Konzentration der Erzählung, die sich dem verheißenen Ziel immer mehr nähert, es fehlt das sieghafte Pathos und der männische Klang des Heroismus. Treitschke hat in seinem Geschichtswerk, dessen größte Qualität auf der Kunst der Darstellung beruht, sein eigenes Wort bestätigt, daß ‚die ergreifende Macht eines Geschichtswerkes immer in der starken Persönlichkeit des Erzählers liegt'. Seine ‚Deutsche Geschichte' gehört ‚zu jenen klassischen Büchern, welche niemals überwunden werden, auch wenn sie in jedem einzelnen Satze widerlegt sind'. So wird Treitschkes Werk fortleben, wenn auch die kommenden Geschichtschreiber in der Auffassung der Geschichte und in der Universalität ihres Mitempfindens über ihn hinaus sich entwickeln.

---

* So Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie, München 1911, S. 544.

# Kleine Bausteine

## Ferdinand Hodler / Von Konrad Weiß

Die ältere Künstlergeneration lichtet sich und ein Name wird zum andern gebucht für die Geschichte, ohne daß die Künstler für ihre Werke, je eigenartiger und mit dem Charakter ihrer Zeit verwandter diese waren, auch eine um so feinere, ruhige geistige Harmonie in ihrer Mitwelt gefunden hätten. Nach den langen Jahren des Kunstmühens und des Lebensringens müßte ihnen dies beschieden sein, wenn die Kunst unserer Zeit aus einem einigen Volks- und Weltanschauungsgeiste hervorginge. Vier Namen von vier bedeutenden Künstlern aus vier Völkern wurden in kurzer Zeit zu den Toten geschrieben, der Franzose Rodin, der Deutsche Trübner, der Österreicher Klimt und der Schweizer Hodler. Alle vier sind schließlich zur Anerkennung gelangt, zum Teil in ihren engeren Kreisen zu hohen Ehren gekommen, alle sind im Tageskampf gestanden, um so mehr, je mehr ihre Kunst zu geistiger Bedeutung emporwuchs. Am unbestrittensten der Deutsche Trübner, der um nicht mehr zu kämpfen hatte als um eine neue malerische Art, und der auch den Erfolg gehabt hat, den man heute noch am ehesten der fachlichen Tüchtigkeit gibt. Mehr schon Klimt, dessen Kampffeld aber in dem äußerlichen Begriff der Freiheit der Kunst beschränkt, kein rein künstlerisches war und dessen Kunst, da sie durch keinen stärkeren Willen gebunden wurde, auch ohne höheren Charakter blieb. Hodler ist der schließliche Erfolg seiner Werke und ihre materielle Entlohnung auf der Höhe seines Lebens schon beinahe mißgönnt worden; aber was will diese äußere Sicherung von zehn bis fünfzehn Jahren, selbst wenn sie einer plötzlichen Überschätzung entsprang, bedeuten bei der harten Lebensarbeit dieses Mannes, der ganz aus eigenen Kräften aus einer armen und bedrückten Jugend in die Freiheit der Kultur heraufkam. Rodin ist unter den genannten der Künstler, dessen Werke den geistig zerfließenden Charakter seines Zeitalters am stärksten ausdrücken. Wäre er demnach ein geistiger und gesellschaftlicher Mittelpunkt gewesen? Nein, er war, als er nach langem in freiwilliger Verborgenheit vollzogenem Werden siegreich in die Öffentlichkeit trat, auch weiterhin für sich allein und ist es geblieben, nicht etwa aus Resignation, sondern in der abgeschlossenen Arbeits- und Instinktsicherheit, die ihm zu seinen Schöpfungen verholfen hatte. Je enger die Kunst mit der inneren geistigen Wesensart dieses letzten Zeitalters zusammenhing, desto weniger konnte sie mit der Gesamtheit der Zeitgenossen und den geistigen Notwendigkeiten der Gesellschaft bindende Zusammenhänge haben; denn die Kunst ist nur eine freie Blüte des Geistes, dieser aber war überall ein Geist der Auflösung, gegen den man, je mehr er sich befreite, um so mehr soziale Bindungen und Schranken setzen mußte. Diese Bindungen schaf-

fen eine Welt der Zwecke, einen Geist der Vergesellschaftung nach unten, der keine feinere Gliederung der Formen nach einem geistigen Mittel- und Höhenpunkte hin kannte, und so kommt es, daß der gleiche Geist weltanschaulicher Freiheit und Bindungslosigkeit im ganzen das nicht kennt und verstehen kann, was als eigentlichste Blüte aus ihm hervorgeht. Je materieller die Beziehungen der Gesellschaft werden, desto größer wird die Kluft zwischen ihnen und dem künstlerischen Ausdruck des Geistes, der seine Einheit bewahren muß, diese aber nur noch in einem sublimen Spiel mit der Materie zeigen kann. Die Kraft ist zerschnitten, die das Werk eines Künstlers mit der Fülle seiner Zeit und mit dem starken, dauerhaften Empfinden seines Volkes verbindet.

Hodler suchte in allen seinen Werken diese Kraft, wenn auch nicht programmatisch, so doch seiner ganzen Anschauungsweise nach; und da sie auch ihm in seinem Volke fehlte, da er dann nur seine eigene Empfindung für diese Kraft in willkürlichen, oft mehr äußerlich gesetzmäßig erscheinenden Formen zeigen konnte, das gibt seiner Kunst den harten, ungelösten, starrsinnigen, oft packenden und doch nicht seelisch befreienden Charakter. Es ist ein Zufall, daß unter den genannten vier Namen der deutsche am wenigsten eine geistige Welt bezeichnet, wofür sein Träger allerdings die stärkste gegenständliche Sicherheit besaß, und daß auch der Österreicher bei mangelnder Naturstärke seiner Kunst nur eine Art Geistigkeit und einen Symbolismus gestaltete, die uns heute gerade am wenigsten zu Herzen sprechen; wir haben dafür volkhaft und geistig stärkere Künstler der älteren Generation, die schon länger unter den Toten sind, wie Leibl und Uhde, oder die noch in der Rüstigkeit eines gesegneten Alters weiterschaffen wie Thoma. Aber es ist kein Zufall, daß Hodler gerade in Deutschland den Grundstein zu seinem Erfolg gelegt hat. Es ist in seinen Werken etwas, das unserem deutschen Charakter in seinem zeitweilig eingeengten Wesen, aus dem er aber nach Größe und volkhafter Selbstbehauptung drängte, verwandt scheinen mußte. Und so konnte sein Wandgemälde für die Universität in Jena „Der Aufbruch der Jenenser Studenten als Freiwillige 1813" in der kahlen Härte seiner formalen, von einem außerpersönlichen, schicksalartigen Willen getragenen Energien, wirklich wie ein monumentales geschichtliches Dokument erscheinen, das von deutschem Geiste Zeugnis ablegte. An dieser allerdings doch recht blutarmen Annäherung und inneren Verwandtschaft der Empfindungen, die von der deutschen Kunstkritik und neuen Kunsttheorie wegen der abstrakten Gesetzmäßigkeiten, in denen die Formen entstanden, dann auch bereitwillig übernommen wurden, so daß wirklich Hodler deutschen Monumentalsinn zu verkörpern schien und — man denke an das für eine geklärte Anschauung unmögliche Reformationsbild „Der Treuschwur" für das Rathaus zu Hannover — als ein berufener Gestalter unserer Vergangenheit erscheinen konnte, an der Tatsache, daß Hodler seine Kunst für Deutschland am stärksten mit geschichtlichem Sinne zu sättigen suchte, ändert nichts seine Teilnahme an dem Genfer Protest wegen der Zerstörung

der Reimser Kathedrale. Die öffentliche Meinung, in nichts einig als in der augenblicklichen Begeisterung und ohne die Stetigkeit, die das deutsche Wesen noch braucht, um auch eine geistige Herrschaft in der Welt wieder zu erringen und zu behaupten, drängte, den Schöpfer dieser deutschen Werke, der doch auch durch die Würdigung in der deutschen Kunstwelt seine Stellung in der Schweiz und darüber hinaus begründen konnte, wegen seiner Undankbarkeit zu ächten. Es war der letzte Streit gegen Hodler, der in seiner Kunstlaufbahn mit und ohne eigene Schuld so manchen Strauß auszufechten hatte. Er hatte auch die Sympathien solcher in Deutschland immerhin in Frage gestellt, die weniger wetterwendisch wie die öffentliche Meinung doch gerade von ihm, falls er wirklich die Empfindung der deutschen Geschichtsaufgabe mit seinen Auftraggebern teilte, eine charakterfeste Denkart verlangten; und daß er dafür die französischen Lobsprüche eintauschte, mag ihm vielleicht selber, seiner im Grunde deutsch-schweizerischen Urwüchsigkeit nach, ein schlechter Tausch gewesen sein. Wahrscheinlich konnte es bleiben, daß er als Künstler, wie jeder fühlende Mensch damals, mehr an die Unersetzlichkeit der Zerstörungen als an eine einseitige Parteinahme dachte und ohne die Tragweite zu überlegen, der Ränkesucht und der Schadenfreude, mit der die Feinde die notgedrungenen Urheber verfolgten, in die Schlingen ging. Durch die Presse erfuhr man jetzt auch tatsächlich nach einer Mitteilung des Kunstphilosophen Georg Simmel, daß er den Wortlaut dessen, was er unterschrieben, offenbar nicht ganz oder nicht genau gekannt hat und man seine Unterschrift mehr oder weniger einer Überrumpelung verdankt.

Wenn die Schätzung seiner Kunst in Deutschland durch den Vorfall nüchterner wurde, so ist das eine Folge, die auch ohnedem und schon früher hätte eintreten dürfen, wenn man den wirklichen Wert und die formale Einseitigkeit und geistige Unbeweglichkeit seiner Werke erkennen wollte. Denn in Hodlers Kunst ist mehr der harte, kantige Ausdruckswille dem deutschen Formsuchen seiner Zeit verwandt als der wesentliche Gehalt, der aus seiner doch immerhin oft hölzernen Empfindung gespeist in gar keiner Weise an den Reichtum alter deutscher Kunst hinanreicht, durch seine absichtliche Betonung vielmehr oft geradezu entgegengesetzt wirkt. Auch von dem auflösenden Formentrieb Rodins, der von dem impressionistischen Geistcharakter seiner Zeit den Übergang zu einem neuen Stil anzeigte und den höheren Sinn der Formen verrät, hat Hodler nichts. Er ist da zu sehr Schweizer geblieben, starkstämmig, aber ohne die Entfaltungen einer freieren Kultur, was überhaupt die Stärke und Einseitigkeit der Schweizer Kunst seiner Zeit ausmacht. Er nahm zwar die Formen einer größeren Kunst nicht eklektisch, aber er schuf, ähnlich wie Böcklin, wenn auch nach einem härteren Ideal und mit sparsameren Empfindungen nicht das Höhere wirklich, sondern nur das enge Wirkliche zu einem höheren Gefühls- und Tatausdruck, wie anders und doch ähnlich Böcklin zu einem seligeren Schein.

Man hat die Werke Hodlers in ihren großbeabsichtigten, flächigen Kompositionen gerne mit primitiver Kunst verglichen, allerdings weniger mit solchen der deutschen Vergangenheit, als der italienischen Frührenaissance, was auch wieder ein Zeichen ist, daß man in ihnen doch mehr Form als Kern sehen konnte. Er selber hat diese formalen Gedanken unterstützt, wenn er über die Gesetze der Wiederholung, der Symmetrie, des Parallelismus und ähnliche starke Bildmittel sprach, in denen er auch seine bekanntesten und stärksten Werke wie die ‚Eurythmie‘, die ‚Lebensmüden‘, die ‚Enttäuschten‘, den ‚Tag‘, die ‚Nacht‘, den ‚Auserwählten‘, auch die ‚Schlacht bei Näfels‘, und wie die Gruppenbilder auch in ähnlicher Weise seine Landschaften gestaltete.* Diese formale Verwandtschaft ist aber nur äußerlich. Er war, und dies spricht deshalb nicht gegen seine Kunst, kein stilistischer Nachahmer, sondern hat seinen Stil, wie er selber betonte, aus der Betrachtung der Natur geschöpft. In einem rastlosen, keine Arbeit und kein Hindernis scheuenden Bemühen, mit erschwerenden, aber Genauigkeit verbürgenden technischen Hilfsmitteln ist er den Formen nachgegangen, um die Größe zu erreichen, die er für seine Empfindungen dachte, besonders deutlich in dem großen Werke ‚Der Auserwählte‘, mit dem knienden Kinde vor einem kleinen Beete in der Mitte eines flachen Halbrunds von engelartigen Gestalten. Seine eigene Erklärung, die er seinem Freunde und Kunstgenossen, Fritz Widmann, dem Verfasser des Büchleins ‚Erinnerungen an Ferdinand Hodler‘, gab, möge für das bekannte Bild sprechen. Es war gelegentlich einer Bemerkung Widmanns über die kleinen, krüppeligen Hodlerbäumchen; da entgegnete Hodler: ‚Die Anstrengungen der Kleinen, die gläubig auf ihre Erfüllung harren, von Erfolg gekrönt zu sehen, habe etwas Rührendes. In seinem Bild „Der Auserwählte“ habe ihn ganz allein das Gefühl der Barmherzigkeit, der Mutterliebe beherrscht und ihm diese Arbeit gewiesen. Bei dem knienden Bübchen, das sich ein kleines Gärtchen nach spielender Kinder Art zusammengestellt habe mit einem aufgestellten Kreuzchen inmitten einiger Steine, läge in der Andacht seines emporgerichteten Gesichtes wie in den wie zum Gebet gelegten Händen das Dankenwollen für die es umgebende Fürsorge der Mütterlichkeit, die sich in den Gestalten der Engel ausdrücke. So sei dieses Bild ein Symbol der ewig im Weibe bedingten Mütterlichkeit, die in der unendlichen Güte zum Kinde sich ausdrückt, dem sie alles gibt, was sie besitzt.‘

Diese Bemerkungen wie auch einige andere, die Widmann berichtet und die auch eine feinere, stille und in dem Verhältnisse zu Kunstgenossen gutmütige Seite dieser von Geburt an mit Schwierigkeiten ringenden Kampfnatur zeigen, sind charakteristisch für den Menschen Hodler, sie sind aber auch bezeichnend für den künstlerischen Kern seines monumentalen

---

* Vgl. die Abbildungen von Werken Hodlers in Hochland, Oktober 1910 und den dortigen Aufsatz von Dr. M. Wackernagel.

Stils. Die Vermittlung zwischen innerer Empfindung und der Absicht des symbolischen Ausdrucks geschieht zu jäh. Der Übergang ist zu stark und zu deutlich. Diese Gewaltsamkeit ließ seine monumentalen Absichten nicht zu dem Reichtum erhabener Empfindungen kommen, der alter monumentaler Kunst, die weniger individuell, mehr in bestimmten religiösen und Kulturgedanken gefestigt ist, eigen war. Hodlers Werke kamen nach Deutschland in einer Zeit, wo man in der Kritik schon bald gewohnheitsmäßig nach dem neuen monumentalen Stil rief und glaubte, mit großen flächigen Formen und mit großen Empfindungen, vor allem aber mit dem Bereitstellen von großen Wandflächen sei der neue Stil unserer Zeit zu machen. Diese Gedanken gingen meist über Plakatideen nicht hinaus und es ist denn auch, man denke an die Erlerschen Wandbilder, so viel wie nichts davon geblieben. Zu den Künstlern, die mit tieferem Willen nach Größe strebten, gehören Egger-Lienz und Hodler. In ihrem Wesen vielfach ungleich, ist in ihrem Bemühen etwas Gleichartiges, der Wille, von der starken Empfindung unmittelbar auf die Größe der Gestaltung überzugehen, mehr oder weniger durch Vergrößerung und Vereinfachung der Natur- und Menschenformen, ohne daß auch die künstlerische Sprache im weitesten Sinne vermittelnd gewachsen wäre. Die natürliche Empfindung wird dadurch verstärkt, heroisiert; es entsteht eine gewisse naturalistische Epik. Aber wenn wir an alte große Kunst denken, fühlen wir in diesen modernen Versuchen den Mangel der geschichtlichen Fülle, die den alten Werken eine höhere Gültigkeit verlieh, indem der Künstler hinter dem Werke zurücktrat. Monumentale Kunst braucht durchaus nicht flächig zu sein im äußeren Sinne, sie muß nur alles Menschliche und Dingliche in einem höheren Zusammenhang enthalten, der selbst als eine geistige Ruhe noch die starke Empfindung beherrscht. Auch Hodlers Landschaftskunst zeigt mit oft pedantischer Deutlichkeit diesen Heroisierungswillen, in dem die innere künstlerische Sättigung fehlt. Daß das neue Element in Hodlers Naturstil gegenüber der akademischen Kunst, wie sie in Klingers Homerismus nicht überlebter sein konnte, als ein starker Trieb und Anstoß in neue Bahnen empfunden wurde, ist verständlich, auch wenn die Empfindung unter der Pose und Gebärde oft kaum mehr zu leben schien. Bei Hodler, der sich seine Kunst in ungünstigsten Bedingungen erarbeiten mußte und ihr mit unverwüstlichem Arbeitseifer diente, hat man das deutliche Gefühl, daß auch der stärkste Wille den Mangel eines gesicherten geistigen Zusammenhanges nicht ersetzen kann, wenn dieser Kulturboden in dem Künstler selbst zu locker und auch in seinem Zeitalter nicht innerlich gepflegt ist.

Es bedarf vielleicht nur einiger Jahre, um deutlicher zu erkennen, daß Hodler weder in seinen Formen noch in seinem künstlerischen Gehalt und Willen ein Anbahner der neuen Kunstrichtung ist, die tiefer in die weltanschauliche und religiöse Welt hinein dringen will, sondern daß er ein Übergangskünstler mit den absichtsvollen Stärken und mit den noch

größeren Schwächen eines solchen, nach keiner Seite noch entschiedenen Empfinders und Theoretikers war. Um so interessanter bleibt es, aus der gleichzeitigen Kritik zur Kennzeichnung der Kunstatmosphäre, aus der er entstammte und mit der er zu kämpfen hatte, Gedankengänge zu lesen wie folgende Apostrophierung: ‚Lieber Herr Hodler, überlassen Sie diese neokatholisierenden, schwindsüchtigen Anachronismen und das ganze spiritistische Gesindel moderner Engel und Martyrer den in Absinth ertrunkenen Gehirnen der Pariser artistischen Nervenheilanstaltskandidaten und kehren Sie zur Natur zurück.'* Es war die Zeit, wo man sich über den schulgerechten Akademismus erhaben dünkte, aber in der ganzen Vollkommenheit seiner Einsicht auf nichts Höheres zu schwören wußte als auf Natur, diese im unbestimmtesten und damit im plattesten Sinne genommen. Es ist ein Zeichen sieghaft angeborener Künstlerkraft, daß sich Hodler, zwar allmählich umgeben von einer größeren Künstlergruppe, aber doch in seinem Werk allein, als deutliche Persönlichkeit dagegen durchsetzen konnte.

Hodler ist 1853 als Sohn eines früh verstorbenen Schreinermeisters geboren im Kanton Bern; sein zweiter Vater war Dekorationsmaler; dann starb seine Mutter, er wurde schließlich ganz elternlos und mußte seinen Lebensunterhalt erwerben in einer Malerwerkstätte für Reiseandenken, Firmenschilder und andere Anstreicherarbeiten. Eine Ansicht von Genf begeisterte ihn für die schöne Stadt, die er dann zu seinem Studienort erkor, auch hier, noch in der Schule des Ingresschülers Bartholemy Menn, gegen Zurücksetzungen kämpfend, und die er zu seiner Wahlheimat machte. Um die Jahrhundertwende etwa begann sein besonders auch in der Schweiz aufs heftigste bestrittener Künstlerruf. An Pfingsten dieses Jahres ist er gestorben.

---

* Mit anderen Stellen angeführt in dem schon genannten Schriftchen ‚Erinnerungen an Ferdinand Hodler' von dem Kunstgenossen und zeitweiligen Gefährten Fritz Widmann als Probe der Kunstkritik seines Vaters. Das Büchlein, das in zwangloser Erzählung persönliche und künstlerische Züge mitteilt, vermittelt durch diese Zitate auch das Zeugnis der Zeit für die Kunstgeschichte (Zürich, Rascher & Cie, 1,40). — Eine weitere Schrift ‚F. Hodler. Erinnerungen an die Hodlerausstellung im Zürcher Kunsthaus Sommer 1917' von Hans Trog ist zu sehr Sammlung der Zeitungsfeuilletons des Kritikers geblieben, wie auch die 16 Tafeln Ausstellungsansichten mit den aufgehängten Bildern sind. Immerhin ist der orientierende Überblick über das Lebenswerk zweckdienlich (ebenda 3,80).

# Kritik

## Krieg und Politik / Von Heinz Teipel

Die Tatsachen der Kriegsentwicklung scheinen uns für die Zukunft ein in seinen wesentlichen Grundzügen klares politisches Programm aufnötigen zu wollen. Uns, die wir nicht in den Krieg gezogen sind, um Nationalitäten zu schützen, unerlöste Gebiete zu befreien oder unser Kolonialreich zu ergänzen, war es vergönnt, die Ukraine, Polen, Litauen, Kurland, Livland, Estland und Finnland zu befreien. Weniger unsere politische Einsicht als die nüchterne Kriegsentwicklung ist schuld, daß unser Kriegszielprogramm heute endlich über das Stadium der Sentimentalität hinausgekommen ist und sich in klarerer Umgrenzung zu erkennen gibt. Wir erleben es heute, daß die befreiten Länder Freundschaft, teilweise sogar Anschluß an uns suchen und uns so vor die große Mission stellen, in Achtung ihrer selbständigen nationalen Lebenskräfte ihre Fortentwicklung in Sympathie zu uns zu fördern und ihnen mitzuteilen, was an Gutem und Echtem unsere hohe deutsche Kultur in zähem Fleiß und idealem Sinn errungen hat. Das sozialorganisatorische Prinzip des ‚Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation' ersteht in neuer Geburt vor unserem Auge, neu drängt sich uns der tiefe Sinn auf für das vielgebrauchte Bild von Deutschland als dem Herzen Europas.

So groß und fruchtbar auch immer sich der Sturm des deutsch-nationalen Empfindens in diesem Kriege gezeigt hat, der Deutsche würde in nationaler Abschließung nie restlose Befriedigung finden und kulturell sich nicht auswirken können. Die organisierenden Tendenzen seiner Arbeitsweise, seine große Anpassungsfähigkeit an fremde Kulturen, die Universalität in der Richtung seines Denk- und Empfindungsvermögens, seine gesamte Veranlagung weist sein Arbeitsziel über die Ausschöpfung der lediglich nationalen Elemente hinaus. Der Deutsche hat immer nach Kenntnis und Verarbeitung der fremden Kulturen gelechzt, darum wird jegliches Bemühen vergeblich sein, den Deutschen ganz auf sein Deutschtum einschränken zu wollen. Sein Grundcharakter hat vielmehr einen Stich ins Weltbürgerliche, etwas, das die nationalen Kulturen zu überspannen, in sich zu vereinigen und für sich umzugestalten sucht. Sollte dieser Grundzug des deutschen Wesens auf seine politische Arbeit nicht abfärben dürfen? Ist die Aufgabe, die einst dem Heiligen Römischen Reich zufiel, nicht etwas, das ganz aus dem deutschen Wesen hervorgesprossen zu sein schien und darum immer wiederkehren müßte? Wie sagt doch so einleuchtend der Philosoph Karl Joel in seinem Aufsatz ‚Neue Weltkultur' (Seite 80): ‚In dieser organisierenden Kraft, die Organe zugleich bildet und bindet, die ebenso gliedert wie sammelt, ebenso differenziert wie konzentriert, die dem einzelnen sein Recht gibt im ganzen und ihn in der Hingabe ans Ganze geradezu aufs höchste belebt, die so den Ausgleich schafft zwischen Individualismus und Absolutismus, zwischen Partikularismus und Universalismus, ja in dieser organisierenden Kraft liegt das Wesen des Deutschtums, liegt seine Aufgabe, seine Zukunft, seine Weltmission. Es ist die Bundeskraft, die Völker in selbständiger Entfaltung zusammenführt.' (Gewiß möchte man heute Österreich-Ungarn am liebsten mit dem Gedanken des Heiligen Römischen Reiches

in Verbindung bringen. Aber dieser Staat hat schon zuviel von der ‚deutschen Nation', von dem deutschen Kern verloren, um für die oben geschilderte Aufgabe noch über hinreichend ursprüngliche Stammeskräfte zu verfügen, ist aber auch hinsichtlich seiner maritimen Lage gegenüber dem wesentlich mehr begünstigten Deutschland ins Hintertreffen geraten. Darum wird uns Österreich nur Symbol und Stütze in unserer völkerorganisatorischen Arbeit sein können.) Diese große Aufgabe aber einer allgemein anerkannten Friedensherrschaft nach dem Vorbild des mittelalterlichen Kaisertums scheinen uns die bisherigen Kriegsergebnisse fast handgreiflich vorlegen zu wollen und in ihren Grundzügen bestimmt zu haben. Sie ist nicht alldeutsch, aber viel umfassender und in viel tieferem geschichtlich begründetem Sinne deutsch, deutsch geradezu im Gegensatz zu slavisch, und wird uns vor der kulturellen Verflachung schützen, die eine ausschließlich nationalistische, gewaltpolitische Verengung unserer politischen Zukunftsarbeit unweigerlich im Gefolge haben würde. Eine von solcher Idee getragene Neuorganisation der mitteleuropäischen Völker kann vielmehr erst dem deutschen Führervolk den Boden schaffen, der als Grundlage für eine ungestörte Ausübung der deutschen Weltmission vorhanden sein muß. Was dem alten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Kraft und Geltung nach außen sicherte, der religiöse Untergrund, der wird allerdings bei der modernen religiösen Zersplitterung einem solchen Programm fehlen. Es müßte da der religiöse Charakter einen Ersatz finden in einem allgemeinen ethischen Pflichtbewußtsein, getragen von Kulturwille und Menschenwürde.

Keine ausdrücklichen Anklänge an diese Auffassung von der Idee der deutschen politischen Arbeit, der deutschen Sendung in der Welt, aber doch die Wege, die zu ihr hinführen, ihre Voraussetzungen finde ich in den Betrachtungen vor, mit denen der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, Prof. Dr. Hans Delbrück, in seiner Monatsschrift die Kriegsereignisse in ihrer Entwicklung begleitet hat.* Gewiß, auch er spricht verschiedentlich von der Weltmission Deutschlands; aber er beschreibt sie mehr nach der negativen Seite hin (S. 3), indem er z. B. ihre Aufgabe in der Verhütung der Verödung der Welt erblickt, wie sie bei einer Aufteilung der Welt unter Rußland und England unausbleiblich sein würde. — Deutschland mußte nach Delbrücks Auffassung nicht nur für sich selbst Anteil fordern an den fernen Gebieten, sondern es mußte sich auch grundsätzlich als Beschützer aller kleineren Nationalitäten hinstellen (S. 4). Denn Deutschland ist Friedensbringer, wie es S. 85 heißt: ‚In dem Augenblick, wo Englands Seeherrschaft gebrochen und auch das Gleichgewicht zur See hergestellt ist, dann erst wird das wahre politische Weltgleichgewicht hergestellt sein, und das wird Weltkultur, Freiheit der Völker und dauernden Frieden bedeuten.' Die Weltmission Deutschlands erscheint Delbrück durchaus möglich ohne eine deutsche Welthegemonie, die er bei jeder Gelegenheit unerbittlich bekämpft. Eine Weltmacht, wie sie das Römerreich des Altertums vorübergehend verwirklichte und später Napoleon begehrte, erfüllt ihn geradezu mit Besorgnis; sie trägt den Keim der Zersetzung in sich. Er will die deutsche Weltmission, wie gesagt, auf der Grundlage des Weltgleichgewichtes hergestellt sehen. Was versteht er darunter? Bei Kriegsausbruch äußerte er sich folgendermaßen (S. 32): ‚Die leitenden deutschen Staatsmänner sind sich dessen durchaus

* Ein erster Teil dieser Aufsätze ist in einem Sammelband unter dem Titel: ‚Krieg und Politik' im Verlag der Preußischen Jahrbücher, Georg Stilke, Berlin, erschienen. Er umfaßt die Monatsbetrachtungen von August 1914 bis Mai 1916 und kostet geheftet 6.— M. Die Seitenzahlen des vorliegenden Aufsatzes beziehen sich auf dieses Buch.

bewußt, daß der Grundsatz des europäischen Gleichgewichtes ein berechtigter ist und daß niemand, auch der Mächtigste nicht, ihn ungestraft verletzt.' Zum Weltgleichgewicht ergänzt sich das europäische Gleichgewicht durch das Gleichgewicht zur See. Er glaubt bei Kriegsausbruch anscheinend, daß schon für den Fall, daß die deutsche Flotte unversehrt aus dem Kriege mit England hervorgehen werde, das Gleichgewicht zur See gesichert sein würde (S. 60), später nach Ausbruch des U-Boot-Krieges äußert er sich in folgender Weise darüber (S. 69): ‚Freiheit der Meere' bedeutet, was ich ‚Gleichgewicht zur See' genannt habe; das heißt also, daß Deutschland zur See ebenso stark ist wie England. — Das Gleichgewicht könnte aber sozusagen ein ‚totes' Gleichgewicht werden, d. h. daß nicht nur eine Partei, sondern beide mit ihrem Handel von der See ausgeschlossen werden. — Unter dem ‚europäischen' Gleichgewicht versteht er nicht (S. 242), daß alle Mächte Europas gleich stark sind, noch daß der Zustand, wie er gerade in einem bestimmten Moment ist, erhalten bleiben soll, sondern der Ausdruck bedeutet nur, daß nicht eine Macht stärker ist oder zu werden droht als alle anderen zusammen, und daß sich die verschiedenen Mächte gegenseitig als unabhängig und gleichberechtigt anerkennen. Die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes bedeutet auch nicht, daß damit Grenzveränderungen und Neugestaltungen wie etwa ein selbständiges Polen ausgeschlossen sein sollten, sondern es soll damit nur der Gedanke abgelehnt werden, sagt Delbrück, daß Deutschland eine Art von Welthegemonie erstreben müsse, mit welchem Gedanken unsere Feinde die Kriegswut gegen uns schüren und die Neutralen mißtrauisch zu machen suchen.

Es würde sicher nicht des Reizes entbehren, wollte Delbrück heute sein eigenes konkretes Kriegszielprogramm (Befreiung und Verselbständigung der russischen Randstaaten bei teilweiser Angliederung an Deutschland bezw. Österreich-Ungarn, freiwillige Abrüstung Belgiens, ‚totes' Gleichgewicht zur See bei zu erwartender Verselbständigung der großen überseeischen englischen Besitzungen, ein großes deutsches Kolonialreich und eine starke deutsche Flotte) in seinem faktischen Machtwert mit dem Gleichgewichtsgedanken in Einklang bringen. Es wäre jedenfalls ein viel stabileres Gleichgewicht als das europäische Gleichgewicht vor dem Kriege, sicher auch ein gutes Stück Hegemonie, das wir aber auch bei Anerkennung der Delbrückschen Besorgnisse nicht zu fürchten brauchten, wenn die schon erwähnten idealen Grundlagen nicht nur im eigenen, sondern auch im Urteil der übrigen Völker zur Geltung kämen. Wenn wir aus dem Krieg siegreich hervorgehen, ist ein gewaltiger Machtzuwachs auch bei den mäßigsten Friedensbedingungen unausbleibliche Folge.

Jenes ideale Prinzip hat die Selbständigkeit der Nationen zur Voraussetzung, die Achtung vor ihrer kulturellen Vergangenheit, ihrer nationalen Geschichte. Delbrück, der es als Aufgabe Deutschlands hinstellte, als Beschützer der Nationen aufzutreten, der immer wieder Stellung nimmt gegen unsere falsche Germanisierungspolitik im Osten und Norden Deutschlands, muß natürlich die Geltung des Nationalitätenprinzips anerkennen, wenn er auch jede Überspannung des nationalen Bewußtseins ablehnt. Nach ihm muß auch der nationale Egoismus seine Grenzen haben und das nationale Interesse eingebettet sein in die allgemeine Kulturwelt und darf von ihr nicht getrennt werden (S. 32). Auch wo Delbrück sich für eine Angliederung ausspricht, beispielsweise hinsichtlich Serbiens und der Baltenländer, will er es nur unter möglichster Wahrung der Selbständigkeit dieser Länder. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange die verschiedene Stellungnahme, die er gegenüber Serbien und Belgien annimmt,

Er stellt es (S. 26) als Notwendigkeit hin, daß Österreich zum Zweck der Unterdrückung der großserbischen Agitation Serbien bis auf weiteres unter Sequester nimmt. Es muß die serbische Armee entwaffnen und auflösen, gewisse Teile des jetzigen Königreichs an Bulgarien überlassen und für den Rest eine Verwaltung einsetzen, die die nationale Agitation unterdrückt. Aber nur vorläufig. Sobald einmal das serbische Selbstbewußtsein genügend gedemütigt ist, ist es sehr wohl denkbar, daß eine Form gefunden wird, mit der Serbien in einer gewissen nationalen Selbständigkeit wiedererstehen kann, z. B. in einer Zolleinheit mit Österreich-Ungarn, und er ist aufrichtig überzeugt, daß der serbische Nationalgedanke darunter nicht zu leiden brauche. Von dieser einer annektionistischen Färbung nicht völlig baren Behandlung der serbischen Frage ist er später nirgendwo ausdrücklich abgegangen. Es müßte denn sein, daß man aus seiner Zustimmung zur Friedensresolution des Reichstages 1917 eine solche Konsequenz herleiten wollte.

Viel markanter und temperamentvoller verhält er sich in der Angelegenheit der belgischen Selbständigkeit. Fast mit Leidenschaft sucht er die Gründe zusammen, die gegen eine Sequestrierung Belgiens in jeder möglichen Form sprechen. Er kommt immer wieder auf die Frage zurück und warnt seine Gegner vor den Folgen einer Politik nach dem Vorbild Napoleons. Man kann seinen Gründen die Anerkennung nicht versagen, fragt sich aber doch immer verwundert, weshalb für Serbien nicht das gleiche oder ähnliches gilt. Denn wenn auch Belgien einen weit entwickelteren Kulturstaat darstellt, so ist der nationalistische Gedanke in Serbien doch mindestens ebenso stark wie dort, und die Kriegsgefahr, die eine Inbesitznahme Belgiens in jeder Form mit sich bringen würde, besteht in nicht erheblich geringerem Maße auch bei einem solchen Verhalten gegenüber Serbien. Daß Serbien zu Österreich-Ungarn käme, während Belgien zu Deutschland, wäre heute kein Unterschied von großer Tragweite. Was auch Delbrück an Gründen gegen die Annexion Belgiens anführt, sie erklären nicht recht die auffallende Verschiedenheit seiner Stellungnahme. Ethisch-politische Erwägungen aber sind nicht Delbrücks Steckenpferd, wenn auch seine Politik im Grunde genommen viel ethischer ist als die Theorie so mancher Schriftsteller, die heute über Politik und Moral zu schreiben sich veranlaßt fühlen. Bekanntlich ist Belgien durch den Neutralitätsvertrag von 1839 verpflichtet, seine Neutralität mit Waffengewalt zu verteidigen. Aber Delbrück scheint nicht der Auffassung zu sein, daß dieser Vertrag heute noch zu Recht besteht. Im Augustheft 1917 der Preußischen Jahrbücher verteidigt er den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, der von diesem Vertrag als einem ‚Fetzen Papier' gesprochen hatte, und stimmt ihm zu. Es ist das übrigens das erste Mal, daß er den Vertrag überhaupt erwähnt (drei Jahre nach Kriegsbeginn!). Die Teilnahme Belgiens am Krieg auf seiten unserer Feinde hat er sich folgendermaßen zu erklären versucht (S. 71): England habe durch geschickte diplomatische Benutzung der Kongoaffäre Belgien eingeschüchtert und das eingeschüchterte Belgien durch unerwartete Anerkennung der Annexion des Kongo in schlauer Weise sich zum Freund gemacht. Darüber hinaus habe wohl Belgien eingesehen, daß es bei seiner geographischen Lage ‚auf jeden Fall' in den großen europäischen Konflikt werde hineingezogen werden. Da ist es wohl möglich, daß es sich überlegt hat, nach dem Beispiel Luxemburgs zu handeln, — aber ‚Kleinstaaten, wenn sie sich nicht ganz außer Schuß halten können, gehen am liebsten mit dem, den sie für den Stärkeren halten'. Ob diese Ansicht die Haltung Belgiens ganz zu erklären vermag und vor allem eine Norm abgeben dürfte für unsere Stellungnahme gegenüber Belgien beim Friedensschluß? Für Delbrück

ist sie jedenfalls keine Norm, soweit er überhaupt die Motive des feindlichen Eroberungskrieges bei Erwägung unserer Kriegsziele in Anschlag bringt. Eines aber hätte man bei dem Verfasser der ‚Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte' erwarten können, nämlich einen Versuch darzulegen, inwieweit die belgische Strategie zu Kriegsbeginn, der Aufmarsch der belgischen Armee in Beziehung stand zu der belgischen Regierungspolitik. Enthält doch fast jede Monatsbetrachtung Delbrücks in den Preußischen Jahrbüchern interessante Aufschlüsse über die Strategie unserer und der feindlichen Generale und lehrreiche Vergleiche mit der Kriegskunst hervorragender Heerführer der Vergangenheit. Es könnte ja möglich sein, daß der belgische Aufmarschplan unsere Ansichten über die belgische Neutralität wirksam ergänzen würde. Aber wie gesagt, das Neutralitätsmoment fehlt in der Delbrückschen Behandlung der belgischen Frage, er scheidet es für die Überlegung unseres zukünftigen politischen Verhaltens gegenüber diesem heiß umstrittenen Lande aus. Wenn nun auch Delbrück die volle Selbständigkeit Belgiens erhalten wissen will, so ist er doch keineswegs im Zweifel darüber, daß es auch so für uns eine Grenzgefahr bilden könnte, und sucht nach Abhilfe. Die glücklichste Lösung dieser Frage wäre für ihn dann gegeben, wenn die Belgier aus eigenem Antrieb uns anböten, abzurüsten und die Festungen zu schleifen, sich überhaupt in ihrer Politik pazifistischen Ideen unterordnen wollten. (Febr. 1917, S. 349.) Aber zwingen will er sie dazu nicht, um nicht ihrer nationalen Ehre zu nahe zu treten. Wir müßten uns damit begnügen, den germanischen Stamm der Flamen in seinem Selbstgefühl gestärkt zu haben.

Delbrück kann es mit einer gewissen Genugtuung feststellen, daß das Ergebnis des Krieges im Osten ungefähr den Plänen entspricht, die er seit jeher verfochten hat. Schon frühzeitig, im August 1914, versuchte er, unserem Kriegsziel der Verteidigung eine positivere Fassung zu geben. ‚Der Ursprung des Krieges, richtig erkannt, muß uns zeigen, was wir uns als Ziel des Krieges zu setzen haben' (S. 34). Er stellt als These auf, daß wir die Kräfte des Landes am stärksten beschneiden müßten, das uns nach dem Kriege am gefährlichsten bliebe. Die Frage nach unserem Verhältnis zu England und Rußland unter diesem Gesichtspunkt zieht sich wie ein roter Faden durch sämtliche Kriegsbetrachtungen. Die Antwort ist nur bei Kriegsausbruch etwas unsicher gewesen, bis sie durch die Kriegsentwicklung selbst unnötig wurde. Im August 1914 ist es ihm klar, daß England uns mit seiner wirtschaftlichen Blockade die schwerste Kraftprobe auferlegen wird, die anderen Staaten schätzt er demgegenüber in ihrer Gefährlichkeit geringer ein. Daraus schließt er denn, daß England der Gegner ist, den wir wirklich brechen müssen. ‚Nieder mit der englischen Seeherrschaft' (S. 44). Diese Auffassung wird bald modifiziert. Er überlegt bald, daß Englands Seeherrschaft schon dann zugrunde gehen wird, wenn es den Krieg nicht gewinnt. Der Krieg bringe für England Schwierigkeiten mit sich, denen es nur durch einen schnellen Sieg hätte entgehen können. Je länger der Krieg daure, um so sicherer sei der Untergang der englischen Seeherrschaft (S. 68). Dazu brauche Deutschland selbst, das darf man schließen, nichts mehr beizutragen. Die Kolonien Englands werden abspenstig werden, Irland wird abfallen, große innere Streitigkeiten wird der Versuch der Einführung des Dienstzwanges zur Folge haben, — kurz, England wird in Zukunft schon allein durch die Rückschläge des Krieges ungefährlich werden. Auszuhungern sind wir nicht, und der Mangel an Rohstoffen wird nicht kritisch werden. Dagegen wächst ihm jetzt die russische Zukunftsgefahr. Hatte er sich über Rußland bei Kriegsausbruch noch damit zu trösten gesucht, daß das Drittel der russischen

Fremdvölker nur mit Knirschen das russische Joch tragen und ihre Jungmannschaften mit Widerwillen in den Krieg zögen und der panslavistische Gedanke bis zu den großen, breiten Massen schwerlich so weit durchgedrungen sei, um sie mit wahrer Kriegslust zu erfüllen (S. 37), schreibt er im April 1916 (S. 241): ‚Rußland ist eine Macht, die durch ihren inneren Zusammenhalt und ihre ungeheure Volksvermehrung den eigentlichen und dauernden Gefahrpunkt für die Zukunft des Deutschtums darstellt.‘ So muß denn die russische Macht am meisten beschnitten werden, und Delbrück zieht mit sichtlicher Befriedigung sein Jahrzehnte altes Kulturprogramm hervor, um es zur Norm der Kriegszielpolitik werden zu lassen: ‚Die Befreiung der deutschen Ostseeprovinzen vom Joche der Moskowiter ist schon vor etwa 20 Jahren in diesen Jahrbüchern von mir in einer politischen Träumerei als ein ideales Zukunftsbild hingestellt worden‘ (S. 201, Juni 1916). — Und weiter heißt es: ‚Der Krieg ist uns (von Rußland) aufgezwungen worden, und was uns jetzt im Rückschlag gegen den russischen Angriff als Preis des Sieges etwa winkt, das ist ein ganz anderes Thema, worüber selbst in diesem Augenblick zu reden weder angängig noch ratsam ist.‘ Er hat aber später und neuerdings im Anschluß an die Adressen der baltischen Provinzen an den Deutschen Kaiser offen darüber geredet. Er befürwortet lebhaft den Anschluß dieser Länder an Deutschland und das jetzt auch deshalb, weil eine russische Revanche ausgeschlossen sei. Der Russische Staat hat nicht mehr die Macht dazu.

Grundsätzliche Erwägungen finden sich nur selten. Delbrück sagt einmal in den Preußischen Jahrbüchern: ‚Die wahre Sicherheit unserer deutschen Zukunft, die wir anstreben müssen, kann niemals in der bloßen Machtvermehrung bestehen, sondern muß immer beruhen auf einer Verbindung von Macht und Politik‘ (Juni 1917, S. 489). Weshalb sagt Delbrück: ‚Politik‘ und nicht ‚Recht‘, wie etwa Staatssekretär v. Kühlmann? Ist Politik nicht auch Macht?

Eine weitere Frage: Würden wir unter der Voraussetzung, daß wir nach den sehr verständigen Anweisungen Delbrücks in der Behandlung der Völker beim Friedensschluß verfahren würden, die Sympathie dieser Völker eher gewinnen, wenn sich diese Völker sagen müßten, Deutschland hat ‚politisch‘ gehandelt, oder wenn sie sich sagen müßten, Deutschland hat ‚gerecht‘ gehandelt? Oder ist hier Politik und Recht dasselbe und vermeidet Delbrück den zweiten Ausdruck deshalb, weil ihm der Krieg die Aufhebung des Rechtszustandes zwischen den Völkern bedeutet?

Weshalb ist es überhaupt ‚politischer‘, Sympathien zu suchen statt seine Macht fühlen zu lassen? Delbrück kommt selbst zu folgendem Dilemma (Juni 1917, S. 486): ‚Es ist der tragische Charakter in dem Verhältnis der Staaten zueinander: Stellt man sich freundlich zu dem Rivalen und läßt ihm etwas zukommen, so stärkt man ihn für den künftigen Konflikt; hat man nichts als Feindseligkeit im Auge, so würde man von dem einen Krieg in den anderen stürzen und die Welt entweder in Anarchie zugrunde gehen oder in einer völkerverschlingenden Weltherrschaft endigen.‘ Weshalb entscheidet sich Delbrück mehr für die erstere Methode? Prinz Max von Baden veranlaßt ihn, es zu sagen (Januar 1918, S. 132): ‚Was hülfe es unserem Volke, wenn es die Macht über die ganze Welt gewänne und nähme darüber Schaden an seinem Charakter? Nicht darin, ob wir schließlich Deutschland um diese oder jene Landschaft vergrößern, liegt das Problem und die Gefahr der Zukunft, sondern daß wir unser innerstes Wesen nicht durch Streben nach materieller Herrschaft verfälschen, den echten Freiheitsbegriff und den echten Idealismus, wie sie uns von den Vätern

überliefert sind, nicht in Nachahmung der Franzosen durch das Phantom einer „großen Nation“ verdrängen lassen.‘

Und worin liegt das Eigentümliche des deutschen Charakters? Wie muß er sich in der Politik ausweisen, wenn er echt und wahr bleibt? Die Gedanken des Prinzen Max, denen Delbrück zustimmt, laufen im Grunde genommen hinaus auf das, was wir eingangs Joel sagen ließen. Und so muß denn schließlich auch Delbrück seine Politik einer Idee unterstellen. Der Deutsche kann es ja gar nicht anders. Und Delbrück wird sicher nichts Besonderes an ihr aussetzen, wenn wir sie nun auch für ihn wieder bestimmen, wie am Ausgangspunkt dieser Ausführungen, wo wir es als die Aufgabe Deutschlands hinstellen, ein völkergewinnendes und völkerverbindendes Kaisertum zu werden, eine Friedensherrschaft aufzurichten, die nicht nur die wirklichen Rechte der Nationalitäten schützt, sondern auch achtet, die mächtig ist, aber nicht gewalttätig, sich durch ihre Macht Geltung verschafft und durch die Auswirkung ihres inneren Wesens, ihres Charakters, Sympathie und kulturellen Fortschritt hervorbringt.

# Gerhart Hauptmann und Friedrich Lienhard auf den Wegen Homers / Von A. M. Scherer

Ein interessanter Zufall hat es gewollt, daß sich zwei so grundverschiedene Künstlernaturen wie Hauptmann und Lienhard zu fast derselben Zeit in der Bearbeitung des gleichen Stoffes begegneten; beide haben sich an der Dramatisierung der Heimkehr des Odysseus versucht, jener in dem ‚Bogen des Odysseus‘ (S. Fischer, Verlag, Berlin 1914), dieser in seinem ‚Odysseus auf Ithaka‘ (Greiner und Pfeiffer, Verlag, Stuttgart 1914).

Wie man hätte voraussehen können, berühren sich die beiden Werke in der Art und Weise der Auffassung und Verwertung des Stoffes und vor allem in der für das Übrige grundlegenden Gestaltung ihres Helden selber nicht. Bei Lienhard ist Odysseus ein seiner selbst von Anfang an gewisser, immer mit bedachter Klugheit sein Ziel verfolgender Mann, der seine Gefühle völlig in der Gewalt hat, ‚seine Natur geistkräftig beherrscht‘, und dessen Heldenkraft in keinem Augenblick versagt. Gleichwohl aber gibt er nicht etwa den Odysseus des Homer. Sein Odysseus hat nicht die naive Größe des Homerischen, es steckt mehr Erziehung, mehr bewußte Weltanschauung, etwas wie Programm und Philosophie (zu vergl. insbesondere die ganz unhomerische Stelle S. 46 Vers 2 ff. auch S. 59) in seinem Helden, sein Odysseus ist modern. Völlig abweichend Hauptmann: Ihm ist Odysseus keineswegs ein von sittlicher Energie bewußt geläuterter, durchgeistigter Mensch, sondern ursprünglich, noch stark von Instinkt beherrscht, nicht sowohl von planvoll erzogener geistiger Stärke als vielmehr von übergewaltiger, angeborener Naturkraft durch die zerschmetternden Erlebnisse seines Daseins getragen, zerrüttet und herabgekommen, von Gefühlsstürmen bis zum Wahnsinn durchrast und erst im Zusammenhang mit dem Boden der Heimat naturhaft wieder zu seiner Heldengröße sich aufrichtend. Im Grunde seines Wesens steht sein Odysseus dem Homerischen wohl näher; in betreff des momentanen seelischen Zustandes des Odysseus aber und demgemäß auch in seinem Verhalten gegenüber den Ereignissen hat sich L. treuer an sein Vorbild gehalten; wie denn H. auch im allgemeinen mit der Homerischen Fabel freier als L. schaltet

und, während dieser die ganzen Geschehnisse bis zur Wiedervereinigung des Königs mit Penelope vorführt, nur einen schmalen Ausschnitt aus dem Gesamtbilde bietet.

Aber nicht darauf, sondern auf die Frage kommt es in letzter Linie an, wie beide Dichter ihre Auffassung des Helden verwerten, wie weit es ihnen auf deren Grundlage und vermittels der von ihnen ausgewählten Geschehnisse gelingt, das erschütternde Schicksal des Odysseus, wie es die 24 Gesänge der Odyssee aufrollen, im engen dramatischen Bild zu plastischem Leben zu bringen: Das Geschick eines Mannes, und zwar eines Helden, der Jahre und Jahre lang heimatlos wandern muß, von unauslöschlichem Heimweh verzehrt, den das Schicksal wie ein erbärmliches Nichts umherwirft, zermürbt und entwürdigt und doch nicht entmannen kann, und der, aus grenzenlosem Jammer endlich heimgekehrt, in unendlicher Wonne und endlosem Grimm von dem Seinigen wieder Besitz nimmt.

## I.

Lienhard hat diese Aufgabe in tunlich engstem Anschluß an Homer zu lösen gesucht. Anders als Hauptmann will er nicht nur das Äußere der Ereignisse übernehmen, um sie in schöpferisch-willkürlicher Neugestaltung und Umdeutung zu etwas Neuem, nur ihm persönlich Eigenem zu machen, sondern die epische Erzählung Homers wird unter im wesentlichen getreuer Übernahme ihrer Charaktere und ihrer Psychologie in die dramatische Form übersetzt.

Die Handlung beginnt bei Vers 119 des 13. Gesanges und schreitet im ersten Aufzug bis Vers 320 des 16. Gesanges fort. Die phäakischen Schiffer tragen den schlafenden Odysseus ans Land, stellen die Geschenke um ihn her und entfernen sich. Odysseus erwacht, erkennt die Heimat nicht und klagt über sein Schicksal und die Treulosigkeit der Phäaken. Die nun bei Homer folgende Szene mit Athene fällt weg und wird inhaltlich in die Szene mit dem Sauhirten Eumaios (14. Gesang) aufgenommen, die aus dem Haus des letzteren an das Gestade verlegt ist. Eumaios kommt ans Meer herab und nimmt den Fremden, nachdem er das anfängliche, rauh hervortretende Mißtrauen überwunden hat, freundlich auf. Aus seinen statt aus Athenes Worten enthüllt sich dem Odysseus die Heimat: Unendlicher Jubel sprengt für einen Augenblick alle Fesseln künstlicher Verstellung und bringt ergreifend die Schwere des bisherigen Schicksals des Odysseus unserem Gefühl zum erstenmal nahe. Bald aber zwingt er sich in die Rolle des greisen Bettlers zurück, gibt sich für einen Freund des Odysseus aus Kreta aus und spricht von der Rückkehr des Königs. Das zwischen den Männern sich entwickelnde Gespräch legt knapp und klar die Lage der Verhältnisse dar: die Treue Penelopes, das wilde Treiben der Freier in dem königslosen Land und die Abwesenheit des sehnlichst zurückerwarteten und von den Freiern bedrohten Telemachs bei Nestor. In die sorgenvollen Worte des Sauhirten über Telemachs Schicksal tönt des Heimkehrenden Ruf. Von Eumaios freudig begrüßt, von Odysseus, der geduckt am Feuer sitzt, mit höchster Spannung beobachtet, erzählt er kurz die Ergebnislosigkeit seiner Nachforschungen, wobei die Ereignisse des 3. und 4. sowie Vers 1—299 und 492—556 des 15. Gesanges dem dramatischen Bedürfnis entsprechend übergangen oder nur flüchtig gestreift werden, und sendet dann den Sauhirten zu seiner Mutter, die in Angst um den Sohn im Palaste harrt. Mit Telemach allein geblieben gibt sich Odysseus dem Sohn zu erkennen: Eine vortreffliche Szene, die aber doch der Größe des Augenblicks nicht erschöpfend gerecht wird; vortrefflich, soweit Telemach in Frage kommt, in dem Zweifel, Jubel und Angst um des Vaters ‚heiligen Leib‘ in jugendlich fassungslosem Ungestüm sich kundgeben; nicht

so ganz befriedigend in bezug auf Odysseus: Hier tut die die unbeugsame Selbstbeherrschung des Odysseus allzu scharf betonende Auffassung Lienhards seinem Werke offenbar Abbruch, indem sie uns den übermächtigen Gehalt dieses Wiedersehens mehr erraten läßt als zeigt; auch geht sie über die Darstellung Homers hinaus, dessen Odysseus sich der schrankenlosen Hingabe an das Gefühl bei berechtigtem Anlaß, und wo es ihm die Umstände gestatten, niemals schämt. Man male sich die Empfindungen aus, die den Helden ergreifen, wenn er nach 20jähriger leidenvoller Trennung den Sohn, den er als spielendes Kind verließ, als herrlich erblühten Jüngling in seinen Armen hält und von der ganzen innigen Glut sehnsüchtiger Kindesliebe sich umfaßt fühlt!

,. . . . . . . . . Da umarmte der Jüngling
Seinen herrlichen Vater mit Inbrunst, bitterlich weinend.
Und in beiden erhob sich ein süßes Verlangen zu trauern.
Ach, sie weinten laut und klagender noch als Vögel,
Als scharfklauige Geier und Habichte, welchen der Landmann
Ihre Jungen geraubt, bevor sie flügge geworden:
So zum Erbarmen weinten sie beide Tränen der Wehmut.
Über die Klage wäre die Sonne niedergesunken,
Hätte Telemachos nicht zu seinem Vater geredet.'

Hier wird es besonders deutlich, wie weit sich der L.'sche von dem Homerischen Odysseus seinem Wesen nach entfernt. Wo der Odysseus des Homer sich eisern beherrscht, geschieht es aus Klugheit, weil er muß. Wo es ihm erlaubt ist, klagt er und weint er nach Herzenslust. Der L.'sche Odysseus weint und klagt nicht gleichsam aus Grundsatz, aus der in langem, leidenvollem Leben gewonnenen Anschauung von dem, was Mannheit heißt und heischt. Jener ist naiv, ursprünglich, instinktiv, dieser bewußt, erzogen, grundsätzlich.

Aber davon abgesehen: Lienhard hätte diesen Gefühlsausbruch um deswillen nicht in dem Maße unterdrücken dürfen, weil Odysseus so nicht lebensvoll genug erscheint, und weil vor allem in diesem Auftritt zum zweitenmal und gesteigert der Stimmungsgehalt der Gesamtsituation des Dramas sich in außerordentlicher Plastik zur Darstellung hätte bringen lassen. Statt daß er den Odysseus schon im 4. Verse seiner Antwort auf Telemachs Freudenruf ‚Mein Vater!' wieder von seiner Rache reden und gleich darauf mit völliger Sachlichkeit den Sohn über den Zustand der Insel befragen läßt, hätten diese Gefühlsmassen sich breit entladen, bezw., sofern sich dies mit den Darstellungsmitteln des Bühnendramas nicht erreichen ließ, in das Schweigen unaussprechlichen Glückes versinken müssen, wie es bei H. (Ende des 4. Akts) geschieht, bei dem allerdings das Verhältnis Odysseus-Telemach zu einem selbständigen Problem gestaltet und erst nach schmerzvoller Entwicklung zur Lösung gebracht ist. L., dem sich freilich in dem Wiedersehen mit Penelope ein nochmaliger und vielleicht noch größerer Höhepunkt gleicher Art bietet, läßt die Handlung ungehemmt über diese Gefühlswoge fortgehen, und es wird in Abweichung von der homerischen Fabel beschlossen, daß Telemach eine Volksversammlung einberufen solle, um das Volk zu erforschen, während Odysseus die Rolle des Bettlers fortführt.

Der zweite Aufzug umfaßt die wesentlichen Ereignisse von Vers 320 des 16. bis zum Ende des 20. Gesanges, dessen Geschehnisse er in glücklicher Auswahl zum großen Teil übergeht, während er die düster unheimliche Schlußstimmung desselben wirksam aufnimmt, zieht das erste Gespräch Penelopes mit den Freiern (Vers 409 ff. des 16. Gesanges) mit dem zweiten (Vers 205 ff. des 18. Gesanges)

und dritten (Vers 1 bis 100 des 21. Gesanges) in freier Ausgestaltung des Inhalts zusammen und nimmt neben der 3. Penelopeszene auch den Auftritt Vers 183—225 des 21. Gesanges vorweg.

Das erste Bild zeigt den Hofplatz vor dem Königspalast, der von Freiern und arbeitenden Sklaven belebt ist. Odysseus kommt mit Eumaios und wird von dem Ziegenhirten Melantheus verhöhnt und getreten; er vertieft sich in den Anblick des Palastes, während sich die Bühne langsam mit den zur Volksversammlung berufenen Männern und Freiern füllt. Es folgt die verabredete Volksversammlung, die L. vielleicht nicht ganz glücklich an dieser Stelle der Geschehnisse frei einschiebt, während sie — ähnlichen Inhalts — bei Homer vor die Rückkehr des Königs fällt und bereits im 2. Gesang geschildert wird. Ohne Zweifel an sich sehr bühnenwirksam, erscheint sie nach den Gesetzen dramatischer Fortentwicklung in etwa verfehlt. Allerdings gibt sie dem Dichter Gelegenheit, den greisen Aigyptios einzuführen, den Freier Antinoos zu zeichnen und Telemachs männliches Auftreten, sowie sein gespanntes Verhältnis zu den Freiern darzulegen. Aber abgesehen davon, daß Aigyptios trotz der Schlußszene unwichtig, Antinoos schon im vorhergehenden kurz vor Beginn der Versammlung treffend charakterisiert und sein und der übrigen, wie auch Telemachs Wesen und gegenseitiges Verhältnis in den späteren Auftritten und im Fortgang der Handlung wirksam zur Geltung gebracht sind, steht die sehr breit in das sonst so knapp gehaltene Drama hineingestellte Szene mit der Handlung in viel zu losem, ja innerlich in gar keinem Zusammenhang; sie ist ohne jeden Einfluß, sie fördert das Rachewerk nicht und hält es nicht auf. Sie ist willkürlich in die Handlung eingefügt, ohne mit ihr, wie es das Drama verlangt, organisch und ursächlich verwoben zu sein.

Die Bürger gehen auseinander, und die Freier schreiten zum Mahl. Unter ihnen heben sich der immerhin kraftvoll trotzige Antinoos, der weichlichere Eurymachos und der von feinerem Empfinden und tiefer Leidenschaft zur Königin beherrschte Amphinomos hervor. In den steigenden Lärm klingt mahnend die Prophetenstimme des Sängers Phemios; Odysseus aber geht bettelnd unter den zechenden Freiern umher und schlägt, von den immer maßloseren Freiern zum Faustkampf mit dem Bettler Iros gezwungen, diesen zu Boden. Es folgt die vergebliche Warnung des Odysseus an Amphinomos, in der sich das herandrohende Verhängnis näher verkündet, dann ein heftiger Wortwechsel mit Antinoos, der dem Odysseus den Schemel auf die Schulter schmettert, und der lärmende Entschluß, das lange Harren und Werben um Penelope durch einen Bogenwettkampf zu entscheiden. Während die Freier stürmisch die Königin zu sehen verlangen, erscheint diese in ihrer sieghaften Schönheit: Von der unreinen, bald bittenden bald zornigen Brunst der Freier umlodert, steht sie kalt in herbem Stolz und bewilligt die Bedingung des Bogenkampfes, während Odysseus unweit von ihr in seinen Lumpen am Boden kauert, die lang Entbehrte mit flammenden Blicken verzehrt und, als sie nach wenigen an ihn gerichteten, heimwehkranken Worten sich traurig wendet, ein Schluchzen innerster Erschütterung nicht zu unterdrücken vermag: Eine großgesehene Situation von bedeutender Wirkung, in der die prächtige Folge dieser Auftritte gipfelt, und die zugleich das in Penelopes letzten Worten angekündigte Gespräch zwischen den Gatten aufs glücklichste vorbereitet. — Von Eumaios erkannt, verabredet Odysseus mit ihm und Telemach die Vorbereitungen der Rache, um dann der Bitte der Königin entsprechend sich bei ihr zu der erwähnten Unterredung einzufinden.

Diese bringt die 2. Szene, die im Inneren der Halle spielt, in einem ruhig

und warm gehaltenen Gespräch, in welchem Penelope, von einem Zug innerster Sympathie zu dem Bettler hingezogen, von ihren Leiden erzählt, Odysseus aber die Klagende, deren in langem Schmerz geläuterte Kraft er bewundert, mit der Verheißung der bevorstehenden Heimkehr des Gatten zu trösten sucht. Aber mir scheint, wie aus dem Wiedersehen mit Telemach, so hätte auch aus dieser Szene, in ihrer Erhabenheit, in der Größe ihrer Gegensätze, durch den kurzen Auftritt vor dem Palast so bedeutend angekündigt, weit mehr herausgeholt werden müssen. Allerdings sind die Mittel des Dramatikers, der seinen Helden immer in der Maske der Verstellung halten muß, in der Darstellung der hinter dieser Maske bebenden Gefühle um so beschränkter, je fesselloseren Ausdruck sie verlangen — (obwohl H. auf Grund seiner abweichenden Gestaltung des Odysseus diese Schwierigkeit zu überwinden weiß). Aber trotzdem hätten sich vielleicht die Mittel und Wege finden lassen, diese Welt unendlicher Empfindung, die ganze Wonne des Heimgekehrten lebendiger zur Anschauung zu bringen; auch hier hätte L. die Selbstbeherrschung seines Helden mehr versagen lassen müssen, der das Weib seiner Liebe in ihrer göttlichen Schönheit, ihrer Treue, ihrer in 20 Jahren der Trennung unverminderten Sehnsucht endlich wieder vor sich sieht, in Harren und Bangen um ihn, den sie ferne glaubt, der ihre Tränen und Klagen mit wenig Worten in Jubel kehren könnte und nicht darf, und der nun so nahe mit eigenen Augen den ganzen Reichtum der liebenden Frauenseele schaut, die sich ihm arglos verrät, die ihm, der sie seit den Tagen der jungen Liebe entbehrt hat, noch immer ganz gehört — eine Situation, so groß, so durchaus ins Innerste greifend, daß auch die Fassung des Stärksten ihr nur schwankend und bebend standhalten wird! Das alles hätte doch stärker, inniger, blutvoller zum Ausdruck kommen, in einer viel tieferen, kaum mehr zu beherrschenden Erschütterung des Helden sich äußern und zugleich, um die Handlung fortzuführen — denn auch das fehlt der Szene! — seine Rachewut zur höchsten Höhe steigern müssen, von der sie dann folgerichtig im 3. Aufzug zerschmetternd auf die Freier herniederstürzt. So wäre die Szene, der ein Gefühlsgehalt innewohnt, wie er sich großartiger kaum jemals einem Dramatiker geboten hat, zum Höhepunkt des Dramas geworden, den sie nach den Gesetzen dramatischer Entwicklung bilden soll.

Es folgt die Fußwaschung durch die alte Schaffnerin, die ihren Herren an der Narbe erkennt; und der Aufzug schließt mit knappen, wirksamen Befehlen des Odysseus an Telemach, Eumaios und den Hirten Philoitios, der inzwischen durch Telemach gleichfalls in das Geheimnis des Bettlers eingeweiht worden ist.

Der letzte Aufzug beginnt etwa mit Vers 100 des 21. Gesanges und bringt die Ereignisse der letzten Gesänge der Odyssee, wobei neben der Erzählung der Ankunft der Freier in der Unterwelt (XXIV 1—203) auch das Wiedersehen zwischen Odysseus und seinem Vater (ebenda Vers 204—411) in Wegfall kommt.

Der Akt hebt mit dem Bogenwettkampf der Freier an; während sich diese umsonst mit dem Bogen abmühen, stürzt der Ziegenhirt Melantheus schreckenbleich herzu: alle Waffen der Freier seien aus dem Saal geschafft. Die Freier aber werden leicht durch Odysseus beruhigt, der zugleich heimlich den Melantheus zu töten befiehlt, lassen in übermütiger Lust von ihren vergeblichen Anstrengungen um den Heldenbogen ab und verlangen das Mahl. Ihre Reden tönen von der Freude am weichen, süßen Genuß des Lebens und der wonnigen Liebe, an der entnervenden, wollüstigen Hingabe der Sinne an die Schönheit und gipfeln in dem wundervollen Lied des Sängers:

,Der Götter Lieblinge sterben sanft.
Sie wandeln auf Moos,
Nur wenig müde,
Sie wandeln auf weichen Sandalen,
Dankbar für den verrauschten Tag . . .
Schon erste Sterne,
Schon bleicht das Meer,
Schon glühn an den Bergen
Die Hirtenfeuer . . . . . .'

Und während sie sich jauchzend nach dem Saale wenden, faßt Odysseus den Bogen, durchschießt die 12 Äxte, stürzt, vor den entsetzten Freiern zu seiner Heldengröße emporwachsend, nach dem Saal, und das Morden beginnt. — Alle diese Szenen sind vortrefflich gelungen, auch tritt die aufgärende Wut des Königs packend hervor.

Inzwischen kommen die treulosen Mägde bekränzt daher, um dem Verlangen der Freier gemäß zum Tanz in den Saal zu gehen, werden aber auf des Odysseus Befehl von Telemach und den Hirten zum Tode davongetrieben*, während der König den Rest der Freier im Saale tötet. Dann tritt er wieder heraus, ernst und schwer, gleichsam selber vor der wilden Größe seiner Tat erbleichend. Aber alsobald rafft er sich auf und läßt die Königin rufen. Die Vereinigung der Gatten wird in einer knapp gehaltenen und wirkungsvollen Szene vor Augen geführt (auch hier — S. 83 unten — ist Odysseus wieder ganz unhomerisch abstrakt); und in der Huldigung der anfangs in aufrührerischen Absichten nach dem Palast geeilten Bürger an das Königspaar findet das Werk seinen bühnenmäßigen Abschluß.

## II.

Wesentlich freier hat Hauptmann die Homerische Fabel verwandt, indem er den Odysseus aus den Ereignissen seiner Irrfahrten nicht wie Homer als den ungebrochenen Helden und gefeierten Gast der Phäaken hervorgehen und in die Heimat kehren läßt, sondern in dem Zustand, in dem sich nach dem natürlichen Lauf der Dinge, realistisch geschaut, ein Mann, auch ein heldenmütiger Mann, befinden wird, der so über alle Vorstellung hinaus Grauenvolles erlebt und erduldet hat, als einen momentan gebrochenen, gänzlich über die Grenzen seiner Natur hinausgeworfenen und zermürbten Bettler, dessen Geist durch starke Eindrücke selbst bis an die Grenzen des Wahnsinns geschleudert wird. Was bei Homer Maske ist, ist bei H. zum größeren Teile Wirklichkeit. Und um diese Wirklichkeit noch eindringlicher zu begründen, schaltet er die Erlebnisse bei den Phäaken aus und läßt den Odysseus nicht auf deren befreundetem Schiff in ruhigem Schlaf nach Ithaka heimgeführt, sondern, nachdem er ,in eines Räuberschiffes Bauch fürchterliche Jahre' verlebt hat, durch dessen Ruderknechte völlig entkräftet an den Strand

* Ob die Bestrafung der treulosen Mägde auch nur insoweit auf die Bühne gehört, nachdem ihre Frevel im Vorhergehenden nur ganz gelegentlich gestreift sind? Jedenfalls aber scheint es mir nicht glücklich, daß L. den Telemach an ihr beteiligt sein läßt. Allerdings tut es Homer auch; aber einmal erfolgt hier die Bestrafung der Mägde erst, nachdem alle Freier von Odysseus und Telemach getötet sind, und nachdem vor allem Homer die von dem Jüngling vollbrachten Heldentaten geschildert hat, was den Eindruck wesentlich ändert. Und dann wäre L. überhaupt mit Rücksicht auf das moderne Empfinden in diesem Punkt besser von seiner Vorlage abgewichen.

der Heimat ausgesetzt worden, was freilich zunächst (S. 15, S. 36) nur angedeutet und erst im 3. Akte (S. 80/81) unzweideutig gesagt wird. Auch läßt er in entsprechender Absicht Penelope nicht in der klaren Reinheit und unerschütterlichen Treue erscheinen, in der sie L. und im Grunde auch Homer zeigen, sondern hält sie, die übrigens in dem Drama nicht auftritt, anscheinend in einer von Homer abweichenden Ausdeutung einzelner in der Odyssee gegebener Tatsachen (zu vergl. etwa XIII 378/79) in zweideutigem Zwielicht, um so die Bitterkeit der Empfindungen seines Helden noch zu vertiefen, und gestaltet endlich Telemach abweichend in einer Richtung aus, die ihn die Rückkehr seines Vaters zunächst nicht mit Freude begrüßen läßt: Er selbst ist gerade auf seiner Reise zu Nestor und in seiner Liebe zu Leukone, der Enkeltochter des Eumaios, einer frei erfundenen Gestalt voll ruhiger Schönheit, zum Bewußtsein seiner Mannheit erwacht und im Begriff, den königlichen Platz des Vaters selber in Besitz zu nehmen, so daß erst nach schmerzvollen Dissonanzen die eingeborene Liebe zu dem kaum gekannten Vater sich in ihm Bahn zu brechen vermag.

Es liegt nun allerdings der Einwand nahe, daß danach von dem Homerischen Odysseus, dem Odysseus, wie er im Bewußtsein der Gebildeten lebt, nur noch der Name bleibt. Aber einmal ist das kein durchaus entscheidender Einwand; sodann ist dieser anfangs so gebrochene und im 2. Aufzug zerrüttete Mensch in der Tat der Homerische Held, nur erkennen wir ihn nicht sogleich, wie er sich selbst erst allmählich wiederfindet, vom 3. Akte ab aber wächst er mehr und mehr zu dem machtvollen und zugleich listigen Helden der homerischen Gesänge empor. Vor allem aber gelingt es H. auf diesem Weg, die ganze Schwere des Heldenschicksals, wie es der Epiker in breiter Ausmalung erzählt, in plastischer Wirklichkeit auf die Bühne zu stellen. Der Epiker erzählt, der Dramatiker läßt schauen. Und so läßt H. die Schrecken der Ereignisse der Odyssee, soweit sie zur Vorfabel gehören, vor uns lebendig werden, indem er Leib und Geist seines Helden in Verheerung zeigt und so die Schauer der Vergangenheit in den erst allmählich schwindenden Verzerrungen der Seele des großen ‚Dulders' vor uns erstehen läßt. Dabei ist die Gestalt vor dem Herabsinken ins Erbärmliche oder gar Sentimentale sorgfältig bewahrt; und auch dem Bettler der ersten Aufzüge fehlt es nicht an Größe und selbst an Erhabenheit, an denen man den Heros der Ilias und Odyssee erkennt. So wird die Tiefe des Elends, aus dem sich Odysseus schließlich in seiner ganzen Mannheit ungeschwächt wieder emporhebt, und zugleich die Kraft und Größe dieser Wiedererhebung unserem Empfinden mit eindringlicher Wucht nahe gebracht.

Zugleich ist mit der Einführung des Odysseus in einer zunächst so erbarmungswürdigen Erscheinung für die Handlung des Dramas selber die große Schwierigkeit gelöst, den Helden einerseits eine für die übrigen Personen unkenntliche Haltung beobachten zu lassen, andrerseits aber gleichwohl die überaus heftigen Wirkungen der in dem Stücke selbst sich vollziehenden Ereignisse auf Ithaka in voller Auswirkung zur Darstellung zu bringen. L. hat diese Unkenntlichkeit im Anschluß an Homer nur durch ständige Verstellung des Odysseus erreichen können und wird dadurch naturgemäß in der Schilderung des seelischen Verhaltens seines Helden häufig und namentlich in der den Höhepunkt bildenden Penelopeszene wesentlich gehemmt. Anders H.: auch sein Odysseus will unkenntlich sein; aber bis in den 3. Aufzug hinein, wo er sich wieder gefunden und in seine natürliche Haltung zurückzuzwingen vermocht hat, verbirgt ihn sein entsetzlicher Zustand allein zur Genüge. Bis dahin braucht er sich, um unkenntlich zu bleiben, nicht zu verstellen. Zugleich aber — wie er geschildert ist — vermag er das zunächst auch vielfach nicht. Und

durch diese beiden Momente hat es sich H. ermöglicht, durch die ersten beiden Aufzüge hindurch ihn unverhüllt ganz seinem tief bewegten innersten Empfinden gemäß sich verhalten zu lassen. Er äußert seine Gefühle ohne Schranke, und auch da, wo doch zuweilen schon absichtliche Verstellung Platz greift, hat durchweg an der Seltsamkeit seines Gebarens die durch allzu bitteres Leid verursachte Überreiztheit seiner Seele den größeren Anteil, bis im Verlauf des 3. Aufzuges die Verstellung immer mehr Berechnung wird. Der bedeutende Vorteil, die ungleich größere Freiheit, die dadurch für die Entfaltung des Seelenbildes gewonnen sind, liegen auf der Hand. Und H. hat sie mit Geschick benutzt.

Die Exposition allerdings ist mangelhaft. Der Zuschauer, dem nichts anderes gesagt wird, muß den König in dem Zustande erwarten, wie er bei den Phäaken geschildert ist, als einen Helden voller Kraft. Statt dessen tritt ihm ein Mann entgegen, der nicht, wie bei L. und Homer, durch Verstellung, sondern in Wirklichkeit zerlumpt, gebrochen und voller Elend ist. Nun glaubt er aber mit Recht, zu wissen, wie herrlich dieser Mann noch kurz vorher bei den Phäaken sich gezeigt hat, die ihn darauf in ruhigem Schlaf mit allen Ehren, die dem Gast gebühren, in seine Heimat geführt haben. Daß er sich hierin irrt, daß unmittelbar vor der Heimkehr des Odysseus bei H. noch lange Jahre des Elends liegen, das wird ihm, wie schon oben ausgeführt, erst im 3. Akt gesagt; denn die gelegentlichen Andeutungen S. 25 Vers 11 und 12, S. 36 Vers 2—5 sind viel zu schwach, um die durch die Odyssee gegebene und eingebürgerte Vorstellung zu beseitigen. Indem er also den Helden bis in den 3. Akt hinein immer wieder von dieser Vorstellung aus beurteilt, wird er es durchaus nicht begreifen können, wie denn dieser Mann so ganz ohne Grund in wenigen Stunden in einen so erbarmungswürdigen Zustand gekommen sein soll. Die tiefgreifende Änderung der Homerischen Fabel hätte also unbedingt sogleich im Anfang unzweideutig und nachdrücklich zu Bewußtsein gebracht werden müssen, um die abnorme seelische Verfassung des Odysseus eindringlich zu motivieren. Dadurch daß H. das unterlassen hat, ist der erste Akt um den besten Teil seiner Wirkung gebracht und der 2. Aufzug so lange geradezu unverständlich, bis der dritte Akt die Aufklärung bringt.

Sieht man von diesem bedenklichen Mangel ab, bezw. hat man die Voraussetzungen, auf denen sich das seelische Verhalten des H.'schen Odysseus vollzieht, einmal erfaßt, so dürfte im übrigen die künstlerische Vollendung des Werkes nicht zu verkennen sein; insbesondere ist auch die Sprache in vielen Teilen von hoher Schönheit und ist neben dem gesprochenen Wort mehrfach die große Gebärde, das sinnenfällige Bild, das keiner Erläuterung bedarf, mit außerordentlicher Wirksamkeit verwandt. (Man vergl. etwa S. 27 Vers 11, S. 35 Vers 9, S. 37 Ende und namentlich S. 109 nach Vers 18).

Die ganze Handlung, auf die nur in größeren Zügen eingegangen werden soll, spielt sich in dem Gehöfte des Eumaios ab; sie gibt nicht, wie bei L., die ganze Zurückgewinnung der Heimat bis zur Vernichtung der sämtlichen Freier und Wiedervereinigung des Königs mit Penelope, sondern führt nur bis zu dem Punkt, an dem die seelische Entwicklung des Odysseus völlig bis zur Rückkehr in seine frühere Heldenkraft gelangt, das in Telemach entwickelte Problem gelöst und der entscheidende Schlag in der Ermordung der führenden Freier gefallen ist.

Nach kurzen Gesprächen zwischen Melantho, Leukone und dem Sauhirten, die das zuchtlose Treiben der Freier, Melanthos Buhlschaft mit Eurymachos, Telemachs Liebe und des Antinoos Leidenschaft zu Leukone klarlegen und damit zugleich das spätere ständige Verweilen dieser und mehrerer anderer Freier in

dem Anwesen des Eumaios begründen, in denen zugleich das Kommen des Odysseus verbreitet wird, erscheint dieser selbst als Bettler, herabgekommen, entkräftet, umfaßt flehend Leukones Knie und sinkt halb ohnmächtig zu Boden. Dann ermannt er sich, und es entfalten sich in Unterredungen mit Eumaios und Leukone, in denen das zweideutige Verhalten Penelopes, die Reise Telemachs zu Nestor und seine Bedrohung durch die Freier, das vergebliche Harren der Getreuen auf den König, dessen Tod ihnen fast Gewißheit ist, erörtert wird, und in deren Verlauf vor allem Odysseus die Heimat erkennt, eine Reihe von Szenen, welche eine von Gefühl gesättigte Sprache voller Poesie (etwa S. 28 und 29!), zuweilen ein inneres Pathos voll Größe (man vergleiche die Stellen S. 27, S. 35) zu außerordentlicher Schönheit erheben, und die den 1. Aufzug mit Worten des Odysseus beschließen, in denen der Grundton der Odyssee, Heimweh und Heimatliebe, der schon bei Wiedererkennung der Heimat in einer vollendet schönen Szene angeschlagen ist, noch einmal innig und erhaben erklingt.

Der 2. Aufzug entfaltet in ergreifenden Zügen die seelische Zerrüttung des Odysseus und zugleich das Problem in der Seele des herangewachsenen Telemach. Die einleitenden Gespräche zwischen Eumaios, Melantho, Leukone und Odysseus zeigen den letzteren völlig gebrochen, nachdem die Erregung des ersten Aktes sich gelegt und sich seine Seele entspannt hat: Demütig, elend, dabei von unendlicher Heimatliebe durchschauert, sinkt er in die Asche des Herdes (S. 39/40), bitterer Gram über die bodenlose Schmach, die er seit Ilions Fall erduldet hat und heimkehrend noch weiter erdulden muß (S. 40 unten), Entsetzen bis an die Grenzen des Wahnsinns, daß er gleichsam die Stelle eines Toten einnimmt, das sich in Selbstverhöhnung zu entladen sucht und dann plötzlich in Racheglut emporflammt (S. 42—46), um in einem grandiosen Bild auf seiner Höhe zu verharren, alle diese Gefühle durchbeben ihn in rascher Folge und sind mit tiefer Empfindung und in feiner psychologischer Führung dargestellt.

In diesem Augenblick tritt Telemach herein, der von seiner Reise zurückkehrend den Freiern durch Zufall glücklich entgangen ist. Odysseus begrüßt ihn aufspringend mit dem ‚ekstatischen' Ruf ‚Ein Gott!', in dem seine aufsteigende Stimmung durch die Freude des heimkehrenden Vaters an dem herrlich erblühten Sohn ihren Höhepunkt erreicht; dann aber sinkt sie unmittelbar durch die Vergleichung seiner Erbärmlichkeit mit der strahlenden Kraft seines Sohnes, der seinen Platz einnehmen wird, in der zitternden leisen Wiederholung desselben Wortes ‚Ein Gott!' wieder in Verzagtheit zurück. Er ahnt in dem Sohn einen neuen Feind. Hier setzt nun auch folgerichtig sogleich das Problem Telemach ein, der in Gesprächen mit Eumaios und vor allem seiner Geliebten, Leukone, den Entschluß und wohl auch die Kraft zu erkennen gibt, den Platz seines Vaters einzunehmen, das Werk der Rache an den Freiern zu vollführen und als König im Lande zu walten. Schon zu Beginn (S. 50) lehnt sich das Gefühl des Odysseus instinktiv dagegen auf, in der Hülle der Narrheit verhöhnt er sich selbst als Herrn; dann hört er, der zu schlummern scheint, von der schwankenden Haltung Penelopes, und Grimm und Gram dringen in einem Ächzen aus seiner Brust (S. 55). Als aber schließlich Telemach in übrigens prächtigen Worten, in denen Odysseus nicht ohne Grund Feindschaft und gleichsam Mord empfindet (S. 97 Vers 5/6), von ihm als einem Toten spricht und gar, da er im Übermaß des Grauens unter erneuter Selbstverhöhnung zu ihm spricht, sich voller Ekel von dem Bettler wendet, da überwältigt ihn das Bewußtsein seines unendlichen Elends; und das Gefühl, daß er nur noch als ein Toter unter den Lebenden lebt und gefeiert wird, und

daß dieser Tote ihm, dem Lebenden, seine ganze große Vergangenheit, seinen Ruhm, ja sein eigentliches Selbst unter den Menschen und sogar die Liebe seines Sohnes (S. 100 Vers 15, 16) gleichsam geraubt habe (S. 59/60), so daß er nur mehr als ‚ein Bündel schlechter Lumpen' ohnmächtig und verachtet zurückgeblieben ist, dieses unheimliche und grausenvolle Gefühl verwirrt und peitscht seinen Geist über bittern Hohn (S. 62) und wilde Selbstverspottung (S. 63) hinaus bis an die Grenzen des Verfolgungswahns, so daß er (S. 64 und 65) mit dem Geschrei des Irrsinns entflieht. Hiermit aber ist er in die tiefste Tiefe gestürzt, hat er die Qual und Gefahr seiner Lage in ihrer ganzen Größe überblickt; er faßt sich, und über das erschütternde Wiedersehen mit seinem Vater Laërtes hinweg wächst er im 3. Aufzug zu selbstsicherer Gefaßtheit empor, um listig, kühn und mit zwingender Macht das Seinige wieder in Besitz zu nehmen.

Mit dem Wiedersehen zwischen Laërtes und Odysseus setzt der 3. Aufzug ein. Dasselbe ist in der letzten Szene des 2. Aufzuges vorbereitet, in der Laërtes in einer Unterhaltung mit Eumaios und der alten Schaffnerin Eurykleia als ein durch Vernachlässigung, schimpfliche Behandlung und durch hoffnungslose Trauer um seinen Sohn ganz herabgekommener, in Lumpen lebender, kindischer Greis gezeichnet und bedauerlicherweise am Ende (S. 73) ins Würdelose verzeichnet ist. Mit äußerster Erschütterung erkennt ihn Odysseus; aber sein Schmerz ist jetzt voll Ruhe: Er hat sich gefaßt. Noch einmal freilich, als die Gespräche der das Mahl der Freier vorbereitenden Diener und Mägde seinen Grimm um Penelope von neuem aufpeitschen und er zugleich den schmählichen Jammer sieht, in dem sie seinen Vater hat versinken lassen, zerbricht sein übergewaltiges Elend alle Dämme, selbst die Maske der Verstellung fällt für einen Augenblick, röchelnd bedeckt er das Angesicht des entehrten Vaters mit Küssen, und in dem Tanz, den er auf Vorschlag des kindischen Greises mit ihm tanzt, gipfelt der unbändige Schmerz, der sich blutig in diesem Tanze verhöhnt und im Hohn zu überbieten und vergeblich zu entladen sucht, um dann in dem Schrei des Odysseus ‚Weh mir, wehe!' hilflos und ungemindert ins Natürliche zurückzukehren.

Von nun an aber hat sich Odysseus in der Gewalt. Langsam und dämonisch wächst er naturhaft in seine alte Größe empor. Und wie so die erste Hälfte des Dramas dem Dulder, so wird nun der zweite Teil dem Helden und seiner Rache gewidmet, die maßlos wie seine Qual in den folgenden Szenen zu immer wilderer Wut sich steigert und im 5. Aufzug in den beginnenden Freiermord sich ausrast, dessen durch den ganzen Geist des Stückes geforderte blutige Realistik zu Unrecht getadelt worden ist.

Die Handlung schreitet rasch zum Höhepunkt. Den vier ankommenden Freiern gegenüber entlädt Odysseus seinen Grimm unter der Maske des geisteswirren Bettlers in beißendem Spott (S. 88—90); und als sie zum Mahle schreiten, dehnt sich seine Gestalt gewaltig und drohend empor. Nun gibt er sich, wenn auch zunächst in verhüllenden Worten, seinem Sohn zu erkennen (S. 95—101), mächtig und gebietend bitten und werben seine Worte gegenüber den in Telemachs Seele immer heftiger aufbäumenden Widerständen, die er mit tiefem Blick erkennt und durchleuchtet, um aber schließlich — Kraft gegen Kraft — in der mit ‚furchtbarem Lächeln' gesprochenen Frage: ‚Und du erkennst mich nicht?' fast zu drohender Warnung anzuwachsen. — Aber das Land selber bezeugt seinen König, die Quellen, seit Monden versiecht, beginnen wieder zu springen, die Hirten der Felder kommen herbei, und in einer freundlichen Episode (S. 102—106) werden im Tanz der Hirten Pan und die Nymphen gefeiert. Odysseus schaut diesen

Tanz mit Tränen, plötzlich aber tritt er mit den Gebärden des Sehers unter die arglos Frohen und befiehlt ihnen, sich zu waffnen und zum Morde der Freier zu bereiten. Blitz und Donnerschlag des Heimathimmels bezeugen den König, die Hirten, ohne ihn zu erkennen, eilen gehorsam davon, und in dem nun folgenden Fluch des Odysseus gegen Poseidon (S. 108/109), den er in das Brausen des Meeres und das ferne Murren des düster heraufgezogenen Unwetters schleudert, wird der Höhepunkt des Werkes erreicht: Eine Szene voller Erhabenheit. Vor der dämonischen Größe dieses mit den Göttern Hadernden schwankt Telemachs kaum erstarkte Mannheit, und ratlos steht er vor dem auf das Angesicht niedergefallenen Vater, während die Erde der Heimat unter der Berührung ihres Königs erbebt.

Der 4. Aufzug führt nach kurzer Einleitung im ersten Teil (S. 116 bis 126) die Entwicklung des Telemach weiter: In leidenschaftlichen Klagen stürmt seine junge Kraft gegen die durch die Rückkehr des Vaters, der ihm fremd, fast widrig ist, und an den er doch zu glauben beginnt, verursachte Hemmung an; er fühlt sich beengt, klein und kleinmütig gegenüber der mehr und mehr hervortretenden Größe des Königs. Und alle zweifeln, ob er wirklich Odysseus ist. Er aber, wie er nun hereintritt, mächtig ‚wie ein gigantischer Waldmensch', hart entschlossen, alle Widerstände zu brechen, lauerndes Mißtrauen, steigende Wut im Blick wie ein bedrohtes Raubtier, da mehr und mehr die schützende Hülle der Verstellung fällt, zwingt ohne Überredung, ohne noch ferner um Liebe zu werben, durch die einschüchternde Übergewalt seines Wesens, die nur noch sich selbst und ihren Willen kennt, alle, auch den bitter gepeinigten Telemach, in ihren Dienst.

Der zweite Teil des Aufzugs (S. 128—148) bringt das Mahl der vier Freier bei Eumaios, schürt den Haß zwischen diesen und Telemach, dessen Tod sie planen, und der sich nur mit Mühe zurückhält, steigert die Wut des völlig beherrschten Odysseus durch die Schmach, die die Freier in lüsternen Reden voll ungebändigter Brunst über die Schönheit Penelopes ausgießen, und endigt in der Vereinigung Telemachs mit seinem Vater, der ihn ungeachtet seines Widerstrebens durch seine Größe und die geheimnisvolle Kraft der Natur überwältigt und weinend zu seinen Füßen zwingt. Reich an Schönheit und ergreifend im Schluß dürfte dieser Teil zu sehr in die Länge gezogen sein.

Und nun, im 5. Aufzug, kommt die Wut des Odysseus zum vollen Ausbruch:

‚O Telemach, mir ist so jung zu Sinn.
Trotzdem die Schicksalsstunde mich durchschüttert,
Hüpft mir, von heil'ger Mordlust froh, das Herz.
O Kind, o Sohn! O welche Wollust! o
Welch ein Geschenk der Götter, Rache üben!'

Während er draußen harrt und zaudert, klingt von drinnen der wüste Lärm der von Wein und Wollust berauschten Freier herein, die schließlich trunken und voller Haß den Bogen des Odysseus fordern, um Telemach mit der Waffe seines Vaters zu töten. Aber eben diese Waffe bringt ihnen nun in einer mit äußerster Realistik gezeichneten Szene den Tod. Und Odysseus wendet sich mit Telemach und seinen Getreuen nach dem Palast, um sein blutiges Werk zu vollenden.

III.

Zusammenfassend wird man sagen müssen, daß L. das homerische Bild an sich größer gesehen und die dramatische Gestaltung bedeutender angelegt hat als H. Er will das ganze Gemälde Homers in großen, einfachen Zügen in den engen dramatischen Rahmen fügen und, indem er die Handlung vom 2. Aufzug

ab durch bewegte Massenszenen hindurch knapp und straff über drei gewaltige Stufen (Heimat, Telemach, Penelope) hinaufführt und in dem riesenhaften Schlußbilde des Freiermordes sich breit entladen läßt, einerseits die gesamte Handlung der Homerischen Fabel in ihren Spannungen, ihren Höhepunkten, ihrem ganzen inneren Reichtum gestalten, andererseits aber auch den Reiz der bewegten Bilder und vor allem die gewaltigen äußeren Dimensionen des Rachewerks in die Form des Bühnenbildes zwingen, wie denn zweifellos der wild-erhabene Eindruck des Freiermordes und die düstere Größe, in der Odysseus dabei erscheint, wesentlich durch den Umfang dieser Dimensionen bedingt sind. (Ähnliches trifft etwa für den Tod der Nibelungen zu.) H. dagegen gibt nur einen Ausschnitt und verzichtet damit von vornherein auf die Weite, Fülle und Vollständigkeit der Gesamtwirkung, die L. anstrebt. Andererseits aber hat L. den seelischen Gehalt der Handlung gerade an den Höhepunkten nicht in ihrer Tiefe herausgearbeitet, während H. das, was er sich vorgesetzt hat, ergreifend, mit seelischer Vertiefung und eigenartiger Auffassung durchgeführt und insgesamt doch wohl Kleinen Größeres geschaffen hat, wenn auch die unklare Exposition, die undeutliche psychologische Fragestellung die Wirkung seiner Dichtung beeinträchtigten.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für Juni 1918*

Besonderes Gepräge gab dem 47. Kriegsmonat die tschecho-slowakische Bewegung. Militärisch gedrückt durch die Vierbundsiege versucht der Einkreisverband politische Erfolge zu erringen. Schon im Frieden bestanden ganz offene, auf die Zertrümmerung Österreich-Ungarns gerichtete, hochverräterische allslavische Beziehungen von Tschechen und Slowaken mit dem feindlich gesinnten Auslande. Ihre Früchte waren der Fürstenmord in Serajewo, der den Ausbruch des längst vorbereiteten Weltkrieges herbeiführte, dann von dessen Beginn an der fahnenflüchtige Übertritt geschlossener österreichisch-slavischer Truppen zu den Russen und Italienern. Vom Einkreisverband wurden die übergelaufenen und gefangenen Tschechen und Slowaken besonders rücksichtsvoll behandelt, dazu völkerrechtswidrig veranlaßt, in dortige Dienste zu treten und die Waffen gegen das eigene Vaterland zu ergreifen. Hiezu wurden in Rußland, Frankreich und Italien gesonderte tschechisch-slowakische Truppen gebildet. Dabei erscheint sehr merkwürdig, ist jedoch aus der geschichtlichen Entwicklung und dem angelsächsischen Goldeinfluß leicht erklärlich, daß beim zweiten Umsturz in Rußland die gegen Österreich-Ungarn hochverräterischen tschecho-slowakischen wie auch die russisch-polnischen Truppen dem Einkreisverband treu blieben und gegen die jetzige russische Herrschaft der ‚Bolschewiki' (oder Meistfordernden) in offenen Aufruhr traten. Für den deutschfeindlichen Verband war es militärisch doch sehr empfindlich, daß Rußland, die bisher stärkste Landmacht der Erde, einen Sonderfrieden schloß und nun mit Rumänien am Kampfe gegen den Vierbund nicht mehr teilnimmt. Deshalb setzt er politisch jetzt alles daran, in Großrußland einen Gegenaufstand zu fördern, der eine verbandfreundliche, den Kampf gegen die Deutschen wieder aufnehmende Herrschaft einsetzen, in Österreich-Ungarn aber den inneren Zerfall herbeiführen und damit das Deutsche Reich vereinzeln soll. Diesem großen Endziele hätten vornehmlich die hochverräterischen tschecho-slowakischen Truppen ebenso zu dienen, wie schon mit den bereits unschädlich gemachten russisch- und österreichisch-polnischen Streitkräften, die während des Krieges in Rußland und Österreich aufgestellt wurden, beabsichtigt war. Seine Erfüllung würde die angestrebte Auflösung des Vierbundes, die Vernichtung des Deutschen Reiches und der anderen drei Staaten vollbringen. Vorerst aber ist die einige Kriegsmacht des Vierbundes militärisch im Vorteil und dessen kraftvolle ‚Taten' wirken mächtiger als die listigen ‚Worte' der Einkreis-Politiker.

So erweisen sich im Seekriege die zermürbenden Vierbundserfolge äußerst eindrucksvoll für allmählige Friedenserzwingung! Nach deutschamtlicher Zusammenstellung vom 22. Juni wurden seit Kriegsbeginn bis zum Schlusse des Monats Mai 1918 durch kriegerische Maßnahmen des Vierbundes vom Welthandelsschiffraum, soweit er dem Einkreisverband verfügbar ist, insgesamt schon 17 300 000 Brutto-Register-Tonnen vernichtet. Hievon gehörten der englischen Handelsflotte 10 828 000 BRT. Zu diesen Verlusten wurden durch die Einzelveröffentlichungen der deutschen

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Mai 1918' Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Juliheft S. 437.

Admiralität vom 1.—30. Juni weiter noch bekannt solche von 511 000 BRT. Demnach erreichte in 47 Kriegsmonaten der amtlich festgestellte Gesamtbetrag nahezu 18 Millionen BRT. Allgemeines Aufsehen erregte anfangs Juni die Nachricht, daß seit 25. Mai deutsche Kriegstauchschiffe an der amerikanischen Ostküste von Neu-England und Neu-Jersey zwischen Boston und Philadelphia zahlreiche Handelsfahrzeuge versenkten. Vorerst fehlt amtliche Bestätigung der deutschen Admiralität, denn etwaige dienstliche Meldungen der Unterseeführer sind noch ausständig. Nach amerikanischen Börsenberichten gingen bis zum 10. Juni schon 23 Dampfer und mehrere Segler verloren, deren Frachtraum auf mindestens 80 000 Tonnen geschätzt wird. Außerdem wurden zwischen 16. und 25. Juni die Verluste von drei amerikanischen Schiffen bekannt gegeben und 16 Schiffe als überfällig gemeldet, darunter der Frachtdampfer ‚Cyclop‘ von 20 000 Tonnen Größe. In obiger Feststellung sind diese noch unbeglaubigten Verluste nicht mit eingerechnet. Seitdem kamen keine Mitteilungen mehr über weitere Tätigkeit und Verbleib der angeblich vor Amerikas Küste erschienenen deutschen Tauchschiffe. Ihre Anwesenheit erregte in den Vereinigten Staaten große Aufregung und bewirkte einen sofortigen Kursrückgang an der Neuyorker Börse. Insbesondere wird eine Gefährdung der amerikanischen Truppensendungen befürchtet, nachdem seit 1. Februar 1917, dem Beginn des uneingeschränkten Unterseekrieges, bereits 32 Truppenfrachtdampfer des Einkreisverbandes versenkt wurden, darunter drei amerikanische. Auf dem Wasserspiegel fanden im Juni wieder keine Entscheidungskämpfe statt, nur ein Seegefecht zwischen je einem deutschen und britischen Torpedogeschwader am 27. Juni abends mit unentschiedenem Ausgang. Obwohl deutsche Schlachtschiffe bis an die irische Küste heranfuhren, hatten sie keine Begegnung mit der britischen Schlachtflotte; mit Recht können daher abermals die Engländer gefragt werden: ‚Wo sind eure Schiffe?‘ Neuerdings erlitt die österreichisch-ungarische Kriegsflotte einen schweren Verlust, indem am 10. Juni morgens bei einer Nachtfahrt das Schlachtschiff ‚Szent Istvan‘ torpediert und versenkt wurde. Von der ehemals kaiserlich russischen Schwarz-Meer-Flotte kehrte in Erfüllung des ‚Friedens von Brest-Litowsk‘ Ende Juni auch der Rest aus Noworossijsk nach Sebastopol zurück; nunmehr sind ihre sämtlichen Kampfeinheiten dem Vierbunde und der mit ihr befreundeten Ukraine unschädlich. Bei den vorausgegangenen blutigen Streitigkeiten der unter sich uneinigen Flottenbesatzungen wurden ein Großkampfschiff und mehrere Zerstörer versenkt oder auf den Strand gesetzt. Damit ist jetzt die Handelsschiffahrt auf dem Schwarzen und Asowschen Meere, sowie von und zur Donau völlig ungefährdet, die Möglichkeit der Ein- und Ausfuhr des Vierbundes zu Wasser wie auch türkischer Kriegsfrachtsendungen zwischen Stambul und Batum gesichert.

In unverminderter Heftigkeit setzte sich auf allen Kampfplätzen der Luftkrieg fort, wurde jedoch fast ausschließlich mit Flugzeugen geführt, während die weniger kriegsbrauchbaren Luftschiffe, die allzuleicht der Zerstörung durch Flieger und Geschützfeuer ausgesetzt sind, immer seltener Verwendung finden. Deutscherseits wurden im Juni mehrere wirksame Fliegerangriffe auf die befestigten Plätze Paris, Calais und Boulogne ausgeführt. Durch militärisch nutzlose, feindliche Bombenwürfe hatte die wehrlose Bevölkerung der Kriegsgebiete wie auch weit dahinter liegender offener deutscher Städte wieder viel auszustehen.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz wurde der am 27. Mai in Richtung Soissons—Paris begonnene deutsche Angriff im Juni erfolgreich fortgesetzt und ausgebaut. An der Marne rundete sich durch die neuen Gelände-

gewinne die ursprüngliche Spitze der neueroberten Keilfläche auf 25 Kilometer Breite, wo nun der Fluß eine starke Anlehnung für die deutschen Stellungen bildet. Deren scharfe Einbuchtung zwischen Noyon und Soissons wurde durch Einschwenken des rechten deutschen Angriffsflügels nach Westen abgeschnitten. In einem flach einspringenden Bogen über Mery, Antheuil, Traiyle Mal, Umbleny und Passy verlaufen nunmehr die beiderseitigen Stellungen zwischen Montdidier und Chateau-Thierry. Vom 13. Juni an wurde das Vorrücken der Deutschen eingestellt, nachdem seit 27. Mai mehr als 85000 Gefangene, darunter über 1500 Offiziere, mehr als 1200 Geschütze und etwa 3000 Triebwerkgewehre nebst reichen Kriegsvorräten erbeutet, sowie über 3000 Quadratkilometer fruchtbaren Gebietes mit 200 Ortschaften, darunter fünf Städte besetzt wurden. Insgesamt beträgt nun die deutsche, seit dem 21. März gemachte Beute 191454 unverwundete Gefangene, 280 Geschütze, 8000 Triebwerkgewehre sowie eine Unmenge nicht annähernd schätzbarer Bestände von Schießbedarf, Geräten, Lebensmittel und sonstiger wertvoller Vorratsstoffe. Unter den Gefangenen befinden sich 94939 Briten und 89099 Franzosen einschließlich je 3100 Offiziere. Dazu sollen die blutigen Verluste des Einkreisverbandes rund eine Million Menschen betragen. Ungefähr 6820 Quadratkilometer groß ist das im gleichen Zeitabschnitt an und westlich der allgemeinen Luftlinie Ypern—Reims von den Deutschen eroberte Gesamtgebiet. Erfolglos blieben die zur Zurückgewinnung angesetzten britisch-französischen Gegenangriffe, die nutzlose Menschenopfer kosteten. Wenn auch von Mitte Juni ab wieder ein Stillstand der großen Heeresbewegungen eintrat, so ist doch auf der ganzen Ausdehnung von der Nordsee bis zur Schweiz eine rege örtliche Kampf-, Geschütz- und Erkundungstätigkeit. Beiderseits beunruhigen sich die Gegner unausgesetzt und versuchen sie, die feindlichen Absichten für den nächsten großen Schlag zu ermitteln. Neben den anderen bedeutenden Erfolgen der letzten drei Monate gilt als besonderer Gewinn des deutschen Vorrückens, daß für den Einkreisverband die Benützung der französischen Eisenbahnen auf dem Kriegsgebiet in hohem Maße eingeengt wurde. Für den uneingeschränkten Verkehr in nordsüdlicher Richtung verfügen sie bis zum Ausbau neuer Strecken nur noch über die einzige leistungsfähige Bahn Calais — Boulogne — Noyelles — Beauvais — Paris. Damit ist ihre Heeresbeweglichkeit für Kräfteverschiebungen beträchtlich eingeschränkt, während die Deutschen durch die neugewonnenen Verbindungsstrecken, die sie sofort in Betrieb setzten, erhebliche Vorteile erlangten. Wertvoll ist ferner, daß das im Februar 1918 im Innern von Frankreich unter dem Oberstbefehlshaber Foch zusammengezogene bewegliche Rückhaltheer (siehe Hochland Aprilheft S. 97 und Juniheft S. 325) zur Abwehr der deutschen Hauptangriffe nach und nach zersplittert, statt großzügig eingesetzt und fast ganz verausgabt wurde, demnach erst wieder neu gebildet werden muß. Ein Feldherr wie Napoleon oder Moltke und wie Hindenburg im polnischen Feldzug Oktober 1914 würde das britische Heer nach dessen Niederlage im April 1918 zügig auf das untere linke Seineufer zurückgeführt und dann die nachrückenden Deutschen mit dem Fochschen Rückhaltheere von der unteren Oise aus in der linken Flanke angegriffen haben. Hiezu fehlte es aber sowohl an einer einheitlichen Heerführung wie auch am britischen Willen, die wichtigen Landungsplätze Dünkirchen, Calais, Boulogne, Abbeville sich selbst zu überlassen. Statt die Entscheidung zu suchen, stand eben dem Einkreisverband der verzögernde Zeitgewinn der Abwehr-Verteidigung höher, um die amerikanischen Verstärkungen sowie den vergeblich erhofften inneren wirtschaftlichen Zusammenbruch des Vierbundes abzuwarten. — Wäh-

rend des Juni wurde mit kurzen Unterbrechungen die deutsche Fernbeschießung von Paris fortgesetzt. Im Zusammenwirken mit dem drohenden neuen Vorstoß des deutschen Heeres verursachte sie eine starke Auswanderung der bemittelten und teilweise zwangsweise Aussiedelung der unbemittelten Stadtbewohner. Bis Ende Juni sollen schon 320 000 Menschen aus Paris abgemeldet sein. Hiezu kommen die Hunderttausende von Flüchtigen aus den von den deutschen Truppen neu gewonnenen Gebieten. Einem traurigen Leben gehen diese Heimatlosen entgegen. Dazu wird die wirtschaftliche Lage in Frankreich durch sie verwirrt. Nach holländischen Berichten sei in Frankreich die Stimmung äußerst gedrückt und der politische Zustand sehr trübe. Von der französischen Regierung wurde der Widerstand von Paris beschlossen, daher dessen Gebiet und das Departement Seine als Kriegsgebiet erklärt. Zur Verteidigung des verschanzten Lagers von Paris geschahen umfassende Vorbereitungen. Völlig klar sei sich die Regierung, Paris bis zum letzten Mann halten zu müssen, wenn sie nicht Frankreich selbst aufgeben wolle. Nach Meinung einer dortigen Zeitung bedeute nämlich der gegenwärtige Stillstand der deutschen Heeresbewegungen keine Beseitigung der Gefahr, sondern nur einen ‚Aufschub der Hinrichtung'. Etwa 35 Millionen Einwohner zählt noch das von den Deutschen nicht besetzte französische Gebiet. In das Heer seien $7^1/_2$ Millionen Männer eingereiht, in den Schießbedarfsgewerken $1^1/_2$ Millionen verwendet. 2 600 000 Mann seien gefallen, verwundet, gefangen, hievon sei etwa die Hälfte tot. Im eigentlichen Kampfbereich stünden etwas weniger als drei Millionen Franzosen. Diese Angaben machte schon am 28. April Tardieu, der französische Generalbevollmächtigte in Amerika. Seitdem vermehrten sich die französischen Verluste um mindestens 200 000 Mann. Als Anzeichen beginnender innerer Spaltung und großer Unzufriedenheit erscheinen die Umtriebe in Heer und Volk für Wiederherstellung des Königtums in Frankreich. Von Einfluß auf die Kriegslage im Westen sind auch die andauernden Wirren in Irland, die dort 80 000 Mann britischer Truppen fesseln. Ferner ist hervorzuheben, daß Spanien weiterhin streng ohnseitig bleibt, dabei aber Ansprüche auf Nordmarokko und Gibraltar erhebt. Endlich ist noch zu bemerken, daß in der Westschweiz die schon im Frieden betriebene Deutschenhetze immer heftiger und seit einiger Zeit unter Mithilfe von Französinnen auch bei den im Jura stehenden schweizerischen Offizieren eifrigst versucht wird. Besondere Aufmerksamkeit verdient dies, weil im angrenzenden französischen Departement Jura, das erst kürzlich den Beschränkungen der Gefahrsgebiete unterworfen wurde, ein großes Lager der amerikanischen Hilfstruppen sich befindet. Nahe liegt also die Möglichkeit, daß vom Einkreisverband versucht werden wolle, die alte französische Absicht auszuführen, mit Einverständnis des Eidgenössischen Bundes durch die Schweiz dem deutschen Heere in den Rücken zu fallen.

Wichtige Ereignisse brachte im Südwesten der 47. Kriegsmonat. Seine erste Hälfte füllten nur kleinere örtliche Unternehmungen der beiden Kriegsparteien aus. Auf der Nordseite der Alpen begann am 10. Juni endlich die sonst schon im April stattfindende und meist vier Wochen dauernde Schneeschmelze, auf der Südseite wahrscheinlich schon etwas früher. Am 15. Juni, vor ihrer Beendigung, setzte der längst erwartete österr.-ungarische Hauptangriff gegen die italienischen Stellungen ein, in die er nach heftiger, wirksamer Geschützvorbereitung auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und auch über die Piave hinweg eindrang, etwa 16 000 italienische, französische und britische Gefangene und 50 Geschütze erbeutend. Vor einem Gegenstoß mußte jedoch ein Teil des eroberten

Gebirgsgeländes wieder geräumt werden. In den nächsten Tagen konnten die österreichisch-ungarischen Truppen auf dem Montello und dem unteren linken Piaveufer noch einige Fortschritte machen, obwohl die Gegner erbitterten Widerstand leisteten und heftig anstürmten. Nach schweizerischen Nachrichten war die italienische Heeresleitung durch tschecho-slowakischen Verrat über Ort und Zeit des Hauptangriffes wohl unterrichtet, konnte daher rechtzeitig ihre Gegenmaßnahmen treffen. Dadurch fiel der Überraschungseinfluß weg, der Angriff stieß auf große Schwierigkeiten und kam um den sonst möglich gewesenen größeren Anfangserfolg. Schon am 21. Juni flauten die Kämpfe ab, die bisherigen Angreifer mußten sich seit dem 19. Juni auf die Abwehr der Gegenangriffe beschränken. An diesem Tage befahl nämlich schon die österreichisch-ungarische Heeresleitung, den Montello und einige Abschnitte anderer auf dem rechten Piaveufer erkämpften Stellungen zu räumen. Für ihre Truppen vervielfältigten die schweren, wolkenbruchartigen Regen, die fast täglich über Venetien niedergingen und weite Strecken der Ebene unter Wasser setzten, die Lasten und Entbehrungen des Kampfes. Zu einem reißenden Strome wurde die Piave, deren Wassermengen wiederholt die Brücken wegrissen, die Zufuhr von Verpflegung und Schießbedarf unterbanden, auch die Räumung verzögerten. Am 23. Juni war diese vollzogen. In den Gebirgsstellungen setzten sich jedoch die heftigen Kämpfe fort, wobei ein Teil der von den österreichisch-ungarischen Truppen an der Brenta eroberten Höhenstellungen, Monte di Val Bella und Col del Rosso, am 30. Juni ebenfalls zu Verlust gingen. Am Schlusse des 47. Kriegsmonats war also die Lage fast wieder wie an seinem Anfange, nur das Piavedelta blieb in österreichisch-ungarischem Besitz. Laut Mitteilung des ungarischen Ministers Dr. Weckerle verlor das österreichisch-ungarische Heer in den Junikämpfen 12 000 Gefangene und annähernd 60 000 Mann an Gefallenen und Verwundeten sowie 20- bis 25 000 Kranke, dagegen das italienisch-französisch-britische Heer 50 000 Gefangene und nach sorgfältiger Schätzung 150 000 Tote und Verwundete. Ein italienischer Kriegsberichterstatter bestätigte, daß der Rückzug an der Piave die Haltung der österreichisch-ungarischen Soldaten nicht erschütterte, und daß bei diesen noch 30 unberührte Divisionen zum Einsatz an anderer Stelle verfügbar seien. Auf italienischer Seite kämpften bei Sardano die früher schon übergelaufenen Tschechen, die das Vertrauen und die Hoffnung des Einkreisverbandes ganz erfüllt hätten. Gewiß wurden den Italienern schwere Verluste zugefügt, sie vielleicht auch abgehalten, im Juni einen erheblichen Teil ihrer Truppen nach dem Westen zu senden, sowie wahrscheinlich ihr beabsichtigter Hauptangriff gegen Österreich verhindert, die Gesamtkriegslage demnach nicht geschädigt. Aber ebenso sicher stärkte der Mißerfolg des österreichisch-ungarischen Vorgehens wieder ihren Geist und das Selbstvertrauen auf die eigene Kraft in dem Maße, daß sie nun im Juli vermutlich Hilfstruppen nach dem Westen senden werden, obgleich sie selbst mit einem neuen Vorstoß ihrer Gegner bestimmt rechnen.

Auf dem **Balkangebiete** nahmen die Franzosen in **Albanien** bei Korza zwischen den Flüssen Osum und Devoli die Angriffe, die sie dort vom 16. bis 19. Mai schon begannen, am 10. Juni wieder auf, doch wurde ihr Vordringen von den österreichisch-ungarischen Truppen am 12. Juni am Striche Kamia—Sinapremte zum Stehen gebracht und weitere Angriffe nördlich des Devoli und nordwestlich Sinapremte am 13. und 14. Juni abgewiesen. Im Zusammenhange damit fanden am 12. und 13. Juni auch in **Mazedonien** westlich des Ochridasees, im Cernabogen, südlich Gradesnitza, bei Tarnova, südlich Huma,

östlich des Wardar und bei Doiran Kämpfe der Bulgaren statt gegen Franzosen und Serben, doch blieb hier die Kriegslage unverändert.

Trotz des abgeschlossenen Friedens kehrte im Osten noch immer keine Ruhe ein. Sowohl die Unzufriedenheit der früher herrschenden Volksschichten und die Sonderbestrebungen der Fremdvölker, als insbesondere die Wühlereien des Einkreisverbandes verhinderten und störten sie fortgesetzt. Unzweifelhaft sind die Bestrebungen dieses Verbandes, Rußland als Kaisertum oder volksherrschaftlichen Freistaat wieder herzustellen und nochmals zum Kriege gegen den Vierbund zu treiben, politisch großzügig erdacht. Aber militärisch scheinen sie denn doch zu wenig mit Raum, Zeit und Stoffbedarf wie mit der eingetretenen starken Zersetzung der östlichen Völker zu rechnen. Um die zu Lande gesprengte Einkreisung im Osten wieder zu schließen, will der Verband sowohl von der einst Normännischen, jetzt Murmanküste am Eismeere wie von Sibirien aus, demnach von zwei, mehrere tausend Kilometer von einander entfernten Verpflegsgebieten aus zunächst die großrussische Bolschewikiregierung stürzen, dann wieder von Osten her gegen den Vierbund und die ehemals russischen Randstaaten vorgehen. Jedenfalls treiben sie damit die Bolschewiki zum Bündnis mit dem Deutschen Reich. Wahrlich ein Hohn der Weltgeschichte wäre es, die Bolschewiki Hand in Hand mit den ostelbischen Junkern zu sehen. Aber dem Einkreisverband ist es eben nicht um die vorgebliche ‚Befreiung der Völker und um den Schutz der kleinen Staaten‘ zu tun, sondern ausschließlich um die unbeschränkte Handelsherrschaft und ausgedehnte Landaneignungen. Als Werkzeug hiezu dienen die militärisch ausgebildeten österreichisch-ungarischen Überläufer, die 80 000 hochverräterischen Tschecho-Slowaken, die für den Gegenumsturz den festen Kern des neu zu bildenden russischen Aufstandsheeres bilden sollen und in Sibirien schon ernste Kämpfe mit den großrussischen ‚Roten Garden‘ führen. Durch die Auflösung des einstigen Kaiserlichen Heeres und den Zerfall des Russischen Kaiserreiches befindet sich allerdings das neue ‚Großrußland‘ nahezu im Zustande der Wehrlosigkeit. Vor allem müßte es sich ein neues verlässiges Heer schaffen. Bis dahin, vielleicht mehrere Jahre lang, ist es auf die militärische Hilfe des Vierbundes angewiesen: eine merkwürdige Wendung der allgemeinen Kriegslage! — Während des Juni hatten die Vierbundtruppen im Osten nur wenig Kampftätigkeit, in der Ukraine genügte ihre Anwesenheit zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Ruhe. Bloß an der Nordküste des Assowschen Meeres, in der Nyusbucht, kam es zum Blutvergießen. Etwa 10 000 Mann ukrainefeindliche bolschewistische Banden, die von einem tschechischen Offizier geführt wurden, seit dem 10. Juni von Jeisk kamen, an der diesseitigen ukrainischen Küste landeten und zum Angriff gegen Taganrog vorgingen, wurden mit geringen eigenen Verlusten von deutschen Truppen unter General Knörzer vernichtend geschlagen. In großer Bedrängnis befindet sich die jetzige Regierung Großrußlands bei dem von ihr selbst geschaffenen allgemeinen Wirrwarr, der drohenden Hungersnot und dem Bürgerkrieg in Südostrußland. Dringend braucht sie Hilfe gegen den zunehmenden Druck des Einkreisverbandes. Zwar nicht wahrscheinlich, aber auch nicht ausgeschlossen ist daher die Möglichkeit, daß deutsche Heere weit im Innern Rußlands gegen Streitkräfte des Einkreisverbandes Verwendung finden werden, und zwar zunächst im Norden Finnlands an der Murmanküste. Ende Mai löste sich der neugebildete ‚Transkaukasische Freistaat‘ wieder auf und zerfiel in drei selbständige Einzelstaaten: den ‚Georgischen‘, den ‚Tatarischen‘ und den ‚Armenischen Freistaat‘; alle drei schlossen mit der Türkei

je einen Friedens- und Freundschaftsvertrag und gestatteten ihr die Kriegsbenützung der Bahnverbindung Batum—Täbris zu Truppensendungen.

In der asiatischen Türkei trat während des 47. Kriegsmonats keine wesentliche Änderung der militärischen Lage ein. Gegen die britischen Streitkräfte in Palästina und Mesopotamien verhalten sich die türkischen Truppen vorzugsweise abwehrend; übrigens verbietet dort die heiße Zeit umfassende Heeresbewegungen. Angesichts des Vordringens der Briten in Persien faßten sie im Juni zum Flankenschutz ihrer Kaukasustruppen beiderseits des Urmiasees festen Fuß, auch besetzten sie Täbris. Mit den Gesandten des Südkaukasus wurden am 10. Juni in Batum die Verhandlungen beendet und der Friede unterzeichnet. Damit sind die Gebiete von Kars, Batum und Ardahan, die im Friedensschluß von Rußland abgetreten wurden mit dem Überlassen, im Einvernehmen mit der früheren Besitzerin, der Türkei, Selbstbestimmung zu treffen, nunmehr ein neuer selbständiger Staat. Dieses ‚Kaukasisch-Armenien' erklärte Mitte Juni seine staatliche Unabhängigkeit und trat in freundliche Beziehungen zur Türkei, die hiedurch militärisch stark entlastet ist. Vermutlich deshalb soll die britische Regierung ernste Besorgnisse um Palästina haben und von der dortigen militärischen Lage wenig erbaut sein. Merkwürdig ist, daß eine Stambuler Zeitung Mitte Juni hochgespannte türkische Kriegsziele aufstellte, die zu den bisherigen Leistungen der ottomanischen Streitkräfte nicht im richtigen Verhältnisse stehen; solche müßten zunächst wesentlich gesteigert werden, um derartigen Forderungen Begründung und Nachdruck zu verleihen.

Aus Afrika kamen im Juni erfreuliche Nachrichten. Trotz 16facher feindlicher Übermacht und starker Bedrängnis gelang es General von Lettow-Vorbeck, dem ausgezeichneten Führer der deutsch-ostafrikanischen Schutztruppen, abermals der drohenden Umklammerung sich zu entziehen und zwischen dem 3. und 10. Juni im portugiesischen Gebiete südwärts vom Luriofluſſe in das schwierige Berg- und Buschgelände um Malema zurückzugehen. Mitte Juni befand sich die Haupttruppe etwa 350 Kilometer südwestlich Mozambique, rund 500 Kilometer südlich Deutsch-Ostafrika. Dort dürfte die kleine Schar während der jetzt beginnenden Regenzeit in Sicherheit sein. — In Tripolis klammern sich die an die Küste gedrängten Italiener an die von den Mohammedanern engumschlossenen Hafenplätze, wo sie unter dem Feuer der Landbatterien und deutscher Unterseeschiffe stehen. Bisher wurden alle ihre Ausfälle erfolgreich abgewiesen. In Südafrika nahm die freistaatliche, britenfeindliche Aufstandsbewegung zu.

Vorerst scheinen in Ostasien die Verwicklungen noch mehr politischen als militärischen Wesens zu sein, soweit die ausschließlich vom Einkreisverband kommenden unverläſſigen und widersprechenden Nachrichten ein Urteil ermöglichen. Offenkundig mangelt die einheitliche Übereinstimmung zwischen den Verbandmächten und besteht namentlich große Meinungsverschiedenheit zwischen den Regierungen von Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika. Enge vertragsmäßige Einigung schlossen China und Japan. Als einzige militärische Tatsache des 47. Kriegsmonats wurde bekannt, daß gegen Ende Juni in Wladiwostok britische Marinetruppen ausgeschifft wurden, sonach Großbritannien im äußersten Osten wie im Norden Großrußlands am Weißen Meere widerrechtlich auf dessen Gebiet festen Fuß faßte, was einer Kriegserklärung gleichkommt.

Allmählich stärker in die Erscheinung tritt der Krieg mit Amerika. Angeblich wurden schon 500 000 amerikanische Streiter in Frankreich gelandet, von denen vielleicht die Hälfte nur kriegsdienstfähig sei. Zum ersten Male ging

am 7. Juni von Bouresches, nordwestlich Chateau-Thierry, eine amerikanische Division zum Angriff gegen den Wald von Belleau vor, wo ihr von den Deutschen ungewöhnlich schwere Verluste beigebracht wurden. Bei Wiederholung des Angriffs am 8. Juni durch eine Brigade wurde diese durch geschickten Feuerüberfall wirksam zusammengeschossen. Eine französische Zeitung bezeichnet die Verwendung amerikanischer Rückhalttruppen als unmöglich, weil sie neuzeitlichen Kämpfen nicht gewachsen seien. Von den ungeheuren Geldbeträgen, die in Amerika für die Rüstungen ausgegeben werden, scheint viel unterschlagen zu werden. Obwohl im Frühling 1917 vier Milliarden M. für Flugzeuge genehmigt waren, kam bis zum 1. Mai 1918 nicht ein einziges kampffähiges Flugzeug nach Europa. Ebenso erging es mit der Bereitstellung von Artillerie, die durch Ausbleiben der amerikanischen Lieferungen bis jetzt fast ausschließlich von England und Frankreich geleistet werden mußte. Erklärt wurde diese Erscheinung mit der unwahrscheinlichen Angabe, daß das durchaus leistungsfähige Rüstungsgroßgewerbe durch absichtliche Verzögerung Widerstand gegen die innere Politik des Präsidenten Wilson leiste. Im Gegensatze zu dem mannhaften drohenden Auftreten der Irisch-Amerikaner ist geradezu kläglich das rückgratschwache Verhalten der Deutsch-Amerikaner, von denen etwa 18 Millionen in den Vereinigten Staaten leben. Rund 2 Millionen Mitglieder zählte der Deutsch-Amerikanische Volksbund. Dessen Hauptausschuß erklärte ihn für aufgelöst, um die amerikanische Regierung in der erfolgreichen Führung des Krieges gegen das deutsche Vaterland zu unterstützen!

In diesem aber löste die derzeitige sehr günstige Kriegslage wieder zersplitternde Fliehkräfte aus, die im inneren Kriegsleben unerquickliche Erscheinungen hervorriefen. Viele Deutschen sind leider politisch unreif und unheilbar. Gibt es doch einfältige, geschichtsunkundige Leute, die unserer Heerführung die Kriegsverlängerung vorwerfen und töricht sagen: ‚Hindenburg soll endlich aufhören!' Aus allen Zeitungen ist ersichtlich, daß die feindlichen Staatslenker unnachgiebig zur Kriegsfortsetzung hetzen und vom Friedensschluß nichts wissen wollen. Wie würden sie ruhmredig prahlen, wenn ihre Streitkräfte solch großartige Erfolge erringen würden wie die deutschen Heere!

Vertrauensvoll können wir auf die Oberste Heeresleitung rechnen. Entsprechend ihren bisherigen militärischen Leistungen wird sie auch künftighin die berechtigten Hoffnungen erfüllen und beste sichere Grundlagen für günstige politische Friedensverhandlungen schaffen. Gewiß wird sie wie bisher die neuen Hindernisse der tschecho-slowakischen Bewegung im Osten wie der amerikanischen Verstärkungen im Westen ebenfalls erfolgreich überwinden. Dringend nötig ist aber, daß die Völker des Vierbundes sie unterstützen mit geduldigem Ausharren und tapferem Durchhalten!

Abgeschlossen 1. Juli 1918.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

## Geschichte

### Preußen und der deutsche Zollverein.

Der preußische Staat und der deutsche Zollverein sind nach der heute in das allgemeine historische Bewußtsein eingegangenen Anschauung Heinrich von Treitschkes ‚die beiden politischen Mächte' der Restaurationszeit, ‚welche unsere Zukunft trugen'. Der Verfasser der ‚Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert' sieht in der Begründung des Zollvereins das eigenste nationale Verdienst Preußens, die wirtschaftliche Vorbereitung der späteren politischen Einung Deutschlands. Gegenüber dem Deutschland des Scheins, das in Frankfurt seinen Mittelpunkt hatte,

entstand ein Deutschland der ehrlichen Arbeit, dessen Mittelpunkt Berlin war. Preußens Verdienst war es, einem nationalen Gedanken Fleisch und Blut zu geben, der unter dem Drucke der Not des Vaterlandes gleichzeitig in vielen Köpfen entstanden war. ‚Die Pflicht historischer Gerechtigkeit nötigt zu dem Urteil, daß nur das feste Vertrauen auf Friedrich Wilhelms unverbrüchliche Treue die deutschen Fürsten bewegen konnte, ihre Souveränität freiwillig zu beschränken. Eben die anspruchslose Schlichtheit seines Wesens, welche diesen Hohenzollern in den wilden napoleonischen Tagen so oft kleinmütig erscheinen ließ, befähigte ihn in stiller Zeit, den Samen einer großen Zukunft auszustreuen.' Diese Treitschkesche Auffassung und Bewertung des deutschen Zollvereins ist in fast alle unsere historischen Darstellungen übergegangen.

Erich Brandenburg hat jüngst in seinem zweibändigen Werke ‚Die Reichsgründung'* gegen diese traditionell gewordene Einstellung Widerspruch erhoben. Er hält es für eine irrtümliche Auffassung, in der Wirtschaftspolitik Preußens habe der Gesichtspunkt mitgewirkt, daß Preußen die wirtschaftliche Führung in Deutschland ergreifen müsse, um dadurch die politische Führung vorzubereiten. Seine Polemik läuft zunächst darauf hinaus, eine Identifikation der Motive des Zollvereins mit dem ihm zugeschriebenen Erfolge zu verwerfen. Das Zollgesetz von 1818 verdankt nach Brandenburgs Darlegungen seinen Ursprung ‚lediglich' den eigenen wirtschaftlichen und finanziellen Bedürfnissen des preußischen Staates. ‚Etwas anders' liegt die Sache bei dem Zollverein von 1828. Doch auch er wurde jedenfalls nicht aus der Gesinnung heraus geschaffen, den politischen Einfluß Preußens auf die übrigen deutschen Staaten zu verstärken. Preußens Staatsmänner billigten ihn vielmehr aus der ‚rein nationalökonomischen Überlegung heraus', daß durch den Anschluß der anderen Staaten an das preußische Zollsystem ‚ein größeres, in sich lebensfähigeres und leichter zu bewachendes Verkehrs- und Wirtschaftsgebiet entstehen mußte. So kommt Brandenburg zu dem Ergebnis, daß die preußische Zollvereinspolitik ‚nicht als ein Eingehen auf die nationalen Wünsche und Hoffnungen betrachtet werden kann'.

Man wird kaum bestreiten können, daß Brandenburgs Betonung der partikularistischen Interessen der preußischen Zollvereinspolitik eine gewisse Berechtigung hat gegenüber Überschwänglichkeiten Treitschkes, der ja überhaupt dazu neigt, die Handlungen der Vergangenheit nach Maßgabe ihres späteren Erfolges zu beurteilen. Doch Brandenburg überspitzt seine These nach der anderen Seite. Denn für eine relative Berechtigung der Treitschkeschen Auffassung spricht es unbedingt, daß Preußen in Rücksicht auf den nationalen Charakter des Zollvereins im Jahre 1834 den Gedanken an einen eventuellen Beitritt Belgiens zurückwies. Eine straffe logische Scheidung wird hier eben der Kompliziertheit des geschichtlichen Tatbestandes nicht gerecht. Sicher gaben bei der Zollvereinsentwicklung die preußischen Partikularinteressen den Ausschlag, doch eine leise nationale deutsche Hoffnung schwang als Unterströmung mit. Daß nämlich von gewissen Kreisen der preußischen Regierung der Zollverein als nationales Moment empfunden wurde, darauf wirft gerade ein von Brandenburg veröffentlichtes Aktenstück ein sehr interessantes Licht. Wir meinen das Promemoria des preußischen Bundesabgesandten Grafen Dönhoff vom September 1847.* Dönhöff betont in demselben unter Hinweis vornehmlich auf den Zollverein, daß ‚die wesentlichen Stadien des nationalen Fortschritts ...

* Leipzig, Quelle und Meyer 1916.

* Vergl. Januarheft 1918 des ‚Hochland' S. 407.

neben und außerhalb der Bundesverfassung haben durchgemacht werden müssen'. Er ist überzeugt, daß der Zollverein ‚auf nationalen Sympathien beruht', und sieht in ihm das Vorbild, aus nationalen Motiven ‚mit den gleichgesinnten anderen deutschen Bundesstaaten ... ohne Mitwirkung Österreichs vorzugehen'. Ebenso zeigt Radowitz' berühmte Denkschrift vom November 1847* mit ihrem Vorschlag der ‚Spezialvereine', daß das nationale Moment im Zollverein und seine Zukunftsmöglichkeiten durchaus empfunden wurden.

Aber Brandenburg geht in seiner Darlegung der Bedeutungslosigkeit des Zollvereins für die nationale Einheit noch weiter. Nicht nur in der Beurteilung der Motive, sondern auch der Erfolge des Zollvereins weicht er von der landläufigen Meinung ab. Er hält es für durchaus nicht erwiesen, daß die Begründung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes notwendig auch die politische Einigung befördern mußte. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus hätte man ja mit dem Zollverein durchaus zufrieden sein können, und von hier aus lag kein Motiv vor, nach einem engeren politischen Zusammenschluß Deutschlands zu streben. Keine einzige Tatsache läßt sich nach Brandenburgs Überzeugung anführen, aus der hervorginge, der Zollverein habe in irgendeiner Beziehung auf das politische Leben eingewirkt. Trotz seiner Existenz haben Kurhessen und die süddeutschen Staaten in den schweren Kämpfen um die preußische Union sich nicht auf Preußens, sondern auf Österreichs Seite gestellt; die gefürchtete Waffe der Kündigung des Zollvereins hat Preußen nie benutzt. ‚Denn wie der Zollverein von Preußen nicht deshalb ins Leben gerufen war, um seine politische Stellung in Deutschland zu verstärken, so ist auch er späterhin nie für diese Zwecke benutzt werden.' Erst Bismarck ist es gewesen, der den Zollverein als ein Mittel preußischer Machtpolitik der politischen Einheit dienstbar zu machen verstand.

Auch diese Erörterungen Brandenburgs sind ihrer prinzipiellen Tendenz nach sicher mehr berechtigt als die Auffassung Treitschkes. Aber auch sie beruhen auf einer schroffen logischen Scheidung, welche den verschlungenen Geweben der historischen Tatsachen Gewalt antut. Denn der Aufschwung der deutschen Wirtschaft durch den Zollverein mußte immer gebieterischer das Bedürfnis wecken nach einer starken politischen Macht zum Schutze der ökonomischen Interessen. So steigerte der Zollverein doch indirekt den sehnsüchtigen Drang nach deutscher Einheit, belastete die schwärmerische Ideologie mit gewichtigen materiellen Erwägungen. Im fünften Bande seiner ‚Deutschen Geschichte' hat Treitschke einmal diese Zusammenhänge sehr wirkungsvoll angedeutet. ‚In Amerika, in Rio wie in Neuyork, fragte man höhnisch: Wo ist euer Deutschland? Wir wissen nur von einer preußischen, einer knipphausener und noch sieben anderen Flaggen, die sich für deutsch ausgeben, aber alle verschiedenen Gesetzen gehorchen; wir kennen weder eine deutsche Flagge noch einen Konsul, der sie vertritt, noch ein Kriegsschiff, das sie verteidigt.'

Das Problem hat im gegenwärtigen Augenblick nicht nur ein historisches, sondern auch ein bedeutsam aktuelles Interesse. Die übernationale Einigung wird im zwanzigsten Jahrhundert eine ähnliche Rolle spielen wie im neunzehnten Jahrhundert die Einigung Deutschlands. Auch in der künftigen Gestaltung Europas werden die wirtschaftlichen Verknüpfungen — mag auch der Wille derer, die sie zu schaffen bestimmt sind, von solchen Absichten frei sein — dem übernationalen Europa der Zukunft dienen müssen. So verrät sich vielleicht in der immanenten Zielstrebigkeit, mit der wirtschaftliche und staatliche, materielle und

* Ebd. S. 410 ff.

geistige Entwicklung unbewußt oder gar widerwillig einander dienen müssen, der sinnvolle Plan der göttlichen Vorsehung, welcher die Geschicke auch dieser Erde lenkt.

Max Fischer.

**Eine Maria Theresia-Biographie.** Anläßlich des 200. Geburtstags (13. Mai 1917) der großen Kaiserin, welche die Grundlage der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie legte, hat der österreichische Historiker Eugen Guglia ein Leben Maria Theresias erscheinen lassen.* Man versteht, daß es den patriotischen Geschichtschreiber reizen mußte, in diesen wild gärenden Jahren weltgeschichtlichen Geschehens dem kämpfenden Geschlecht wieder die holde und hehre Gestalt dieser einzigartigen Herrscherin vor Augen zu führen, die nur ein Ziel kannte: ihrer Lande Sicherheit und Wohlfahrt. Vor dem Ausbruch des Krieges geplant und begonnen, ist Guglias Arbeit während der harten Jahre des österreichischen Dreifrontenkrieges gewachsen und fertiggestellt worden: trotz aller durch diesen Umstand bedingten Hemmungen eine achtungsvolle, abgerundete, auch in der Darstellung glückliche Leistung. Der Krieg verschloß ihm die Aktenbündel des Wiener Kriegsarchivs, während ihm die anderen Wiener Archive manchen neuen Aufschluß gaben über die staatlichen Reformen der Fürstin. Etwas durchaus Neues zu bieten, lag nicht in des Verfassers Absicht, noch hätte er es vermocht, da in dem riesigen Werke von Arneth doch alles Wesentliche über die politische Bedeutung Maria Theresias niedergelegt ist, was noch vor Abschluß des vielbändigen, aber zu weitschweifigen Werkes Ranke in seinen ‚Zwölf Büchern preußischer Geschichte' und in seinem ‚Ursprung des Siebenjährigen Krieges' anerkannte. Erst durch Arneths überreiche Mitteilungen aus den Wiener politischen Geheimakten konnte eine richtige Würdigung der großen Fürstin erfolgen. Aber das umfangreiche Werk war seiner trockenen, kunstlosen Darstellung wegen wenig geeignet, einen größeren Leserkreis zu interessieren, wenn es auch dem Forscher unschätzbare Dienste leistet. Darum füllt Guglias Buch eine wirkliche Lücke aus, um so mehr, als es die auch nach Arneths Werk sehr reichlich fließenden Quellen neu edierten Materials gewissenhaft verwertet. Beherrscht Arneths Darstellung der stark betonte Antagonismus zwischen Österreich und Preußen — schrieb er doch in den Tagen vor 1866! —, so sind die Partien in Guglias Buch, welche die äußere Politik der Kaiserin betreffen, von einer durch die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft im Riesenkampfe bedingten milderen Auffassung getragen, was ihr Verhältnis zu Friedrich dem Großen anbelangt. Und bezüglich der anderen Großmächte bekennt der Verfasser freimütig, daß ihn die englische Politik von 1914 diejenige in den Tagen des Erbfolgekriegs schärfer beurteilen ließ, daß auch Rußlands heutige Haltung seine Darstellung der früheren russischen Politik bestimmte. Indes ruht der Schwerpunkt des Buches weniger auf der Behandlung der kriegerischen Verwicklungen als in der liebevollen Schilderung der Persönlichkeit der Kaiserin, ihres Lebens in der Familie und im Volke, ihrer rastlosen Bemühungen um den inneren Staatsaufbau. Das Biographische herrscht vor, entsprechend dem bestimmten Zwecke des Buches. Es ist ungemein reizvoll, diese seltene Frau, die die Idee des Weibes in jeder Altersstufe in selten anzutreffender Reinheit verkörpert und dabei eine geborene Herrscherin war, deren hoheitsvolle Weiblichkeit durch die Intriguen der Politik nicht versehrt werden konnte, in allen Stufen ihrer Entwicklung zu verfolgen. Der Historiker der Kaiserin ist in der glücklichen Lage,

* 2 Bände, München u. Berlin 1917, Verlag R. Oldenbourg. Bd. I gr. 8°, VI, 388 S.; II, 418 S.

für ihr privates, häusliches Leben aus einer kostbaren Quelle schöpfen zu können: dem ausführlichen Tagebuch des Oberhofmeisters Fürst Khevenhüller, das seit 1907 Graf Rudolf Khevenhüller und Hans Schlitter der Öffentlichkeit übergeben.* Man darf diese peinlich getreuen Aufzeichnungen nur vergleichen mit den Tagebüchern Lehndorfs, des Kammerherrn der preußischen Königin (1907 von Schmidt-Lötzen zu Gotha herausgegeben), um den auffallenden Unterschied zwischen dem Berliner und dem Wiener Hofe festzustellen. Wir blicken in zwei verschiedene Welten hinein. Gewiß steckt auch in der Österreicherin etwas von friderizianischem Geiste; man kann vielleicht sogar sagen, sie war Friedrich ins Weibliche übertragen, gemildert durch das reine Frauliche, verklärt von einer tiefen, echten Religiosität, die dem Voltairianer fehlte. Mit Recht wendet sich Guglia gegen den von einem deutschen Literaten — es ist kein anderer als Thomas Mann — unternommenen Versuch, Friedrich als Repräsentanten der Kultur, Maria Theresia als den der Zivilisation einander gegenüberzustellen. Indem er das Gemeinsame ihres Wesens andeutet, weist er glücklich auf das Größere hin, was die Österreicherin von dem Potsdamer Philosophen trennt: ‚Was sie trennt, ergibt sich zum Teil aus dem Unterschied der Geschlechter, zum Teil sind es ganz persönliche Wesenszüge, die sich nicht weiter auflösen und rationalistisch deuten lassen; es sind Elemente, aus denen sich der „Dämon der Persönlichkeit" zusammensetzt: hier eine offene Güte, ein mächtiges Liebesbedürfnis und Liebesvermögen, Freude an der Welt und eine innige Frommheit: dort das stolze „Ich bin ich selbst allein", Freiheit von allen Illusionen, Verachtung der Menschen und der Welt, Gottlosigkeit. Wenn sein Charakter ewig ein dankbarer Vorwurf psychologischer Analyse sein wird, so der ihre ein erfreulicher Gegenstand ruhiger Betrachtung, künstlerischen Anschauens. So stehen sie wesensverwandt und doch wieder im Tiefsten getrennt in der Ruhmeshalle deutscher Geschichte.'

Dr. Luzian Pfleger.

* 1917 konnte abermals ein Teil erscheinen, der die Jahre 1764—1767 umfaßt: Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, Kaiserlichen Oberhofmeisters 1742—1776. Herausgegeb. von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch u. Hanns Schlitter. 1764—1767. Wien u. Leipzig, Holzhausen & Engelmann, 727 S. Bedauerlich ist nur, daß bei dieser monumentalen Publikation die Einzelbände nicht numeriert sind.

# Literatur

**Paul Lindaus Erinnerungen.** Als ich ein Jüngling war, galt ‚Nord und Süd', das Lindau herausgab, als die beste deutsche Zeitschrift. Grund genug, daß ich als Neunzehnjähriger meine erste kleine Novelle (die ganz von leidenschaftlichem Expressionismus überschäumte) ‚Nord und Süd' anbot. Als sie gedruckt wurde, fand ich natürlich das allgemeine Urteil über die Zeitschrift von Herzen bestätigt, und wenn ich später den Namen Paul Lindau hörte, machte ich unwillkürlich eine heimliche Reverenz. Einen Nachklang dieser Hochachtung spüre ich noch jetzt in mir, da ich die beiden stattlichen Bände der Erinnerungen Lindaus in die Hand nehme. Ich finde auch während des Lesens keinen Grund, mein Gefühl geradezu ins Gegenteil umzustellen, wenn ich auch Grund habe, mit einer sanften Ironie zu mir zu sagen: ‚Da siehst du nun, wie er wirklich ist.' Aber gewiß: er ist nicht groß, ist kein Genie, kaum ein Dichter, er will aber auch nichts davon sein, und wenn man ihn klug, gewandt, hell und gesund findet, als

* Paul Lindau, ‚Nur Erinnerungen', 2 Bände. J. G. Cotta'sche Buchh., Stuttgart. M. 13.—.

Schriftsteller wie als Mensch, so ist das unter heutigen Verhältnissen schon sehr viel, und da er mit seinem Pfunde brav gewuchert hat und — was Bekanntschaften, Erlebnisse und Arbeit anlangt — ein selten reiches Leben führte, so ist Veranlassung genug, über seine ‚Erinnerungen' ein wenig zu plaudern. Sie sind gut geschrieben, diese Erinnerungen: in einem freundlichen Alteherrenton, mit behaglicher Ironie, ohne persönliches Sichvordrängen und Wichtigtun, und ohne Schärfen und Spitzen; stellenweis wird man an den alten Fontane erinnert. Nur wenn Lindau auf das Paris des dritten Kaiserreichs zu sprechen kommt, wird er ganz jung, und wie mancher Deutsche in Italien sich wie in einer Art besserer Heimat fühlte, so geht es Lindau noch heute mit Frankreich. Natürlich ist er soviel Deutscher, daß er von jener Seite des französischen Wesens, wie sie sich heute zeigt, nichts wissen will, aber ich kann mir wohl vorstellen, mit welchem Feuer er vor einigen Jahrzehnten als Kritiker und Übersetzer französische Literatur (und hier besonders die Boulevardliteratur) den Deutschen vermittelt hat. Und neulich schrieb sogar ein ganz Wütender, Lindau sei nichts als ein Brunnenvergifter gewesen. Ich will da nicht urteilen, weil ich in dem Glauben an die schließliche Zweckmäßigkeit jeglichen geistigen Einflusses befangen bin. Aber ich erinnere an das Beispiel Wielands, dessen Bücher eine literarische Gruppe heulend verbrannte, indessen jetzt beinahe schon ein Klippschüler Wieland in den Rahmen des klassischen Zeitalters als belebendes und förderndes Element einzufügen gelernt hat. Es soll damit natürlich Wieland nicht mit Lindau verglichen werden, aber wie Wieland derjenige deutsche Dichter ist, der im Wesen des französischen Rokoko lebte und schaffte, so ist Lindau derjenige deutsche Schriftsteller, der dem französischen Boulevardrealismus wahlverwandt war. Er wirkt auch in seinen Erinnerungen eher wie ein Landsmann und Bruder der Sardou, Augier, Scribe: geschäftig, betriebsam, amüsant und leicht, auf der Straße und in Gesellschaft lebend, aus ihnen seine Stoffe wählend, und von seinen Freunden und Bekannten verlangt er das Talent zum Plaudern und gesellschaftliche Manieren. So ist er in seinem Element,. wenn er von Scribe, Jules Janin und Sardou erzählt, mit Zola weiß er nichts Rechtes anzufangen. Mit der Berühmtheit würde er fertig werden, nur eben mit der Bedeutung weiß er nichts zu machen. Dieses Gefühl hat man später wieder, wenn Lindau auf seine Bekanntschaft mit Kürnberger und Ibsen zu sprechen kommt. Ihre kleinen menschlichen Eigenheiten weiß er sehr hübsch und anschaulich zu schildern, wenn sie ihm aber einen Gedankenklotz vor die Füße werfen, so macht er eine verbindliche Phrase und verschwindet. Bezeichnend ist der kleine Zwischenfall in Meiningen, von dem Lindau erzählt, daß er bei Tisch (der Herzog, Freifrau von Heldburg, Ibsen waren anwesend) über die Regine der ‚Gespenster' eine Bemerkung gemacht habe, die jedenfalls ein Witz war. ‚Ich bemerkte,' so erzählt er, ‚wie sich das Gesicht Ibsens versteinerte. Er setzte sich noch gerader, kniff die schmalen Lippen noch fester zusammen und blickte mich durch die scharfen Brillengläser mit stählernerer Festigkeit an denn je... „Nun," sagte Ibsen, „ich glaubte, die Wahrheit sei schon Schönheit an sich." Ich stimmte ihm natürlich (!) lebhaft zu . . .' Und als ihn in Wien einmal jemand fragt, wie er es fertig gebracht habe, des galligen Kürnberger Herz zu gewinnen, antwortet er nicht ohne Selbstironie: ‚Ich habe den Mund gehalten.' Dagegen ist Lindau in seinem Element, wenn er von seinen Begegnungen mit Brachvogel erzählt, kein Wunder: Der Verfasser des mit blendendem Geschick gemachten ‚Narziß' ist Geist von seinem Geist, und da er ihn für ein Genie hält, verlangt er

von ihm in diesem Falle nicht einmal gesellschaftliche Manieren. Was ihm sonst an Dichtern begegnet ist: Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Hartleben, so sind es auch nicht eigentlich ihre Fähigkeiten, die ihn anziehen, sondern das Originelle ihrer Erscheinungen und nicht zuletzt die Allotria, die man mit ihnen am Kneiptisch treiben konnte. Seine Schilderung des letzten Kneipabends mit Otto Erich ist in ihrer Art köstlich, und es mag auch sein, daß er das Wesen des Dichters damit am besten charakterisiert hat. Immer aber ist es die Oberfläche, die Peripherie, die ihn anzieht, an das dichtende Herz kommt er nicht heran, weil er es nach seinem Wesen auch nicht kann. Dies alles festzustellen ist deshalb notwendig, damit man weiß, was man von Lindau zu erwarten hat. Wenn man das weiß, so wird man das, was er außerdem geben kann, desto bereitwilliger genießen. Seine hellen Augen und die journalistische Darstellungskraft bringen dann immer noch Kabinettstücke zustande, wie das Kapitel über den sterbenden Heine, über Lassalle, über Laube und über Meiningen. Hier gibt er auch vieles Neue und das Alte in so gefälliger Form, daß man es noch einmal mit bereitwilligem Vergnügen aufnimmt.

Mit Vergnügen wird man auch von den Anfängen Dressels in Berlin erzählen hören, vom Haußmann-Tisch, von Wiener Fiakern, und von manch einem journalistischen Kollegen-Original Lindaus. Und ein wenig mitleidig und wehmütig wird man des alten Herrn Plaudern über seine eigenen Theaterstücke folgen, als über Dinge, die heute niemanden mehr etwas angehen. Herwig.

**Das Wilhelm Schäfer-Buch.** Wenn wir es in unserem Aufsatze über ‚Wilhelm Schäfers Kunst der Erzählung'* als ein markantes Beispiel für die Ungesundheit unserer heutigen literarischen Zustände bezeichneten, daß ein Künstler von so effektverschmähender Solidität wie Wilhelm Schäfer noch kaum in weiteren Kreisen bekannt ist, während die Werke wertloser Modeberühmtheiten in Zehntausenden von Exemplaren verbreitet sind — so können wir dem heute das erfreuliche Ereignis gegenüberstellen, daß soeben, von Karl Röttger herausgegeben, ein Buch über ‚Wilhelm Schäfer' erschienen ist,* das die Stimmen führender Geister über diesen Dichter sammelt und den Erweis bringt, wieviel doch das Wort des Fünfzigjährigen einem erlesenen Kreise der Nation gegeben hat. Nicht flüchtige Gratulationsphrasen sind hier gesammelt, sondern tiefeindringende Analysen, und es ist reizvoll zu sehen, wie Wilhelm Schäfer bei Philosophen und Literarhistorikern, bei Dichtern der ältesten und der jüngsten Generation Widerhall gefunden. Persönlichkeiten so verschiedener Art wie Richard Dehmel, Wilhelm Schmidtbonn und Paul Ernst stimmen ein in der außergewöhnlich hohen Wertung dieses Erzählers; der kluge bedächtige J. V. Widmann und der jugendlich stürmische Kasimir Edschmid vereinen sich zu seiner Ehrung.

‚Nicht blendet bei ihm,' so schreibt Oskar Maurus Fontana, ‚Sturz der Geschehnisse, Pracht der Vision; aber die Seele auf ihrer Wanderung nach Erfüllung hält still und lauscht. Wilhelm Schäfer ist kein Erfinder, sondern ein Durchdringer. Darum ist keiner unserer Dichter so fern jeder Mode gewesen und geblieben wie er.' Das ist der Grundton, auf den die Würdigungen gestimmt sind. Dabei ruht bei den meisten Betrachtern, in einem gewissen Gegensatz zu unserer Beurteilung, das Hauptgewicht auf Schäfers letztem Werke, dem ‚Lebenstag eines Menschenfreundes'. Viel wird über Schäfers Anekdoten geschrie-

* ‚Hochland', Januarheft 1918.

* München, Georg Müller 1918.

ben, ohne dabei doch wesentlich mehr zu geben als Lesefrüchte aus seinem eigenen Vortrag: ‚Wie entstanden meine Anekdoten?',* einem der interessantesten Beiträge zur Poetik.

Wilhelm Schäfers sprachliche Meisterschaft wird durchweg nach Gebühr anerkannt. Ernst Lissauer nennt seine Worte ‚Gefäße aus köstlichstem Material, aber wie Pflanzen durchronnen von durchscheinendem Blut'. ‚In vielen Sätzen,' so erkennt Werner Mahrholz, ‚spricht nicht einfach ein Schriftsteller von Geschmack und Bildung, sondern mehr noch: eine Landschaft, ein Volksstamm mit seiner Melancholie und seiner Sinnenfreude'. Und Hermann Hesse, selbst einst einer unserer besten Prosadichter, der leider in den letzten Jahren durch behende Vielschreiberei Eigenkraft und Klang seines Wortes verbraucht hat, urteilt über Schäfers Sprache: ‚Sie fließt aus einem freien, persönlichen Sprachgefühl und wird zusammengehalten durch eine fast fanatische Pflege des rhythmischen Baues des Satzgefüges. Schäfer liebt die Periode, die lange, schöngebaute, aber nicht die latinisierende Periode. Seine langen, vielfach durch rasche Einschiebsel unterbrochenen Sätze haben etwas von den klassischen Sätzen des Erzählers Hebel und etwas von den langen, leidenschaftlich taktierenden Sätzen Kleists. Unser Lesepublikum nun, das sich von Modeschriftstellern die schlampigste, liederlichste Sprachbehandlung gefallen läßt, ohne nur etwas zu merken, empfindet einen so gepflegten Stil wie den Schäferschen mit Unbehagen als Störung. Das kann man nicht ändern — aber, wenn jeder Plauderer im Tageblättchen das Recht hat, die deutsche Sprache zu vergewaltigen, so soll ein Dichter auch das Recht haben, sie reiner und besser zu schreiben, als der Philister es gewohnt ist.'

Wie wir dem gleichfalls jüngst erschienenen ‚Lebensabriß'* des Dichters — der übrigens durch eine bewundernswert strenge Selbstkritik seiner bisherigen Werke ausgezeichnet ist — entnehmen, plant Wilhelm Schäfer ein großes historisches Epos in Prosa, das keinen geringeren Vorwurf zum Gegenstand haben soll als die Geschichte des deutschen Volkes. Nach der epischen Straffheit der ‚Halsbandgeschichte' und dem inneren Reichtum der geschichtlich bewundernswert getreuen biographischen Romane (Karl Stauffer und Pestalozzi) darf man dem kühnen Unternehmen des Dichters mit freudiger Erwartung entgegensehen. Hoffentlich reicht die Kraft Wilhelm Schäfers aus, den Deutschen ein ebensolches dichterisches Meisterwerk ihrer Geschichte zu geben wie es der große schwedische Dichter Verner von Heidenstam seinem Volke geschenkt hat.**

Noch Eines. Wir haben für unsere Erzähler einen Fontanepreis.*** Es wäre an der Zeit, daß er einmal dem Dichter zufiele, der in der rhythmischen Strenge seiner Prosa am entschiedensten das Erbe Fontanes wahrt.

M. F.

## Kunst

**Die Leipziger ‚Illustrierte Zeitung'** feiert diesen Sommer das 75jährige Jubiläum ihres Bestehens. Im Jahre 1843 wurde sie von Johann Jakob Weber begründet nach seinen an dem ‚Pfennigmagazin' gesammelten Erfahrungen, das er in Nachbildung des englischen gleichnamigen Unternehmens herausgab. Am 1. Juli jenes Jahres erschien die erste Nummer der ‚Illustrierten Zeitung', die seither von den Familienmitgliedern des Verlagshauses J. J. Weber in steter

---

* Mitteilung der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, Jahrg. V (1910).

* Wilhelm Schäfer, Lebensabriß. München, Georg Müller 1918.

** Vgl. ‚Erster Literaturbrief' im Aprilheft 1918 des ‚Hochland'.

*** Bisher fielen die Preise Carl Sternheim, Alfred Döblin u. Leonhard Frank zu.

Vervollkommnung der technischen Reproduktionsmöglichkeiten weitergeführt wurde, so daß Deutschland in ihr das Gegenstück besitzt zu den kaum vorher gegründeten französischen und englischen gleichartigen Zeitungsunternehmen, der ,Illustration' und den ,Illustrated London News'. Daß gerade England vorausging, ist kein Zufall. Künstlerisch und technisch war dort wieder der Holzschnitt, der durch ein Jahrhundert von Kupferstich und Radierung verdrängt und aus den Druckschriften verschwunden war, zur Aufnahme gekommen. Dieses demokratische und zur Verbreitung geeignetste Bildelement wurde Begleiter und Diener der öffentlichen Meinung. So wie die technische Fertigkeit zunahm, machte sich der Holzschneider von dem vorzeichnenden Künstler frei. Man lernte nach der bloßen Photographie als Vorlage arbeiten. Dann wurde aber auch der Holzschneider überhaupt überflüssig, da die mechanischen Reproduktionsverfahren jedes Original schließlich fast ohne Behinderung durch die nachzubildende Technik wiederzugeben gestatteten. Es kann kaum eine größere Mannigfaltigkeit geben, als in einer heutigen Nummer der ,Illustrierten Zeitung' an Reproduktionsmöglichkeiten enthalten ist. Eingangs der vorliegenden Jubiläumsnummer darf mit Stolz gesagt werden, daß sie einen gewissen Ueberblick ,über die neuzeitliche Entwicklung der Reproduktionstechniken gewährt. Sind doch in ihr, mit Ausnahme der Lithographie und des Lichtdrucks, fast alle Reproduktionsmöglichkeiten im Bild zu erkennen'.

Der Mensch ist durch die Maschine abgelöst worden; das ist der künstlerische Entwicklungsgang, von dem auch die illustrierten Zeitungen Zeugnis geben. Sie tragen kein bestimmtes Gesicht mehr. Wie in der allgemeinen Meinung das Persönliche untergeht, so wirken sie und erscheinen im wesentlichen als Plakate, als Inventarien des öffentlichen Interesses. Alles ist darin gleichgültiger geworden, alles von der Kälte eines Straßenspiegels und selbst von der Groteske eines Holzspiegels. So ist wenigstens manche neue künstlerische, karikaturenhafte Auffassung aus der Mechanik des Momentbildes zu verstehen. Text und Bild ist in dieser Gattung des Zeitungswesens so mannigfaltig und verschieden wie möglich, und doch erscheint alles wie uniformiert, in ein gleichgültiges Druckgewand gebracht.

Es wäre unbillig, den Entwicklungsgang der Reproduktionstechnik nun darum mißachten und die Verdienste eines Unternehmens, das im Wettbewerb auf diesem Gebiet für Deutschland die Ehre gewahrt hat, zu verkleinern. Wie der Krieg immer wieder zeigt, ist die Masse mehr als je vom gedruckten Bild und Wort abhängig, und indem die Illustrierte Zeitung mit einer erstaunlichen Fülle der Gegenwartsgeschichte dient, wenn auch meist nur so weit, daß sie jedermann daran teilnehmen läßt, trägt auch sie ihren Teil bei zum Gemeinsamkeitsgefühl der Nation; und — das ist nun ein wirkliches Verdienst — wenn sie hiebei das Bild nicht mißbraucht und dem Hasse nicht dient, so dürfen die angesammelten Bände mit Ehren für den deutschen Charakter zu dem Arsenal werden, in dem die Zukunft das Bild der Gegenwart in seinem großen Umfange und in allen den öffentlich hervorstechenden Teilen findet.

Es ist das Verdienst, das auch der Reichskanzler Graf Hertling der ,Leipziger Illustrierten Zeitung' zuerkannte, wenn er ihr schrieb: ,Jede deutsche Zeitschrift, die in Wort und Bild die Großtaten unseres herrlichen Volkes und seiner Führer feiert, feindlichen Entstellungen entgegentritt und den ausdauernden Mut im Felde und daheim wachhalten hilft, kämpft an ihrer Stelle mit für den deutschen Sieg und überliefert zugleich die Eindrücke dieser großen und schweren Zeit der Nachwelt. Das Be-

wußtsein, solchen Aufgaben ehrlich zu dienen, kann der „Leipziger Illustrierten Zeitung" beim Jubiläum ihres 75jährigen Bestehens Lohn und Ansporn zugleich sein.'

Denken wir an die Erneuerung des Holzschnittes als ein Wiedererwachen neuer Volkskunst, so sind uns zuerst und am liebsten Namen wie Richter und Schwind in Erinnerung. Auch Menzel tritt uns im Zusammenhang mit der deutschen Geschichte nahe. Der Holzschnitt ist inzwischen, nachdem er immer mehr seinen eigentlichen Charakter verloren hatte, zu Grunde gegangen. Gegenwärtig jedoch will er wieder auferstehen, nun nicht mehr demokratisch, sondern in der Strenge seines anfänglichen Wesens, unmittelbar vom Künstler geschnitten und mit der Fremdartigkeit eines neuen Kunststils. Das ist wie ein Beispiel des gleichen Entwicklungsgangs der öffentlichen Meinung und der öffentlichen Bildung. In immer stärkerer Sättigung und Bearbeitung hat sie einen bestimmten Charakter verloren, wie etwa die Zeitung und selbst noch der Holzschnitt von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ihr bürgerliches Gehaben und ihren familienhaften Charakter verloren. Alles gehört allen — zum Betrachten, eine fließende Fülle, die außer der technischen und organisatorischen Fortschrittlichkeit im weitesten Sinne keinen geistigen Haltepunkt mehr hat. Je mehr aber die Züge der Gegenwart gleichmäßig verschwimmen, kommen da und dort alte Ideale zutage und die Menschheit will aus der bürgerlichen Enge, die — im Bilde der Entwicklung unserer Volkskunst gesehen, — nur demokratisch verbreitert, in keiner Weise vertieft erscheint, zu der Größe alter Lebensformen gelangen, die einstweilen nur geschichtlich geahnt werden.

Mancher, der die Entwicklung des Zeitungswesens und besonders auch die technische Vervollkommnung in der Sonderart der illustrierten Zeitungen mit gemischten Gefühlen betrachtet, mag so denken, daß eine Umkehrung des Gedankens gegen die Technik stattfindet, und daß sich die tieferen Kulturkeime aus der breiten Öffentlichkeit zurückziehen. Das war wohl nie anders, erscheint aber an dem Organ der öffentlichen Meinung selber beispielhaft deutlich. W.

# Unsere Kunstbeilagen

Die ‚Seelandschaft' von Ferdinand Hodler ist ein typisches Beispiel seiner fast begriffmäßig monumentalisierenden Landschaftskunst, die in dem Hodleraufsatz im Zusammenhang gewürdigt ist.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.

**K. Ph. Fohr/Romantische Landschaft**




Phot. F. Bruckmann A.-G., München.




Fünfzehnter Jahrgang September 1918

# Das preußische Wahlrecht und die ständische Neugliederung der deutschen Nation
## Von Martin Spahn

In einem 1810 entstandenen Gedicht läßt Clemens Brentano am Jahrestage der Schlacht bei Jena und Auerstädt einen Sergeanten noch aus der Zeit Friedrichs des Großen Berlin durchwandern. Auf der Langen Brücke am Denkmal des Großen Kurfürsten, der wuchtigsten künstlerischen Versinnbildung hohenzollerscher Herrscherkraft, schaut der Alte im Traume, wie sich die vier gefesselten Männer zu Füßen des Großen Kurfürsten durch einen Jüngling, den Genius der Niederlage, ihrer Fesseln entledigen lassen. Der kurfürstliche Herr gibt selbst die Erlaubnis dazu. Aber alsbald kehren die vier in den Dienst des hohenzollerischen Hauses zurück. In den Tagen der Not wollen sie zu ihm stehen.

Die wundervolle Symbolik des Brentanoschen Gedichtes ist von der preußischen Geschichte ein um das andere Mal bestätigt worden. Die Preußen angegliederten Provinzen wie alle Stände, die mit Hilfe der preußischen Krone wirtschaftlich erstarkten und zu politischem Einflusse heranreiften, haben sich sämtlich nach anfänglichem Sträuben den Hohenzollern in Treue untergeordnet. Sie fügten sich dem Staatswesen ein, so wie es geschichtlich geworden ist und wie es nach menschlichem Ermessen erhalten werden muß, weil sich ein Staat nur durch die Kräfte am Leben erhalten kann, woraus er erwuchs.

Es gibt keinen Preußenstamm und keine preußische Nation. Die Bevölkerung Preußens macht einen Teil der deutschen Nation aus. Aber auch der Boden, den Preußen umspannt, weist nicht die natürlichen Voraussetzungen auf, daß dort ein Staat entstehen mußte, wie etwa an der mittleren Donau Österreich entstanden ist. Preußen ist deshalb weder eine geographische Notwendigkeit noch ein Volksstaat. Es ist einzig und allein die Schöpfung seiner Könige. Ihr unverzagter Wille und ihre ungeheure Arbeitskraft riefen den Staat zum Dasein und verhalfen ihm zur Geltung. Um die Krone kristallisierten sich das Beamtentum und das Offizierkorps, als der Staat nach dem ersten Niederbruche vom Tilsiter Frieden an wieder aufgerichtet wurde, und danach der Adel und das Bürgertum, als der Staat auch den Sturm des Jahres 1848 überdauerte. Die Könige beherrschen den Staat seitdem nicht mehr als absolute Herren. Der Gedanke der Mitarbeiterschaft aller dazu fähig gewordenen Gruppen und Schichten der Bevölkerung hat sich durchgerungen. Aber die Monarchie ist das gestaltende Prinzip des preußischen Staates, die sein Wesen und Wirken bestimmende Grundkraft geblieben.

Mittlerweile ist inmitten der preußischen Bevölkerung ein weiterer, der Stand der Arbeiter, in die Gestalt geschossen. Bismarck erkannte schon in den 70er Jahren, daß es eine unserer dringendsten Aufgaben sei, die sich aus dem Proletariat emporringenden Massen der Industriearbeiter für den Staat zu gewinnen und in den Staat einzufügen. Das Werben um sie war für den Kanzler der entscheidende Grund, aus dem er sich zur Sozialpolitik entschloß. Sie sicherte und beschleunigte den Übergang der deutschen Arbeiterschaft vom besitzlosen Dasein zur Ständebildung. Der Ausbruch des Krieges hat Bismarcks Voraussicht gerechtfertigt. Ohne sich zu besinnen, gingen die Arbeiter für das Vaterland in Not und Tod, nicht anders wie die Angehörigen der älteren Stände. Gefühlsmäßig hatten sie sich also schon vorher dem Vaterlande verbunden. Durch seinen Verlauf wurde der Krieg dann gerade für die Arbeiterschaft zum eindrucksvollen Lehrmeister, anschaulicher wie Zeitungswort und Professorenrede. Die gemeinsame Gefahr band an den Staat die ihm bis dahin bloß gefühlsmäßig verbundenen Arbeiter nun auch durch vernünftige Überlegung. Der Krieg zeigte, daß auch sie sich von dem Augenblicke an, da sie die proletarische Entwicklungsstufe hinter sich ließen, wirtschaftlich und gesellschaftlich nur noch behaupten können, wenn der Staat, in den sie hineingeboren wurden, fortbesteht. Das Tor zum Eintritt in den Staat öffnete sich vor den Arbeitern durch den Krieg in seiner vollen Breite; er stieß es auf vor ihnen, und wir werden es nunmehr miterleben, ob sich die Symbolik des Brentanoschen Gedichtes am vierten Stande in Preußen ebenso wiederholt wie an den andern Ständen.

Wir dürften des Ausgangs gewisser sein, wenn in Preußen das Wahlrecht noch vor dem Kriege geändert worden und der Druck, womit das Bedürfnis nach seiner Verbesserung seit langem Preußen belastet,

von dem Staate wie von der Arbeiterschaft genommen wäre. Es ist in dieser Sache an den Arbeitern nicht gut gehandelt worden. Die Regierung hatte die Abschaffung des Dreiklassenwahlrechtes versprochen. Sie war unfähig oder nicht entschlossen genug, ihr Versprechen zu erfüllen. Die Mittelparteien erklärten sich grundsätzlich mit überwiegender Mehrheit oder gar einmütig für das gleiche Wahlrecht. In Wahrheit taten sie nicht nur nichts, um ihm zum Siege zu verhelfen, sondern arbeiteten mit den grundsätzlich anders gesinnten Konservativen daran, die Vorlagen zum Scheitern zu bringen. Nun aber duldet die Kriegslage keine weitere Vertagung der Frage, und es mutet uns fast wie eine Rache der Geschichte an, daß sich durch die lange Verschleppung der Wahlrechtsänderung im Sommer 1917, im gefährlichsten Augenblicke des Krieges in der inneren Politik eine Stromschnelle bildete und das preußische Staatsschiff in deren Strudel hineingerissen wurde. Niemand dürfte es der Arbeiterschaft verargen, wenn sie all ihren, dem Kriege verdankten Einfluß jetzt dazu benutzte, das allgemeine gleiche Wahlrecht in die Scheuern zu bringen, ohne nach links und rechts zu schauen und auf die Tragweite für den Staat und die andern Stände zu achten. Die Folge davon würde jedoch so schwer sein, daß die Hoffnung nicht aufgegeben werden darf, die Arbeiterschaft werde noch durch den ihr angeborenen ständischen und politischen Instinkt gewarnt werden und in der gegenwärtigen Schicksalsstunde ihrer eigenen ständischen wie unser aller staatlichen Entwicklung die Dinge von höherer Warte sehen.

Die Arbeiterschaft verlangt, daß das gleiche Wahlrecht auch in Preußen unter allen Umständen eingeführt wird, wie es im Reiche und in den süddeutschen Staaten schon gilt. Sie hat das Gefühl, daß es sich dabei um eine Voraussetzung sowohl ihrer Durchbildung zum Stande als ihrer Einordnung in den Staat und das Reich handelt.

Bresche geschlagen wurde dem gleichen Wahlrecht in Europa dereinst zuerst durch das Häuflein französischer Radikalen, das bei den Wahlen zu den Generalständen des Jahres 1789 im Lande unterlegen war und darauf das großstädtische Proletariat für sich auf die Beine zu bringen versuchte. Diese Radikalen hätten sich des wirtschaftlichen Elends und der gesellschaftlichen Mißachtung der Massen annehmen können. Aber von Hause aus Bourgeois nicht anders wie ihre siegreichen Gegner, waren sie gegen alle durchgreifende Sozialpolitik gleichgültig, wenn nicht voreingenommen und griffen im Kampfe um die Macht lieber zu dem Lockmittel des gleichen Wahlrechtes, als sich die Mehrheit der Nationalversammlung für ein sehr beschränktes Wahlrecht entschied. ‚Weniger zahlreich als wir, seid ihr sicher, daß ihr die Früchte eurer Arbeit pflücken werdet?‘ So brüllte Marat in seinem für das Pariser Proletariat geschriebenen Blatte die durch die Wahlen in den Sattel gelangten französischen Bourgeois an. Seither hat sich der Radikalismus noch stets der Losung des gleichen Wahlrechtes bedient, wo er dem gemäßigten Liberalismus den Vorsprung abgewinnen mußte.

Die Radikalen bedienen sich dabei mit Vorliebe der Begründung, daß unser sittliches Empfinden das gleiche Wahlrecht fordere. Bei dem starken Idealismus, der in der Arbeiterschaft lebendig ist, pflegte gerade dieser Beweis auf die Arbeiter tiefen Eindruck zu machen. Das Wahlrecht kann nur alle drei oder fünf Jahre einmal getätigt werden; öfters wird nicht gewählt. Der Einfluß, den der einzelne durch das Abwerfen seines Stimmzettels in die Wahlurne auf das Wahlergebnis und damit auf die Richtung der Politik ausübt, ist verschwindend gering. Warum soll ausgerechnet hier das Walten gleichen Rechtes ein Erfordernis unseres sittlichen Empfindens sein, da doch auf so vielen andern Gebieten an die herrschende Ungleichheit nicht getastet wird? In Wahrheit befürworten die Radikalen das gleiche Wahlrecht aus einem andern Grunde. In Staaten, deren Industrialisierung so weit wie in Preußen vorgeschritten ist, stellt das gleiche Wahlrecht nicht sowohl alle Bürger einander gleich, als daß es sie in Gefahr bringt, unfrei und zum bloßen Werkzeug einer die Leidenschaften aufpeitschenden Agitation zu werden. Denn dort ballen sich nach Hunderttausenden und Millionen zählende Menschenmassen wurzellos an einigen wenigen Plätzen zusammen. Der einzelne kann nur schwer gegenüber den ungestümen Bewegungen der Massenseele die Selbständigkeit seiner Überlegung und seines Entschlusses behaupten. Es ist aber eine alte und unwiderlegliche Erfahrung, daß die Massenseele unter der Herrschaft eines anderen Gesetzes als der Geist der einzelnen lebt. Sie ist leicht entflammbar. Sie ist vernünftiger Erwägung nicht in gleichem Maße zugänglich. Sie kann nicht erzogen und gebildet werden. Dem Radikalismus ist damit aufs beste gedient.

Über diese Zusammenhänge muß sich unsere Arbeiterschaft Rechenschaft geben. Will sie zum Stande werden, so muß sie der beständigen Wiederüberflutung durch die Masse, worunter sie bisher noch leidet, Herr werden. Jeder gewerkschaftlich geschulte Arbeiter weiß heute schon Bescheid darum. Die Arbeiterschaft muß den Kampf gegen die Herrschaft der Masse aber auch deshalb aufnehmen, weil sonst der Staat in der Stromschnelle zerschellen wird, in die er mit dem vorigen Jahre geraten ist.

Nicht als das angeblich ideale Wahlrecht, nicht mit den Schlagwörtern des Radikalismus darf die Arbeiterschaft das gleiche Wahlrecht für Preußen begehren, sondern nur als ausgesprochenes Klassenwahlrecht. Die Form des Wahl- oder Vertretungsrechtes hat noch in der Aufwärtsbewegung eines jeden Standes eine wichtige Rolle gespielt. In mittelalterlichen Zeiten, auch noch in den Anfängen der Neuzeit kam die ständische Organisation des Beirates der Fürsten den grundbesitzenden und durch Geburt oder Weihe bevorrechtigten Ständen, Adel und Geistlichkeit, zugute. Von dem Besitzwahlrecht des 19. Jahrhunderts hatte das Bürgertum die Nutznießung. Nun hat die Stunde der Erhebung zur Ebenbürtigkeit mit den anderen Ständen für den vierten Stand geschlagen. Da liegt es im Zuge der Dinge, daß das Besitzwahlrecht vom gleichen Wahlrecht abgelöst wird.

Denn die ganze Stärke der Arbeiterschaft im öffentlichen Leben beruht einstweilen auf ihrer Kopfzahl. So gilt ihr das gleiche Wahlrecht mit Grund für die beste Waffe, womit sie sich politischen Einfluß erkämpfen und ihn behaupten kann. Das gleiche Wahlrecht ist also das Klassenwahlrecht des Arbeiters. In Preußen ist zurzeit noch ein Wahlrecht in Kraft, das von allen Formen des Besitzwahlrechtes die Absicht der Bevorzugung der besitzenden Schichten besonders herausfordernd zum Ausdruck bringt. Unwillkürlich schlug sich deshalb die gesamte öffentliche Meinung der Nation auf die Seite der Arbeiterschaft zu Gunsten des gleichen Wahlrechtes.

Wird sich aber die Arbeiterschaft der besonderen Wirkung des gleichen Wahlrechtes seines Klassencharakters bewußt, der ihm in allen industrialisierten Staatswesen anhaftet, so wird sie sich auch der weiteren Einsicht nicht verschließen, daß seine Herrschaft nicht einfach mit der des Besitzwahlrechtes vertauscht werden darf. Andernfalls machte sich der Staat einer neuen Einseitigkeit schuldig, ganz abgesehen davon, daß durch die Begünstigung, die das gleiche Wahlrecht fürs erste noch unvermeidlich dem Radikalismus angedeihen lassen wird, die dem preußischen Staate bislang eigene Ruhe und sein Gleichgewicht aufs Spiel gesetzt werden würde. Erfolgte in Preußen nicht im selben Schritt mit der Einführung des gleichen Wahlrechtes eine völlige Neuverteilung aller Gewichte des Staates, so würde das neue Wahlrecht für alle Stände, deren Stärke nicht auf der Kopfzahl beruht, auf eine empfindliche Rechtsschmälerung hinauslaufen. Unter der Herrschaft unseres gegenwärtigen Verfassungssystems, des Konstitutionalismus, bedroht diese Rechtsschmälerung alle anderen Stände geradezu am Leben. Denn der Konstitutionalismus strebt von Natur zur Parteiherrschaft hin. Er führt deshalb fast notwendig dazu, daß das Recht der nicht am Ruder Befindlichen mißachtet wird. Die Angehörigen aller anderen Stände würden sich, sobald das gleiche Wahlrecht eingeführt ist, mit dem bloßen Scheine gleichen Rechtes abfinden müssen wie Till Eulenspiegel mit dem Dufte des Bratens. Sie möchten fortan, Eulenspiegel gleich, auch nur mit dem Klange ihrer Münze zu zahlen versuchen. So viel Köpfe jedoch der vierte Stand zählt, auf die Münze der andern kann der Staat ebensowenig verzichten wie auf das Brot, das der Bauer im Schweiße seines Angesichtes für die Gesamtheit baut. Die Arbeiterschaft hat sich nicht bei dem Besitzwahlrecht beruhigt. So werden sich die anderen Stände nicht mit dem gleichen Wahlrecht zufrieden geben, wenn es auf ihre Kosten zur Geltung im Staate gelangt.

Die leidenschaftliche Erbitterung der Kämpfe, die seit dem Jahre 1917 das Innere unseres Reiches durchtoben, ist schon ein Vorgeschmack dessen, was unser harrt. Erklärt sie sich doch nur daraus, daß das Reichstagswahlrecht nicht mehr allen Kräften unseres wirtschaftlichen und geistigen Lebens die Gewähr gibt, ihrer Meinung nach dem ihnen innewohnenden Werte Beachtung zu verschaffen. Sie suchen sich daher zum Teil auf ungeordneten Wegen ihres Daseins zu wehren. Herrschte das Gesetz der

Kopfzahl künftig auch in Preußen und keines neben ihm, so würden wir uns voraussichtlich in unablässige innere Wirren verstricken.

Alle besonnenen Mitglieder des werdenden vierten Standes werden sich daher bereit finden lassen, die Frage mitzuprüfen, ob für das Abgeordnetenhaus das gleiche Wahlrecht zugestanden, gleichzeitig den anderen Ständen Bürgschaften dafür geschaffen werden können, daß auch sie im Staate noch fortan einen angemessenen Einfluß ausüben werden.

Preußen hat zwei Kammern. Das gleiche Wahlrecht wird nur für die zweite, das Abgeordnetenhaus, begehrt. Wer mit seiner Forderung vollen Ernst macht, will es auch für die Frauen sowie für alle Stimmberechtigten nicht erst, wie es jetzt das Gesetz vorschreibt, vom 25. Jahre, sondern schon von der Großjährigkeit ab, und besteht auch auf einer Wahlkreiseinteilung, bei der alle Wahlkreise ungefähr die gleiche Anzahl von Wählern haben. Oder er ist dafür, daß das Staatsgebiet ungetrennt bleibt und jede an der Wahl sich beteiligende Wählergruppe nach dem Verhältnis der im ganzen Lande auf sie entfallenden Stimmenzahl Abgeordnete in die Volksvertretung schicken darf. Aber auf die letzten Folgerungen aus dem Grundsatz versteift sich nicht einmal die Sozialdemokratie. Sie weiß, daß es der Volksstimmung genügen wird, wenn das Dreiklassenwahlrecht fällt, jede Staffelung nach Besitz- oder ähnlichen Unterschieden aufhört und das gleiche Wahlrecht ungefähr in dem Umfange, worin es für den Reichstag gilt, in Preußen zur Einführung gelangt. Hier dürfen wir mit all unseren weiteren Erwägungen anknüpfen.

Das Reichstagswahlrecht kennt kein Wahlrecht der Frauen. Es erfüllt auch die Bedingung nicht, daß die Wahlkreise gleich viele Wähler haben sollen. Anfangs freilich wurden die Wahlkreise für den Reichstag im Jahre 1867 so gebildet, daß in einem jeden, von einigen Ausnahmen abgesehen, etwa hunderttausend Seelen wohnten. Allmählich verschob sich jedoch die Einwohnerzahl der einzelnen Kreise durch die wirtschaftliche Entwicklung, die in einigen die Menschen häufte, andern dagegen Menschen entzog. Die Wahlkreiseinteilung folgte dem Bevölkerungswechsel nicht, sondern blieb starr. Die Wahlkreise für das Preußische Abgeordnetenhaus weisen ähnliche Unebenheiten auf. Die Unebenheiten aber haben durchweg ein und denselben Ursprung. Die an Einwohnern ärmeren Kreise treiben vorwiegend Landwirtschaft; dagegen sind die Kreise mit einem Zuviel an Wählern die Hauptsitze der industriellen Arbeiterschaft.

Das Gewicht der Landwirtschaft beruht nicht sowohl auf ihren Arbeitskräften, auf der in ihr beschäftigten Menschenmenge als auf der von ihr bebauten Fläche. Das bebaute Land kann nicht so dicht mit Menschen besiedelt werden wie die Städte. Seine Bevölkerungsziffer wird daher immer hinter diesen zurückstehen müssen, und es erscheint billig, ihm dadurch einen Ausgleich zu schaffen, daß die Fläche bei der Wahlkreiseinteilung mit berücksichtigt wird.

Sowohl Angehörige der Zentrumspartei wie der konservativen Partei

sind sich darüber klar geworden. Sie regten an, daß der Gedanke einer Begründung der Wahlkreiseinteilung ebenso auf die Fläche wie auf die Bewohnerzahl in dem Gesetze offen ausgesprochen und planvoll durchgeführt werde. Zwar erführe der Grundsatz des gleichen Wahlrechtes nach der demokratischen Auffassung dadurch eine Einschränkung. Aber er ließe sich im Unterschiede vom Dreiklassenwahlrecht vor dem ständischen Empfinden des Arbeiters rechtfertigen.

Die Regierung hatte sich noch gescheut, so weit zu gehen, als sie im vorigen Frühjahr die Wahlrechtsvorlage einbrachte, die jetzt von den Kammern beraten wird. Sie wünschte die überkommene Wahlkreiseinteilung einfach galvanisiert zu sehen. Taktisch läßt sich dafür manches beibringen. Die Hauptaufmerksamkeit der öffentlichen Meinung ist im Augenblick auf die Beseitigung der drei Klassen gerichtet. Läßt man die Wahlkreiseinteilung, wie sie ist, so sprechen alle Erfahrungen unseres politischen Lebens dafür, daß von ihr nicht viel gesprochen werden und der Kampf der Parteien nicht auf sie übergreifen wird. Das Abgeordnetenhaus hat sich denn auch der Ansicht der Regierung angeschlossen. Beim Herrenhause liegt nun die Entscheidung, ob es nicht dennoch richtiger ist, in diesem Punkte wie sonst ganze Arbeit zu leisten. Als Gegengabe ließe sich den Arbeitern immerhin zubilligen, daß größere Industriegebiete ihrem Wunsche gemäß zu einem einzigen Wahlkreis zusammengelegt und für ihn die Verhältniswahl als Wahlverfahren vorgeschrieben wird. Denn das Verlangen nach der Mitberücksichtigung der Fläche und das nach der Behandlung der Industriegebiete als e i n Raum ergänzen sich und entspringen letzten Endes ein und demselben Gedankengang.

Wenigstens einem Stande neben dem vierten wäre dann geholfen, der nächste große Schritt zur Wiederbefestigung unserer inneren Verhältnisse getan. Es wäre in Wahrheit ein großer, vielleicht der entscheidende Schritt. Die Landwirtschaft, der er zugute käme, ist für unser staatliches Dasein der wichtigste unter den älteren Ständen. Infolgedessen könnte man, wenn der Anspruch der Landwirte auf die Beachtung der Fläche bei der Wahlkreiseinteilung durch die Arbeiterschaft und umgekehrt das gleiche Wahlrecht in seiner Bedeutung für die Arbeiter durch die Landwirtschaft anerkannt würde, die Bedeutung dieser Erfolge für die Zukunft unseres Staatslebens kaum hoch genug einschätzen.

Jeder Staat besteht aus Land und Leuten. Ein Volk wird erst dadurch zur Nation, daß es mit einem bestimmten Stück Boden verwächst und mit ihm zusammen ein staatliches Eigenleben entfaltet. Nicht von allen Deutschen, zumal nicht von den vielen, die durch unsere Volkswirtschaft aus der heimatlichen Scholle gerissen wurden, kann erwartet werden, daß sie bei ihren politischen Bestrebungen schon heute wieder den Boden nach seinem Gewicht für den Bestand des Staates werten. Sie kennen nur sich und ihre Genossen. Zum mindesten aber müßten sich die, welche die Massen führen, über deren Vorurteil erheben. Denn gleich

deutlich wie in der Gegenwart trat noch zu keiner Zeit in die Erscheinung, was Land und Leute gemeinsam, der mütterliche Boden, der alle Fruchtbarkeit in sich schließt, und die Zahl der Arbeitskräfte, welche seine Fruchtbarkeit zu nützen vermögen, für die Blüte des Staates bedeuten. Deutschland erfreute sich von 1871 bis 1914 des einen wie des andern Vorteils. Auf zwei Säulen ruht unser Staatsbau, ebenso sehr auf der Landwirtschaft wie auf der Fülle und Regsamkeit unserer Arbeitskräfte. Seine viel benedeite Stärke vor dem Kriege und auch noch ihre Nachwirkung im Kriege selbst, seine Widerstandsfähigkeit, rühren dorther. Da nun die Volksvertretung in den Verfassungen der Gegenwart das Rad zu bedeuten pflegt, das in dem Staatsorganismus vornehmlich die Bewegung erhält und zu Änderungen treibt, so entspringt es einem ursächlichen und deshalb besonders dringlichen Bedürfnis unseres Staatslebens, daß das Gewicht seiner beiden Grundelemente, der Landwirtschaft sowohl wie der Arbeiterschaft, bei den Wahlen zur Volksvertretung gleichmäßig zum Ausdruck gelangt. Durch eine Berücksichtigung der Fläche neben der Kopfzahl in der Wahlrechtsordnung würde diesem Bedürfnis Genüge geschehen. Die Landwirtschaft hat 1870 bis 1900 einen ähnlich schweren Daseinskampf durchgekämpft wie die Arbeiterschaft. Ihr drohte die Verkümmerung, während es für die Arbeiterschaft galt, sich erst aufzurichten. Beide siegten dank der außerordentlichen Energie ihrer Selbsthilfe. Beiden half aber auch die Bismarcksche Wirtschaftspolitik verständnisvoll nach. Im gleichen Schritt sind sie bis zu der Stellung vorgedrungen, die sie gegenwärtig allen anderen Ständen voran im deutschen Staatsleben einnehmen. Möchten sie doch in gegenseitiger Achtung ihrer Kraft die Hände ineinander fügen und gemeinsam die Grundlagen für unsere Zukunft legen!

Das Verlangen der übrigen Stände, auch ihren Einfluß neben dem der Arbeiterschaft bei der Neuordnung des Wahlrechts zu wahren, läßt sich anscheinend im Rahmen der Zweiten Kammer nicht ebenso sicher und einleuchtend wie das gleiche Begehren der Landwirtschaft befriedigen.

Der nächstliegende Einfall war, den Angehörigen dieser Stände Zusatzstimmen zu geben. Man kann allerdings auf solche Weise von der Grundlage des gleichen Wahlrechts aus und ohne sie zu verletzen, zu einem Mehrstimmenrechte gelangen. Der Zweck jeder einem Wähler zugesprochenen Zusatzstimme muß nur deutlich dahin erkennbar sein, daß das von der geringeren Kopfzahl herrührende Mindergewicht des Standes, zu dem der Wähler gehört, ausgeglichen werde.

Die Überlegung, ob es zulässig sei, zu dem Auskunftsmittel der Zusatzstimmen zu greifen, spielte schon vor der Beratung der Wahlrechtsvorlage in Preußen eine große Rolle. Die beiden konservativen Parteien sowohl wie die Nationalliberalen und das Zentrum einigten sich im Frühsommer 1917 auf ein Mehrstimmenrecht. Bald nachher sagte sich das Zentrum von der Abmachung wieder los; aber die Konservativen verfochten den Plan hartnäckig den ganzen Winter hindurch, so daß es ihnen glückte,

bei der zweiten Lesung der Vorlage eine Mehrheit für ihn zu bilden. Bei der dritten zerfiel sie wieder, wurde jedoch bei der vierten abermals hergestellt. Der Gesichtspunkt, aus dem sich die Abgeordneten für die Zusatzstimmen entschieden, war jedoch ein ganz anderer, als von dem aus wir soeben zu der Frage nach ihnen gelangten. Den Abgeordneten lag auf allen Stufen der bisherigen Beratung nicht daran, den durch das gleiche Wahlrecht benachteiligten Ständen zu helfen, ohne den Boden des gleichen Wahlrechts grundsätzlich zu verlassen. Sie suchten vielmehr einen Übergang von dem nach Besitzunterschieden gestaffelten Dreiklassenwahlrecht zum gleichen Wahlrecht herzustellen, der es ihnen ersparte, sofort zu diesem ihr Jawort zu geben.

Aber auch im andern Falle dürften wir uns von der Gewährung einiger Zusatzstimmen an menschenärmere Stände für den Ausgleich zwischen den Ständen nicht allzuviel versprechen. Die Mehrstimmen werden sich immer nur als ein unbeholfener Ersatz ausweisen. Die besondere Kraft, die dem zu schützenden Stande eigentümlich ist, und aus der sein Einfluß ihm zuwächst, läßt sich in den Mehrstimmen nicht zur Darstellung und Wirkung bringen. In einer auf das gleiche Wahlrecht gestellten Zweiten Kammer wird der Arbeiterschaft und der Landwirtschaft ihr Anteil zu sichern sein. Den andern Ständen wird nur geholfen werden können, wenn neben die Zweite Kammer eine ständisch gegliederte Erste Kammer gestellt wird.

Die Zweite Kammer wäre zu solcher ständischen Gliederung schon ihrem Ursprunge nach nicht tauglich. Sie stellt das Organ der preußischen Verfassung dar, das sich der Konstitutionalismus für seine besonderen Zwecke geschaffen hat und worin er seine Natur wie seine Absichten auswirkt. Die dem Konstitutionalismus eigentümliche Form für die Organisation der Individuen sind die politischen Parteien. Sowohl die Wahlen zur Zweiten Kammer wie auch die Tätigkeit der Kammer selbst wird folgerichtig von den politischen Parteien gemeistert. Daran wird auf lange hinaus nichts geändert werden können. Genug wenn wenigstens die Grundelemente unseres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Daseins, deren Wurzeln bis in die breitesten Massen der Bevölkerung hinunterreichen, Arbeiterschaft und Landwirtschaft, zu einigem Einfluß auf das Verhalten des Abgeordnetenhauses in Zukunft werden kommen können, und wenn die in diesen beiden Ständen ruhenden Kräfte die Schicht der politischen Parteien, die sich zwischen Volk und Staat geschoben hat, gleichsam zu durchstrahlen vermögen.

Es tauchte daher unwillkürlich der Wunsch auf, das Preußische Herrenhaus in eine ständisch gegliederte Kammer umzuwandeln.

Neben der Überlegung, ob die Wahlkreiseinteilung auf der Berücksichtigung der Fläche neben der der Kopfzahl aufzubauen sei, steht die Überlegung heute durchaus im Mittelpunkte des Wahlrechtskampfes, wie das Herrenhaus ständisch gegliedert werden kann. Ob das gleiche Wahlrecht

dem Preußischen Staate zum Segen oder zum Unheil ausschlagen wird, hängt wesentlich davon ab, ob sich gleichzeitig auch diese beiden Forderungen werden erfüllen lassen.

Schon die Regierung verschloß sich dem Gedanken, das Herrenhaus ständisch zu gliedern, über der Vorberatung der Wahlrechtsvorlage nicht ganz. Sie wünschte künftig sowohl eine größere Anzahl von Standesvertretern als auch eine vermehrte Anzahl von Vertretern der Selbstverwaltungskörperschaften in das Herrenhaus zu bringen, ohne ihm deshalb ganz und gar sein geschichtliches Gepräge als Vertretung des großen Grundbesitzes und als Pairskammer zu nehmen. Zugleich wollte sie die verfassungsrechtliche Stellung des Herrenhauses gegenüber der des Abgeordnetenhauses verbessern, wenn ihr auch nicht völlig angleichen. Aber ihrer Art nach verriet die Regierung dabei noch ein gewisses Zagen und eine gewisse Unsicherheit. Als besonders treffendes Beispiel dafür, daß sie sich an einer Halbheit genügen ließ, darf angezogen werden, daß sie den Arbeitern kein Anrecht auf eine Vertretung im Herrenhause geben, sondern ihre Berufung der Gnade des Königs vorbehalten wollte, weil die Arbeiterschaft durch das gleiche Wahlrecht fortan schon in der Zweiten Kammer unverhältnismäßig stark vertreten sein würde.

Das Abgeordnetenhaus, an das die Vorlage verfassungsgemäß vor dem Herrenhause gebracht wurde, begriff sofort, daß der notwendige und fruchtbare Gedanke einer ständischen Gliederung der Ersten Kammer durch die Vorbehalte der Regierung bis zur Unwirksamkeit geschwächt wurde. Die Arbeiter kommen in die Zweite Kammer nicht als Arbeiter, sondern als Sozialdemokraten, der eine oder andere vielleicht auch als Angehöriger einer bürgerlichen Partei. Wurden die Arbeiter deshalb von der Ersten Kammer ferngehalten, so drohte die Gefahr, daß sich die beiden Häuser von vornherein entfremdeten und in Gegensatz zueinander gerieten. Nahm man umgekehrt die Arbeiterschaft in das nach Berufsständen angeordnete Haus auf, so durfte man hoffen, daß die Mitarbeit dort ihre Entwicklung zum Stand beschleunigen und vertiefen, und daß die Kräfte in der Arbeiterbewegung erstarken würden, die in ihr der Sozialdemokratie allmählich entgegenzuwirken vermögen. Das Abgeordnetenhaus dachte also den Gedanken der ständischen Gliederung der Ersten Kammer folgerichtiger als die Regierung durch.

Nicht eben soviel Liebe verwandte die Volksvertretung auf die Ausgestaltung des erhöhten Anteils, den die Regierung den Selbstverwaltungskörpern an der Ersten Kammer einzuräumen empfahl. Der Freiherr vom Stein, Preußens großer Minister vor den Befreiungskriegen, beabsichtigte seinerzeit die preußische Bevölkerung an ihrem staatlichen Schicksal auf die Weise mitwirken zu lassen, daß er vorerst die Land- und Stadtgemeinden mit der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten betraute, dann aus den Gemeindevertretungen Kreistage, aus den Kreistagen Provinziallandtage wählen ließ und endlich Abgeordnete aller Pro-

vinziallandtage zu ‚Reichsständen‘ vereinigte, damit auch der König selbst von Beauftragten des Volkes in der Leitung des Staates unterstützt werde und sie mit ihm die Verantwortung für das Wohl des Staates trügen. Steins Absicht war nicht sowohl die Minderung der monarchischen Gewalt als die Beschränkung des Wirkungskreises und des Einflusses der vom fürstlichen Absolutismus großgezüchteten Bürokratie. Die Bürokratie war ein notwendiges Uebel geworden, als das Fürstentum alle staatlichen Kräfte zum Zwecke der größeren Machtentfaltung des Staates in seiner Hand zusammenfaßte. Auf die Dauer aber war daraus gefolgt, daß die Lebenskraft der Nation gleichsam abgeschnürt und trockengelegt wurde, weil sie sich nicht mehr staatlich betätigen konnte. Der Zustand wurde für die Monarchie und das Volk gleich gefährlich. Ihn zu überwinden, die Lebenskraft des Volkes dem Staate wieder zuzuleiten und dadurch die organbildende Kraft des Volkes zu erneuern, darauf kam es dem Freiherrn vom Stein an. Jedem Gliede in der Kette sollten Verwaltungsaufgaben gestellt werden, die, je höher das Glied im Aufbau des Staates hinaufreichte, desto wichtiger wurden. Stein hoffte, daß dem entsprechend jeder Vertretungskörper in den nächsthöheren nur die Auslese seiner Mitglieder entsenden werde. Diese Auslese würde über dem Emporstieg von Stufe zu Stufe allmählich zur Mitarbeit an der Regierung selber vorgebildet und erzogen werden. Stein wurzelte von allen unsern Staatsmännern bei aller Empfänglichkeit für die Forderungen seiner Zeit am tiefsten, oft ganz unmittelbar im ursprünglichen staatlichen Denken und in den Rechtsauffassungen unserer Nation. Leider durfte er, da er nur wenig mehr als ein Jahr an der Spitze des Ministeriums blieb, bloß die Städteordnung verwirklichen. Ehe die Landgemeinde- und die Kreisordnung hinzu kamen, wodurch erst der Neubau des ganzen Staatswesens von unten herauf möglich geworden wäre, erzwang die 48er Revolution unter dem Einflusse der westeuropäischen konstitutionellen Ideen schon die Einführung von ‚Reichsständen‘, eines Landtags. Seine Abgeordneten wurden unabhängig von dem Aufbau der Selbstverwaltung und mithin im Widerspruch zu dem Gedanken Steins durch die Bevölkerung unmittelbar gewählt. Vergebens hatte König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre zuvor noch versucht, der Revolution zuvorzukommen. Er faßte die in den 20er Jahren eingerichteten Provinziallandtage zu einem ‚Vereinigten Landtage‘ zusammen. Aber der ‚Vereinigte Landtag‘ wurde nicht mehr lebensfähig. Das Abgeordnetenhaus unterließ es, den Faden wieder aufzunehmen.

Bereiter zeigte sich das Abgeordnetenhaus zu der Erkenntnis, daß die Stellung der Ersten Kammer gekräftigt werden müßte, wenn die Mühe ihrer Umbildung nicht unnütz bleiben sollte. Das Zentrum beantragte im Ausschuß, noch über den Vorschlag der Regierung hinaus zu gehen. Es wurde beschlossen, daß die beiden Kammern zu einer gemeinsamen Sitzung sich zu vereinigen und gemeinsam abzustimmen hätten,

wenn sich ihre Beschlüsse in wichtigen Fällen widersprechen. Das Zentrum selbst hat freilich seinen Antrag nachträglich im Banne des konstitutionellen Denkens zu Gunsten der aus Parteien zusammengesetzten Zweiten Kammer wieder abgeschwächt. Trotzdem ist die Erste Kammer aus den Erörterungen der Zweiten mit vermehrtem Rechte hervorgegangen.

So bedeuten die Änderungen, die das Abgeordnetenhaus an dem Entwurfe der Regierung vornahm, einen Fortschritt über diesen Entwurf hinaus. Dennoch ist auch das Tun des Abgeordnetenhauses Stückwerk geblieben. Daher gewann und überzeugte es die Nation nicht.

Politik kann nicht lediglich nach Programmsätzen getrieben werden. Ihre Hauptaufgabe wird in der Regel darin bestehen, die Diagonale zwischen einander sich stoßenden und einander sich scheuernden Kräften zu erkennen und demgemäß die Kräfte zu gemeinsamer Wirkung zusammenzufassen. Aber gerade der gegenwärtige Krieg sollte uns durch seinen Verlauf die Augen dafür öffnen, daß Politik auch nicht ohne ein Programm betrieben werden kann. Wer das Volk zu führen berufen ist, muß sich ein klares Bild davon zu geben vermögen, wohin die Entwicklung strebt und wie bei ihr das Wohl des Staates gewahrt werden kann. Er muß beizeiten einzelne Richtgedanken so herausarbeiten, daß sie sich der öffentlichen Meinung einprägen, und darf bei allem Hin- und Hersegeln diese Richtgedanken nicht wieder aus dem Auge verlieren. Er muß den Hafen wissen, in den das Schiff schließlich einlaufen soll. Niemand ist für große und großzügig verkündete Richtgedanken zugänglicher wie die Arbeiterscharen. Bei der Art unserer politischen Meinungsbildung, die sich durchweg mehr unter dem Einflusse von Schlagwörtern als von Ideen vollzieht, vermögen die Arbeiter nicht immer zwischen echten Richtgedanken und abwegigen Redensarten zu unterscheiden. Aber bei ihrer dem Bürgertum überlegenen Anlage zur Politik würden sie sich gewiß wieder zurechtfinden, wenn sie fest und richtig angepackt würden und nicht nur heute und bei dieser Gelegenheit einmal, sondern beständig und in allen Dingen.

Es ist der Fluch unserer Mittelparteien, daß sie sich im Konstitutionalismus einem Verfassungssystem verschrieben haben, welches sie zu opportunistischem Denken zwingt. Das System war ihnen willkommen, um sich gegenüber dem fürstlichen Absolutismus und der Bürokratie zur Geltung zu bringen. Sie sind aber nicht gewillt, dem System, das in der Lehre von der Volkssouveränität wurzelt, bis zum Ende zu folgen, weil das Schwergewicht des Staatslebens und der nationalen Gesellschaft dann nur von rechts nach links geschoben würde und sie wieder daneben säßen. Auf die Dauer haben sich selbst die Konservativen von dem opportunistischen Verhalten der Mittelparteien nicht freihalten können. Auch sie wurden in den Prozeß der Konstitutionalisierung des politischen Denkens hineingezogen. Nun muß es sich zeigen, ob das Preußische Herrenhaus die Fähigkeit und den Ernst besitzt, diesem Zwange sich zu entziehen, über die Neigung bloß taktischen Denkens sich zu erheben und die Wahlrechtsvorlage so umzu-

arbeiten, daß die in ihr schon keimenden Gedanken wirklich in die Gestalt schießen und ihre volle Kraft auszustrahlen vermögen.

Wollen wir die ganze Tragweite abschätzen, die der Umwandlung des Herrenhauses in eine berufsständisch gegliederte Erste Kammer, aber auch der planmäßigen Beteiligung der Selbstverwaltungskörper an deren Zusammensetzung und im Zusammenhange damit dem Gedanken einer Mitberücksichtigung der Fläche bei der Wahlkreiseinteilung für die Zweite Kammer zukommt, so müssen wir unsern Blick von den gegenwärtigen Vorgängen über die Verfassungs- und Wahlrechtskämpfe des ganzen vergangenen Jahrhunderts rückwärts gleiten lassen, um den richtigen Maßstab an die Dinge legen zu können.

Das allgemeine gleiche Wahlrecht gehört als grundsätzliche Forderung zwar ins Waffenarsenal des Radikalismus, von dem es als Kampfmittel wider den gemäßigten Liberalismus verwandt worden ist. Dennoch verdankt es nicht den Radikalen, daß es im Jahre 1867 das Wahlrecht des Deutschen Reichstags wurde. Den Anstoß dazu gab Bismarck, und zu ihm standen zahlreiche konservative Männer, Männer derselben Partei, die nun heute wieder bei der Wiedereinführung ständischer Elemente in unser Verfassungsleben an der Spitze kämpfen. Sie sahen damals, wie durch den reißenden Strom der Geschichte seit den Umwälzungen, die das 18. Jahrhundert im wirtschaftlichen Leben wie in den Gedankengängen des Abendlandes hervorgerufen hatte, alle überkommenen Körperschaften und Wirtschaftsverbände rettungslos der Auflösung verfielen. Im Augenblick konnte sich niemand dagegen stemmen, daß die deutsche Gesellschaft atomisiert, in lauter Einzelwesen zersplittert wurde. Da schien ihnen kein anderes Wahlrecht als das gleiche angängig, das jeden Bürger männlichen Geschlechtes von einem gewissen Lebensalter an dem andern gleichstellte. Aber sie glaubten auch, das Zugeständnis unbedenklich den Zeitumständen gemäß machen zu können. Denn sie setzten in den breiten Schichten des Volkes ein unwillkürliches Staatsgefühl voraus, das dem liberal gesinnten Bürgertum, dem Günstling der auf Besitz gestellten Wahlrechte, oft schon abhanden gekommen oder gar nicht erst zu eigen gewesen war. Sie versprachen sich daher von dem neuen Wahlrecht fürs erste eine konservative Wirkung. Auch war der größere Teil der deutschen Bevölkerung noch landwirtschaftlich tätig. Bis sich darin eine Änderung zu Gunsten der gewerblichen Arbeiterschaft vollzog, stand zu hoffen, daß sich die nationale Gesellschaft wieder erholen und zu neuer Ständebildung fähig zeigen würde.

Die Rechnung der Konservativen hat sich im Laufe des seit 1867 verflossenen halben Jahrhunderts nicht als unzutreffend erwiesen. Zunächst rauschte zwar die liberale Woge, die von 1840 an über Deutschland dahinging, noch höher auf. Aber nach 1877 nahm der konservative Einfluß wieder zu und wuchs bis 1907 immer stärker an. Erst 1912 traf die konservative Partei ein Rückschlag. Inzwischen jedoch hatte sich

die ständebildende Kraft in unserer nationalen Gesellschaft tatsächlich aufs neue geregt. In den älteren Ständen war die ständische Gesinnung wieder lebhafter geworden; aus der Arbeiterschaft entstand Zug um Zug der vierte Stand, und neben ihr zeigten sich alsbald noch die Umrisse eines weiteren Standes, des Standes der Beamten und Angestellten, des neuen Mittelstandes.

Die Gesetzgebung verschaffte allmählich allen diesen Ständen besondere Einrichtungen, die ihnen bei ihrer Sammlung und bei der Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen wie sozialen Bedürfnisse zum Rückhalt dienten. So entstanden die Landwirtschafts- und Handwerkskammern. Arbeitskammern mit vorwaltendem Einfluß der Arbeiter werden demnächst entstehen und zugleich eigene Industriekammern von den schon aus einem früheren Zeitalter in das unsere überkommenen Handelskammern abgezweigt werden. Im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege meldeten die Stände daraufhin auch den Anspruch auf politische Vertretung wieder an. Zeitungen und Zeitschriften erörterten, ob sich der Reichs- und die Landtage berufsständisch gliedern ließen. Die politischen Parteien verspürten den wachsenden Druck der Bewegung. Sie fühlten sich von ihr bedroht und suchten sie dadurch abzuschwächen, daß sie, je nach ihrer sozialen Schichtung, einzelnen Ständen das Recht besonderer Vertretung in ihren örtlichen und Provinzorganisationen einräumten und sie auch bei der Auswahl der Bewerber um die Reichs- und Landtagssitze berücksichtigten. Aufhalten ließ sich dadurch die Bewegung doch nicht mehr. Im Jahre 1910 trug ihr die Reichsregierung ein erstes Mal Rechnung, als für Elsaß-Lothringen eine Erste Kammer gebildet werden mußte. Was damals geschah, war der unmittelbare Vorläufer der Vorschläge, womit die preußische Regierung jüngst an die preußische Volksvertretung zur Umgestaltung des Herrenhauses herantrat.

Auch die Selbstverwaltung, die im 18. Jahrhundert von demselben Siechtum wie das ständische Wesen betroffen worden war, ist im letzten Menschenalter in Deutschland wieder jugendfrisch geworden. Auch sie vermag heute ohne Zweifel dem deutschen Staatsleben ebenso wie dem Ständetum Männer zu stellen, die, getragen von dem Geiste genossenschaftlichen und körperschaftlichen Lebens, der radikalen Flut die Stirne bieten werden. Staunend fragt man sich, worin sich die urwüchsige Gesundheit unseres Volkes augenfälliger offenbart, ob darin, daß sich ihre organschöpferische Kraft in der Zeit vor dem Kriege ganz unversehrt, triebfähig wie in den Anfängen der Nation erwies, oder ob in dem Widerstande, den sie nunmehr ins fünfte Jahr dem größten Teile der Welt leistet.

Im Abgeordnetenhaus hat sich namentlich Freiherr von Loë-Bergerhausen zum Verkünder des wiederauflebenden ständischen Gedankens gemacht. Ein Vorfahr des Freiherrn gehörte zu den Männern, die im Rheinland bei dem Eintritt der Rheinlande in das öffentliche Leben Preußens zur Zeit der Gründung des Zollvereins und des Kölner Kirchenstreites an erster Stelle fochten. Während aber die liberalen Führer sämtlich und auf der

katholischen Seite die Gebrüder Reichensperger vom westeuropäischen Konstitutionalismus herkamen, teilte Loë die Anschauungen des christlich-germanischen Kreises, der seinen Mittelpunkt in dem Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. hatte und als Sprachrohr das ‚Berliner Politische Wochenblatt' besaß. Die Richtung der Zeit war jenen Anschauungen nicht günstig. Heute jedoch, nachdem beinahe drei Menschenalter vorübergeeilt sind, drängen sie zur Erfüllung.

Freiherr von Loë durfte mit einer Beredsamkeit, die von einer begreiflichen Genugtuung durchdrungen war, mit besonderem Stolz darauf hinweisen, welche erfolgreiche Vorarbeit insbesondere angesehene Angehörige der Zentrumspartei, Männer wie Freiherr von Schorlemer-Alst und Freiherr von Huene inmitten des Bauernstandes für die gegenwärtige Stunde geleistet haben. Säße Stegerwald, der Führer der christlichen Gewerkschaften, im Abgeordneten- statt im Herrenhause, so wäre er wohl aufgestanden und hätte das Loblied des Freiherrn aufgenommen, um nicht minder eindringlich zu betonen, was im engen Zusammenhange mit derselben Partei die christlichen Gewerkschaften und, wenngleich weniger bestimmt, der Volksverein für das katholische Deutschland zur Erziehung der neuen Stände, der Arbeiterschaft und auch der Beamten und Angestellten, beigetragen haben. Der Reichstagsabgeordnete und Vorsitzende der deutschen Bauernvereine, Freiherr von Kerckering-Borg, hielt Ende 1917 vor seinen westphälischen Bauern eine höchst beachtenswerte Rede. Darin sprach er die Überzeugung aus, daß die Arbeiterschaft allen andern Ständen sowohl in der Organisation wie in ihrer ständischen Gesinnung weit vorausgeeilt sei, und daß ihr vorwaltender Einfluß in unserm Staatsleben nicht zum wenigsten auf dieser Tatsache beruht. Die Arbeiterschaft hat ihre Gewerkschaften. Sie verfügte bei Beginn des Krieges über ein nach vielen Millionen zählendes gewerkschaftliches Vermögen. Sie besitzt eine weitverbreitete Standespresse und daneben noch ein vielgestaltiges Vereinsleben, in dem sie sich sportlich betätigt, für ihre Bildung sorgt, wirtschaftliche Bedürfnisse wahrnimmt und sich gesellig zusammenfindet. Kein anderer Stand hat gleich viele Vertreter im Reichstag, in den Landtagen und auch in den Gemeindevertretungen.

Am nächsten kommt der Arbeiterschaft die Landwirtschaft, die ihr auch politisch am ehesten die Wage zu halten vermag, und der durch die Mitberücksichtigung der Fläche nun auch am leichtesten ein Einfluß auf die Zweite Kammer zu sichern sein wird. Sie erfreut sich im Bunde der Landwirte von 1893 an einer kampfkräftigen und kampffreudigen Organisation. Der Gründung des Bundes der Landwirte folgte eine eifrige Tätigkeit auf dem Gebiete des Zeitungswesens mit dem Ergebnisse, daß der Landwirtschaft heute eine Reihe viel gelesener Blätter zu Gebote steht. Das Genossenschaftswesen hat unter den Landwirten, namentlich in einzelnen Provinzen und Bundesstaaten, einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Der Krieg führte auch die verschiedenen, zum Teil mitglieder-

reichen christlichen Bauernvereine, die seit einem halben Jahrhundert bald hier, bald dort unabhängig voneinander ins Leben gerufen worden waren, zum Zusammenschlusse. Der Krieg hat die deutsche Landwirtschaft entschuldet, und wenn es zum Teil um den Preis großer Zerstörungen an ihrem Betriebskapital, an den Vieh- und Pferdebeständen, an den Maschinen und der Güte des Bodens geschah, so ist doch zu hoffen, daß die nach dem Kriege unvermeidliche Wiederbelastung durch staatliche oder genossenschaftliche Maßnahmen von vornherein auf eine zweckmäßigere und für den einzelnen Landwirt weniger drückende Art als vor dem Kriege erfolgen wird. Der Landwirt dürfte nicht nur nicht aufs neue in die Schuldknechtschaft von Geldgebern geraten, die seinem Stande fremd sind, sondern die Hilfe, die er erhält, wird auch der Organisation seines Standes zugute kommen. Der Organisation wird eine gewichtigere Aufgabe gestellt werden, als alle bisher von ihr in Angriff genommenen Aufgaben waren; durch deren glückliche Lösung wird sie sich wesentlich festigen. Auch in den Parlamenten gelangen die landwirtschaftlichen Interessen nachdrücklich zum Vortrage, wenngleich die parlamentarische Vertretung der Arbeiterschaft im Reichstage noch den Vorsprung behauptet.

Die übrigen Stände befinden sich dagegen erst in den Anfängen ihrer ständischen Bewegung.

Diese Feststellung gilt vor allem für den alten Mittelstand, den Kleinhandel und das Handwerk. Er schien bis in die achtziger Jahre hinein endgültig verloren zu sein. Dann ergaben sich für das Handwerk doch noch ausreichende Arbeitsmöglichkeiten neben dem Fabrikbetriebe, und auch der Kleinhandel behauptete sich neben den großen Geschäften. Das Genossenschafts- und Innungswesen machte, obschon mühsam, gewisse Fortschritte. Sämtliche bürgerlichen Parteien wandten dem alten Mittelstande wieder ihre Aufmerksamkeit zu. Handwerk und Kleinhandel wurden von ihnen für den Hauptträger aller staats- und gesellschaftserhaltenden Gesinnung in der städtischen Bevölkerung erklärt.

Schon vor dem Kriege verschlechterte sich indessen die Lage des Kleinhandels aufs neue. Der Krieg hat ihn mittlerweile in die schwerste aller Krisen seines noch nicht wieder hinreichend gefestigten Daseins geführt. Der Mangel an Waren und die Notwendigkeit ihrer behördlichen Verteilung ließen überall Kriegsgesellschaften entstehen, die sich rasch kapitalistisch festen Boden unter die Füße brachten, und von denen es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie sich vielfach auch nach dem Kriege trotz aller Voreingenommenheit der öffentlichen Meinung gegen sie erhalten werden. Mehrere Zweige des Handwerks sind von der Krise ernstlich in Mitleidenschaft gezogen worden.

Das Grundübel aber ist für den ganzen alten Mittelstand, daß er mehr als jeder andere Stand in großer Zahl Angehörige mitschleppt, die entweder nicht geschickt dazu sind, in dem harten Daseinskampfe des zeitgenössischen Wirtschaftslebens sich vorwärts zu kämpfen oder sich sogar

bewußt als Überzählige unserer Volkswirtschaft gebärden. Sie wünschen mit einem Mindestaufwand von Arbeit und Einsicht durchs Leben zu kommen. Alle diese stellten schon vor dem Kriege ein Bleigewicht dar, das den alten Mittelstand hinderte, mit den andern Ständen Schritt zu halten. Ihnen hat er es zuzuschreiben, wenn sein Vereinswesen nicht recht aufblühen wollte und wenn seine genossenschaftlichen Anstrengungen nur unvollkommenen Erfolg hatten. Gerade sie stellten der parteilosen und ständisch gleichgültigen Generalanzeigerpresse des letzten Menschenalters die meisten Leser. Alles wird davon abhängen, ob die tatkräftigsten und weitestblickenden Mitglieder des Standes, durch die schreckhaften Erfahrungen des Krieges aufgerüttelt, die Kraft an den Tag legen werden, selber die Untauglichen in andere Beschäftigungsgebiete abzuschieben und durch rücksichtslose Organisation der übrig bleibenden für den Stand an wirtschaftlichen Aufgaben zu retten, was noch gerettet werden kann.

An einer gleichen Belastung wie Handwerk und Kleinhandel leidet die deutsche Industrie gewiß nicht. Die Neigung des gesamten Bürgertums aber, allzu ungehemmt individualistisch zu denken, war auch in ihr lange Zeit überstark ausgebildet. Entscheidendere Fortschritte hat der Organisationsgedanke in der Industrie erst während des Krieges gemacht. Vorher hatte sie sich allmählich in zwei Verbänden zusammengefunden. Der Krieg brachte beide Verbände zum gemeinsamen Handeln, so daß sie heute als Standesvertretung der Industrie betrachtet werden können. Im offenbaren Zusammenhange mit den Fortschritten, die der Zusammenschluß der Industriellen machte, entwickelte sich die industrielle Fachpresse in den letzten Jahren kräftiger. Ganz zuletzt entschloß sich die Industrie auch, das Machtmittel, worauf ihre besondere Kraft beruht, ihr durch den Krieg noch ungemein vermehrtes bewegliches Kapital, auszuspielen, um auf eine größere Anzahl von Tageszeitungen die Hand zu legen und dadurch auf die öffentliche Meinung der Nation Einfluß zu erlangen. Entsprechend schätzt sie jetzt den Wert einer Vertretung im Parlament höher als früher ein. Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist ihr freilich weniger günstig als irgendeinem andern Stande, weil sie von allen über die geringste Kopfzahl verfügt. Die ständische Gliederung des Herrenhauses würde ihr dagegen sehr zugute kommen. Dann würde ihr auch erst die rechte Frucht daraus reifen, daß sie sich seit einem Jahrzehnt beharrlich der Landwirtschaft genähert hat.

Wie im Fluge ordneten sich um die Jahrhundertwende oder bald nachher die Angestellten und Beamten, die Mitglieder des neuen Mittelstandes, zu einigen großen Verbänden zusammen, nachdem einmal der ständische Gedanke in ihnen Wurzel geschlagen hatte. Sie haben auch schon eine beträchtliche Anzahl von Abgeordneten in den Kammern und im Reichstage. Mehrere Tageszeitungen werben für sie. Dennoch hat dieser Stand vor allen andern etwas Schemenhaftes und Ungewisses. Es mag daran liegen, daß er sich noch ausschließlich als ein Stand von Verbrauchern fühlt, der durch die andern Stände ernährt werden muß. Im

Vergleiche zu ihm scheint der vierte Stand in der Erkenntnis, daß die scheinbar nur verbrauchenden Stände ihre Bedeutung auch für die Erzeugung haben, schon weit voran. Vermutlich wird erst die vollständige Durchbildung unserer ständischen Neuordnung dem neuen Mittelstande ein festes Profil geben. Vielleicht wird er sich erst dann darüber klar werden, daß er auch für die Erhaltung und Steigerung unserer nationalen Erzeugung mitverantwortlich ist und sein Teil zu ihr wenigstens mittelbar durch seine Verwaltungstätigkeit, durch Buchhaltung und Rechnungsführung, durch Aufsicht und Vorarbeit beiträgt. Manches wird ihm dabei die Ausbreitung der Konsumvereine nützen. Sie werden mit der Zeit seine Angehörigen tiefer in die Grundbedingungen unserer Volkswirtschaft hineinschauen lassen, wenn sie mit der einheimischen Erzeugung in Nachwirkung der Kriegserfahrungen unmittelbar Fühlung nehmen. Dann werden sie den bisher wesentlich städtischen, von der Verbraucherselbstsucht beherrschten Gesichtskreis des neuen Standes zu berichtigen und zu erweitern vermögen.

Das Mittelalter nötigte die Angehörigen der freien Berufe zum Anschluß an die Organisation irgendeiner Wirtschaftsgruppe. Es duldete keine besonderen Vereinigungen der freien Berufe. In unserer Zeit scharen sich auch die Mitglieder der freien Berufe in selbständigen Vereinigungen zusammen. Noch bestimmt sie dabei überwiegend die Neigung, sich nach Berufsarten zu spezialisieren, während alle vorgeschrittene Standesbildung auf die Zusammenfassung verwandter Kräfte drängt. Die Rechtsanwälte und die Richter, die Ärzte und die Apotheker, die Lehrer der höheren Schulen und die der Volksschulen, die Künstler und die Schriftsteller, jede Gruppe verlangt für sich in die Erscheinung zu treten und entsprechend ihre eigenen Abgeordneten zu wählen.

So zeigt sich uns denn die Erneuerung des ständischen Lebens hier wie beim alten und neuen Mittelstande oder bei der Industrie in vielem doch noch im Rückstande und dem Ziele fern. Vergleichen wir mit dem unfertigen und ungleichmäßigen Wesen, das der Ständebildung anhaftet, die Geschlossenheit und Wucht, die unser politisches Parteileben auszeichnet, so dürfen wir uns der Überlegung nicht erwehren, ob das Ständetum wohl wird bestehen können, wenn sich die politischen Parteien auf die Dauer mit ihm reiben sollten. Zu solcher Reibung aber kann es eines Tages ohne Zweifel kommen.

Sehen wir heute die Parteien einer ständischen Ordnung zur Wiedergeburt verhelfen, so mag sich uns freilich in die Erinnerung drängen, daß vor 50 Jahren ein ähnlicher Gegensatz in unserm staatlichen Leben waltete. Die Einzelstaaten, die das Feld bis dahin behaupteten, riefen das Reich, die nationale Einheit, den deutschen Volksstaat durch einen Vertrag ihrer Fürsten ins Leben zurück. Er gedieh zu einem eigenen und starken Leben, ohne daß deshalb die Einzelstaaten zugrunde gingen. Reich und Einzelstaaten haben sich gegenseitig im letzten Menschenalter gefördert. Aber

damals gelang das schwere Werk, das auf den ersten Blick so widerspruchsvoll erschien, dank dem Fürsten Bismarck. Wir hatten einen Staatsmann an der Spitze, der den Stromverlauf der zeitgenössischen Geschichte weithin überblickte und das Widerstreben der Fürsten wie der ihnen entgegengesetzten unitarischen Kräfte zu meistern vermochte. In unserm Geschlecht ist bis zur Stunde noch kein dem ersten Kanzler ebenbürtiger Staatsmann hervorgetreten.

Der ursprüngliche Gegensatz zwischen dem Ständetum und dem politischen Parteiwesen ist gewiß nicht geringer als der zwischen dem Reich und den Einzelstaaten im Jahre 1870. Sie gehören zwei ganz verschiedenen Staatsanschauungen und Gesellschaftsordnungen an. Die Parteien sind das Ergebnis der Auflösung unserer Volksgemeinschaft in lauter einzelne Individuen. Sie teilen uns, wie jedes von solcher Auflösung befallene Volk, in mehrere Lager und können von Natur nicht anders. Sie führen notwendigerweise zuletzt zu einer Herrschaft der Stärkeren über die Schwächeren, der Mehrheit über die Minderheit. Eine ständische Gliederung dagegen kann nur statthaben, wo die Einheit des Volkes als eines überindividuellen und überzeitlichen Wesens gewahrt wird. Die Stände ordnen sich zur Gesamtheit. Sie tragen sich gegenseitig und bedingen einander. Der Begriff der Mehrheit und Minderheit ist dem Sprachschatze ständisch gegliederter Staaten fremd. Jeder Stand kann nur bestehen als Teil des Ganzen und mit den andern Teilen zusammen. Der eine hat seinen eigentümlichen Wert für das Ganze so gut wie der andere. Alle haben sie denselben Anspruch auf Rechtsschutz und auf Pflege. Es wird deshalb noch harte Mühe kosten, wenn sich Parteiwesen und Ständetum einander angleichen sollen.

Der gegenwärtige Eifer der meisten Parteien für die Vertretung der Berufsstände im Herrenhause darf nicht darüber hinwegtäuschen. Es ist viel Taktik dabei und nur bei einzelnen Abgeordneten grundsätzliche Überzeugung. Nachdem einmal die Regierung die Aufgabe anerkannt und gestellt hatte, war es für die Parteien nur noch eine Frage der Opportunität, wie weit sie ihr folgen wollten. Denn alle Berufsstände meldeten sofort in den Parteien ihre Wünsche an, und diese durften nicht unterlassen, die Drängenden durch Anträge zu beruhigen.

Der innere Zwiespalt, in den die politischen Parteien durch die Nachgiebigkeit der Regierung gegen die ständische Bewegung geraten sind, läßt sich vielleicht am deutlichsten am Verhalten der Zentrumspartei beobachten. Sie ist von den üblichen konstitutionellen Gedankengängen so stark wie nur irgendeine andere Partei abhängig, die im westlichen und südlichen Deutschland ihre Wurzeln hat. Aber sie lebt nicht ausschließlich von ihnen. Sie nährt sich auch aus den tiefer fließenden Quellen der katholischen Weltanschauung, zu der sich die Masse ihrer Wähler bekennt. Die katholische Weltanschauung ist nicht individualistisch. Sie konnte sich äußerlich mit dem Konstitutionalismus abfinden, ihn sogar in Staaten mit pro-

testantischer Bevölkerungsmehrheit für ihre Zwecke gebrauchen. Innerlich blieb er ihr zuwider. Sie hatte von je ein geistiges Verhältnis nur zu der organischen, das Volk als Einheit auffassenden germanischen Staatsanschauung, die nichts von Parteien weiß, sondern eine ständische Ordnung voraussetzt. Eben darum ist in der Zentrumspartei das Verständnis für die Erneuerung des Ständetums und für die Wiederverschmelzung der in Atome auseinander gesprengten nationalen Gesellschaft zu einem Volke trotz alles konstitutionellen Gebahrens immer wieder hervorgebrochen. Eben darum hatte die Partei auch jederzeit für Männer wie Schorlemer-Alst, Huene und Loë Platz. Daher konnten endlich dank der Berührung mit ihr die christlichen Arbeiter dem ganzen, auf das politische Parteiwesen eingestellten und vom Konstitutionalismus in seinem politischen Verhalten beherrschten Sozialismus erfolgreich die Stirne bieten und der übrigen Arbeiterschaft auf dem Wege der Entfaltung des ständischen Bewußtseins und im Begreifen der gesamtständischen Bewegung unserer Tage weit voraneilen. Demnach erleben wir heute das seltsame Schauspiel, daß sich die Reichstagsfraktion der Zentrumspartei, wenn schon nicht ohne Zögerungen, mit der Linken zur ersten entschlossenen und folgerichtigen konstitutionellen Mehrheitsbildung auf deutschem Boden zusammenfindet, die preußische Landtagsfraktion dagegen an der Wiedereinfügung ständischer Elemente in unser Staatsleben mitarbeitet, um die konstitutionelle Wirkung des gleichen Wahlrechts in Preußen abzuschwächen.

Wird der Zwiespalt überwunden werden? Wird die Synthese der ständischen und konstitutionellen Bewegung glücken, wie die Synthese der einzelstaatlichen Überlieferungen und des Strebens nach dem Nationalstaate gelungen ist? Schon im Dezember 1830 schrieb Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen an seinen Freund und Schwager, den Prinzen Johann von Sachsen: ‚Mein Ideal ist immer, daß in großen und geschichtlichen Städten die Stadtverordneten zur Hälfte nach Distrikten und zur Hälfte von den Korporationen gewählt werden.' Der Gedanke des Kronprinzen soll jetzt nach fast einem Jahrhundert auf den ganzen Preußischen Staat angewandt werden und in der Nebeneinanderordnung der beiden Kammern Gestalt gewinnen. Aber er wird es nur, wenn unser politisches Denken, nicht das des einzelnen, sondern die großen, durch die Massen hindurchgehenden Strömungen, viel strengere Anforderungen nach Klarheit als bisher an sich zu stellen lernen werden, und wenn die, welche klar sehen, eine den Schwierigkeiten der Aufgabe angemessene Willenskraft an die Lösung setzen. Andernfalls werden wir binnen kurzem um so tiefer in die Wirrnisse des konstitutionellen Parteiwesens zurückgeschleudert werden und auf unabsehbare Zeit in die Knechtschaft von Mehrheitsregierungen geraten.

# Die letzten Schäferspiele / Historische Pastelle
Von Karl Linzen

## II.
## Ein Schreckensmann.

Camille Desmoulins war geboren 1760 zu Guise in der Picardie und gehörte wie sein Freund Danton und wie Robespierre ursprünglich dem Advokatenstande an. Es wäre wohl interessant, einmal den Anteil der einzelnen bürgerlichen Berufe an der Revolution festzustellen und zahlenmäßig zu erweisen, wieviele unruhige, für Menschenrecht und Demagogentum schwärmende Köpfe aus der staubigtrocknen, überheizten Luft der Advokaten- und Notariatsstuben hervorgegangen sind; wieviele Tiraden des Umsturzes und Tyrannenmordes im Café Royal und in den Sektionen von Lippen kamen, die sonst gewohnt waren, vor Gericht mit schläfrig näselnder Stimme die Angelegenheiten einer zahmen bürgerlichen Rechtsordnung zu erörtern oder so friedliche Geschäfte wie Grundstücksübereignungen und Ehekontrakte einzuleiten. Und wenn man bei näherem Zusehen vielleicht entdecken würde, daß die Mehrzahl der Rechtshüter, die in das Jakobinerlager abschwenkten, in ihrem Berufe nur wenig beschäftigt waren oder gar in zerrütteten Verhältnissen lebten, dann sollte man sich auch nicht wundern. Die großen und begeisterten Schicksalsverbesserer gehen fast niemals aus den Reihen der Wohlgenährten, Zufriedenen und Satten hervor. Um so seltene, delikate und welthistorische Eier wie die einer allgemeinen gesellschaftlichen Umwälzung auszubrüten, bedarf es vieler aufgezwungener Mußestunden und eines langen, womöglich vom Magen aus genährten Ingrimms.

Wenn man diese Gedankenfolge berücksichtigt, so erscheint es verständlich, warum Camille Desmoulins berufen war, in dem theaterhaften Vorspiel der Revolution, das unter den Kastanien im Palais Royal stattfand, der Hauptakteur zu sein. Er war häßlich von Gestalt und stotterte. Die Pariser rissen sich durchaus nicht darum, diesem unbekannten Baccalaureus aus der Provinz, der jeden seiner Sätze mit einem stammelnden ‚hon-hon‘ begann, ihre Prozeßsachen anzuvertrauen. So kam es, daß Camille Desmoulins, als die Zeit reif war, schon manches Jahr in Paris als Einsiedler und Sonderling verbracht hatte. Von den Beziehungen, die das Leben eines tätigen Bürgers mit dem seiner Stadt verknüpfen, konnte bei ihm keine Rede sein. Wie eine schläfrige Drohne klebte er gleichsam nur an der Außenseite des gewaltig summenden Bienenkorbes. Zu dem schiefen Gebälk seiner Dachkammer im Hôtel de Pologne — rue Saint-André des Arts — drangen die Töne der Straße nur gedämpft und verworren herauf. Bei Tage schrieb

Camille für ein Hungergeld, das er von den glücklicheren Kollegen empfing, Gesuche ans Gericht ab. Er starrte bei Nacht in den Mondschein und sah, wie Kater und Kätzin sich drüben auf der krummen Giebelzeile ein Stelldichein gaben.

In dem Gehirn dieses begabten Stiefkindes der Gesellschaft lebte die antike Welt. Nicht umsonst hatte Vater Desmoulins, der als königlicher Polizeibeamter zu Guise die Traditionen des alten Frankreichs hochhielt, aber für eine Familie von sieben Köpfen etwas knapp in den Mitteln war, sich zugunsten seines Ältesten um eine Freistelle in Louis-le-Grand beworben, dem berühmten Kolleg, dessen Luft von spartanischer und altrömischer Herbheit damals auch gerade der junge Robespierre atmete. Über diese frühe Studienzeit hat Camille sich später mit den Worten geäußert:

‚Man erzog uns in dem Edelsinn der Republik, um uns dann in der Verworfenheit der Monarchie und unter der Regierung von Claudiussen und Vitelliussen leben zu lassen. Unvernünftige Regierung, die da meinte, wir könnten uns für die Väter des Vaterlandes, des Kapitols begeistern, ohne die Menschenfresser in Versailles zu hassen; wir könnten die Vergangenheit bewundern, ohne die Gegenwart zu verdammen.‘

Es war die Zeit, in der man die antiken Vorbilder wie einen Rausch genoß; da der junge Saint-Just eines Tages in Blérancourt, um den großen Mucius Scävola nachzuahmen, vor allem Volke den nackten Arm über eine Flamme hielt und schwur, daß er lieber verbrennen als je das Vaterland vergessen wollte.

War es danach ein Wunder, wenn der beschäftigungslose Advokat, der in der Dachstube des Hôtel de Pologne Morgentoilette machte, sich mit leisen Selbstgesprächen unterhielt? Daß er die Bürgertugenden eines Brutus und Cato feierte? Daß er, die Hände ins Wasser tauchend, einen Fluch gegen den Tyrannen von Syrakus erfand — das Halstuch knotend mit warmem Herzen der beiden Gracchen gedachte —, beim Haarkämmen einen Segen über die Mörder Cinnas flüsterte? Ein groteskes Bild — aber es entspricht der Zeit — wie dieser Dürftige und Einsame, der während der Morgensuppe von einem Hoffest in Versailles, von den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit gelesen, plötzlich aufspringt und mit der Faust die Tischplatte bearbeitet!

‚Morbleu! — Zum Henker mit den Königen und Pfaffen!‘

Wer nun freilich annähme, daß Camille sich damals bloß in einer erträumten römischen Toga, im feierlichen Staatsgewand wohlgefühlt habe, der würde wesentlich irren. ‚Sein Gemüt war mild und weich,‘ — so sagt ein späterer Geschichtschreiber von ihm — ‚wenn auch seine Ansichten heftig und seine Scherze oft grausam waren.‘ Dieser strenge Patriot in der Dachstube des Hôtel de

Pologne hatte sein Arkadien, wo er, in ein ansehnliches Bocksfellchen gehüllt, oft und gern mit einer Panspfeife am umbüschten Strombett ruhte. Mit andern Worten: Camille Desmoulins liebte. Oder richtiger gesagt: Camille witterte damals die Liebe; er beschäftigte sich mit den Vorahnungen künftiger Leidenschaft.

Um die Stunde des Abendrots lehnt er am Fenster seiner luftigen Behausung und hat behutsam die Gardine zurückgerafft, um einen Blick nach dem gegenüberliegenden stattlichen Gebäude zu gewinnen. Er atmet kaum. Drüben in dem Dämmer des Zimmers kann er allerlei unterscheiden, was auf bürgerliche Wohlhabenheit, ja Reichtum schließen läßt: zierliche Möbel, Vergoldungen und Schnitzwerk, eine Simsuhr, etwas Porzellan. Camille sieht das alles keineswegs deutlich; es ist mehr noch ein Erraten und gewährt den Reiz des Geheimnisvollen. Auch die Silhouette des feinen, schmächtigen Kindes — oder ist sie schon Jungfrau? — gibt dem Auge nicht eben viel. Nur manchmal, wenn die schwindende Sonne noch eben einen Blick in das Nachbarfenster tut, dann sieht Camille plötzlich drüben sekundenlang ein Blond wie Goldgespinst aufbrennen. Und dann fühlt er zwischen dem Gehusch von Licht und Dunkel sein Herz klopfen.

Solche Wahrnehmungen machen unruhig. Bald begegnet er dem Nachbarstöchterchen auf der Straße. Lucile Duplessis hat einen sehr ansehnlichen Beamten der staatlichen Finanzkontrolle zum Vater. Camille, der bei seinen Freunden ‚der Schöne' heißt, aber mit fünfundzwanzig Jahren schon das faltige, vergrämte Gesicht eines Satyrs hat, erschrickt zuerst vor der nahen Lieblichkeit seiner blutjungen Nymphe. Dann macht er kehrt und folgt den angebeteten Spuren mit der Schüchternheit eines Studenten, der dem ersten Abenteuer zuliebe die Vorlesungen schwänzt. Er sieht auch die Mutter und weiß nicht, welche er mehr bewundern soll: die knospende oder die schon reife Schönheit? Aber gleichviel — er wird bewundern. Im Jardin de Luxembourg, wohin Lucile mit ihrer Schwester und Madame Duplessis lustwandeln geht, wird er eine Bank ausfindig machen, an der die drei auf ihrem Heimweg vorüberkommen müssen.

Blond ist sie, und Augen wie schwarze Kirschen hat sie, diese kleine Lucile —

Und wenn der Moment dann naht und Luciles Amselstimmchen heranzwitschert — was tut wohl der Revolutionsgeier, der auf der Lauer sitzt? Wird er die Fänge recken? Werden die Augen erglühen von Beutelust? Ach nein, er duckt sich und faltet das graue Gefieder wie in Furcht zusammen. Auf den Kies starrt er wie ein Schuldbewußter, und die Bleifarbe seines Gesichtes weicht einer brennenden Scham.

Man stelle sich vor, wie Camille an den Abenden dieser kritischen Zeit seine Lagerstatt aufsucht. Er hat noch spät bei einem schlechten Licht in Rousseaus ‚Emile‘ oder in Montesquieus ‚Esprit des lois‘ gelesen und dann darüber nachgesonnen, ob die Verschworenen, als sie dem selbstherrlichen Cäsar ihre Dolche in den Nacken stießen, dem republikanischen Staatswesen in Wahrheit einen Dienst geleistet oder nicht. Das blecherne Gasthausschild des Hôtel de Pologne bewegt sich knarrend in der Nachtluft; auf den Dächern in der Nähe singen mit schon wohlbekannten Stimmen ein paar Kater des quartier latin, und gegenüber ragt, vom Vollmond aus dem bläulich webenden Dunst herausgehoben, der Giebel des bewußten Nachbarhauses wie ein gewaltiger Silberbarren.

Blond — und Augen wie schwarze Kirschen! Ein Schurke, wem soviel Unschuld und Lieblichkeit nicht das Herz verstörte!

Camille fröstelt unter der dünnen Decke. Er philosophiert. Oder richtiger: er sieht Bilder und Farben — er phantasiert. Eine halbvergessene Szene wird ihm wieder lebendig. Er war eines Tages in seiner dürftigen Kleidung nach Versailles hinausgebummelt. Es war wohl die Unruhe des Herzens und eine unbestimmte Lust nach einem Abenteuer, die ihn dorthin — in die ‚Höhle des Löwen‘ — getrieben. Mit der Scheu des Eindringlings setzt er den Fuß in den Park, tastet sich eine der schnurgeraden Alleen entlang, lehnt an einem stillen, hellen Wasser und erschrickt, als er plötzlich sein Satyrgesicht neben dem einer marmornen Nymphe gespiegelt sieht, steht endlich vor dem großen Trianon, wo Frau von Maintenon vor Zeiten Hof gehalten hat. Der junge Camille ist geschichtskundig. Er weiß, daß dieser Boden, den seine Füße berühren, feucht ist von den Tränen eines Volkes. Daß in den dunklen Hecken umher alle Todsünden kauern. Ihn friert in der Pracht. Ein Taubengegirr, das der Wind von den Bäumen herabweht, regt ihm die Galle auf. Er möchte die Luft, die er atmet, ausspeien. Sich davonstehlen — fliehen — rasch — rasch! Aber um seine Füße liegt es wie Ketten — es ist eine unsichtbare Gewalt, die den Kopf des Tyrannenfeindes nach rechts drückt. Dort steht nämlich ein junger Mensch — kaum älter als Camille. Ein Grandseigneur, ein Prinz, ein Herzog — was weiß der Ärmste? Noch ganz in dem alten schimmernden Stile gekleidet: coiffure grecque carrée mit vier Locken und gedrechseltem Haarbeutel. Halsbinde aus Musselin; die Hände von Spitzenmanschetten umwogt, deren jede ein kleines Landgut wert ist. Auf dem Rock von violettem Atlas dicke Goldstickerei, die Weste mit Granatblumen übersät. Seidene Kniehöschen, weißer Federhut und ein Degen, mit dem man keinen Sperling töten könnte. Der Adonis lehnt in zierlich nachlässiger Positur und hält ein Buch — vielleicht ist es Louvet de Couvrays schlüpfriger Roman

‚Les amours du Chevalier de Faublas‘, und diese geschürzten, angenehmen Lippen, auf denen ein merkwürdiger Ausdruck des Schmekkens und Genießens wohnt, haben gerade daraus vorgelesen. Und das junge Frauenzimmerchen, das daneben auf einem Goldschemel hockt, hat natürlich zugehört. Eine Gräfin, ein adeliges Spielkätzchen — wer weiß? —, eine Hofdame dieser schäkernden Königin aus Habsburgs Blut, der Marie Antoinette? Im Rasen liegt ein breiter Hut mit Schwungfedern und Blumen — üppig wie die hängenden Gärten der Semiramis. Sie starrt, die süße Canaille — und der Adonis starrt — beide starren sie mit höflichem Befremden auf den Eindringling, der sich wie ein mißfarbener Faun in ihr Schäferstündchen hereingestohlen hat. Stilwidrig wirkt er in dieser Umgebung — der vagabondierende Baccalaureus in seiner abgeschabten Pächterkleidung à la Vicar of Wakefield. Zwei Augenpaare kreuzen sich halb hochmütig und verächtlich, halb belustigt mit den gramvollen Blicken des Pariser Pflastertreters. Eine Sekunde später ist Camille hinter die geschorene Wand entwichen. Hinter ihm bleibt das Girren der Tauben in den Bäumen und ein leise spöttisches, klirrendes Lachen.

Wartet, ihr seidenen Püppchen, ihr Nippes-Menschen, ihr Atlasröcke und Haarbeutel! Wenn die Stunde voll ist, dann wird die misera plebs in den finstern Gassen von Paris aufbranden wie ein zornig empörtes Meer. Zu den Tischen, den Himmelbetten der Gekrönten und Reichen wird es hinanschäumen, das Meer der in Armut Gekreuzigten. Dann weh euch Verfluchten!

Ein anderes Bild. Auf der feuchten Landstraße zwischen Paris und Noyon rattert die Postkutsche. Camille sitzt darin. Der Wind bläst in den Ebereschen. Am Rande des Stoppelfeldes steht die Mondscheibe groß und rot.

Camille reist nach Guise. Er hat sich wieder einmal gegen vier Monate in Paris durchgehungert und möchte seinem schlaffen Magen daheim am väterlichen Brotschrank ein Gutes tun. Wenn er rechts durchs Fenster blickt, dann sieht er die Schattensilhouette der Pferde, des Postillions und der ungefügen Kutsche auf der schwachbeleuchteten Straße dahineilen.

Spät in der Nacht passiert die Post das Torhäuschen von Guise. Vater Desmoulins erscheint in der Schlafmütze, ein Windlicht in der Hand.

‚Du bist's — Camille?‘

Das klingt nicht barsch — nicht freundlich. Mit leichtgerunzelter Stirne mustert der Königliche Zivil-, Kriminal- und Polizei-Generalleutnant des Amtsbezirks Vermandois den unerfreulichen Sohn und Kostgänger. Der hat, nach kühlem Gruße hinter dem Alten die Treppe hinansteigend, das bittere Gefühl des Fremdseins. Und

das schuldbeladene des Schmarotzers. Aber oben im Flur riecht er das väterliche Hausbrot — spürt auf der Zunge diesen besondern Geschmack nach Anis Pimpinelle —

Ha — elendes Leben! Verdammter Hunger! Jetzt lag man hier fünf Stockwerk hoch im reichen Paris. Man lag in einem sehr unzulänglichen Bette, hungerte und fror! — Und haßte! — Und träumte!

Zu dem Amselstimmchen, zu dem zarten, blonden Nymphlein drüben im vornehmen Nachbarhause träumte der schlaflose Camille hinüber. Seine Gedanken waren ein unruhiger Strom, der zwischen den Gestaden Armut und Reichtum dahinwogte.

Und Camilles Freund, der alte Mond, stieg wieder zum Fenster herein und machte die Armut prächtig. Da standen die Kattunvorhänge wie steifer Brokat; wie von getriebenem Silber die Waschkanne; das Becken voll badender Elfenleiber.

* * *

Wenn die Nachtluft gerade von Norden her über die Seinebrücken weht, dann kann Camille in dem Chor der schlagenden Uhren auch die Glocke der alten Hofkirche St. Germain-l'Auxerrois unterscheiden. Die Geschichte des Gotteshauses verliert sich zurück bis in die graue Zeit der Merowinger. Diese fromme Glocke ist eine Sturmglocke. Sie hat ihren Erzmund geöffnet und das Signal gegeben zur Ermordung der Hugenotten damals in der Bartholomäusnacht. Camille sitzt im Bett und lauscht ihrem dumpfzitternden Ton, dem er anzuhören meint, daß der Klöppel klebrig sei von Blut. Er schauert und fiebert. Sein Geist ersinnt neue Bartholomäusnächte.

Wie lange soll dieses verruchte Leiden noch dauern? Dieses Dasein der Unterdrückung, ohne Glanz und Ehre? Wie lange der Volksfeind, dieser Louis Capet, seinen nichtigen Königsmantel noch über das tränennasse Frankreich schleifen? ‚Quousque tandem, Catilina' — wie lange noch?

Der Revolutionär hat sich aufgerichtet. Seine Augen glühen. Das Hemd umhüllt den ausgestreckten hageren Arm wie eine Toga; die schrägen Wände der Dachkammer fliehen im Mondschein zurück und weiten sich zu einem geisterhaften römischen Senat. Mit heiserer Stimme ruft Camille:

‚Ceterum censeo — Lutetiam esse delendam! — Ja, Paris — dieses Paris der gesellschaftlichen Ungleichheit — das Paris der Schlemmer und Üppigen — des Königtums — der Feudalprivilegien und Pfaffen — es muß verschwinden, vom Erdboden verschwinden! — Und die Menschheit muß aufstehen — neugeboren, sittenrein und herrlich —'

* * *

Im Palais Royal, dem Tummelplatz der vergnügten Pariser, ging es am 12. Juli 1789 besonders geräuschvoll zu. Es gab wichtigere Dinge als flirrende Geigen und hübsche Demoisellen. Der Fall Neckers, des Staatsministers, in Ungnade und Verbannung hatte sich soeben wie ein Lauffeuer verbreitet. In dem Tumult von mehr als zehntausend Menschen — exaltierte Patrioten, Philosophen und Studenten, Feinschmecker der Geschichte, Kommis, Advokaten ohne Bureau, Zuhälter, Freudenmädchen, politische Weiber, Maler und Malermodelle, Ärzte, die nie an ein Krankenbett gerufen worden, Leute, die weiter nichts als das Geheimnis ihrer Existenz mit sich herumtrugen —, in dieser brodelnden Hefe des dritten Standes, stieg plötzlich ein junger Mann, dem der Magen vor Hunger kollerte, auf einen Tisch, hielt eine Pistole hoch und rief mit Feuer:

‚Bürger, es ist kein Augenblick zu verlieren! Die Entlassung Neckers ist die Sturmglocke zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten. Noch heute abend werden alle Schweizer und deutschen Bataillone aus dem Marsfeld hervorbrechen, uns zu erwürgen. Nur eine Rettung bleibt uns: die Waffen!‘

Er hatte nur bei den ersten Worten gestottert und dann ganz fließend geredet. Sein Gesicht brannte vor Eifer und Anstrengung.

Tosender Beifall unterbrach Camille. Der sprang vom Tische, pflückte ein frisches Baumblatt ab und steckte es sich als Kokarde an den Hut. Der Pöbel, seinem Beispiel folgend, plünderte die Kastanien im Palais Royal, bis sie fast ganz entlaubt standen, und zog mit wüstem Gejohle vor das Haus des Bildhauers Curtius.

Diese Handlung bezeichnete den Beginn der eigentlichen Revolution. Am übernächsten Tage war der Sturm auf die Bastille.

Es war der empfindsame junge Mann aus der Dachkammer des Hôtel de Pologne und von der Bank im Jardin de Luxembourg, der so die Leidenschaften des Pöbels entfesselt hatte; auf dessen Haupte die Blutschuld der Septembermorde ruht. Er war es, der das furchtbare Mühlrad, das in der Folge, von Sturzbächen Blutes gewälzt, Frankreichs edelstes und reifstes Menschenkorn zermahlen sollte, zuerst ins Drehen gebracht. Die Weltgeschichte hat dafür sein Andenken verflucht.

Konnte er sich nicht an seinen verliebten Träumereien genügen lassen? Mußte er die verruchte nächtliche Backarbeit tun und von langer Hand im Geiste die Brotlaibe formen, die dann in die ‚grandes fournées‘, in die glühenden Backöfen der Revolution, geschoben wurden?

Die Stunde der Schicksalswende schien gekommen. Schon früher — nach Einberufung der Generalstaaten — war Camille nach Guise geeilt, um sich dort als Deputierter aufstellen zu lassen.

Aber weder Vater Desmoulins noch seine Mitbürger hatten sich für den politischen Camille zu begeistern vermocht. War er nicht der Verfasser giftiger Satiren gegen das Königtum? In den Augen so ehrbarer Leute wie derer von Guise ein wildgewordener Zeitungsschreiber, ein entgleister Taugenichts, aber nimmermehr ein ernsthafter und gesetzter Mann? Mit einer Niederlage beladen, war Camille nach Paris zurückgekehrt, in einer mehr als unfreundlichen Stimmung gegen die Philister in seiner Heimat, ‚die zu den Antipoden der Philosophie und des Patriotismus gezählt werden müssen‘. In einem Briefe an seinen Vater hatte damals der bittere Satz gestanden: ‚Einer meiner Kameraden (von Louis-le-Grand) ist glücklicher gewesen als ich. Das ist de Robespierre, der in Arras zum Abgeordneten gewählt wurde.‘

Immerhin — Camille hatte Druckerschwärze gerochen und war ein Freund des großen Journalisten Mirabeau geworden, der ihn zu üppigen Mahlzeiten einlud und ihn einen Marasquinwein oder Muskateller von einem gewöhnlichen Rachenputzer, eine Trüffelpastete von einem Portierfrühstück unterscheiden lehrte.

‚Wir sind dicke Freunde geworden‘ — schreibt er über Mirabeau — ‚wenigstens nennt er mich seinen lieben Freund. Alle Augenblicke ergreift er meine Hände und pufft mich zärtlich mit der Faust. . . . Er kommt mit einer ausgezeichneten Gesellschaft zum Speisen, und zuweilen ist auch seine Maitresse dabei, und da trinken wir vorzügliche Weine. Ich fühle, daß diese feinen und opulenten Mahlzeiten mich verderben werden. . . .‘

Camilles Bedürfnisse sind gewachsen, aber sein Wohlstand hat sich nicht verbessert. Es kostet ihn auf der einen Seite alle Mühe, nach den herrlichen Schlemmereien dann seine ‚republikanische Härte wieder aufzunehmen und die Aristokraten zu verachten, deren Sünde es ist, ihr Herz an so vorzügliche Mahlzeiten zu hängen‘. Anderseits hat das Mißverhältnis zwischen seinem Geldbeutel und den Ansprüchen, die er als Feinschmecker und geehrter Mann an das Leben zu stellen sich berechtigt glaubt, seinen Ingrimm zweifellos noch gesteigert. Er ist schon der berühmte Verfasser des ‚La libre France‘ und des ‚Le discours de la lanterne aux Parisiens‘, als er an seinen Vater in Guise schreibt: ‚Ihr würdet mich verbinden, wenn Ihr mir Hemden und zwei Paar Bettücher schicktet. Ich dachte auch, daß Ihr gesonnen wäret, mir mit fünf oder sechs Louisdor unter die Arme zu greifen. . . .‘

Ein tragikomischer Kampf, den dieser Urheber einer der gewaltigsten Umwälzungen, welche die Geschichte kennt, um Hemden und Bettücher führt.

Vater Desmoulins bleibt kalt wie Eis. Er hüllt sich in Schweigen. In dem idyllischen Provinznest, wo der Sonnenschein

auf den Gärten liegt und die Schwalben um die alten Rauchfänge zwitschern, als sei nichts geschehen — in den frommen Stuben von Guise, wo die Kruzifixe und durchstochenen Herzen an der Wand hängen und die kleinen Weihwasserbecken an jedem Samstagabend frisch gefüllt werden — im ganzen Landesamt Vermandois hat man das rechte Gefühl für die furchtbare und folgenschwere Sünde, die der Pflastertreter Camille Desmoulins auf sich geladen, als er am 12. Juli im Palais Royal unter den Kastanien stand und die prasselnden Brände seiner Beredsamkeit in den aufgehäuften Zündstoff warf.

Abermals und vollkommen harmlos schrieb Camille an den Königlichen Zivil-, Kriminal- und Polizei-Generalleutnant des Amtsbezirks Vermandois: ‚Alle Zeitungen haben mir Weihrauch gespendet.... Diese Berühmtheit knüpft sich aber leider an mein natürliches Schamgefühl, meine Notlage sehen zu lassen. Ich wage sie nicht einmal Mirabeau zu bekennen.... Der Lärm, den meine Arbeiten verursachten, hat mir meine Gläubiger auf den Hals gehetzt. Sie haben mir nichts übrig gelassen.... Werdet Ihr so grausam sein, mir ein Bett und ein paar Bettücher zu verweigern? Bin ich denn ganz ohne Besitz und Familie? Ist es denn wahr, daß ich weder Vater noch Mutter habe? Seit sechs Jahren schon verfüge ich nicht einmal über das Nötigste.... Und wenn ich denke, daß meine Zukunft gerade an dem Besitz einer eigenen Wohnung hängt! Daß ich als Inhaber einer Wohnung Präsident, Distriktskommandant, ja Repräsentant der Gemeinde Paris hätte werden können, wogegen ich jetzt nur ein ausgezeichneter Schriftsteller bin. Es ist mir leichter gefallen, eine Revolution hervorzurufen, Frankreich aufzuwühlen, als von meinem Vater ein für allemal die Summe von fünfzig Louisdor zu erhalten.... Ihr habt mir immer vorgerückt, daß ich ja auch noch Brüder habe! Ja, aber es besteht da der Unterschied, daß mir die Natur Flügel geschenkt hat und daß meine Brüder nicht wie ich die Kette der Bedürfnisse, die mich auf der Erde festhielt, fühlen konnten.... Wollt Ihr mir wirklich ein Bett verweigern? Ich erfreue mich in Paris einer gewissen Berühmtheit. Man zieht mich über Staatsangelegenheiten zu Rate, man lädt mich zur Tafel.... Es mangelt mir nur eine Wohnung. Ich bitte Euch inständigst, helfet mir! Sendet mir sechs Louisdor oder doch ein Bett!‘

* * *

So Gehässiges, so boshaft Witziges und Pikantes wie die Zeitschrift ‚Les révolutions de France et du Brabant‘ hatten die Pariser noch nicht gelesen. Dieser Camille Desmoulins bemeisterte das Instrument der Sprache als eleganter Causeur so wunderbar treffsicher wie als Erfinder von Bänkelsängertönen. Er ließ Redeblumen blühen,

deren heiterem Schimmer und prächtig flammenden Farben man nicht ohne weiteres ansah, daß ihre Früchte von Henkersfäusten in blutschwimmenden Schalen kredenzt werden würden.

Die furchtbare Waffe, womit Camille dem Königtum zu Leibe rückte, war die des Spottes. Er tauchte, was er vernichten wollte, zuvor in Lächerlichkeit. Er liebte die grimmigen Späße, die beißenden Sarkasmen — Späße von jener Art, über die man nicht lachen kann, weil man zugleich erschrickt. Er sägte die ehrwürdigen goldenen Gebälke durch, auf denen der Thron ruhte, zerschlitzte die kostbaren Polster und zeigte das Werg, womit sie gestopft waren, den wiehernden Vorstädtern. Seine Wortspiele waren Trommelstöcke, deren scharfer Wirbel in die weiche Stickluft der Boudoirs drang, sein Plebejerhohn der zackige Morgenstern, der bald genug an die Tore der entferntesten Adelsschlösser dröhnte.

In dieser Zeit wilden Schriftstellertums war Camille als Privatmann gerade sehr sanft und glücklich. Sein Freund Fréron — der beste, den er je besessen — hatte ihn in die Familie Duplessis eingeführt. Es war das wohlbestallteste und ehrenwerteste Bürgerheim, das man sich denken kann. Monsieur Duplessis, selber aus armen Verhältnissen hervorgegangen, der Typ des Mannes, der da weiß, was ein Amt und eine gute Rente im Leben bedeuten; der aber auch im Schlucker das ehrliche Streben und die Hoffnung der Zukunft achtet. Madame Duplessis schaltete neben ihm als schöne, noch unverblühte Gattin. Eine sehr natürliche und gastfreundliche Dame, gerade in jenem Alter stehend, das einem gewissen weiblichen Zauber eher nützlich als schädlich scheint und von dem ein Duft der Reife ausgeht wie von einem edlen, abgeklärten Wein.

Und nun erst Adèle — und nun erst das blonde, schwarzäugige Nymphlein Lucile!

Dieser verbummelte Advokat und berühmte Journalist, dem das Schicksal so geizig den Besitz etlicher Hemden und Bettücher vorenthalten, dieser Dachstubenbewohner, in dessen Herzen sich schon ein ansehnlicher Tümpel Hagestolzenbitterkeit angesammelt hatte, er sah sich nun auf einmal als Gast in einem behaglichen Heime. Es ließ sich an Herbstabenden, wenn draußen auf den Boulevards der Wind die dürren Blätter zusammentrieb, zwischen anmutigen Frauen vor einem Kamin mit Messinggitter und Marmorsäulchen plaudern. Nichts von Revolution, nichts von Zeitung und Konstituante — mein Gott, mit schönen Frauen redet man von andern Dingen! Von einer Bootsfahrt vielleicht mit Lampen und Gesang auf der dunklen Seine, vom Frühling und vom Sommer und von den Annehmlichkeiten des Landlebens.

Ja, Papa Duplessis besitzt ein stattliches Landgut in Bourg-la-Reine. Fréron kennt es bereits, aber Camille malt es sich an

diesen Herbstabenden am Duplessisschen Kamin in seinen Träumen aus. Wie reizend die siebzehnjährige Lucile davon zu plaudern, wie lebendig sie alles zu schildern weiß! Hier ist die Allee von beschnittenen Linden — dort die moosüberzogene Steinbank — dort der alte, prächtige Nußbaum. Camille ist so gelehrig, daß er bald schon den ganzen Gutsplan mit dem Finger auf die Chinatapete hätte zeichnen können. Der alte Ziehbrunnen, der Pferdestall, der Kuhstall spielen eine gewisse Rolle. Natürlich ist auch ein hübscher Weingarten da. Die Wirtschaftsgebäude sind so unwahrscheinlich sauber und zierlich, daß sie eher den niedlichen Schäfereien im Trianon gleichen als einer wirklichen Meierei mit Verwaltungsbüchern, aus denen alljährlich ein erklecklicher Nutzen herausgerechnet werden soll. Um Pfingsten herum ist die Geißblattlaube so üppig, daß man darin fast im Dunkeln sitzt, auch wenn die Sonne scheint, und dann blühen zur selben Zeit gerade die Kastanien. O was für herrliche, große Bäume mit Riesenblättern und vielen tausend aufgesteckten weißen und rosa Blütenkerzen! Und wenn es ein wenig weiter in den Sommer hineingeht, dann trägt der warme Mittagswind den feinen Duft der Ackerwinden herüber; von der andern Seite aber — vom Garten her — kommt geschwommen, in Wogen gerollt ein schwüler und schwerer Rosengeruch, der sich manchmal aufs Herz legt und es so traurig macht. — Um Mittag ist es still und heiß. Dann geht der liebe Gott in einem weißen Sonnenmantel durchs hohe Korn, und wo er die Vateraugen hinwendet, da werden die Ähren dunkelgolden und neigen sich vor Schwere. Zu dieser Zeit setzt sich auf Bourg-la-Reine der alte Gaspard vor den Brunnenstein und fängt an, die Sensen zu dengeln.

Das waren so Träume, die das blonde Kind mit den dunklen Kirschaugen dem lächelnden Camille am Kaminfeuer malte. Träume künftiger Sommerlust — Schäferträume! Der Nachtwind wehte von Norden her über die Seinebrücken, und manchmal hörte man in dem Chor der schlagenden Uhren auch die Glocke der alten Hofkirche St. Germain-l'Auxerrois mitsummen. Die Schicksalsglocke — die Blutglocke! Und jedesmal, wenn Papa Duplessis ein Buchenscheit in die Glut warf, dann begann die Flamme, vom Winde gepreßt, zu trommeln und Generalmarsch zu schlagen. Und zwischen den Menschen, die vertraut in der Stille saßen, wandelte für Augenblicke der Schrecken.

Der in diesem Kreise als Gast weilte, der artige, junge Mann, war mit den wilden, lärmvollen Szenen, die sich draußen ereignet hatten, durch einen sehr nahen Zusammenhang verbunden. Er gehörte zu dem Klub der Cordeliers, der in dem verlassenen Kloster der regulierten Franziskaner tagte und den Jakobinerklub an Gewalttätigkeiten überbot; er war der wichtigste Stuhlgenosse eines Marat,

Danton, Hébert. Papa Duplessis wußte, daß er diesem Gaste Höflichkeit schuldig war — zum mindesten die Höflichkeit der Furcht. Zuweilen formte diese Stimme, die sanft und weich war, ohne recht erkennbaren Anlaß einen Sarkasmus, vor dem man zusammenzuckte. In solchen Sekunden waren Camilles Augen kalt und starr; die Ohren schienen sich wie Wolfsohren zu spitzen und hinauszuhorchen auf einen geheimnisvollen neuen Lärm.

Lucile verstand von der garstigen Politik so viel wie nichts. Dieser sonderbare Mann, der beim ersten Wort fast regelmäßig stotterte und sie dann so scheu und hilflos anblickte, dieser Herr Camille Desmoulins hatte blasse, durchsichtige Hände, und die Landluft würde seinem hageren, grauen Gesicht entschieden guttun. Ob es wohl wahr werden würde, daß sie alle — Papa und Mama nebst Adèle, Freund Fréron und Monsieur Desmoulins — daß sie zusammen wie eine glückliche Familie im nächsten Frühling nach Bourg-la-Reine gehen würden?

Es wurde wahr. Als die Veilchen verblühten, da tranken Camille und die andern ihren Kaffee unter dem jungen Grün der Kastanien von Bourg-la-Reine. Im leichten Abendnebel erging man sich lustwandelnd auf den Wiesen und stand vor dem Schlafengehen noch einen Augenblick im Kuhstall, wo es nach frischer Milch duftete.

Dieser hagere Revolutionär sollte Fett ansetzen. So war es in Luciles blondem Köpfchen beschlossen.

Es war Camilles Liebesfrühling. Er vollbrachte seiner Häßlichkeit und Armut, Luciles Reichtum und Schönheit zum Trotz das Wagnis und gestand ihr eines Tages seine Liebe. Das junge Geschöpf befand sich im ersten Dämmer der Gefühle, die aus Süßigkeit und Pein gemischt sind; sie liebte den Ueberschwang und das Romanhafte. Schon längere Zeit führte sie ein Tagebuch. Darin waren Stellen eingetragen wie folgende: ‚Ein Licht und ein Löschhorn sind auf meinem Bette, und ich lösche aus, sobald ich Schritte höre.‘ Oder: „. . . Ich bin nicht verliebt. Wann werde ich denn lieben? Man sagt, daß jedermann lieben müßte. Werde ich dann wenigstens lieben, wenn ich einmal vierundzwanzig bin? Ich muß wohl aus Marmor sein. Ach! Welch sonderbares Ding ist doch das Menschenleben!‘

Man hat uns nicht überliefert, ob das Nymphlein gleich in der ersten Stunde zitternd vor Seligkeit in die Arme des Satyrs gesunken ist. Aber von Marmor war sie nicht. Wenig später schrieb Lucile an Camille: ‚Ich wage nicht, mir selber einzugestehen, was ich für Dich empfinde. Ich beschäftige mich nur mehr damit, es zu verbergen. Du leidest, sagst Du. Oh! Ich leide gewiß noch mehr. Dein Bild schwebt mir unausgesetzt vor der Seele; es ver-

läßt mich nicht. Ich forsche nach Deinen Fehlern. Ich finde und liebe sie. Sag' mir doch: Wozu sind alle diese Kämpfe? Warum mache ich ein Geheimnis daraus, selbst vor meiner Mutter? Ach, wenn sie es doch wüßte, wenn sie es erriete! Aber ich kann mich nicht entschließen, es ihr zu gestehen.'

Es ist das übliche Bild: die Mutter die Vertraute, der Vater der Widersacher der Liebenden. Papa Duplessis konnte sich dank seiner besonnenen Einbildungskraft natürlich einen idealeren Schwiegersohn vorstellen als diesen unbemittelten Journalisten, mit dem es dazu politisch nichts weniger als geheuer war. Aber nach einem gewissen merkwürdigen Gesetze wird die Widerstandskraft der Väter in solchen Fällen fast immer gebrochen. Sicher wirkte mit, daß der wohlhabende Herr Duplessis, der Beamte der Königlichen Finanzkontrolle, diesem Gaste, der ein Königsfeind war, Höflichkeit schuldete — zum mindesten die Höflichkeit der Furcht. In der Nacht, wenn Papa Duplessis wach lag und sich den Fall durch den Kopf gehen ließ, dann unterschied er im Chorus der schlagenden Uhren auch die Glocke der alten Hofkirche St. Germain-l'Auxerrois. Wie Schicksalsdrohung lag ihr Summen in der Luft. Im Hause Duplessis gab es am 11. Dezember 1790 eine sehr stürmische Szene mit Flucht durch die Zimmer, Tränen und zärtlichen Beteuerungen. Camille selber weinte, als er die Braut in die Arme schloß, wie ein Kind.

* * *

Etwas Rätselhaftes und Unheimliches wittert um den ungleichen Bund dieses feinen und zierlichen Geschöpfes mit dem garstigen Revolutionär, der jetzt am umbüschten Strombett in Arkadien ruht und, von Bocksprüngen selig, sich die Lippen leckt. Geheimnisvoll bleibt die menschliche Natur in ihrem Widerspruche. Was war es wohl, was dieses Nymphlein so fest und innig an den stammelnden Satyr gekettet? Wenn man Luciles Bild von Boilly, das sich im Musée Carnavalet befindet, in Augenschein nimmt — diese spirituelle, seltsam reife und von einer süßen Schwermut überhauchte Physiognomie —, dann wird es nicht leicht, sich die Beziehung des zarten, jungen Mädchens zu dem radikalen Politiker klarzumachen. Am ehesten käme man vielleicht dem Probleme bei, wenn man auf den gewissen, leise kätzleinhaften Zug achtete, der sich in dem Antlitz ausdrückt und die Möglichkeit gibt, sich diese Mademoiselle Lucile Duplessis als ein allerliebstes Raubtierchen zu denken, das so gut zu schmeicheln wie die Krallen hervorzustrecken versteht.

Nur auf eine Möglichkeit, nicht auf Tatsachen, die irgendwie gewiß wären, soll hiermit angespielt sein. Camille besaß die sanftmütigste und zärtlichste Braut. Sein Glück war vollkommen. Und

wenn Brautstand und Ehe ein Wagnis in sich schließen, so war auf seiner Seite das kleinere, auf seiten Luciles das große. In Camilles Wesen trat der Widerspruch schreiend zutage. Lucile war vielleicht ein Kätzlein, aber der Mann mit dem ‚milden und weichen Herzen' war ein Zertrümmerer der staatlichen und kirchlichen Ordnung. Zwar beichtete er vor der Hochzeit ungemein fromm. Viele Jahre später hat Madame Duplessis, die Mutter der damaligen Braut, erzählt: ‚Lucile hatte keine blauen, sondern schwarze Augen, ähnlich denen ihres Vaters. Ich habe sie und Camille einige Tage vor ihrer Vermählung in meinem Wagen zu den Franziskanern geführt, wo ein Priester ihnen einem nach dem andern die Beichte abnahm, zuerst Camille und dann Lucile, die auf der andern Seite des Beichtstuhls wartete, bis sie an die Reihe kam. Sie beichteten mit solcher Vertrauensseligkeit und Treuherzigkeit, daß ich alles hören konnte....'

Ein seltsames Bild, dieser beichtende Schreckensmann! Aber man muß bedenken: die Führer der Revolution waren keine gemeinen Verbrechernaturen, sondern Fanatiker einer Idee. Sie wären zu einer andern Zeit und unter andern Umständen vielleicht Wohltäter der Menschheit geworden, und die nachfolgenden Geschlechter hätten ihr Gedächtnis gesegnet. Von Couthon zum Beispiel, der ein Krüppel war und sich mühsam in einem Rollstuhl fortbewegte, ist verzweifelt wenig Gutes zu sagen. Er war ohne Erbarmen. Aber diese Härte beruhte auf einem politischen Grundsatz. Zu Hause — fern von der Rednerbühne — trug dieser Gewaltmensch einen bequemen, weichen Schlafrock und schleppte mit Vorliebe ein junges Kaninchen umher, das er zärtlich mit Luzerneklee fütterte. Er besaß ein sanftes Gesicht, gute Manieren und einen umtadeligen Geschmack für Möbeleinrichtung. Tallien war ein Bücherfreund und von maßvoller Gesinnung. Er war es, der den Tiger Robespierre im Konvent an der Gurgel packte. Danton, den man den ‚Mirabeau des Pöbels' nennt, hatte einen Zug ins Hochherzige und Große. Er darf als der Heros unter den Revolutionären gelten. Während der Gemeinderat von Paris das Gemetzel vom 2. September vorbereitete, da rettete Danton alle, die sich an ihn wandten — sogar seine persönlichen Feinde. Es war seine Mäßigung und Menschlichkeit, die ihm von seiten der Triumvirn den Tod brachte. Die Freunde beschworen ihn zu fliehen. ‚Mir ist es lieber,' sagte er, ‚guillotiniert zu werden, als selbst zu guillotinieren. Übrigens ist mein Leben nicht der Mühe wert, und ich habe die Menschheit satt.' — ‚Aber du mußt fort!' — ‚Fort?' rief Danton und verzog seinen breiten Mund in Verachtung. ‚Nimmt man etwa das Vaterland an den Sohlen mit?' — Robespierre, der keinen Abscheu vor Blut hatte, war wenigstens unbestechlich und führte ein strenges Leben. Seine Ideale waren: ‚die Herrschaft des Volkes, Beamte ohne Hochmut,

Bürger ohne Lasten, Brüderlichkeit in den Beziehungen zu einander, Dienst der Tugend, Einfachheit der Sitten, Strenge des Charakters' — kurz, so ziemlich alle moralischen und republikanischen Vorzüge. Schade, daß dieser begabte Doktrinär darauf versessen war, sein Tugendschema auf eine so furchtbare Weise zu verwirklichen. Die Menschheit sollte geläutert werden durch Angst und Kerker. ‚Je mehr der Staatskörper schwitzt,' sagte im Wohlfahrtsausschuß Collot-d'Herbois, ‚desto gesünder wird er.' Alle Feinde der Freiheit mußten unter das Beil. ‚Nur die Toten kommen nicht wieder,' lautet ein Wort von Barrère. — In seiner Jugend war Saint-Just ein hübscher Bursche mit einem Antinouskopfe. Später hieß er bei seinen Freunden ‚der Apokalyptische'. Sein Antlitz hatte einen traurigen Ausdruck, sein Wesen war kalt und feurig zugleich. Der furchtbare Marat hatte Schriften über das Feuer, das Licht und die Elektrizität verfaßt und mit Voltaire einen gelehrten Streit geführt. Er war ein Asket. In unterirdischen Kellern saß er und verfaßte seine Blutschriften.

Auch Camille Desmoulins war zunächst nur ein Schwärmer gewesen. Sein Haß hatte dem alten König Tarquinius Superbus und dem Tyrannen von Syrakus gegolten und war erst dann auf die Bourbonen übergesprungen. Dieser Haß war ein politischer, kein persönlicher: er entstammte der Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit. Es war ein edler und großzügiger Haß. Ob er freilich ganz uneigennützig war? Camille hatte den Hunger kennen gelernt; er liebte seit seiner Freundschaft mit Mirabeau gewisse Leckerbissen und gute Tropfen. Aber nun hatte er eine Braut mit reichem Heiratsgut. Er war fabelhaft wohlhabend geworden. Er konnte sich die schönsten Möbel kaufen und eine Ministerwohnung mieten. Grund genug, um fortan ganz uneigennützig zu hassen. Und alle die menschlichen Schwachheiten von ganzem Herzen zu bereuen —

Camille beichtete also. Dieser hundertfach Blutschuldige stammelte dem horchenden Franziskanermönch, der hinter dem Gitter saß, seine Sünden mit einem wahrhaft herzbewegenden Eifer ins Ohr. Zweifellos hat Camille das, was ihm die Weltgeschichte zur Last legt, in seiner Beichte vergessen. Denn sonst hätte Madame Duplessis vierzig Jahre später nicht mit so ruhiger Heiterkeit von diesem Sündenbekenntnis, das sie unfreiwillig mit anhörte, berichten können. Sie wäre wohl damals in der Klosterkirche von Schwäche und Zittern übermannt worden, vielleicht ohnmächtig auf die Steinfliesen hingeschlagen, wenn der zukünftige Gatte ihres Kindes plötzlich gesagt — nein geschrien hätte: ‚Diese Hände, ehrwürdiger Vater, sind besudelt mit dem Blute eines Volkes — jeder meiner Schritte hinterläßt eine Pfütze, ein Meer von Blut!

Ich habe das Entsetzen ausgeheckt, das unser geliebtes Frankreich verwüsten wird! Ich bin der Mörder meiner Nation!'

Hochzeitskutschen! Sie rollen vor das Portal der nahen Kirche St. Sulpice. Der Fall hat unglaublich viel Volk auf die Beine gebracht. Die Menge staut sich am Portal. Sie drängen sich, ihren witzigen Wortführer Camille und seine Braut von Angesicht zu sehen. Es ist das absonderliche Menschengemisch des quartier latin, das sich zusammensetzt aus Studenten, Zeitungsschreibern, Medizinern und Advokaten ohne Praxis, Apothekern ohne Apotheke, Soldaten, die den Tag von Roßbach mit erlebt haben, Freudenmädchen, Näherinnen und Waschfrauen, Priestern, die keine Messe mehr lesen, Antiquaren, Philosophen, Glücksrittern und Enterbten jeder Art, Leuten, denen, wie später dem guten Peter Schlemihl, ihr ehrlicher Schlagschatten auf irgendwelche Weise abhanden gekommen ist. All diese grauen Motten hat Camilles Schimmer angelockt. Ein wundervolles Material, um eine Revolution in Szene zu setzen. Es fehlt darunter weder an Fäusten noch an klugen Köpfen. Diese werden immer bereit sein, theoretisch zu begründen und zu rechtfertigen, was jene mit Ungestüm vollbringen. Das staut und drängt sich jetzt vor St. Sulpice — die Ellenbogen stoßen aneinander — man tritt sich gegenseitig auf die Füße. Aber niemand murmelt eine Entschuldigung oder macht Miene, etwas übel zu nehmen. Es herrscht ein gewisser familiärer Zug in dieser misera plebs.

Jetzt fährt der Wagen mit den Brautleuten vor — er hält. Camille steigt zuerst heraus und hilft dann Lucile, die unter dem rieselnden Schleier wie eine Zitterespe bebt. Das Haar leuchtet — die Augen sind züchtig gesenkt — in dem schmalen Gesichtchen liegt ein weher Zug von Abschied. Ach, die Tage, da sie von dem schmiedeeisernen Balkon herunter ihrem Camille sehnsüchtige Kußhändchen zuwarf, sind nun vorüber! Nun hat sie ihn ganz — und doch anders als früher. Der Morgen der Liebe ist vorüber. Die Sonne steigt in den heißen Mittag.

‚Bei Gott,' sagt ein Ästhet und lyrischer Dichter, der unter den Vordersten Posto gefaßt hat, zu seinem Freunde, von dem es noch zweifelhaft ist, ob ein Maler, ein Bildhauer oder ein anständiger Bürger aus ihm werden wird. ‚Bei Gott, daß Camille sich dieses blonde Püppchen nimmt! Die Zusammenstellung widerstrebt einem gewissen je ne sais quoi — ich möchte sagen: dem Stilgefühl in mir.' — ‚Aber sie ist doch schön — unendlich schön,' sagt der Charakterlose, der fast nicht atmet. — ‚Gruß und Brüderlichkeit! Er soll zufrieden sein — er ist gewiß kein Adonis,' brummelt ein buckliges Männchen, das seit länger als zehn Jahren einen Verleger für tausend enggeschriebene Manuskriptblätter über Aristoteles und Plato sucht.

Die Wäscherinnen, die Freudenmädchen tuscheln. Camilles blumendurchwirkte Weste findet nur flüchtiges Interesse. Aber das Leibchen der Braut aus Rosaseide könnte nicht entzückender sein. Oder vielleicht doch, wenn es türkisblau wäre? Still doch — eine neue Kutsche fährt vor! Die vier Trauzeugen sitzen darin. Wer ist das, der aussteigt? — ‚Der mit den Krücken dort — das ist Monsieur Sillery.‘ — ‚Ah — Monsieur Sillery! Wer ist Monsieur Sillery?‘ — ‚Von ihm ist nicht viel mehr zu sagen,‘ meint ein Witzbold, ‚als daß es einen gewissen wohlbekannten Wein gibt, der Sillery mousseux heißt und ungemein lieblich auf der Zunge prickelt.‘ — ‚Ein guter Einfall also,‘ meint ein Dunkelmann, den sie Professor nennen, ‚sich gerade diesen Herrn Sillery zur Hochzeitstafel zu laden. — Doch still — wer ist das?‘ — ‚Das ist Monsieur Pétion — Pétion de Villeneuve. Advokat. Deputierter des dritten Standes, Präsident der Nationalversammlung in Versailles. Ein Mann der scharfen Opposition.‘ — ‚Er hat sich tüchtig an Mirabeau gerieben.‘ — ‚Marie Antoinette, unsere „Autrichienne", weiß auch ein Lied von ihm zu singen. Er ist ihr grimmigster Feind.‘ — ‚Kunststück! Wer wäre ihr nicht feindlich? Gibt sie nicht Bälle und Gastmähler, während wir, der dritte Stand, verhungern? Und dann — das Diamantenhalsband!‘ — ‚Still — wer ist dieser?‘ — ‚Monsieur de Robespierre. Auch Advokat. Deputierter von Arras, woher er stammt. Ein kluger Kopf, der hinter den Klubs und Zeitungen wirkt. Im übrigen der rechtschaffenste Mann von Frankreich.‘ — ‚Man sagt, er halte sich keine Maitresse. Er lebe wie ein Klausner.‘ — ‚Ach was, er ist ein ganz mittelmäßiger Philister. Aber gerade das macht ihn furchtbar. Der Philister hat die Tugend der Beharrlichkeit und siegt in Zeiten wie die unsern immer über das Genie, das seine Sprünge macht wie ein ungezogenes Füllen.‘ — ‚Nun, die Hauptsache ist: dieser Herr Robespierre hat keinen Abscheu vor Blut, und er gehört zu der großen fruchtbaren Sekte derer, welche die absolute Souveränität des Volkes auf den Thron heben wollen und an den geheimnisvollen Zusammenhang zwischen den Unbeachteten und Namenlosen und einem höchsten überirdischen Wesen glauben. Vox populi vox dei. Mein Herr, Sie kennen doch natürlich den „Gesellschaftsvertrag" sowie die „Bekenntnisse des savoyischen Vikars" von unserm teuern Rousseau?‘ — ‚Still — das ist Herr Mercier — der vierte Trauzeuge. Ein rares Kleeblatt — lauter berühmte Männer! Dieser aus Reims. Natürlich auch wieder Advokat. Aber auch ein Dichter. Er hat Dramen verfaßt und kennt die Pariser Atmosphäre wie nur einer. Man könnte aus ihm auch einen Geschichtsprofessor machen — so vielseitig ist er. Camille kann stolz sein auf seine Trauzeugen.‘

In der wundervollen Sakristei von St. Sulpice, deren Bauriß einst die Königin Anna und Kardinal Mazarin mit prüfendem Auge überflogen haben, steht nach der heiligen Handlung — Robespierre und Mercier haben den Baldachin über den Köpfen der Gatten gehalten — der gute Vikar Gueudsville, und sein Körper zittert leise unter den weißen Spitzen des Chorhemdes, als er sieht, welche Namen die nacheinander vortretenden vier Trauzeugen in das kirchliche Aktenstück einschreiben. Es ist dieselbe gute schwarze Tinte, in die der Küster von St. Sulpice bei solchem alltäglichen Anlaß immer die aus dem Fittich einer pfarrherrlichen Zinsgans geschnittene Feder einzutauchen pflegt. Aber merkwürdig, die Schriftzüge, die diese Advokaten und wilden Patrioten mit geschäftsmäßigem Ernst auf das Papier werfen, deuchen dem scheu hinblickenden Priester nicht schwarz, sondern schillerndrot. Ja, diese Männer schreiben mit Blut! Sie würden ein Todesurteil — hundert Todesurteile unterfertigen und dann mit denselben ruhigen Schritten durch die hallende Kirche davongehen —

Hochzeitskerzen! Sie beleuchten das stattlich besetzte Hochzeitsmahl, das in Camilles neuer Wohnung — in der Rue Crébillon an der Ecke des Platzes — hergerichtet ist. Nur zehn Gedecke im ganzen. Man ist exklusiv und will unter sich sein. Um den großen runden Tisch sitzen außer dem Brautpaar, den Brauteltern und der Brautschwester nur noch die vier Trauzeugen und der Abbé Bérardier, ein alter Lehrer vom Collège Louis-le-Grand, dessen sich Camille an seinem Glückstag in Dankbarkeit erinnert hat. Eine merkwürdig zusammengestellte Hochzeitsgesellschaft, fürwahr! Zu Gaste geladen ist in dem Priester das Wort Gottes, in dem Oberbeamten der Königlichen Finanzkontrolle die Legitimität und staatliche Ordnung, in den Frauen die Schönheit, die Tugend, in den Revolutionären die Leidenschaft und Glut der neuen Zeit. Der Wein durchströmt die Adern, das Gespräch wird lebhaft, der Brautvater hält eine behäbige und gerührte Rede, Abbé Bérardier erzählt mit attischer Feinheit von seinem vortrefflichen kleinen Schüler Camille, Sillery moussiert neben der schönen und heitern Madame Duplessis. Und Robespierre erhebt sich steif und fast schüchtern, reckt das Kinn aus der Halsbinde, spricht einen Toast auf die Damen. Es ist nicht ohne Reiz, den künftigen Menschenschlächter bei der Tafel zu beobachten. Seine Sätze sind geschraubt und manchmal unbehilflich. Er klappert mit Messer und Gabel und faßt das Weinglas wie die Krämerlehrlinge aus den Seitengäßchen im Quartier St. Benoist, wenn sie Sonntags in die Vorstadt schwärmen. Sein Benehmen hat etwas Unbeständiges. Zuweilen schweifen die Augen, vom Burgunder befeuert, mit einem merkwürdigen Ausdruck hinüber zu Luciles Schwester. So blicken Spießbürger, Aktenmenschen, Leute

der Registratur, wenn sie sich in der Lage befinden, verliebt zu sein. Bitte, Beschämung und Hoffnungslosigkeit sind zugleich in dem Blick. Es ist bei der Tafelgesellschaft kein Geheimnis, daß Maximilien Robespierre sich ohne Glück um die Hand der jungen Dame beworben hat. Einmal drückt er — in einer Aufwallung des Gefühls — dem Abbé, der behaglich allerhand Schulerinnerungen von Louis-le-Grand zum besten gibt, die Rechte. Es geschieht dies so warm und herzlich, als würde Robespierre niemals der Mann sein, der sich viele hundert Guillotinen wünscht, um den verdammten Pfaffen die Köpfe abzuschneiden. Dann wieder — mitten im heitern Kreuzfeuer der Rede — versinkt er in Nachdenken, in rätselhafte Traurigkeit. Unheimlich sieht man das Weiße seiner Augen im Kerzenlicht spiegeln. Diese Augen sind plötzlich hart und bösartig geworden. So haben wohl ein Nero, ein Attila, ein Iwan der Schreckliche in ihren schlimmen Stunden geblickt. Kein Zweifel — Robespierre ist zerstreut. Seine Seele starrt in Finsternisse, wohin der Schimmer der Hochzeitstafel nicht dringt.

Es ist spät geworden beim Mahle. An den Kerzen fließt mit Eile das geschmolzene Wachs herunter; es erstarrt und bildet auf dem Leuchterkranz die seltsamsten Figuren. Die spärlichen Blumen — es ist Winter; ein paar Astern, eine Handvoll Studentenblumen, die sie auch Totenblumen nennen, und etwas Nachtschatten — lassen die Köpfe hängen. Camilles blumendurchwirkte Weste und Luciles Rosaseide sind schon verstohlen durch eine Türe verschwunden. Madame Duplessis und Mademoiselle Adèle haben sich gleichfalls empfohlen. Nur die Schreckensmänner, der Königliche Herr Oberkontrolleur und der weinkundige Priester sitzen und bechern weiter durch die Nacht. Die Stirnen glühen; der köstliche Tropfen hat die Zungen gelöst. Zwischen Robespierre und dem Präsidenten der Nationalversammlung ist seit etlichen Minuten eine Meinungsverschiedenheit im Gange. Ganz plötzlich fahren beide auf. Pétion blickt gewalttätig und drohend — die Augen des andern sind von eisigem Haß erfüllt. Man legt sich ins Mittel, man beschwichtigt, und der geschwätzige Mercier läßt einige Anekdoten sprudeln. Aber Robespierre, der im Grunde furchtsam ist, und der brutale Pétion lachen nicht wieder. Beider Gesichter sind grünlichfahl geworden. Ahnt dieser Pétion vielleicht den Tag, da er, von Robespierre gestürzt und auf die Proskribiertenliste gesetzt, in den fernen Wäldern der Guyenne umherirren und ein Fraß der Wölfe werden wird? Oder Robespierre, der trocken und krächzend aufhustet — kommt ihm plötzlich ein Erschauern von der Stunde der Glückswende — jenem Tag nach dem 9. Thermidor, da er blutig, mit zerschossener Kinnlade auf einem Tisch im Audienzsaal des Wohlfahrtsausschusses liegen wird?

Drüben im Brautgemach genießt Camille die Wonnen der Erfüllung. Wenn der Nachtwind sich mit hohlem Schnauben zwischen den Säulen des Odeons fängt, zuweilen herüberspringt und mit ungebärdigen Fäusten am Hause rüttelt — ob wohl den jungen Ehemann dann unversehens eine Erinnerung anficht an manche Herbstnacht, da er unter winddurchbrausten Ebereschen in der Postkutsche zwischen Paris und Guise hinfuhr und weder Brot noch Bett für sich wußte? Ob auch ihm jetzt eine Ahnung das Auge umflort — die finstere Ahnung des Loses, das ihm Robespierre, der heute über seinem Kopfe den Baldachin gehalten, in wenigen Jahren bereiten wird?

Der Argwohn, das Mißtrauen gegen das Schicksal ist die Berufskrankheit der Revolutionäre. Sie alle sind hellsichtig. — Edamus et bibamus, cras enim moriemur.

* * *

Auf einem Dachboden in Vervins, wo allerlei Gerümpel durcheinandersteht, wird noch heute ein altes Möbel aufbewahrt. Ein Tisch. Die große, runde, von Würmern zerstochene Platte wackelt auf vier Füßen von Akazienholz. Dieses wertlose Gestell ist derselbe Tisch, der zu Camilles Hochzeitsmahl gedient, der die Kerzen und Totenblumen getragen hat.

Es heißt, daß sich die übrigen Reliquien jenes Tages in Laon befinden: die weiße, blumendurchwirkte Bräutigamsweste, das rosaseidene Brautleibchen — das nach der Meinung der Wäscherinnen und Freudenmädchen vom quartier latin lieber hätte türkisblau sein sollen — und last not least die seidenen Strumpfbänder der Braut, zwei delikate Kunstwerke mit eingestickten Vergißmeinnicht und aneinandergeketteten Herzen, darüber Tauben einen Kranz halten mit der Inschrift: ‚Vereinigen wir uns fürs ganze Leben!' Ein ziemlich naiver Spruch für zwei liebende Strumpfbänder, deren unabänderlich tragisches Los es doch nun einmal ist, getrennt durch dieses irdische Jammertal zu gehen.

Aber gleichviel, ob der Spruch dem Möglichen Rechnung trägt oder nicht. Er verrät eine sehr zärtliche und glückliche Gemütsverfassung der Braut, die mit bunten Fäden diese entzückende Torheit in die weiße Seide gestickt hat. Im Spiegel dieser Stimmung sehen wir die Tage des Honigmonats von Luciles Ehe sich zu einer Perlenkette aneinanderreihen — jeder Tag rund und köstlich und von dem gleichen zarten Schimmer. Die Berge blauen, die weißen Himmelswolken strahlen. Der giftige Satirenschreiber Camille lebt, mit dem Schicksal versöhnt, in den sanften Winden Arkadiens; er ruht, die Rohrpfeife blasend, gemächlich am Strome Alpheus von den Bosheiten des politischen Lebens aus. Neben ihm, auf dem blühenden Wiesenteppich, lagert die süßeste Nymphe. ‚Du schläfst, Camille, und Paris ist doch zum Sklaven geworden,' so mahnt ein

Coupletsänger den schläfrigen Silen. — ‚Wo ist Camilles Galle geblieben?' so fragt man jetzt täglich in den Kaufhallen, den Cafés, den Theatern des Palais Royal. ‚Der Sturmwind dieses Mächtigen ist Zephir, seine Pfeile sind Spielzeug, seine Zeitungsartikel sind flaue Nachmittagspredigten geworden.' — ‚O Camille! Hat dich Zornigen und Wilden dieses kleine blonde Mädchen kirre gemacht? Ist das dein großes Gracchenherz, das da in Tränen der Liebe zerschmilzt?'

Es ist ein wunderschöner Frühling; die Luft so warm und leuchtend, die vom Winterschlaf erwachte Natur so recht geschaffen für die unschuldigen Schäferspiele zweier junger Ehegatten in Bourg-la-Reine. Der ehrwürdige Nußbaum haucht den schwachbitteren Duft seiner Blätter aus, die Kastanienwipfel tragen wieder Blütenkerzen, und in der Laube von Geißblatt ist es fast finster. In dem nördlichen Winkel des Gutsbezirks hat der splendide Schwiegerpapa ein Spielzeug von Haus erbaut, einen allerliebsten Starkasten, aus dessen Fenstern man jeden Morgen und Abend die Zipfelmütze des zufriedenen Ehegatten herausnicken sieht. Zwischen Träumen, Lesen, Spazierengehen und Kaffeetrinken bewegt sich das Leben. Mit einem Lächeln bläst Camille alle etwa heraufziehenden Wölkchen von seinem klaren Ehehimmel fort und kümmert sich nicht im mindesten um die eisenschwarzen und blutfarbenen politischen Gewölke, die schwer und drohend über Frankreich lagern. Madame Lucile hat eine Schürze vorgebunden und ist die fleißigste und niedlichste Meierin von der Welt. Wenn sie den Hof betritt, dann schlägt mit den Flügeln und kräht der große, schillernde Cochinchinahahn, dann gackert geschwätzig und aufgeregt das Liliputanervolk der goldgelben spanischen Zwerge. Und dabei führt sie ein Regiment! Auf ihr Geheiß muß Camille im Schweiße seines Angesichts ein halbes Fuder saftigen Luzerneklees herbeischleppen, den Kaninchenstall aufriegeln und seine stattlichen Belgier füttern, die um ihn herumsitzen, Männchen machen oder den Boden abenteuerlustig mit den Läufen klopfen. Die weißen haben rote Augen, die grauen dunkelblaue. Warum? Das sind so Nücken und Launen der Naturgeschichte, meint Fréron. Wenn Freund Fréron zugegen ist, dann geht es meist sehr laut und übermütig zu. Man hascht die kleine blonde Meierin, die mit gerafftem Kleid über den weiten Rasen entflieht. Der feurige Camille ist ihr dicht auf den Fersen. Man kann sich das Bild wohl vorstellen, wie die junge schlanke Nymphe immer von neuem den gierig zugreifenden Händen des bocksprüngigen Satyrs entgleitet, während zugleich dieselbe Szene sich noch einmal als ein grotesk bewegtes Schattenspiel auf dem sonneschimmernden Grasteppich wiederholt. Der arme, verliebte Schelm! Wenn es ihm wirklich gelingt, sie zu ergreifen, dann wehrt sie sich ungestüm mit ihren Grübchenhänden — ja sie faucht auch wohl wie eine Katze.

Kaum aber ist sie frei, so läuft sie in einem Bogen zu Fréron, dem andern friedlicheren Faun, zurück, überschüttet ihn mit einem Schauer von Thymian und Quendel, die zum Trocknen in der Hitze aufbereitet liegen, bringt sich hinter einem Bretterstoß in Sicherheit und trällert ein Weilchen später irgendwo spottlustig aus dem Taubenschlag hervor —

‚Hélas! Was seid ihr für Tolpatsche! — Wo bin ich denn, Bouli-Boula? Such mich doch, mein zärtlicher Hon-Hon!'

Bouli-Boula, Hon-Hon — das sind natürlich Spitz- und Kosenamen für Fréron und den stotternden Camille. Die junge Frau hat beim Schäferspiel den Namen Loulou bekommen; auch ruft man sie, wenn die Zeit es gestattet, mit den Worten ‚Poule à Cachan'. Daran knüpft sich die Geschichte von einer tapferen Henne, welche Lucile und Camille im Dörfchen Cachan unlängst belauscht haben, wie sie einen hochmütigen Hahn nach kurzem Kampfe in die Flucht schlug. Ah — sie hat's ihm gegeben — die Henne dem Hahn! Nimm dich in acht, mein strenger Eheherr Camille!

Madame Duplessis kommt sich natürlich sehr mütterlich und reif gegen ihre Kinder vor. Sie hat den Beinamen Patronne von ihnen in Gnaden angenommen. Der Papa Oberkontrolleur aber merkt von alledem nichts. Er sitzt beim Schachbrett mit dem Dorfpfarrer von Cachan, der jedesmal unruhig sein Käppchen rückt, wenn der überlegene Partner ihm wieder einen Turm oder Läufer wegnimmt.

So geht es, bis die Linden blühen und die Luft von Rosen überschwer wird; bis das Korn sich wie Altgold färbt und der süße Duft der Ackerwinden an den Rainen entlangzieht; bis der schwarze Nußbaum leise verbleicht, die Vögel stiller werden und jeden Abend die Purpurleisten und Filigrane des werkmüden Tages um ein weniges früher über dem blauenden Waldsaum aufglühen.

Im Palais Royal zu Paris, im Oratorium, in der Kolonnade, auf den Elysäischen Feldern haben die Stürmer und Dränger, die politischen Heißsporne, die Perückenmacher und Schneidergesellen fast die Geduld verloren. ‚Dieser Camille Desmoulins — ist er ein Abtrünniger? Oder ein Narr? Wißt ihr schon: er hat die Zeitung aufgegeben.'

Es war richtig. ‚Les révolutions de France et du Brabant' erschien nicht mehr. Die Pfeile des Spottes waren dem Glücklichen stumpf geworden. Für ihn hatte es in diesem ganzen köstlichen Sommer nicht den mindesten Anlaß mehr zu einer Revolution gegeben. Paris kochte; aber Camille sah mit träumenden Augen seinen alten Dachkammergesellen, den Mond, über den Bäumen heraufschweben. Er dachte in neuen Harmonien; der Umsturz war nicht mehr die Dominante seines Wollens. In ihm war der Drang

zu gründen und aufzubauen, nicht mehr der Drang zu zerstören. Lucile befand sich in guter Hoffnung, und ihr Gatte, der zuerst das Zeichen zu so furchtbaren Generalmärschen gegeben, war jetzt mit dem wichtigen Gedanken beschäftigt, eine Kindertrommel anzukaufen.

* * *

Als Camille nach Paris zurückkehrte, stand der Entschluß, wieder Advokat zu werden, in ihm fest. Im Sommer 1792 schenkte Lucile einem Söhnlein Horace das Leben. Es mag bemerkt werden, daß der kleine Horace der erste französische Staatsbürger war, der in das — an Stelle des Pfarregisters getretene — Zivilstandsregister von Paris eingetragen wurde. Der junge Vater schwamm in Wonne. Er wurde nicht müde, den winzigen Nestling auf den Armen zu wiegen und zu versichern, daß er — Dieu merci! — imstande sein werde, diesem Kinde eine ruhige, friedliche, heitere Zukunft zu bereiten.

‚Und auch ich habe ein Kind', so schreibt er in jenen Tagen an seine Eltern in Guise, ‚und alles, was ich wünsche, ist, daß es mich eines Tages ebenso sehr lieben möge, wie ich meinen Vater liebe.'

Und nun kommt die Stunde, in der Camille wie Herkules am Scheidewege steht. Ungeheuerliches vollzieht sich. Am 10. August rottet sich auf Anstiften der Jakobiner der Pöbel aus den Vorstädten zusammen, nimmt, von den bewaffneten Marseillern unterstützt, die Tuilerien ein und ermordet die Schweizer-Gardisten. Der König, der umsonst Hilfe bei der gesetzgebenden Versammlung gesucht, wird auf Befehl des Gemeinderats suspendiert und im Turm des alten Tempelherrenhauses gefangen gesetzt. Im Laufe des Septembers ereignet sich das furchtbare mehrtägige Blutbad, bei welchem der entfesselte Mob gegen die in den Gefängnissen eingekerkerten Aristokraten wütet. Die gesetzgebende Versammlung löst sich auf, an ihre Stelle tritt der Nationalkonvent. Der alte Staat steht in Flammen, aus allen Fenstern braust die rote Glut. Am 21. September wird das Königtum abgeschafft und Frankreich zur Republik erklärt.

Das Mühlrad, das jener ärmlich gekleidete, hungrige, stotternde junge Mensch, der am Nachmittag des 12. Juli 1789 unter den Kastanien des Palais Royal zum Volke redete, in Bewegung gesetzt, fährt fort, sich zu drehen, und mahlt. Es dreht sich mit der Sicherheit eines naturgesetzlichen Zwanges und mahlt furchtbar. Sturzbäche Blutes rauschen darüber her. Sie wälzen es und schäumen und gischten über das Trümmerbett der alten gesellschaftlichen Ordnung und reißen Tausende und Tausende der besten Menschen in ihren verderblichen Strudel.

‚Hic Rhodus, hic salta, Camille —'

Um ihn war es sofort geschehen. Kaum daß der Blutschein seine

Augen blendete, da schwamm Camille schon mit weit ausgreifenden Armen mitten im Strome. Sein Freund Danton, zum Justizminister aufgerückt und zugleich Oberfeldherr dieser Gassen- und Kerkerschlachten, hatte sich ihn zum Adjutanten erwählt. Wie hätte Camille, der in der Dachstube des Hôtel de Pologne so manchmal den König Tarquinius und den Tyrannen von Syrakus ermordet — wie hätte er jetzt dieser grandiosen Versuchung widerstehen sollen? Mit dem Erz- und Marmorglanze seiner antiken Schulung, mit seiner eleganten Sprache, seinem Witz und seiner Galle war Camille wie keiner berufen, der theoretische Verteidiger der Septembrisaden zu werden und über die mattherzige Mäßigung der Girondisten die Lauge des Hohnes zu gießen. Überall, wo fortan George Dantons durchdringende Stimme und hinreißende Geste Wirkung tun, da steht auch Camille Desmoulins und hilft der Sache des Aufruhrs den Erfolg sichern. Er votiert im Konvent für Ludwigs XVI. Tod. Er reckt sich unter den wildesten der wilden Demagogen, unter den Schrecken verbreitenden Männern der Gasse, in der Reihe der Marat, Fabre d'Eglantine, Hébert und Chamette, die den Klub der Cordeliers bildeten.

Camilles Lebenssonne glänzte blutig im Zenith. Es war nicht mehr die Sonne, die auf den Fluren von Bourg-la-Reine Blumen und Saaten hervorgeküßt. Einer verhüllten Mittnachtsonne glich sie mit ihrem brandigen, düsteren Schein. Aber Camille frohlockte. Er war von Danton, dem Minister, zur Übernahme des Generalsekretariats im Finanzministerium berufen worden und hatte mit seiner geliebten Lucile Einzug in das prächtige Amtsgebäude am Vendômeplatze gehalten.

‚Da wohne ich nun‘, so schrieb er nach Guise, ‚im Palais der Monpcons und der Lamoignons. Ungeachtet aller Eurer Voraussagen, daß ich es niemals zu etwas bringen würde, sehe ich mich jetzt auf der obersten Stufe der Rangerhöhung für Leute unseres Standes. . . . Die Giftblase Eurer Bürger von Guise, die so von Neid, Haß und kleinlichen Leidenschaften geschwollen ist, mag jetzt platzen.‘

So triumphierte Camille. Aber der Blutdampf, der aus allen Gossen von Paris aufstieg, hatte sich schon über seinem und Luciles Haupte zu einem Schwaden verdichtet, der wuchs und wuchs. Die Mittnachtsonne ertrank darin. Es wurde dämmerig und finster —

* * *

Haben Schauer des Gewissens ihn berührt? Fürchtet er, daß der dumpfe Beilschlag der Guillotine und der Schrei der Opfer bis an die Wiege seines Kindes dringen könnten? Ist es Luciles sanftmahnende Stimme, die den Rasenden plötzlich zur Besinnung bringt? Chateaubriand deutet Derartiges an, indem er schreibt:

‚Eine reizende junge Frau führte ihn durch Liebe zur Tugend und Aufopferung zurück.‘

Während die Schreckensherrschaft wie ein entsetzlicher Riesenskorpion, dessen mörderische Schere aus den beiden Schneideblättern Wohlfahrtsausschuß und Revolutionstribunal gebildet wird, sich über das zitternde Frankreich hinkauert, da stimmt Camille sein politisches Harfenspiel zur Mäßigung. Im Einverständnis mit Danton tritt er den ausschweifenden Beschlüssen der Jakobiner entgegen. Aug' in Auge stehen sie mit Robespierre, dem behäbigen Mörder, dem Blutrünstigen, dem Schachspieler, der die todbringenden Züge meistert. Und mit jenem andern — dem ‚Apokalyptischen‘ —

Jeder Knabe weiß, daß es zur Stunde in Frankreich kein schlimmeres Verbrechen gibt als die Mäßigung, den Moderantismus.

An dem Morgen, da Camille mit seinem Freunde Brune — Guillaume Marie Anne Brune, dem späteren Marschall von Frankreich, damals noch Buchdrucker und Literat — beim Frühstück sitzt, da zuckt ihm das Herz von Todesahnungen. Er weiß, was Maximilien Robespierre, sein ehemaliger Trauzeuge und Hochzeitsgast, im stillen brütet; er weiß, daß Feuer und Wasser und die reißenden Tiere der Wildnis gegeneinander nicht so wüten wie diese blutigen Gerechten. Die Frühlingssonne scheint, der Wind weht noch herb und drückt an die Fenster, draußen in den Vorstadtgärten blühen die ersten Veilchen. Wie es jetzt wohl in Bourg-la-Reine aussehen mag? Die junge Frau muß immer davon reden. Ach, diese Primeln und Schneeglöckchen auf den Wiesen! ‚Was wohl unsere Kaninchen machen, Camille? — Und — oh, die Rosen in Bourg-la-Reine! Wir wollen von den Rosen träumen, Camille!‘

Der Ehemann versucht zu scherzen. Aber sein Lachen wird erstickt von dem Gedanken: ‚Ein unheimliches Frühstück — ich esse mein Henkersmahl!‘ Ei — lustig — lustig! Ob man noch eine Flasche Wein aus dem Kellerstroh holt? Von dem neuen feurigen, den Apotheker Bourbotte, der alle guten Weine kennt, besorgt hat? — ‚Komm her, Lucile — komm her, mein kleiner Horace! Laßt euch umschlingen und herzen! — Edamus et bibamus, cras enim moriemur.‘

Und Lucile küßt. Die tiefen Furchen sollen von der Stirne des Mannes fort! Sie fühlt sich schwach und stark zugleich. Sie lacht ganz ausgelassen und ist dabei in bittern Sorgen. Todesahnungen dunkeln vor ihren Augen. Der dürre Zwerg Robespierre wird den Riesen Danton fällen. Und in dem Blute des Riesen werden viele ertrinken. — Nein — was sind das für Gedanken? Es müssen Freunde her — so geht's nicht länger mit dem guten Hon-Hon! Wo ist Fréron — Bouli-Boula? Ach, der ist fort seit acht Monaten. Gegenwärtig belagert er Toulon. Aber Lucile setzt sich hin und schreibt mit fliegender Feder: ‚Kommen Sie zurück, Fréron, kommen Sie so schnell wie möglich. Bringen Sie alle

greisen Franziskaner mit, denen Sie begegnen. Wir sind in großer Not. . . . Der Quendel wartet auf Sie. In tausend Sorgen hab' ich ihn gepflückt. Ich lache nicht mehr; ich mache nicht mehr die Katze; ich spiele nicht mehr Klavizimbel und bin nur noch eine Maschine. . . . Kommen Sie, kommen Sie schnell!'

Und der Freund kam. Nicht Louis Stanislaus Fréron, sondern ein anderer stummer und bitterer Freund — der Tod.

Es war wenige Tage später, daß Camille einen Brief in Händen hielt. ‚Deine Mutter weilt nicht mehr unter uns', so schrieb Vater Desmoulins. ‚Heute mittag ist sie verschieden. Mit Zärtlichkeit hat sie Dich geliebt. Ich umarme herzlich und in tiefer Trauer Deine Frau, meine liebe Schwiegertochter, und den kleinen Horace.'

Nun ist's spät am Abend. Die Uhren von Paris beginnen wieder zu schlagen, eine nach der andern. Der Frühlingssturm verschlingt mit seinem Brausen den ersten und zweiten Ton; er hämmert den dritten und vierten in Stücke, trägt den fünften und sechsten zitternd, aber mit seltsamer Klarheit, über die Dächer daher. Zehn Schläge sind es — jetzt elf. Auf den feuchten Boulevards ist es schon still geworden. Nur der schwere Schritt einer aufziehenden Wache dringt empor zu dem einsamen Manne, der in dem prunkhaft ausgestatteten Gemache am Vendômeplatz sitzt und an Schlaf nicht denkt. An was er denkt? Dieser wilde Gassenjunge, dieser geniale Pamphletist, dieser höhnische, ehrgeizige Camille hat in all den Jahren nicht viel nach seiner Mutter gefragt. Jetzt sitzt er da und schluchzt. Über den Dächern spielen die Uhren, die Nacht rinnt hin, und der Fiebernde, der sich vor dem Bette fürchtet und zugleich danach sehnt, muß auf einmal an einen lange vergangenen, ganz bestimmten Frühlingsabend denken. Er tummelte sich als Knäblein vor dem Vaterhause in Guise. Der Faulbaum duftete, die Schwalben zwitscherten. In dem flachen Graben am Gartenzaun entlang krochen Brennesseln, von einer Staubschicht bedeckt. Der kleine Camille lag auf dem Bauche und betrachtete eine prächtig gezeichnete Raupe, die am Rücken ein aufwärts gekrümmtes Horn trug. Plötzlich mußte er eingeschlafen sein. Ihm träumte, daß er geschaukelt würde, und als er die Augen aufschlug, befand er sich im Bette. Nebenan in der Stube brannte die Lampe; er hörte die Stimmen des Vaters und der Mutter. In der Ecke dort aber — zwischen dem Tisch und dem Schrank — krochen die Brennesseln; über das Bettlinnen bewegte sich langsam die schöne Raupe mit dem gekrümmten Horn; die ganze Kammer schwamm im Dufte des Faulbaums.

Der Revolutionär ist emporgeschreckt. Argwöhnisch und gespannt lauscht er hinaus in die Nacht. Nun versinkt er wieder in Brüten. Mein Gott, es sind kaum vier Monate, daß die Pariser

sich gegenseitig die frischgedruckten Nummern seines ‚Alten Cordelier' aus den Händen rissen. ‚Ah — köstlich — superb!' so hieß es. ‚Dieser Camille Desmoulins spricht von der Freiheit mit dem Tiefsinn eines Machiavell, er behandelt die Menschen mit der überlegenen Geste eines Voltaire.' — ‚Habt Ihr gelesen, was er da geschrieben hat? Gegen Hébert, den ehemaligen Contremarkenhändler vom Varietétheater, den bezahlten Söldling des Kriegsministers Bouchotte? Dieser Hébert, Chaumette, Momoro und Pache wollen die Kirchen schänden; sie haben dem Bischof von Paris die Mütze vom Haupte und den Krummstab aus der Hand gerissen; sie haben die bildschöne Dirne Maillard, die abends in der Oper singt, als Göttin „Vernunft" an die Stelle des dreieinigen Gottes gesetzt. Das wollen Danton, der donnerstimmige, und sein Freund Camille, der das Scheidewasser des Witzes und der Verhöhnung in Flaschen auf Lager hat, nicht dulden. Sie halten es mit dem alten Gotte.' — ‚Auch Robespierre mag diese neue Sekte der „Vernunft" nicht. Er träumt sich selber als Opferpriester eines geheimnisvollen „höchsten Wesens". Aber er grollt ebenfalls Camille. Der funkelnde Gesang dieser Spottdrossel hat ihm die Seele verstört. Seht doch, ist sein Haar nicht wie das einer Hyäne gesträubt? Und wenn erst Saint-Just nach Paris zurückkommt — Saint-Just, der allzeit will, was Robespierre will, aber es nachdrücklicher und unheimlicher will —' — ‚— ja, dann mögen die Bürger Desmoulins und Danton auf ihrer Hut sein. Robespierre haßt diesen wütenden Hébert und Genossen. Er ist Danton und seinem milden Anhang nicht Freund. Und es wäre kaum das erstemal, daß dieser Grübler einen Feind durch den andern stürzt.' — ‚Hier die neueste — die vierte Nummer des „Alten Cordelier"! Kommt — lest — lest, was unser Camille Desmoulins schreibt! — Wie — er bittet um ein comité de clémence — um einen Gnadenausschuß, der die Gefängnisse entvölkern soll? Lest — lest! Ist das der einstige „Generalanwalt der Laterne", der da sagt: „Gebt frei die zweihunderttausend Bürger, die ihr verdächtig nennt! Was Frankreich not tut, das ist ein comité de clémence. Dies würde die Revolution zum Abschluß bringen; denn auch die Milde ist eine revolutionäre Maßregel, und zwar die wirksamste von allen, wenn sie mit Weisheit gespendet wird. — Mehr als der Genius Cäsars hat die Dummheit unserer Ultrarevolutionäre die Republik verabscheuenswert gemacht und der Monarchie den Weg gebahnt. Welcher Patriot fühlt sich nicht bei dem Wort comité de clémence im tiefsten Innern bewegt? . . . Oh! mein lieber Robespierre! mein alter Schulgenosse! du, dessen glänzende Reden die Nachwelt lesen wird! Erinnere dich dieser Lehren der Geschichte und der Philosophie, daß die Liebe stärker, dauerhafter ist als die Furcht; daß die Bewunderung und die Religion aus Wohltaten entsprungen sind . . ."'

So lautete die Stelle im ‚Alten Cordelier', so ging das Stimmengewirr auf der Gasse. Camille hatte an Robespierres Beispiel begriffen, daß äußere Rechtschaffenheit eine furchtbare Macht verleiht, um Böses zu tun. Wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen, und er hatte gewagt, unter Bildern einer vergangenen, von Tacitus geschilderten Zeit ein treffendes Bild von der Tyrannei der jetzigen zu entwerfen: ‚Damals wurden bloße Äußerungen zu Staatsverbrechen; es bedurfte nur ein Weniges, um schon Blicke, Traurigkeit, Mitleid, Seufzen, ja sogar das Schweigen als Schandtaten zu brandmarken. . . . Man mußte Freude zeigen über den Tod seines Freundes, seines Verwandten, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, selbst umzukommen. Unter Nero statteten mehrere, deren Verwandte er hatte hinrichten lassen, den Göttern ihren Dank dafür ab. . . . Alles erregte Argwohn beim Tyrannen. Ein Bürger genoß die Volksgunst? Er war ein Nebenbuhler des Fürsten und konnte einen Bürgerkrieg erregen. Verdächtig. Mied man dagegen die Volksgunst und blieb am Kamine sitzen? Dieses eingezogene Benehmen hätte Anstoß erregt. Verdächtig. — Es war einer reich? Dann war dringende Gefahr, das Volk möchte durch seine Spenden verführt werden. Verdächtig. — Es war einer arm? Man mußte ihn noch strenger überwachen; niemand ist so unternehmend, als wer nichts hat. Verdächtig. — Es war einer düstern, melancholischen Wesens und nachlässig in seinem Äußern? Nun, ihn betrübte es, daß es um die öffentlichen Angelegenheiten gut stand. Verdächtig. — Es machte sich ein Bürger gute Zeit und verdarb sich den Magen? Dann geschah es, weil sich der Tyrann nicht wohl befand. Verdächtig. — War er Philosoph, Redner, Dichter? Es schickte sich wohl, einen größeren Ruf zu haben als die, welche regierten! Verdächtig. — Endlich, hatte man sich im Kriege Ruhm erworben? Man war nur um so gefährlicher durch sein Talent. Man mußte sich des Feldherrn entledigen und ihn schnell vom Heere entfernen. Verdächtig.'

Das waren Worte desjenigen, der sich einst stolz einen Waffenbruder Marats genannt. ‚Ich war Revolutionär früher als ihr alle,' rühmte er sich noch jetzt in der fünften Nummer des ‚Alten Cordelier'. ‚Ich war mehr: ich war Brigant und brüste mich dessen, als in der Nacht vom 12. zum 13. Juli 1789 ich und der General Danican uns die Büchsenläden öffnen ließen, um die ersten Bataillone der Sansculottes zu bewaffnen.'

Es half nichts: die Jakobiner schäumten vor Wut gegen den Verfasser des ‚Alten Cordelier'. Noch war Robespierre nicht entschlossen, den Bankgenossen seiner Jugend auf dem Schafott zu opfern. Da kehrte Saint-Just von einer auswärtigen Mission nach Paris zurück — ‚der Apokalyptische', der Schreckliche, der keine

Bedenken kannte. Der Schüler, vor dem sein Meister Robespierre selber als dem Stärkeren zitterte.

Eine alte Legende erzählt, daß der heilige Dionysius, der im dritten Jahrhundert zu Paris enthauptet wurde, mit seinem Kopf in der Hand noch bis nach dem ihm zu Ehren benannten St. Denis gewandelt sei. Als Camille Desmoulins einmal von Saint-Just geäußert hatte: ‚Er dünkt sich so viel, daß er seinen Kopf wie das heilige Sakrament mit Ehrfurcht auf seinen Schultern trägt' — da war Saint-Justs Antwort gewesen: ‚Nur Geduld! Ich werde ihn den seinigen wie der heilige Dionys tragen lassen.'

Es war klar, daß ein Mann wie Saint-Just es nicht bei einem unheimlichen Scherze bewenden ließ. Am 26. Februar 1794 fiel er im Konvent wie ein Berserker über Camille Desmoulins her. Er beschuldigte ihn des Verrats an Vaterland und Republik.

Der Revolutionär in dem Prunkgemach am Vendômeplatz ist abermals emporgeschreckt. Er war eingeschlafen, den Kopf auf der Tischplatte. Jetzt ist er überwach. Unten vor dem Hause stößt der harte Tritt einer Patrouille das Pflaster. Camille kennt sich aus in den Revolutionsgeräuschen. Während er ein Fenster öffnet und hinunterspäht, zittert er am Leibe wie Espenlaub. Bewaffnete sind es — Soldaten des Wohlfahrtsausschusses! — ‚Wach auf, Lucile! Sie kommen, mich fortzuschleppen.'

Die junge Frau hat schon fest geschlafen. Jetzt steht sie im Nachthemd auf der Schwelle. Die blonden Locken sind gelöst — der Atem fliegt — die schwarzen Augen brennen vor Angst — ‚Oh — Camille —' Sie kann nicht reden — ist verwirrt —. Ach, vielleicht ist es nur ein böser Traum, ein Alpdrücken, das sie peinigt, und sie braucht sich nur wieder hinzulegen, dann ist der Schrecken fort!

Camille aber handelt mit der herrischen Ruhe, die bedeutenden Menschen durch die Gewißheit des Todes erweckt wird. Er küßt Lucile, streichelt sie zärtlich und preßt sie dann von sich fort. Er neigt sich über die Wiege, darin der kleine Horace so süß und friedlich schlummert. Wie lange noch? ‚Du hast keinen guten Vater gehabt, mein armer Horace. Denn die guten Väter geben ihren Kindern eine glückliche Heimat, eine gesicherte Zukunft. — Und nun noch einmal, Lucile —'

Er schaut sie an mit seltsam tiefen, heißen Augen, Abschied nehmend für immer. Die Schergen des Wohlfahrtsausschusses dröhnen mit den Gewehrkolben und Säbelknäufen an die Türe. Sie haben Eile; denn außer Camille Desmoulins und Danton steht noch ein rundes Dutzend auf der Verhaftungsliste. Noch dreizehn Antlitze müssen in dieser Nacht aschfahl werden.

* * *

Camilles Gefängnis schaute mit den vergitterten Fenstern nieder auf den jardin de Luxembourg, und er konnte, wenn er sich ein wenig an den Eisenstäben emporreckte, einen Blick zu jener Bank gewinnen, darauf er vor Jahren so manchmal gesessen und Madame Duplessis mit ihren Töchtern erwartet hatte. Die Erinnerung an diese goldene Frühzeit der Liebe ließ in Camille den Schmerz überquellen und erpreßte ihm herzzerreißende Briefe an Lucile. ‚Der Schlaf hat meine Leiden unterbrochen. Man ist frei, wenn man schläft. Der Himmel hat Mitleid mit mir gehabt. Vor einem Augenblick erst hab' ich Dich im Traume gesehen, habe nacheinander Dich, Horace und Patronne umarmt. . . . Ich sehe das Schicksal, das mich erwartet, vor mir. Adieu, meine Lolotte, mein guter Loup! Sag' meinem Vater Adieu — o meine teure Lucile! Ich wäre dazu geboren gewesen, Verse zu machen, die Unglücklichen zu verteidigen und Dir Glück zu bereiten. . . . Meine Lucile, meine gute Loulou, meine Henne à Cachan, ich beschwöre Dich: bleibe nicht auf dem Aste, rufe mich nicht mit Deinen Schreien! Die würden mich noch in der Tiefe des Grabes aufstören. Eile, für Deinen Kleinen zu scharren! Lebe für meinen Horace! Erzähle ihm von mir! Du wirst ihm sagen, daß er nicht zu begreifen vermöge, wie sehr ich ihn geliebt haben würde. Ungeachtet meiner bevorstehenden Hinrichtung glaube ich, daß es einen Gott gibt. Mein Blut wird meine Fehler, die Schwächen der Menschlichkeit, austilgen, und das, was ich Gutes an mir gehabt, meine Tugenden, meine Liebe zur Freiheit, wird Gott belohnen. Eines Tages werden wir uns wiedersehen. Adieu! Loulou, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit auf Erden! Adieu, Lucile, meine teure Lucile! . . . Adieu, mein Vater! — Ich sehe vor mir das Ufer des Lebens sich entfernen. Aber noch sehe ich Dich, Lucile! Meine gebundenen Hände umarmen Dich noch, und mein vom Leibe schon getrenntes Haupt hört nicht auf, seine ersterbenden Augen auf Dich zu richten!‘

Es ist der 2. April 1794. Vor den Schranken des Revolutionstribunals stehen Danton, Camille Desmoulins, Lacroix, Philippeaux, Hérault-Séchelles, Westermann, Chabot, Fabre d'Eglantine und noch acht andere. Ankläger ist der unerbittliche Fouquier-Tinville. Es ist eine Sitzung, wie sie dieses Gericht noch nicht erlebt hat. Danton verteidigt sich; er redet; er kämpft um sein und Camilles Leben. Heute hat er seinen letzten großen und starken Tag — ein Tragiker, der mit dröhnendem Pathos vom Revolutionstheater verschwindet. So steht ein Keiler, den geifernde Hunde umstellt haben. Er ist am furchtbarsten, wenn er keine Rettung mehr sieht. Draußen vor dem Gerichtssaal drängt sich das Volk. Es lauscht ohne Atem der wohlbekannten, gewitternden Stimme, die mit ungeheurer Gewalt durch die geöffneten Fenster herausdringt.

Die Blutrichter blicken sich verlegen an. Fouquier-Tinville blättert ängstlich in den Akten. Wie einen Orkan des Zornes hören alle es durchs Haus brausen: ‚Werden die Feiglinge, die mich verleumden, es wagen, mich ins Gesicht anzugreifen? Mögen sie hervortreten, und ich will sie mit all der Schmach und Schande bedecken, durch die sie schon gezeichnet sind. Ich habe gesagt und wiederhole: Meine Wohnung ist bald im Nichts, mein Name aber wird ins Pantheon der Geschichte gehn. Hier ist mein Kopf, er steht für alles. . . . Das Leben ist mir zur Last! Es verlangt mich, seiner ledig zu werden.'

Als Camille Desmoulins am 5. April mit seinen Schicksalsgefährten vom Richtkarren stieg und das Blutgerüst hinanschritt, da wogte in der Runde, so weit sein Auge reichte, dasselbe Pariser Volk, das ihm vor einem halben Jahrzehnt im Palais Royal zugejubelt und sich auf sein Geheiß Kastanienblätter als Kokarden an die Hüte gesteckt. Über diesen Massen, die sonst bei jeder Hinrichtung vor Vergnügen brodelten, lag ein bedrücktes Schweigen.

In Camille war, während er auf dem Henkerkarren fuhr, noch immer ein Gefühl der Verwunderung, des Nichtbegreifenkönnens. ‚Das also', sagte er, ‚ist der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit?'

George Danton und Camille Desmoulins waren schuldbeladene Revolutionäre. Aber unter den Genossen ihrer Sünde waren sie die letzten Verteidiger der Menschlichkeit und Mäßigung. Sie wollten Barmherzigkeit für das am Boden liegende Frankreich. Nach ihrem Tode erst begann der eigentliche Schrecken.

Wenige Tage nach Camilles Hinrichtung wurde seine junge Witwe ins Gefängnis abgeholt. Auch ihr wurde der Prozeß gemacht. Während der Geselle Meister Sansons die goldene Seide ihres Haares um seine Faust wickelte und den zarten Nacken mit der Schere freilegte, da warf Lucile noch mit fliegender Hand den Abschiedsgruß an ihre Mutter aufs Papier: ‚Gute Nacht, meine liebe Mama — gute Nacht! Eine Träne entschlüpft meinen Augen; sie gilt Dir. Ich werde in dem Bewußtsein meiner Unschuld entschlummern.'

Diese Zeit verstand zu morden. Aber sie verstand nicht minder zu sterben. Madame Lucile bestieg die Plattform des Todes ohne Verzagtheit. Sie besaß mehr als den Mut der bewunderten Henne von Cachan. Man schrieb den 13. April 1794, als das Mordeisen diesen schuldlosen Hals durchschnitt. In Blut und Grauen verschwand die Idylle — ging zu Ende dieser reizende kleine Roman, dessen letzte Zeilen von heißen Tränen verwischt sind.

* * *

Jeder der beiden Abschiedsbriefe, die das Ehepaar geschrieben, ist in seiner Art bezeichnend und interessant. Wenn Camille von

seinen Fehlern, den ‚Schwächen der Menschlichkeit', spricht und den ‚Lohn seiner Tugenden' von Gott erhofft, dann ahnt man, wie merkwürdig schwach in diesen Revolutionshelden doch das Bewußtsein ihrer wahren Blutschuld gewesen ist. Wenn sie gesündigt haben, so waren es nach ihrer Meinung Sünden ‚aus Tugend' — ein Übermaß nur der ‚Liebe zur Freiheit'. ‚Etwas Schreckliches liegt in der geheiligten Liebe zum Vaterlande. Sie ist so unbedingt ausschließlich, daß sie dem öffentlichen Wohle alles opfert, ohne Mitleid, ohne Schaudern, ohne menschliche Rücksicht. Sie stürzt Manlius, sie opfert die Freundesliebe. . . .'

Das sind Worte ‚des Apokalyptischen'. Wem graut nicht, wenn er sie hört, vor der Menschennatur?

Und Luciles letzter, so traurig zwitschernder Gesang? Wie rührend ist dieses: ‚Gute Nacht, meine liebe Mama . . .'! Es ist der erstickte Schrei eines Kindes, das von der Mutter gerissen wird. Die kleine blonde Meierin von Bourg-la-Reine hat begriffen, daß es die Nacht des Todes ist, die sich zwischen ihr und denen, die sie liebt, herabsenkt. Und welche Nacht wäre dunkler, welche dauerte länger als diese Nacht? Es ist die Nacht, in der man nicht mehr lieben, nicht mehr zärtlich tun und küssen kann —

* * *

Was ist noch zu sagen? Freund Fréron, der alte Bouli-Boula, den die übermütige Herrin auf Bourg-la-Reine mit Thymian und Quendel überschüttet hatte, war ein rüstiger Schwimmer und blieb in den blutigen Gewässern oben. Er wurde beinahe der Schwager Napoleon Bonapartes und war zuletzt Unterpräfekt auf St. Domingo. Die Väter Desmoulins und Duplessis überlebten die Enthauptung ihrer Kinder nur sehr kurze Zeit. Aber Madame Duplessis' Herzenselend kam zu hohen Tagen. Die Kanonen donnern bei Austerlitz, bei Jena und bei Leipzig — das erste Kaiserreich bricht zusammen — und die Patronne betet noch immer für ihre vorangegangenen Kinder den Rosenkranz. Der Bourbone Ludwig zieht als neuer Herrscher in Paris ein, Karl der Zehnte besteigt den Thron und dankt ab, Ludwig Philipp wird als König der Franzosen ausgerufen — und noch immer sitzt die schöne weißhaarige Dame bald hier, bald dort in dem umdämmerten gotischen Gestühl einer Pariser Kirche. Sie hat für viele Abgeschiedene zu beten, nun auch für ihren Enkel Horace, der sich vor Jahren im Abenteuerdrang der Jugend nach dem glutheißen Haiti eingeschifft hat und dort gestorben ist.

Irgendwann wird wohl auch die alte Madame Duplessis dann einmal gestorben sein.

# Das neue kanonische Gesetzbuch im Lichte der kirchlichen Rechtsentwicklung

Von E. Göller

I.

Ueber das neue kirchliche Gesetzbuch, dessen Gesamtanlage und Eherecht ich bereits in einer Studie gekennzeichnet habe, sind seit seiner Publikation zahlreiche Einzelabhandlungen erschienen. Trotzdem dürfte es nicht überflüssig erscheinen, daß auch die Leser dieser Zeitschrift, die von hoher Warte aus die kirchlichen und kulturellen Strömungen der Gegenwart aufmerksam verfolgt, in den Geist und Inhalt dieses gesetzgeberischen Monumentalwerkes eingeführt werden.

Wenn wir von Recht und Gesetz der Kirche sprechen, stellen wir uns von vornherein auf den ausgesprochen katholischen Standpunkt, nach dem die Kirche, um mit Bellarmin zu reden, zu definieren ist als ‚die (von Christus gestiftete, sichtbare) Gemeinschaft der Menschen, die durch das Bekenntnis desselben christlichen Glaubens und die Teilnahme an denselben Sakramenten unter der Leitung der rechtmäßigen Hirten und besonders des Römischen Papstes, des einen Statthalters Christi auf Erden, verbunden sind.‘ Die Kirche ist nach von Drey die Darstellung des Reiches Gottes in seiner Erscheinung, oder wie Palmieri kurz definiert: Regnum Christi in terris auctoritate apostolica regendum. Von diesem Standpunkt aus sind ebenso die protestantischen Definitionen abzulehnen, die die Kirche als die unsichtbare Gemeinschaft der Prädestinierten oder als ‚die Kongregation der Heiligen, in der das Evangelium richtig gelehrt und die Sakramente richtig verwaltet werden‘ bezeichnen, wie auch alle jene Auffassungen, die entweder den göttlichen Charakter der Stiftung der Kirche oder ihre sichtbare Erscheinung leugnen. Hierher gehören auch die neueren wissenschaftlichen Versuche R. Sohms, der jegliche Rechtsordnung als mit dem Wesen der Kirche unvereinbar erklärte und demgemäß auch ‚die heute allgemein herrschende protestantische Lehre‘ von der Geltung eines menschlichen Kirchenrechts unter Berufung auf den rein geistigen, charismatischen Charakter der Urkirche und auf die Lehre Luthers als dem Geiste des Urhebers der protestantischen Kirche zuwider abwies. Sohms Theorie von der Kirche, die nach ihm gemäß dem Willen ihres Stifters und dem Befund der Quellen in apostolischer Zeit ein rein religiöser Begriff, eine geistige Größe, der Leib Christi, das Volk Gottes ist und erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts aus den Bedürfnissen der liturgischen Feier der Eucharistie und der Verwaltung des Kirchenguts sich verfassungsmäßig entwickelt hat, demgemäß ursprünglich alles Korporative und Rechtliche ausschließt, hat auch protestantischerseits vielfach Widerspruch gefunden. Namentlich hat A. Harnack diese Theorie, die er neben der katholischen als die geschlossenste, die je aufgestellt worden sei, bezeichnet, in Betonung der Auffassung, daß das göttliche Kirchenrecht

immer da war und das Genossenschaftliche, Korporative auch vom sublimsten Begriff der Kirche nicht getrennt werden könne, zu entkräften versucht. Er geht dabei so weit, zuzugestehen, daß der Katholizismus, ‚wenn man seine embryonale Form einbegreift‘ so alt wie die Kirche sei und kaum das eine oder andere seiner Elemente gefehlt habe, hält es aber doch für irreführend, das Urchristentum ‚katholisch‘ zu nennen. Dieses Eingeständnis des größten Kenners der altchristlichen Literatur ist uns wertvoll genug. Die katholische Auffassung, die übrigens aus den von ihr noch viel zu wenig beachteten Einzelausführungen des ehemaligen geistvollen Leipziger Juristen manches wertvolle Argument zu entnehmen vermag, hat sich von jeher, namentlich seit Cyprian, mit Recht auf die biblischen Grundlagen ihres Standpunktes berufen und, ohne dabei die Schwierigkeiten zu verkennen, die die noch unentwickelte und erst Anfang des 2. Jahrhunderts amtstechnisch ausgebildete Terminologie in der Bezeichnung der kirchlichen Ämter ursprünglich bietet, sich stets auf die seit Ende des 1. Jahrhunderts klar bezeugte und im 2. Jahrhundert durch die Bischofslisten dokumentierte apostolische Sukzession berufen. Clemens Romanus spricht dies gegen Ende des 1. Jahrhunderts mit den Worten aus: ‚Durch Jesus Christus den Herrn wurden uns die Apostel zu Boten des Evangeliums. Jesus Christus wurde gesandt von Gott. Christus also von Gott, die Apostel von Christus. Also geschah beides in geordneter Folge nach Gottes Willen. Die Apostel nahmen die Aufträge des Herrn entgegen . . . Sie predigten in Stadt und Land und setzten dortselbst regelmäßig für die, welche gläubig wurden, die Erstlinge zu Episkopen und Diakonen ein; vorerst aber prüften sie dieselben im Geiste . . . Sodann gaben sie Auftrag, daß andere erprobte Männer, wenn sie entschlafen seien, ihr Amt übernehmen sollten.‘ Tertullian hat später den gleichen Gedanken wiederholt. Ausgezeichnet hat vom katholischen Standpunkt aus neuestens der Jesuitenpater H. Bruders die Geschichte der Kirchenverfassung und ihrer Quellen bis zum Jahre 175 behandelt. Klar und deutlich bringt er, ohne den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, den Stand der Frage zum Ausdruck, den kurz darauf der gelehrte Franzose Battifol in seinem Buche über Urkirche und Katholizismus im Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung des Urchristentums in kritisch scharfer Bewertung und feinsinniger Abmessung der Quellen noch eingehender beleuchtet hat. Freilich noch manche Frage harrt der Beantwortung und wird vielleicht nie beantwortet werden können. Sohms Versuch, die Entstehung des bischöflichen Amtes und der Verfassung aus der von ihm den Lehrbegabten, besonders auch den Propheten und Lehrern zugeschriebenen Verwaltung des Wortes und des Kirchenvermögens, welch erstere er im Dankgebet der Eucharistiefeier erblickt (!), zu erklären, ist allerdings schon genügend gekennzeichnet durch den Schlußsatz seiner Argumentation: ‚Der Bischof der Urzeit stellt den unmittelbaren Vorfahren unseres heutigen Pastors dar,‘ ganz abgesehen davon, daß die hierfür herangezogene Stelle der Zwölfapostellehre (X, 7) in ihrer Deutung auf das Meßopfer keineswegs

gesichert erscheint, meines Erachtens sich überhaupt nicht darauf bezieht. Aber die damit zusammenhängenden Probleme, vor allem die Frage, wem die Ordinationsgewalt, und wem die Eucharistiefeier zustand, bedürfte auch im Zusammenhang mit der Frage der Kirchenverfassung noch eingehender Prüfung. Wie im einzelnen diese Fragen auch liegen mögen, so bleibt der katholischen Anschauung die feste Position der klar geschiedenen hierarchischen Grade (Bischof, Presbyter, Diakon), wie sie um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert, besonders seit Ignatius v. A. bezeugt sind. Sie wegzudisputieren vermag niemand. Sie aber aus rein natürlicher menschlicher Entwicklung herzuleiten, bietet sicher größere Schwierigkeiten als ihre katholische, auf den Stifter der Kirche zurückgeführte Begründung. Battifol drückt seine Auffassung klar aus mit den Worten: ‚Christus, auf dem unser Glaube beruht, hat die Kirche gestiftet; er hat sie in Form einer Gemeinschaft gestiftet und dieser Gemeinschaft hat er eine feste, in sich abgeschlossene Verfassung gegeben.‘ Was von der Gründung der Kirche gilt, gilt auch vom Primat. ‚Die Lehre von der Kirche findet ihre Krönung in der Lehre vom päpstlichen Primat. Wir bekennen, daß Christus den Apostel Petrus als sichtbares Oberhaupt seiner sichtbaren Kirche eingesetzt hat, und daß die Bischöfe von Rom dem Apostel Petrus in diesem Primat nachgefolgt sind.‘

## II.

Im Lichte dieser historischen Voraussetzungen, die die Stellung der Kirche und ihrer Verfassung gegenüber den akatholischen Einwendungen vom Standpunkt der Urkirche aus kurz kennzeichnen, erscheint das große gesetzgeberische Werk der Kodifikation als eine gewaltige Äußerung des reichen inneren und äußeren Lebens der Kirche, das Christus ihr gegeben, der nie versiegbaren Quelle, die, um ein Bild der altchristlichen Zeit zu gebrauchen, aus dem Herzen des Gottmenschen entsprang, und Segen spendend im Laufe der Jahrhunderte zum mächtigen Strom sich entwickelt hat. Göttliches und menschliches Recht verbinden sich in der Gesetzgebung der Kirche zu einem einheitlichen Ganzen. Das göttliche Recht, mag es als positives oder als natürliches auftreten, ist unwandelbar, das menschliche hat sich im Laufe der Zeiten den besonderen Bedürfnissen und Forderungen des kirchlichen Lebens und der Menschen entsprechend geändert. Daraus ergeben sich von selbst die geschichtlichen Wandlungen im kirchlichen Rechts- und Verfassungsleben. Aber auch die göttlichen Institutionen in der Kirche treten nicht von Anfang an in ihrer Auswirkung und Ausgestaltung, wenn gleich im Prinzip mit der Stiftung Christi gegeben, gleichmäßig und voll in die Erscheinung. Sie kommen in längerem geschichtlichen Prozeß zur Geltung. Nirgends tritt das klarer zutage, als in der Entfaltung des päpstlichen Primats. So ergibt sich für den Kirchenhistoriker die schöne Aufgabe, diesen Lebensäußerungen der Kirche bis zu ihrem Ursprung nachzugehen. Es eröffnet sich seinem Auge ein weites, kaum übersehbares Feld. Namentlich

gilt dies auf dem Gebiete der kirchlichen Gesetzgebung, um so mehr, als eine jahrhundertelange Entwicklung nötig war, um die überall sprudelnden Quellen in einem Bette zusammenzuführen. Erst das 13. Jahrhundert hat die Zusammenfassung vollzogen. Ansätze waren bereits früher gegeben. Die ersten drei Jahrhunderte waren vorwiegend ethisch bestimmt. Gewaltige Energien lösten sich aus, um die Welt mit den neuen Lebensidealen zu durchdringen und sittlich umzugestalten. Das Christentum sah sich in seiner äußeren Entfaltung vor fast unüberwindliche Hemmnisse gestellt und in die Defensive gedrängt, innerlich ging es offensiv vor, die Individuen zu gewinnen. Nicht im Sturme, sondern in sanftem Wehen eroberte der Geist die Herzen. Das Zentrum des religiösen Lebens war der Bischof, die belebende Kraft die Eucharistie, das sittliche Grundmotiv zu allem die Liebe. Die Rechtsordnungen treten noch in den Hintergrund, die liturgischen bilden sich im Anschluß an die Überlieferung unter Leitung der verfassungsmäßigen Organe. Im Zusammenhang hiermit begegnen wir in dem nachapostolischen Schrifttum Weisungen, die uns wie synodale Kanones entgegenklingen, so besonders bei Ignatius v. A. Das Wachstum des Christentums und seine Ausbreitung erforderte bald eine stärkere Betonung des Organisatorischen; das Recht tritt immer klarer hervor. Solange die Person des Gründers der einzelnen Kirche in der Erinnerung noch nachlebte, konnte man sich darauf berufen. Die Lokaltradition wirkte nach, länger als sonst auf liturgischem Gebiete. So bildeten sich die Hauptzentren, die später als Patriarchensitze ihre Bedeutung erhielten, nicht ohne Anlehnung an die staatliche Gliederung des röm. Reiches. Je weiter man sich vom Ausgangspunkt entfernte, desto mehr trat in strittigen Fragen jene entscheidende Instanz hervor, die gemäß der dem hl. Petrus gewordenen Verheißung dazu berufen war, die Römische Kirche; von ihr sagt schon Ignatius in seinem Brief an die Römer: Ich aber will, daß auch jenes festen Bestand habe, was ihr lehrend vorschreibt. Große Bedeutung erlangen frühzeitig zur Behandlung schwebender Fragen die Synoden. Sie treten vielfach in den Hauptstädten zusammen. Dem dortigen Bischof fallen neue Aufgaben zu; die Metropolitanverfassung geht seit dem 3. Jahrhundert daraus hervor. Neue Bildungen kommen hinzu. Als das Christentum den letzten großen, blutigen Kampf mit dem Heidentum bestanden und durch Konstantin die Freiheit erhielt, stand es in seinem Verfassungsbau mächtig da. Das kam auf der ersten allgemeinen Synode zu Nizäa wirksam zum Ausdruck. Die nun folgende Periode ist ebenso reich an dogmatischen Auseinandersetzungen und synodalen Entscheidungen wie an gesetzgeberischen Erlassen. Was damals grundgelegt wurde, sollte auf die Jahrhunderte hinaus wirken bis zur Gegenwart. Dabei behielten die Päpste das Heft in der Hand; trotz starker Reibungen mit dem Osten haben sie, vertreten durch eine Reihe glänzender Erscheinungen, ihre überragende Stellung gewahrt. ‚Was man auch', sagt einmal Leopold von Ranke, ‚von den Päpsten früherer Zeit urteilen mag, sie hatten immer große Interessen vor Augen.' Andererseits entsteht

ein neuer mächtiger Faktor in dem der Kirche zwar wohlwollenden, aber doch von staatlichen Interessen geleiteten Cäsarentum, durch das die Kirche sich zwar gefördert, aber sehr bald auch stark gehemmt sieht. Neben anderen Gründen ist dadurch die allmählich fortschreitende Loslösung des Ostens vom Westen bedingt. Den äußeren Niederschlag findet diese Entwicklung in der Gesetzgebung Justinians mit ihrem geschlossenen System des Staatskirchenrechts, dessen Kenntnis uns zwar in seinen Hauptlinien bekannt und auch in Einzelfragen zum Teil bearbeitet ist, aber als Ganzes genommen, trotz einzelner neueren Versuche noch der Bearbeitung harrt. Dies gilt besonders auch von seinen Wirkungen auf das Abendland und das Mittelalter. Unsere Durchschnittsdarstellungen der Geschichte jener Epoche schweigen sich meist darüber aus. Gegenüber der staatlichen Gesetzgebung konnte die Kirche nicht zurückbleiben; zu einer offiziellen Kodifikation des kirchlichen Rechts ihrerseits sollte es freilich nicht kommen; jedoch gewinnen private Bearbeitungen nahezu amtliche Bedeutung; griechische Sammlungen führen ins fünfte, zum Teil wohl schon ins vierte Jahrhundert hinauf; die beiden neuestens in syrischer Version uns vermittelten lassen dies deutlich erkennen. Größere Bedeutung erlangte die des Johannes Scholastikus, deren Weiterführung in den späteren Nomokanones der östlichen Kirche ausläuft, die noch heute für die Griechen und Russen zum Teil maßgebend sind. Das Werk des Dionysius Exiguus ist für das Abendland entscheidend und erhält in seiner Erweiterung unter Papst Hadrian, der die sogenannte Dionysio-Hadriana dem Kaiser Karl d. Gr. übersendet, nahezu den Charakter eines amtlichen kirchlichen Gesetzbuches. Daneben gewinnt aber auch Spanien mit seinem reichen synodalen Leben in dieser Übergangsepoche auf legislativem Gebiete an Bedeutung. Mit dem neunten Jahrhundert erfährt diese Epoche, die von Schubert in seiner Geschichte der frühmittelalterlichen Kirche eingehend gewürdigt hat, ohne jedoch überall Endgültiges bieten zu können, ihren Abschluß. Bis dahin verspüren wir den starken Wellenschlag des östlichen Rechts.

Die entscheidenden Ereignisse am Schlusse dieser Epoche, die Gründung des germanischen Imperiums, die Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen, der feste, durch Bonifaz' weltgeschichtliche Mission bewirkte Anschluß der Germanen an Rom, und die Durchdringung des Abendlandes von den augustinischen Ideen, deren tiefe Wirkungen soeben Bernheim in seinem lehrreichen Buche über mittelalterliche Zeitanschauungen verfolgt hat, konzentrierten die Aufmerksamkeit der Kirche auf die abendländischen Interessen und damit zugleich auf die inzwischen erstarkten Einflüsse des germanischen Rechts. Die Auseinandersetzung der Kirche mit diesem brachte das Zeitalter Gregors VII. Der Sieg der Kirche führte zu einer ungeahnten Konzentration der kirchlichen Kräfte und bedingte die Vorherrschaft des Papsttums im Sinne einer mächtigen Entfaltung der kirchlichen Vollgewalt. Der literarische Streit jener Tage schärfte die wissenschaftlichen Waffen. Die Kritik setzte ein. Das war für die wissenschaft-

liche Arbeit und Methode der folgenden Epoche von größtem Einfluß und machte sich besonders auch auf dem Gebiete des kirchlichen Rechts geltend. Neue Sammlungen schossen aus dem Boden in Menge hervor. Über eine Reihe von Autoren führt der Weg zu Gratian, dem Schöpfer des Dekrets, in dem die gesamte alte Überlieferung eine für jene Zeit glänzende Zusammenfassung fand.

Die zentripetale, durch eine reiche Entfaltung der Gesetzgebung geförderte Rechtsentwicklung führte im 13. Jahrhundert zu ihrem Höhepunkt; die Zeit war gekommen, nun auch den gesamten Rechtsstoff in einem offiziellen Gesetzbuch zusammenzufassen. Die große Vorarbeit hatte Gratian geliefert; durch Bernhard von Pavia und die anderen Autoren der sogenannten fünf Kompilationen war der Weg gebahnt zu dem Gregor IX. vorbehaltenen großen Werk der Kodifikation. Die Dekretalen dieses Papstes, entstanden unter der Mitarbeit Raymunds von Pennaforte, fanden ihre Weiterführung durch Bonifaz VIII. im Liber Sextus und ihren amtlichen Abschluß unter Clemens V. (Clementinen). So entstand das Corpus iuris canonici, das bis in unsere Tage hinein als das grundlegende Gesetzbuch der Kirche galt, wenngleich viele seiner Bestimmungen infolge der geschichtlichen Umwälzungen und der veränderten Verhältnisse der neuzeitlichen Entwicklung nach und nach in Abgang gekommen waren und durch andere ersetzt wurden. Es war, wie schon seine allmähliche Entstehung zeigt, kein Werk aus einem Guß, und doch in seinem inneren Aufbau eine große imponierende Schöpfung, der gesetzgeberische Ausdruck der Machtstellung der Kirche in jener Zeit, des theokratischen Gedankens, der Durchdringung des Weltlichen vom Geistlichen, das auch die irdischen Interessen in seinen Bannkreis zog und von seinem eigensten Gebiet auf das der Temporalien hinüberspielte. Man erinnert sich an die großen Dome und theologischen Summen in diesem Zeitalter des Autoritätsgedankens und des Intellektualismus. In seiner äußeren Anlage nach dem Vorbild Bernhards von Pavia in fünf Abschnitte (Iudex, iudicium, clerus, connubia, crimen) eingeteilt, wich das Korpus von derjenigen der Institutionen Justinians (personae, res, actiones, crimina) ab, ahmte es aber formell nach, insofern die einzelnen Bestimmungen in Form synodaler Canones, päpstlicher Schreiben und Erlasse gehalten sind. Inhaltlich finden sich unter den Rechtssätzen auch dogmatische Entscheidungen. Das Verhältnis von Kirche und Staat wird durch die Aufnahme der hierfür entscheidenden päpstlichen Erlasse auch nach seiner prinzipiellen Seite gekennzeichnet. Wir unterlassen es, die Wirkungen dieses Gesetzbuches auf die folgende Zeit und die Geltendmachung seiner Grundsätze näher zu verfolgen.

Das ausgehende Mittelalter ist charakterisiert durch den weiteren Ausbau der nunmehr prinzipiell ausgesprochenen Plenitudo potestatis des Papstes und deren Auswirkung auf den verschiedensten Gebieten, durch das Reservationensystem, das in den Extravaganten nachdrücklichst zur Geltung kam und in den Kanzleiregeln seinen Niederschlag fand, durch zahlreiche

Neben- und Ausnahmebestimmungen, die das kodifizierte Recht umrankten, vergleichbar dem Überwiegen des Dekorativen in der Baukunst, durch einen ungesunden Fiskalismus und Kurialismus, durch eine bis zum Äußersten gehende Verästelung und Verzweigung der kirchlichen Jurisdiktion auf den verschiedensten Gebieten. Die Reaktion blieb nicht aus und kam besonders in den Erschütterungen zur Zeit des Schismas und der Reformkonzilien im Innern der Kirche, wie in dem seit Ende des 13. Jahrhunderts von außen her einsetzenden und immer stärker hervortretenden Kampf der Staaten und Territorien gegen das kirchliche Recht zu ständig gesteigerter Wirkung. Am klarsten zeigt sich dies in dem noch immer nicht genügend herausgearbeiteten Gegensatz der kirchlichen und staatlichen Gerichtsbarkeit, der sich besonders klar in den Sätzen der wohl seit Innocenz III. entstandenen Bulla in coena Domini, die den Unterbau zum neueren kirchlichen Zensurenrecht schuf, zu Ende des 15. Jahrhunderts widerspiegelt. Die Kirche wehrt sich unter den Renaissancepäpsten, die zuerst auch die Bücherzensur handhaben, mit Macht gegen die Eingriffe des Staats in ihre Jurisdiktionsgewalt, gegen die Usurpation kirchlicher Rechte und Einkünfte, die Unterbindung ihrer Gerichtsbarkeit, die Avozierung geistlicher Streitsachen, die Plazetierung ihrer Erlasse, die Übergriffe ins Kirchenvermögen, die Amortisationen, die finanzielle Belastung kirchlicher Institute, die Anmaßung des kirchlichen Besetzungsrechts, die Ignorierung der kirchlichen Immunität und Verletzung des privilegium canonis namentlich gegenüber den höheren Prälaten, die Losreißung von der Oboedienz des Papstes und die Beschränkung der kirchlichen Freiheit. Das Strafrecht gewann auf diese Weise eine stärkere Betonung und Ausdehnung, wie andererseits auch das ursprünglich zur Sicherung der kirchlichen Finanzen zu Anfang des 14. Jahrhunderts eingeführte Amt des Fiskalprokurators (promotor iustitiae) zur Weiterausgestaltung des Prozeßrechts führte. Der Kampf um die Reinerhaltung der kirchlichen Lehre im Reformationszeitalter erforderte strengere Maßnahmen und ließ die Zensuren gegen Häresie und Apostasie noch stärker hervortreten.

Ausgegangen war die Opposition, wenngleich sie zunächst im Kampfe Philipps des Schönen und Ludwigs des Bayern in Frankreich und Deutschland in die Erscheinung trat und zu geradezu revolutionären, mächtig auflodernden Bewegungen gegen das Papsttum führte, von England. Dort ist der Herd des späteren Gallikanismus, wie J. Haller richtig gezeigt hat, zu suchen, der zur Aufkündigung der Zinszahlung und des Gehorsams, zur Stärkung der Wiklifitischen Strömung und zum ausgebildeten Staatskirchenrecht um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert führte. Von dort ist hauptsächlich die voluntaristische Richtung auf philosophisch-theologischem Gebiete herzuleiten, die zunächst im Skotismus in den gebührenden Grenzen gehalten wurde, in Occam und seiner nominalistischen Schule aber zu einem System bedenklicher Theorien führte. Der Gottesbegriff erhielt eine neue Prägung, die Stringenz der Gottesbeweise wurde

in Frage gestellt, die übernatürlichen Habitus und damit die heiligmachende Gnade wurden, wenn auch stante lege, als notwendig, an sich als überflüssig erklärt, eine rein äußerliche Auffassung von Gnade und Rechtfertigung, begründet in der Akzeptationslehre, bahnte sich an; die Wirkung der Absolution wurde abgeschwächt, indem auf die frühscholastische deklarative Auffassung, jetzt freilich mit anderen Voraussetzungen, zurückgegriffen wurde. Vollends zeigten sich die Folgen dieses im Nominalismus wurzelnden Systems in seiner Anwendung auf die Lehre von der Kirche und dem Primat mit ihren destruktiven Tendenzen im Kampfe Ludwigs des Bayern mit der Kurie und zur Zeit des Schismas. Die Lehre von der Unterordnung des Papstes unter das Konzil konnte als Notstandstheorie jener Tage noch begreiflich erscheinen, wäre sie nicht begleitet gewesen von dem durch Pierre d'Ailly klar formulierten Gedanken, daß weder der Papst noch das Konzil, sondern die Universalkirche, vertreten in den Gläubigen, unfehlbar sei. Wir wundern uns heute über die Aufstellung solcher Theorien in damaliger Zeit, vor allem aber darüber, daß die verantwortlichen kirchlichen Stellen nicht rechtzeitig energischen Einhalt boten. Allein es ist dabei nicht zu übersehen, daß man sie mehr als Schulfragen und Disputationsobjekte beurteilte, daß ferner die Nominalisten selbst, wie am klarsten Aillys einwandfreier für den Klerus in der Seelsorge bestimmter Traktat über die Sakramente zeigt, sie in der Praxis beiseite ließen, und zudem sie nur vielfach hypothetisch vortrugen und verklausulierten. Erst als die Schranken fielen, da zeigten sie sich in ihrer furchtbaren Konsequenz vor allem gegenüber dem hierarchischen Bau der Kirche selbst. Luther hat alle Schranken abgeworfen und die letzte Konsequenz gezogen, aber zugleich auch die Waffen, die er dem Arsenal der Nominalisten entnommen, gegen diese selbst gerichtet. Ihre Lehre von der Überflüssigkeit der übernatürlichen Habitus ‚de potentia absoluta' übernahm er und führte sie weiter bis zur vollen Leugnung, ihre Auffassung aber, daß alle Wirkungen, welche wir durch die übernatürlichen Habitus des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe in uns erfahren, derart seien, daß sie ebenso gut von den natürlichen Habitus herrühren könnten, lehnte er auf Grund seiner eigenen Seelenverfassung und Überzeugung von der Unüberwindlichkeit der Konkupiszenz als Pelagianismus ab. Letztlich hatte seine Lehre ihren Grund und ihre Verankerung, wie Kiefl in seinem bedeutsamen Aufsatz hierüber im ‚Hochland' gezeigt hat,* in seinem Gottesbegriff. Gott ist ihm Wille und Tat. Ursprünglich selbst Nominalist, gelangte er auf Grund seiner inneren Erlebnisse zu seiner Auffassung von der Alleinwirksamkeit Gottes und der damit zusammenhängenden Solafideslehre. Damit fiel die Sakramentenlehre und brach das Gebäude der kirchlichen Verfassung in seinen Augen zusammen. Die Verbrennung des Corpus iuris canonici war das äußere Symbol dieser inneren Wandlung und kirchlich revolutionären Tat.

---

* Oktoberheft 1917.

### III.

Gegenüber den katastrophalen Umwälzungen schritt das Konzil von Trient, indem es die kirchliche Lehre verteidigte und klarstellte, zur Reform. Seine Beschlüsse, die einen wichtigen Gradmesser für die Beurteilung der Verhältnisse in der vorausgegangenen Zeit darstellen, bedeuten auf rechtlichem Gebiete einen Wendepunkt. Nach rückwärts erfolgte die Abstellung vorhandener Mißbräuche, und der Abbau veralteter, den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprechender Einrichtungen, nach vorwärts die positive Festlegung der Normen des kirchlichen Rechts und die Schaffung neuer Institutionen. Letztere haben sich vielfach erst im unmittelbaren Anschluß an seine Reformen in den folgenden Jahrzehnten herausgebildet. Die Kurie wurde umgestaltet, das Benefizial- und Ämterrecht auf eine neue Basis gestellt, das Eherecht besonders durch die Vorschrift der kirchlichen Form der Eheschließung neu fundiert, die Rechtsverhältnisse der Klöster und ihre Stellung zum Episkopat geregelt, die Erziehung und Heranbildung des Klerus völlig neu gestaltet, das Strafrecht schließlich im Anschluß an die bereits gekennzeichnete Entwicklung der unmittelbar vorausgehenden Zeit gegenüber den Vergehen der Zeit und den Angriffen von innen und außen neu geordnet. Den Schlußstein setzte hier Pius V. auf, indem er die Bulla in coena Domini zum kirchlichen Strafgesetz erhob. Von entscheidender Bedeutung für das gesamte Regierungssystem der Kirche war die Gründung der Kongregationen. Ihre Entscheidungen beeinflußten in maßgebender Weise die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung des kirchlichen Rechts, wie am klarsten das neue Gesetzbuch zeigt. Die Restauration der Kirche im Zeitalter der Gegenreformation hatte einen mächtigen Aufschwung des kirchlichen Lebens im Gefolge. Sie ging aus von den romanischen Nationen, vor allem von Spanien, wo die Wiege des Jesuitenordens stand, die Theologie in schwungvollem Auftakt auf den Errungenschaften der klassischen Zeit des 13. Jahrhunderts weiter baute und sich zu grandioser Höhe emporarbeitete, das religiöse Leben in der Mystik die herrlichsten Blüten trieb. Sie griff von dort auf die übrigen Länder über, dahinzielend, das kirchliche Leben zu erneuern, das Bestehende zu erhalten, das Verlorene wieder zu gewinnen. Neue Aufgaben und Anregungen ergaben sich für das kirchliche Recht durch die Ausbreitung des Christentums in den heidnischen Ländern, das Missionswesen, das in dieser Zeit seine starken Wurzeln schlug, durch die Gründung zahlreicher Kongregationen und ordensähnlicher Anstalten, durch die Bedürfnisse und Anforderungen des Erziehungs- und Schulwesens in der Neuzeit. Leider war dem mächtigen Aufstreben des kirchlichen Lebens nur eine verhältnismäßig kurze Epoche beschieden. Starke Reaktionen und Hemmnisse setzten frühzeitig ein. Der Mehltau des Gallikanismus hemmte die weitere Entfaltung der blühenden Saat, die Aufklärung, die auch kirchliche Kreise infizierte, unterwühlte den fruchtreichen Boden. Das Staatskirchentum des 18. Jahrhunderts versetzte im Zusammenhang mit den philosophischen Strömungen der Zeit der Kirche neue

heftige Stöße und führte schließlich zu vollem Zusammenbruch der alten Ordnung. Die ganze Entwicklung zeigt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts noch alles zu sehr in Fluß war, um auf kirchenrechtlichem Gebiete eine gesetzgeberische Aktion großen Stils zu ermöglichen. Trotz der grundlegenden und wirksamen Arbeiten des Konzils von Trient und der eifrigen Tätigkeit der ihm folgenden Päpste erschien der Versuch einer Neukodifikation des kanonischen Rechts, wie er seit Gregor XIII. angebahnt und im Entwurf unter Clemens VIII. fertiggestellt wurde, zur Erfolglosigkeit verurteilt. Die Gedanken, die damals ausgesprochen wurden, haben rechtsfördernd gewirkt, das System, in das auch dogmatische Gesichtspunkte einflossen, mußte vorläufig zurückgestellt werden, um erst im 20. Jahrhundert seine Verwirklichung zu finden.

## IV.

Gegenüber den destruktiven Tendenzen der Aufklärungszeit, der in der Säkularisation geschaffenen Lage und der innerkirchlichen Verflachung sah sich die Kirche vor neue Aufgaben gestellt; vor allem galt es, den noch bestehenden Besitz der Kirche zu sichern und mit den Staaten ins Reine zu kommen, was durch die Konkordate und Zirkumskriptionsbullen geschah und rechtlich zu neuen Bildungen führte. Die Verhältnisse liegen noch nahe und sind bekannt genug. Der positive Aufbau, der sich allmählich vollzog, hatte einen starken Aufschwung des kirchlichen Lebens im Gefolge, orientiert an der großen Epoche des 13. Jahrhunderts und gefördert durch die Errungenschaften des Zeitalters des Trienter Konzils. Er vollzog sich Schritt um Schritt auf der ganzen Linie. Das Fazit zogen die letzten drei Päpste: Pius IX. durch die Verurteilung der kirchenfeindlichen und häretischen Strömungen, vor allem aber durch die dogmatische Klarstellung der höchsten Lehrgewalt des Papstes (Infallibilität) und des päpstlichen Primats; Leo XIII. durch die prinzipielle Kennzeichnung des Verhältnisses von Staat und Kirche, gipfelnd in dem Satze: Utraque maxima in suo genere; Pius X. durch die innerkirchliche Reform, geleitet von dem Prinzip: Instaurare omnia in Christo. Ihm war es vorbehalten, das ganze Werk unter günstigen inneren und äußeren Verhältnissen zu krönen und dem mächtig erstarkten, von Liebe zu Kirche und Papsttum erfüllten Katholizismus ein neues Gesetzbuch zu geben. Ein Mann der Praxis, hatte er alle Stufen der kirchlichen Hierarchie, das Patriarchat nicht ausgenommen, durchlaufen. Ausgestattet mit einem scharfen Blick für die Bedürfnisse der Seelsorge und streng kirchlich gerichtet, hat er sich eine umfassende Kenntnis in der Praxis wie in der Regierung der Kirche erworben, und wenn es wahr ist, daß er einmal das alte Kirchenrecht als eine ‚Collectio antiquitatum' bezeichnete, so ist dies ein Beweis dafür, daß er sich auch den berechtigten modernen Forderungen im kirchlichen Leben nicht verschloß. Den auf eine Neukodifikation des Rechts und die Beseitigung veralteter Bestimmungen zielenden Wunsch, den er bei seiner letzten Romreise

vor Antritt seines Pontifikats dem Kardinal Segna gegenüber, wie man hörte, äußerte, sollte er als Papst nun selbst verwirklichen. Daran erinnert, nahm er am 19. März 1904 durch das Motu proprio ‚Arduum sane' das große Werk in Angriff, setzte die erforderlichen Kommissionen ein, zu denen außer den Kardinälen rechtskundige Mitglieder des Welt- und Ordensklerus herangezogen wurden, unterbreitete die ausgearbeiteten Entwürfe den Bischöfen zur Beratung und erfreute sich dabei der Mitarbeit tüchtiger Kräfte, so besonders des früheren Pariser Professors und späteren Kardinals Pietro Gasparri, dessen Leitung das ganze Unternehmen anvertraut wurde. Hervorragenden Anteil hatte daran auch der jetzige Nuntius Pacelli. Als nach 10 Jahren der Papst starb, war die Arbeit nahezu vollendet. Benedikt XV. übergab durch das Publikationsschreiben ‚Providentissima mater Ecclesia', gerichtet an alle Patriarchen, Primaten und Bischöfe, Dozenten und Schüler der katholischen Universitäten (an Pfingsten 1917), den neuen Codex iuris canonici dem öffentlichen Gebrauch und setzte den Beginn seiner rechtlichen Geltung auf Pfingsten 1918 fest.

Was ich an anderer Stelle zur Charakterisierung des Kodex gesagt habe, wiederhole ich auch hier: Seine Anlage ‚verrät auf den ersten Blick, daß hinter dem Ganzen die ordnende und sichtende Hand eines formell und materiell glänzend geschulten Juristen steckt; die lapidare Formulierung der einzelnen Kanones, ihre Prägnanz, Kürze und Klarheit erregen ebenso unsere Bewunderung wie die schlichte, einfache, jedes überflüssigen Beiwerks und umständlichen Periodenbaus entbehrende Latinität'. Eingeteilt in fünf Bücher, von denen das erste die allgemeinen Normen über den Geltungsbereich des neuen Rechts, seine Abgrenzung gegenüber dem früheren und dessen Bewertung bei der Interpretation, über den Fortbestand der Konkordate, die Geltung bestehender Privilegien, Indulte und Gewohnheitsrechte enthält, während die folgenden, geordnet nach dem Einteilungsprinzip der Institutionen Justinians, das Personen-, Sachen-, Prozeß- und Strafrecht enthalten, ist der neue Kodex ein Werk aus einem Guß, formell übersichtlich nach Titeln, Kapiteln, Artikeln und fortlaufend numerierten Kanones gegliedert, inhaltlich alle Seiten des kirchlichen Rechtslebens umfassend.

Zwei Gesichtspunkte sind bei seiner Würdigung besonders im Auge zu behalten: Die Wahrung des traditionellen Rechts und seiner historischen Kontinuität und die klare Festlegung des geltenden Rechts unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Gegenwart. Daher heißt es auch im Gesetzbuch selbst: Der Kodex enthält zumeist die bis jetzt geltende Disziplin, wenngleich er geeignete Änderungen bringt. Demgemäß sind auch die darin aufgenommenen früheren Bestimmungen nach der Autorität des alten Rechts und den Interpretationen bewährter Autoren zu beurteilen; desgleichen die übrigen Kanones, soweit sie zum Teil mit dem alten Recht übereinstimmen. Zur Interpretation setzte der Papst am 15. Sept. 1917 eine Kardinalskommission ein. Nach einer Weisung der Seminar-

und Studienkongregation haben sich die Dozenten an die Ordnung und Reihenfolge der Bestimmungen im Kodex zu halten; dabei wird auch auf die geschichtliche Einführung in das Verständnis der einzelnen Kanones gedrungen, also auch auf die kirchliche Rechtsgeschichte Gewicht gelegt.

Zur Kennzeichnung des Kodex sei folgendes bemerkt: Entsprechend der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit im Sinne einer starken Konzentrierung aller geistigen Kräfte und Hervorhebung der zunächst im Vordergrund stehenden religiösen Bestrebungen betont die Kirche, ohne ihre Rechte den Staaten und außer ihr stehenden Gemeinschaften gegenüber preiszugeben, im Gesetzbuch vor allem ihre ureigensten und innerkirchlichen Interessen. Es ist klar, daß, wo das göttliche Recht in Betracht kommt, das Naturrecht ihren Rechtsansprüchen zugrunde liegt und die mit ihrem Wesen und Bestand zusammenhängenden Grundforderungen in Frage stehen, sie dieselben wie in der Vergangenheit so auch jetzt nachdrücklichst zur Geltung bringt und keinerlei Kompromisse zuläßt. Daher die grundsätzliche Betonung ihrer göttlichen Sendung und ihrer von Christus gegebenen jurisdiktionellen Befugnis, hierarchischen Verfassung und sazerdotalen Gewalt. Daher auch gegenüber dem Staate und den außerhalb der Kirche stehenden Gemeinschaften die nachdrücklichste Betonung der Sätze: daß sie, unabhängig von jeder zivilen Gewalt, das Recht hat, ihr Lehr- und Hirtenamt auszuüben, daß die Aufnahme in die kirchliche Hierarchie nicht durch die Zustimmung oder Berufung seitens des Volkes oder der weltlichen Macht erfolgt, daß sie das Recht hat, Schulen jeglicher Disziplin zu errichten, die Benefizien, deren Besetzung der Papst sich reservieren kann, in der ganzen Kirche zu verleihen, frei und unabhängig von der bürgerlichen Gewalt geistliche Güter zu ihren eigenen Zwecken zu erwerben und zu verwalten, über alle Fälle, die die ‚res spirituales et spiritualibus adnexae' betreffen, durch ihr Forum zu entscheiden, unabhängig von jeder menschlichen Gewalt die ihr untergebenen Delinquenten zu bestrafen, die Immunität für sich und ihre Kleriker zu beanspruchen und eigene Friedhöfe zu besitzen. Somit kommen, ohne daß das prinzipielle Verhältnis von Staat und Kirche besonders erörtert wird, auch ihre Forderungen dem Staat gegenüber mehrfach zur Geltung. Dabei ist zu beachten, daß auch da, wo die historischen Rechte der Staaten oder bis jetzt bestehende geschichtliche Institutionen aufrecht erhalten sind, der Kodex nicht davor zurückhält, die prinzipielle Auffassung des Gesetzgebers zum Ausdruck zu bringen. Nirgends tritt dies klarer in die Erscheinung, als wenn von den Bischöfen gesagt wird: Eos libere nominat Romanus Pontifex. Die ideale Forderung ist also das freie Ernennungsrecht des Papstes, wenn auch gemäß den Konkordaten und Abmachungen mit den einzelnen Staaten und den bestehenden Gewohnheiten damit das vielfach noch bestehende Wahl- und Nominationsrecht faktisch nicht abgestellt wird. Andererseits finden auch die Vorschriften des bürgerlichen Rechts verschiedentlich Berücksichtigung, so besonders in der Lehre von den Verträgen, der Verjährung und Ersitzung der Form des

Testaments und der Bestimmung des Hindernisses der Adoption im Eherecht. Auf die Einhaltung der bürgerlichen Vorschriften wird auch bei der Verwaltung des Kirchenvermögens Gewicht gelegt und die volle Beweiskraft der öffentlichen bürgerlichen Urkunden betont. Dabei ist nicht etwa das alte römische Recht maßgebend, sondern das heutige des betreffenden Landes, die ‚legislatio civilis respectivae nationis'. Ist nun in diesen Fällen das römische Recht außer Kurs gestellt, so ist doch das neue Gesetzbuch entsprechend seinem engen Anschluß an die bisherige Überlieferung und das alte kanonische Recht von ihm vielfach durchdrungen. War doch das frühere Corpus iuris canonici unter dem starken Einfluß römischen und auch germanischen Rechts auf der Basis der kirchlichen Kanones und Dekretalen entstanden. Durch seine Vermittlung sind römisch-rechtliche Sätze Gemeingut der gebildeten Welt geworden und vielfach auch in unsere Moralhandbücher eingedrungen. ‚So, wie sie auf Grund der mittelalterlichen Entwicklung und durch die Kanonistik den Bedürfnissen der Kirche angepaßt worden sind, kehren die römischen Rechtsätze und Einrichtungen in dem Gesetzbuche im großen und ganzen wieder.' Eingehend hat neuestens U. Stutz, dem wir dieses Zitat entnommen, die bürgerlich-rechtlichen Einschläge des Kodex in seinem inhaltreichen und instruktiven Buche über den Geist des Codex iuris canonici verfolgt und ist dabei auch den Spuren des römischen Rechts nachgegangen, so daß wir davon hier absehen können. Das betreffende Kapitel ist wohl das wissenschaftlich bedeutsamste des ganzen Buches. Von dem alten germanischen Recht ist wenig im Kodex verblieben. Die Zählung der Verwandtschaftsgrade, die Beibehaltung der testes septimae manus erinnert noch daran. Die Reste sind spärlich, vollends, nachdem nun auch das Patronatsrecht, das, soweit es noch besteht, zwar aufrecht erhalten und durch einzelne Kanones normiert ist, aber in Zukunft auf keinen Titel hin mehr neu begründet werden kann, beiseite geschoben ist.

Nachdrücklich wird in verschiedenen Bestimmungen auf das Naturrecht hingewiesen und damit zum Ausdruck gebracht, daß die Kirche unbeirrt um die modernen Doktrinen der historischen Schule, die dasselbe freilich mehr im rationalistischen Sinne als Vernunftrecht, wie es seit Hugo Grotius geschehen, auffassen und bekämpfen, an dem ius naturale, als der Grundlage des positiven Rechts prinzipiell festhält und in ihm keineswegs nur ‚den Überrest aus der antik-mittelalterlichen sakralen Periode des Naturrechts' oder, wie mir gegenüber einmal ein Völkerrechtslehrer der Gegenwart es kennzeichnete, eine zeitgeschichtliche und vorübergehende Auffassung erblickt, die in vergangenen Jahrhunderten sehr wohltätig gewirkt habe, aber heute überwunden sei. Welche Bedeutung demselben gerade in der Gegenwart zukommt, liegt auf der Hand und ist neuestens von Schrörs und Mausbach geistvoll dargetan worden.

Wir sehen von weiteren wichtigen Gesichtspunkten des neuen Rechtsbuches, — von der besonderen Hervorhebung der Stellung der Bischöfe,

die jetzt gemeinrechtlich mit reicheren Fakultäten ausgestattet sind, so daß die ihnen bisher zugedachten, besonderen Vollmachten in Zukunft als überflüssig hinwegfallen, wie ein Dekret vom 25. April dieses Jahres verfügt, von der Organisation der bischöflichen Kurie und ihrer Verwaltung, von der festen Geschlossenheit des neuen Ordens-, Prozeß- und Strafrechts, von der klaren Festlegung der rechtlichen Begriffe und den Vorzügen des neuen Kodex gegenüber dem alten Korpus in der formellen und sachlichen Anordnung, Verteilung, Übersichtlichkeit und gründlichen Durcharbeitung des Rechtsstoffes bis zu den letzten Konsequenzen — ab, um zum Schluß dieser Ausführungen noch kurz die Frage nach dem Neuen im Kodex zu berühren.

Wie der Kodex eingangs selbst betont, enthält er zumeist die bis jetzt geltende Disziplin. Rechnet man die während der Kodifikationsarbeit erschienenen, in einzelnen Punkten übrigens auch wieder geänderten, zahlreichen Erlasse Pius X., auf deren Zusammenhang mit dem Gesetzbuch, ohne Erschöpfendes bieten zu wollen, ich an anderer Stelle hingewiesen, zum bisherigen alten Recht, so kann man mit U. Stutz in gewissem Sinne sagen, daß der Kodex Neues im Grunde genommen wenig bietet, jedenfalls keine eigentlichen Überraschungen bringt. Andererseits dürfen aber auch die zweckmäßigen Änderungen, von denen der Kodex spricht, nicht allzu gering veranschlagt werden. Es kommt dabei nicht so sehr darauf an, ob eine Bestimmung gegenüber allem bisherigen Recht nun völlig neu dasteht. Manche Verfügungen sind nicht völlig neu, aber sie waren lange Zeit hindurch kaum mehr, oder nicht mehr in ihrem vollen Umfang beachtet worden. Man denke hier nur an das Wiederaufleben der Provinzial- und Diözesansynoden und die hierüber handelnden Kanones. Anderes wurde zwar auch früher schon festgehalten, hat aber im einzelnen neue Regelung erfahren. Dies gilt selbst von einzelnen Verordnungen Pius X. Man beachte hier nur die Änderungen bezüglich der Kongregationen. Manche Begriffe lagen der Doktrin auch bisher zugrunde, aber sie waren wie z. B. derjenige der juristischen Person (persona moralis) nicht so klar und bestimmt ausgesprochen und angewandt. Zugleich sind einzelne Bestimmungen doch sehr bedeutungsvoll und durchschlagend. Man denke hier nur an die Fassung und Ausdehnung des Begriffes der Potestas ordinaria, die Erweiterung der bischöflichen Vollmachten, die Stellung des Generalvikars, die Einführung der Diözesankonsultoren außer den Kapiteln, die Aufhebung der Erwerbstitel des Patronatsrechts, die zahlreichen Änderungen im Eherecht, besonders in den Verwandtschaftshindernissen, und die Abstellung der ‚Provida' bezw. der besonderen, sicher nicht aus ‚Intoleranz', sondern im Interesse der Einheit des neuen Rechts aufgehobenen Vergünstigung Deutschlands und Ungarns bezüglich der gemischten Ehen, die Erweiterung der dem Papste specialissimo modo vorbehaltenen Zensuren und die Einschränkung des Begriffes des ‚excommunicatus vitandus', wie überhaupt die ganze Neuordnung des kirchlichen, allerdings an das bisherige Recht sich eng anschließenden Strafrechts.

Neu ist vor allem der Codex iuris canonici selbst als Ganzes mit der Fülle seiner nunmehr als geltendes Recht festgelegten Bestimmungen, die Zusammenfassung dessen, an dem Jahrhunderte gearbeitet haben. Die von Kardinalstaatssekretär Gasparri in seiner Ausgabe beigefügten Quellenstellen lassen den historischen Gang jedes einzelnen Kanons klar erkennen und geben ein Bild von der Menge der Arbeit und der umfassenden Kenntnisse, die zur Schöpfung des großen Werkes erforderlich waren. Sie sind besonders auch für die Rechtsgeschichte, der gegenüber nun die früheren Erlasse und Rechtsbücher als historische Dokumente sich darstellen, von Bedeutung. Die Gegenwart und Zukunft aber hat zu rechnen mit dem Codex iuris canonici selbst, unter dessen Geltung und Herrschaft auf dem Gebiete des kirchlichen Rechts wir jetzt stehen. Vielleicht kann einmal eine spätere Forschung feststellen, daß die Schaffung dieses Rechtsbuches als ein Zeichen und Symbol des glanzvollen Aufstiegs und der machtvollen Entfaltung des Katholizismus der Epoche sich erweist, in der es entstanden ist.

# Döllinger als Mensch / Von Sebastian Merkle

Kalt bis ins Herz hinein war er ja immer, und so ist er geblieben. Dies Urteil hätten über den Münchener Stiftspropst in seinen letzten Jahren zwei treue Dienerinnen abgegeben, deren eine bereits seit fünfzig Jahren in seinem Hause war. Wenn die Fassung wirklich so lautete, so wären diese Dienstboten vom Hauche klassischer Bildung nicht unberührt gewesen. Was aber die Sache anbelangt, so ist bekannt, daß jenes Urteil nichts weniger als vereinzelt ist. Aus meiner Gymnasialzeit, da die Erregung des Jahres 1870 noch lebhaft nachzitterte, erinnere ich mich an gedruckte wie mündliche Schilderungen der Nüchternheit, Kälte und Unnahbarkeit des einst in katholischen Kreisen so hoch gefeierten Professors, Schilderungen, die etwas an das Grämliche des berühmten Pandektisten B. Windscheid gemahnten, dem der Studentenwitz den Weidspruch angeheftet: ‚Das Beste, das du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen.‘

Übrigens wäre bei Döllinger solche Art eine Erbschaft des Vaters, des berühmten Physiologen, gewesen, dessen ‚schroffe Außenseite‘ ihm ebenfalls den Ruf ‚eines gemütlosen, sogar groben Mannes‘ eingetragen hatte. Die ihm aber näherstanden, besonders strebsame, hoffnungsvolle Schüler, wie ein K. E. v. Bär, ein L. Schönlein u. a., haben die herzliche Zuneigung des Lehrers rühmend und dankbar anerkannt. So ganz anders dürfte es auch beim Sohne nicht gewesen sein. Über seinen Mangel an Gemüt stellt der Herausgeber der hier zu besprechenden Briefe* (S. 47 f.) eine Blumenlese von Zeugnissen zusammen. Allein gegen die Äußerung eines Hauptbelastungszeugen, des Ritters Bernhard von Meyer, der von Döllinger den ‚Hauch eisiger Kälte‘ ausgehen und sich als ‚Gegenstand der vollendetsten Gleichgültigkeit‘ behandelt fühlte, wendet er selbst sehr zutreffend ein, daß hier ‚die verletzte Eitelkeit des sich als politischen Martyrer Betrachtenden und sich von Döllinger wenig beachtet Fühlenden sichtlich mitgespielt hat‘. Wenn der Münchener Professor für den ehemaligen schweizerischen Sonderbundsführer wenig übrig hatte, so sollte dies umso eher begreiflich erscheinen, als dieser selbst die von ihm befürworteten und geförderten, zum Sonderbundskrieg führenden Luzerner Maßregeln als ‚den größten politischen Fehler‘ bezeichnete. Mit Leuten, die ihm weder durch ihre Leistungen noch durch ihre Persönlichkeit etwas zu sagen hatten, deren Richtung ihm vollends zuwider war, pflegte der vielbeschäftigte Gelehrte freilich wenig Federlesens zu machen, wofür sein Biograph J. Friedrich drastische Beispiele anzuführen weiß. Allein daraus würde noch kein Mangel an Gemüt folgen. Ebenso ließen J. N. Ringseis' grundverschiedene Naturanlage und Geistesrichtung, zumal seit

---

* Ignaz Döllingers Briefe an eine junge Freundin, herausgeg. v. Dr. Heinrich Schrörs, Professor der kath. Theologie an der Universität Bonn. Mit zwei Bildnissen. Kempten und München, Kösel, 1914, X, 260 S.

dem Vatikanum, ein Verständnis für den Kollegen aus der theologischen Fakultät so wenig erwarten, wie bei diesem für ihn. Das mußte sich natürlich auch im Verkehr geltend machen. Die abschätzigen Urteile des Mediziners über die späteren wissenschaftlichen Leistungen des Kirchenhistorikers, die zu kontrollieren ihm jede Fähigkeit fehlte, tragen doch allzusehr den Stempel persönlicher Abneigung an sich, und es ist begreiflich, daß die Tochter Emilie durch die Brille ihres hochverehrten Vaters sah. Auch bei E. Jörg ist in Anschlag zu bringen, daß er von dem Döllinger der dreißiger und vierziger Jahre ausging, und daß in ihm, entsprechend seiner Tätigkeit als Herausgeber einer vorwiegend politischen Zeitschrift, der Historiker je länger je mehr hinter dem Politiker und Journalisten zurücktrat, während der Meister gerade die umgekehrte Entwicklung durchmachte und mehr und mehr die strenge Forschung ohne Rücksicht darauf, ob ihre Ergebnisse gelegen oder ungelegen kamen, in den Vordergrund stellte. Niemand wird es auffällig finden, daß da gegenseitiges Verständnis und Zuneigung allmählich schwanden. Übrigens drückt sich der Einsiedler von der Trausnitz, der zudem seine Skizze erst Jahrzehnte nach Eintritt der Entfremdung zu Papier brachte, immerhin sehr vorsichtig aus. Denn ähnlich wie Schulte, laut welchem bei dem entschiedenen Vorherrschen des Verstandes in Döllinger ‚es fast scheinen konnte, als habe er kein Herz oder Gemüt', sagt auch ‚der ehemalige Amanuensis' nur, daß derselbe ‚im Rufe stand, vor lauter Kopf kein Herz zu haben'. Der Ruf wird aber zumeist nicht so fast von den wenigen näher Stehenden und genauer Kennenden als von ferner Stehenden und nach dem Scheine oder dem Hörensagen Urteilenden zurechtgemacht. Daß Döllinger, wie Jörg betont, kein Prediger war, daß ihm die eigentliche Salbung fehlte, wird kaum jemand bestreiten. Aber derselbe Mangel wurde auch schon bei Predigern von Beruf festgestellt, deren mehr ‚schneidige' als gemütstiefe oder salbungsvolle Predigten ihnen den Titel eines ‚Kirchenleerers' eintrugen, ohne daß darum so mißgünstige Gesamturteile über sie abgegeben worden wären.

Mit all dem soll nicht in Abrede gestellt werden, was eine unleugbare Tatsache zu sein scheint, daß Döllinger ein Verstandesmensch war, bei dem das Gemüt zu kurz kam. Aber mit aller Entschiedenheit muß zugleich auf Beispiele hingewiesen werden, welche zeigen, daß ihm dieses Seelenvermögen keineswegs ganz fehlte. Vor allem sind es, wie bei seinem Vater, wiederum die Schüler oder überhaupt Jünger der Wissenschaft, die dies erfahren durften. Nur an zwei sei erinnert. Joseph Hergenröther, sein späterer heftiger Gegner, fühlte sich am 21. August 1850 gedrungen, dem Münchener Kirchenhistoriker, der dem Jesuitenzögling bereitwilligst die Hand zur Habilitation geboten hatte, ‚seinen wärmsten Dank für das gütige Wohlwollen auszusprechen, mit dem er ihm auf so liebevolle Weise entgegenkam'. Und man mag über den unglücklichen Alois Pichler so hart urteilen, als man will, die bis zuletzt fortgesetzten Bemühungen Döllingers, den talentvollen jungen Mann zu retten, sind doch gewiß kein

Anzeichen von Herzlosigkeit. Ebenso beweist die aufopfernde, in einem Falle bis zur persönlichen Pflege gesteigerte Sorgfalt, welche der mit seiner Zeit geizende Gelehrte den seiner Obhut und seinem Hause anvertrauten jungen Leuten widmete, beweist die Aufnahme des in einem Münchener Gasthof erkrankten Aulicke in seine eigene Wohnung, wo der Freund auch in seinen Armen verschied, beweist endlich die treue Fürsorge, mit der er sich der verwaisten Kinder seines verstorbenen Bruders annahm, daß er nicht der kalte Egoist war, als den man hauptsächlich in seiner altkatholischen Zeit ihn hinstellen wollte. Der Sohn der Briefschreiberin erinnert sich heute noch dankbar der väterlichen Herzlichkeit, mit welcher der frühere Freund der Mutter den Knaben jedesmal aufnahm. Wenn der ernste akademische Lehrer ungern examinierte und während der Prüfung zuweilen gelangweilt oder verärgert an den Fensterscheiben trommelte, so kann das mehr ein Zeichen von Selbstbeherrschung als von Härte sein. Wer des öfteren Gelegenheit hatte, beim Examen — oder, wenn er besonders glücklich war, durch zielstrebige Zuhörer gar im Gerichtssaale — zu erfahren, was er alles im Kolleg gesagt haben sollte, der mag nicht nur am Fenster zu trommeln, sondern, wie der ehemalige Freiburger Dogmatiker Fr. Wörter in besonders schlimmen Fällen gedroht haben soll, zum Fenster hinauszuspringen versucht gewesen sein. Jedenfalls war Döllinger zu derselben Zeit, da der Sonderbundsführer a. D. über seine ‚eisige Kälte‘ sich entsetzte, im Schmerze über Görres’ Tod sogar mit heißen Tränen bekannt, und ähnlich hat ihn der Heimgang des mit ihm befreundeten Staatsrats von Freyberg ergriffen. Schon die eine Tatsache, daß er gern und sinnig schenkte und an der Freude der Beschenkten seine eigene hatte, zeigt ihn von einer menschlich sehr ansprechenden Seite.

So dürfte der Herausgeber von Döllingers Briefen an seine junge Freundin, Professor Schrörs, das Richtige treffen, wenn er einerseits zwar annimmt, die verschiedenen Äußerungen über die nüchterne, verstandesmäßige Art Döllingers können nicht gänzlich auf Täuschung beruhen, anderseits aber meint: ‚Das Gemüt saß tief und verborgen bei dem Manne, dem das aes triplex circa pectus durch Natur und Lebensweisheit gehämmert war. Aber denen, die ihm ganz nahestanden, öffnete sich sein Herz in Liebe und Güte‘ (S. 49).

Dessen ist die vorliegende Briefsammlung ein beredtes Zeugnis. Es sind 100 Briefe von Döllinger, gerichtet an Fräulein Anna Gramich, Tochter eines Bankbeamten, Schwester des bayerischen Generalleutnants Viktor Gramich, Tante des frühverstorbenen Historikers gleichen Namens. Geboren am 18. Januar 1834, war sie bei den Salesianerinnen in Dietramszell erzogen und von diesen — ein Zeichen des in die Schülerin gesetzten Vertrauens — nach dem neugegründeten Institut in Beuerberg mit verpflanzt worden. Durch gemeinsame Verwandte wurde sie im Februar 1858 bei dem Stiftspropst eingeführt, und die seitdem elf Jahre

lang fortgehende Korrespondenz läßt uns eine stetig wachsende Herzlichkeit der Beziehungen erkennen. Bald macht das ‚Sie‘ in Döllingers Briefen dem ‚Du‘ Platz, und mit der Zeit rückt die Empfängerin in den Rang eines ‚lieben Töchterchens‘, ‚lieben Kindes‘ ein. Sogar my only child und ähnliche Anreden braucht der Absender, der sich entirely yours oder yours unalterably, yours for ever unterschreibt. Um dies gleich vorwegzunehmen, weil man gelegentlich ein vielsagendes Augenzwinkern oder Achselzucken wahrnehmen konnte: für Sensationslüsterne findet sich rein gar nichts in den Briefen. ‚Nie hat ihn (Döllinger) die bloße Anmut der Frauennatur gelockt, geschweige denn niedriger Stehendes. Auf allen Altersstufen liegt sein Leben nach dieser Seite in unbezweifelter Reine da‘ (S. 25). Hat er ja der Freundin sogar erklärt, er habe gerade darum den geistlichen Stand gewählt, um dem Weib und der Familie zu entgehen und ungeteilt sich der Wissenschaft widmen zu können.

Was den damals fast schon an der Schwelle des Greisenalters stehenden Gelehrten für das um 35 Jahre jüngere Mädchen einnahm, war, ähnlich wie bei der nun ebenfalls heimgegangenen Lady Blennerhassett, die ungewöhnliche Begabung des ‚weiblichen Mezzofanti‘; mit Verstand und Geist vereinigte sich in ihr echt weiblicher Sinn, ihr Streben ging weniger nach Gelehrsamkeit als nach Bildung, Eigenschaften, welche dem Drang des öffentlichen Lehrers, mitzuteilen, zu beraten und zu helfen, entgegenkamen. So wird er ihr Führer bei Auswahl der Lektüre, ja ‚dem sonst mit der Stunde Geizenden war es nicht zuviel, ihr selbst Unterricht in der italienischen Sprache zu erteilen‘, um mit ihr Dante lesen zu können. Der geistige Austausch mit der Freundin ward ihm eine so liebe Gewohnheit, daß das Fehlen derselben ihm eine ‚Leere‘ bedeutete. ‚Der Umgang mit einer hochgemuten Seele, in der harmonisch zu ihm gestimmte Saiten erklangen, bot dem Alternden Erfrischung, als die Freunde früherer Jahre wegstarben‘ (S. 26). Er fühlt sich als väterlicher Freund, der in dem jungen Mädchen die Adoptivtochter erblickt, dieser aber auch das Vertrauen wie einer Tochter entgegenbringt: nicht nur Stellen in Büchern zu suchen, Abschriften sous le sceau du secret zu machen, Briefe zu ordnen wird sie beauftragt; er versichert ihr, da sie sich einmal zurückgesetzt oder vernachlässigt glaubt: ‚Es gibt nicht drei Männer in der Welt, die ich so tief in mein Inneres habe blicken lassen wie dich. Keine andere deines Geschlechtes steht mir auch nur halb so nahe wie du.‘

Das ‚liebe Kind‘ aber schaute, zeitweilige Anwandlungen von Eifersucht und Empfindlichkeit abgerechnet, mit unbegrenzter Verehrung und rückhaltslosem Vertrauen zu dem priesterlichen Freunde empor. ‚Schwärmerisches indes war nichts beigemischt; dafür war ihr Verstand zu groß und ihr Herz zu besonnen‘ (S. 29). Bezeichnend ist, daß von ihren wenigen uns erhaltenen Briefen an Döllinger nur zwei aus einer Zeit der Entfremdung stammende eine Anrede an der Spitze tragen: eine vertrauliche

konnte sie dem älteren und hochgestellten Freunde gegenüber sich nicht erlauben, eine zeremoniöse ging ebenso gegen ihr Gefühl.

Dank solch verständiger Anlage konnte der alternde Stiftspropst, nachdem eine von ihm für sie geplante eheliche Verbindung mit einem angesehenen Buchhändler nicht zustande gekommen war, daran denken, die schwere Sorge der jungen Freundin um die Zukunft dadurch zu erleichtern, daß er die durch den Tod der Mutter zur vollen Waise Gewordene einstmals, wenn sie der Tätigkeit als Erzieherin müde geworden wäre und zugleich seine und ihre gesteigerten Jahre alles Anstößige beseitigt hätten, ganz in sein Haus aufzunehmen beabsichtigte. Er erklärt ihr später, ‚daß ich für den Abend meines Lebens sehr, sehr auf dich gerechnet habe und trotz alledem noch immer rechne. Ich habe mir das schon manchmal ausgemalt'. Aber der Plan wurde nicht verwirklicht. Am 20. Sept. 1869 wurde die bereits ‚in unsres Lebensweges Mitte' Stehende in der Matthäuskirche zu München mit dem viel jüngeren Arzte Dr. Erwin v. Bary, dem Sohne ihres Stiefbruders, protestantisch getraut. Mit diesem Zeitpunkte tritt eine Erkaltung der Beziehungen zu dem alten Freunde ein und zwar von seiner Seite — eine Wendung, die man psychologisch begreiflich finden wird, auch wenn man an banale Eifersucht nicht denken will. Schrörs freilich lehnt jede solche Erklärung ab, da ja Döllinger der Verbindung mit dem genannten Buchhändler sehr das Wort geredet hatte. Allein gerade nach dem Scheitern dieses Planes mochte er um so fester in der Einsamen eine Stütze seines Alters erhofft haben und nun enttäuscht denken: καὶ σὺ τέκνον hast die Ehe dem Dienste der Wissenschaft vorgezogen. Gerade damals, wo die kirchlich-theologischen Kämpfe in ein akutes Stadium getreten waren — 1869 erschien der ‚Janus' —, mochte der Greis den Mangel eines vertrauten Sekretärs besonders schmerzlich empfinden. Daß das protestantische Bekenntnis des Bräutigams und die protestantische Eheschließung der Grund der Verstimmung gewesen, wie der Herausgeber annimmt, scheint der damaligen Entwicklungsphase des Münchner Theologen nicht zu entsprechen, und auch ‚der große Unterschied des Alters' zwischen den Heiratenden eine so anhaltende Entfremdung nicht zu erklären. Wiederholten brieflichen Wiederannäherungsversuchen der ehemaligen Freundin setzte der alte Herr ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Infolgedessen hielt auch sie sich fern, als bereits im Jahre 1877 ihr Gatte nach glücklichster Ehe seinem Forscherdrange in der Sahara erlegen und sie wieder in München ansässig war.

Inzwischen war zudem eine innere Umwandlung mit ihr vorgegangen, nicht zuletzt durch den Einfluß ihres Neffen Viktor Gramich, dessen Hauswesen sie nun führte und den sie bei der 1883 von ihm übernommenen Redaktion des Historischen Jahrbuchs der Görresgesellschaft unterstützte. Während sie in den Konzilskämpfen und noch lange nach der Entscheidung auf seiten Döllingers gestanden, sah sie jetzt auf diese Jahre als eine Zeit der Verirrung zurück, für die sie Sühne zu leisten habe. Wenn indes

diese Umwandlung sie einerseits von dem Manne zurückhielt, auf dem der Bann der Kirche lastete, so war andererseits die Hoffnung, daß vielleicht gerade sie ihm eine Brücke zur Kirche zurück bauen könnte, ein Antrieb, ihm wieder näherzutreten. So zog sie, nachdem auch ihre neue Häuslichkeit durch den allzu frühen Tod des Neffen (9. Febr. 1885) zerstört war, im September 1885 nach dreizehn Jahren zum ersten Male wieder die Klingel des ihr einst so vertrauten Hauses. Bald wurde in mehrmaliger Aussprache auch das Hauptthema, die kirchliche Frage, verhandelt, und das alte Vertrauen, mit ihm der Verkehr in den alten Formen, war wieder hergestellt. Die Freundin schöpfte frohe Zuversicht für Ausgleich des religiösen Gegensatzes, obgleich der Stiftspropst erklärte: ‚Du kannst nicht wünschen oder von mir erwarten, daß ich mit einer Lüge oder einem Meineide vor Gottes Richterstuhl trete.' Der trotz allem überraschende Tod des Neunzigjährigen am 10. Januar 1890 schnitt alle weiteren Bemühungen ab. Die Freundin folgte 1898 ihrem Sohne Alfred, der inzwischen seine medizinischen Studien vollendet hatte, nach dem Rheine und dann nach Leipzig. Nach dessen endgültigem Übergang zur Kunst verklärten seine Erfolge auf den Bühnen von Dresden und Bayreuth die letzten Jahre ihres vielbewegten und prüfungsreichen Lebens. Am 8. November 1908 schloß sie ihre Augen für immer in einem Alter von 74 Jahren.

Man wird es menschlich bedauern, daß anhaltende Kränklichkeit der alten Freundin häufigere Besuche und damit eine nachhaltige Einwirkung auf Döllinger nicht erlaubte. Allein den gewünschten Erfolg hätte sie allem nach nicht erzielt. Zuviel Tinte und Galle war im letzten Menschenalter geflossen und schon die tiefe Verstimmung des greisen Theologen gegen die siegreiche Richtung in der Kirche hätte es nicht zu einer Aussöhnung kommen lassen. Gleichwohl war dieses subjektive Hindernis noch gering im Vergleich mit den wissenschaftlichen Gründen, über die Döllinger nicht hinwegkam. Heute, nahezu ein halbes Jahrhundert nach dem Konzil, mag eine Andeutung der persönlichen und sachlichen Momente, die zu einer so bedauerlichen Entwicklung führten, auf eine ruhigere und gerechtere Würdigung zählen dürfen, als es in den Tagen des Kampfes möglich war.

Die Wendung, welche ein mit so außergewöhnlichen Anlagen und einem nur höchst selten erreichten Umfange gelehrten Wissens ausgestattetes Leben genommen hat, ist wahrhaft tragisch. Mit jugendlichem Idealismus und gläubiger Begeisterung hatte der junge Döllinger seine Lehr- und schriftstellerische Tätigkeit auf dem Lyzeum zu Aschaffenburg begonnen als Gesinnungsgenosse der Männer des Mainzer ‚Katholik', die sich freilich um etliche Schattierungen von ihren Nachfolgern unterschieden. Der Kampf gegen den durch die Säkularisation auf Kosten des katholischen Volksteils bereicherten und nun auf alles katholische Wesen hochmütig und exklusiv herabschauenden Protestantismus galt ihm als Ehrenpflicht eines

katholischen Gelehrten. In der Form des Protestantismus war ihm der Kirchenhaß zuerst entgegengetreten, seitdem man ihm beim Reformationsjubiläum 1817 Luthers Schrift ‚Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet‘ in die Hand gegeben. Auch als Professor an der Universität München vertrat er noch diese Richtung. Der Görreskreis, dem er angehörte, konnte ihn in solchen Gesinnungen nur bestärken. Dieser nicht ohne ätzende Schärfe vertretene Standpunkt machte ihn, zumal nach seiner literarischen und Abgeordnetentätigkeit in der Kniebeugungsfrage, noch mehr nach seinem dreibändigen Werke über die Reformation (1846 bis 1848), das als Widerlegung des Ranke'schen über denselben Gegenstand gedacht war, zu dem bei den Protestanten bestgehaßten katholischen Theologen. Seine Glaubensgenossen dagegen verehrten in ihm ihren ersten Gelehrten und unbestrittenen Führer, der zugleich der Vertrauensmann der deutschen Bischöfe war. ‚Als die Frühlingstage deutscher Volks- und Religionsfreiheit anbrachen, stand Döllinger, nachdem der ältere Streiter (Görres) die Augen geschlossen, auf der Rednerbühne des Frankfurter Parlaments und saß als der einflußreichste Theologe und Kirchenpolitiker in der Bischofsversammlung von Würzburg‘ (Schrörs S. 4).

Bald nachher aber tritt eine Wendung ein, und sie war bereits durch die politische Tätigkeit vorbereitet. Wenn diese den Haß der Protestanten gegen ihn noch verschärft hatte, so war auch das Mißtrauen katholischer Kreise gegen ihn geweckt worden, da er nicht alles hatte vertreten können, was manche von ihm verlangten. Namentlich wurde es ihm verübelt, daß er in der bayerischen Abgeordnetenkammer gelegentlich der Debatte über die Jesuiten und Redemptoristen am 23. April 1846 von den Anklagen gegen jene zwar zwei Fünftel als ganz grundlos und zwei Fünftel als übertrieben und entstellt bezeichnete, aber immerhin ein Fünftel als wahr zugab und seine Überzeugung dahin aussprach, ‚daß ein von diesem Orden errichtetes Institut die wissenschaftliche Konkurrenz mit unseren bayerischen Gymnasien nicht werde bestehen können‘. Die von G. Phillips und G. Görres geleiteten historisch-politischen Blätter brachten denn auch kurz darauf (Band XVII, 661 ff.) mit unverkennbarer Spitze gegen die Verdächtigung Döllingers eine ziemlich scharfe, auch heute wieder höchst lesenswerte Auslassung gegen jene ‚überängstlichen oder überklugen Leute, die jedes freimütige Wort, jede auch noch so wohl begründete Klage fürchten und unterdrücken‘. ‚Wer . . . bei der bereitwilligsten Anerkennung ihrer vielen und unbestreitbaren Verdienste, die Jesuiten oder Redemptoristen nicht in jedem und allem für unübertrefflich hält, wer da meint, daß sie selbst erst ihre Schule durchmachen müßten, um ihrer Aufgabe gewachsen zu werden, wer einen Zweifel daran hegt, ob ihre Persönlichkeiten immer auf der Höhe ihres Berufes ständen, oder ihre Lehrmethode oder Predigtweise den hochgestellten Forderungen der Zeit entsprächen, oder wer sie vor dem Ordensegoismus warnt, der aus allem Guten, was geschieht, ein exklusives Ordensmonopol machen möchte und keine unab-

hängige Tätigkeit neben sich duldet, statt sich ihrer gesegneten Wirksamkeit zu freuen, . . . einem so gefährlichen Ruhestörer möchten sie am liebsten das Wort ganz verbieten.' Die Mahnung verhallte wirkungslos. Als die katholische Vereinigung auf dem Frankfurter Parlament, um sich gegen den von den Gegnern ihr vorgehaltenen ‚Gorgonenschild' einer Berufung der Jesuiten zu wehren, erklärte, daß sie zwar gegen die gesetzliche Ausschließung irgend eines Ordens protestiere, aber doch ‚aus höherem Interesse der katholischen Kirche' gegen die tatsächliche Wiedereinführung des Jesuitenordens ‚mit vollster Entschiedenheit sich ausspreche', da wurde und wird auch heute noch diese Kundgebung von mancher Seite mit Unrecht Döllinger zugeschrieben; sie ist nach Meinecke zweifellos von Radowitz verfaßt. Aber der Stiftspropst sprach sich auch in Würzburg, veranlaßt übrigens durch den Vorgang des Bischofs Dittrich von Dresden, im selben Sinne aus, und so galt er als Gegner der Jesuiten, obwohl er das gar nicht war; die Darstellung der Jansenistenstreitigkeiten in seinem ‚Handbuch' z. B. bewegte sich ganz in den Bahnen der jesuitischen Auffassung, so daß kein geringerer als J. A. Möhler ihr widersprach. Auch war sein Urteil über die zeitgenössischen Jesuiten eher günstiger als nicht nur das eines J. Görres und E. v. Lasaulx, sondern sogar als das eines Höfler und Jarcke, wofür wir wichtige Belege haben.

Allein die Verstimmung gegen Döllinger war da und wurde durch andere Vorgänge genährt. Seine Äußerung auf der Frankfurter Nationalversammlung, daß die Kirche nicht außer, noch viel weniger über dem Staate stehen soll, und daß die mittelalterliche Herrschaft der Kirche über Fürsten und Völker unwiederbringlich dahin, weil ohne dogmatischen Grund sei, erregte bei manchen erneutes Mißfallen. Sein Eintreten für die Freiheit der Kirche konnte ihm natürlich nicht verübelt werden. Aber da er, um die Knechtung der Kirche durch die Einzelstaaten unmöglich zu machen, besonders auf der Würzburger Bischofsversammlung einen festeren Zusammenschluß der katholischen Kirche Deutschlands zu einer Nationalkirche unter einem Primas und die Wiedereinführung der Diözesan- und Nationalsynoden forderte, wurde es seinen Gegnern leicht, Mißtrauen gegen ihn als angeblichen Gesinnungsgenossen Wessenbergs in Rom zu erregen, das damals gegen alle Diözesan- und noch mehr Nationalkonzilien war und die von der Würzburger Versammlung angeregte Nationalsynode auch wirklich verhinderte. Wie ungerecht diese Verdächtigung auf schismatische Tendenzen war, zeigt deutlicher als alles die Tatsache, daß ein Mann wie A. Lennig aus Mainz vor Döllinger die Nationalkirche, und die rheinischen Bischöfe schon im Mai 1848 ein Nationalkonzil beantragt hatten. Aber dessen ward nicht gedacht. Außerdem hatte der Münchener Stiftspropst in Frankfurt mit 315 anderen Abgeordneten dem Antrage zugestimmt, daß das Unterrichtswesen der Beaufsichtigung ‚der Geistlichkeit als solcher' enthoben sein sollte. Er betonte selbst, daß damit an der geistlichen Schulaufsicht tatsächlich nichts geändert werde, da

bereits in vielen Ländern der Pfarrer nicht als Geistlicher, sondern als Beauftragter des Staates die Schule beaufsichtige. Aber auch diese Abstimmung konnte gegen ihn ausgenützt werden, als hätte er die christliche Schule preisgegeben, und auf der Katholikenversammlung in Mainz ward, wenn auch ohne Nennung Döllingers, aber in seiner Anwesenheit, gegen jenen Beschluß protestiert. Endlich wurden auch seine in Regensburg 1849 ausgesprochenen Bedenken gegen die Gründung einer katholischen Universität mißdeutet, nicht minder seine Ausführungen über die deutsche Kirche, über deutsche Nationalkonzilien, deutsche Nationalität, deutsche Literatur und deutsche Sprache.

So sehen wir bereits jetzt die eigentümliche Erscheinung, daß Döllinger einerseits ängstlich seine Orthodoxie wahrt, daß er als kraftvoller Verteidiger der katholischen Interessen auftritt, daß er die bestgemeinten kirchenpolitischen Ratschläge gibt, daß er im Parlament die Bewunderung nicht nur seiner Glaubensgenossen, sondern aller Unbefangenen genießt, daß ihn der Beifall der Hörer umbraust und die deutschen Bischöfe in der erdrückenden Mehrzahl seine Bestrebungen begeistert anerkennen, und daß doch gleichzeitig sein Ruf in Rom und in gewissen Kreisen Deutschlands anrüchig ist.

Mit der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnt eine neue Periode im Leben des deutschen Katholizismus wie in dem Döllingers. Dieser ward durch die im Jahre 1851 veröffentlichten Philosophumena Hippolyts, ‚welche Zustände der römischen Kirche in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts enthüllten, daß die katholische Welt darüber erschrak und manche, wie Prof. Reithmayr, meinten, diese Schwierigkeiten würden die Katholiken niemals überwinden können‘, so gefesselt, daß er zum ersten Male in kritische Studien über älteste Kirchen- und Papstgeschichte sich vertiefte. Im apologetischen Interesse hatte er die Frage in Angriff genommen und durchweg verficht er in seinem ‚Hippolytus und Kallistus‘ (1853) die Sache des Papsttums. Aber Hippolyts schwere Anklagen gegen Papst Kallist konnten nur als übertrieben, nicht als völlig grundlos bezeichnet werden, und so wurde auch dieses so gut gemeinte Buch ein Anklagepunkt gegen den Verfasser. Bei seiner Romreise im Jahre 1857 konnte dieser erkennen, daß er nicht persona grata sei bei Pius IX., der ihm ex abrupto bemerkte, es bedürfe keiner Nationalkirchen.

Schon vorher hatte eine Bewegung eingesetzt, die einem Manne von der Vergangenheit Döllingers ebenso befremdlich wie widerwärtig sein mußte. Jeder Kenner der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts weiß, wieviel die katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands zur Wiederbelebung des Katholizismus und zu seiner Geltung im öffentlichen Leben der Nation geleistet haben. Nunmehr aber wurden diese Körperschaften unter Verallgemeinerung einzelner Erscheinungen mancherseits als Brutstätten der Irrlehren, ihre Wissenschaft als unkirchlich geschmäht, die Scholastik, wie die neue Schule sie verstand, als Allheilmittel angepriesen. Leiden-

schaftliche Verdammungsurteile gegen hochangesehene Veteranen katholischer Wissenschaft, ausgehend zuweilen von Leuten, die schon wegen ihrer Jugend eigene Leistungen nicht aufweisen konnten, mußten die Frage anregen, ob hier nicht eine Verwechslung einer Schule mit der Kirche vorliege. Man sieht zumeist nur die Veränderungen, die mit Döllinger vor sich gingen, und beachtet jene nicht, die um ihn her geschahen. Es ist kein Zweifel, der Katholizismus des Görreskreises war zu Lebzeiten des Meisters viel weitherziger und duldsamer als später. So hatte der Verfasser des ‚Athanasius' an dem ‚Roten Buche' (1835), von dessen Bewunderung manche sich noch heute nicht erholt haben, Wesentliches auszusetzen, und zu der Mahnung, aus der oben ein Satz ausgehoben wurde, wären die Epigonen viel zu ängstlich gewesen. Wenn daher der Stiftspropst im Jahre 1861 an Montalembert schrieb, es sei so vieles in der Kirche anders gekommen, als er es sich vor 20, 30 Jahren gedacht und rosenfarbig ausgemalt hatte, er sei sehr ernüchtert, so brauchen daran nicht nur die Wandlungen an ihm selbst schuld zu sein. Welches Ansehen bei Freund und Feind hatten bis in die vierziger, fünfziger Jahre gerade die theologischen Fakultäten genossen, über die jetzt mancher, dessen An- und Aussprüche keineswegs in geradem Verhältnis zu seinen Verdiensten standen, im Namen des Katholizismus absprach und sie so auch den Universitäten verleidete! Döllinger hätte noch weniger Gemüt haben müssen, als man ihm zugesteht, wenn ihn ein solcher nur zum Schaden der Kirche ausschlagender Umschwung nicht wehmütig und unzufrieden gestimmt hätte. Er, der ein Menschenalter hindurch bei Verteidigung der Kirche im Vordertreffen gestanden hatte und darum die Verdienste der alten Garde am besten kannte, mußte ein solches Beginnen, das Zwietracht in die Reihen der katholischen Gelehrten und damit auch der Gebildeten trug, als schweres Unrecht verurteilen. Jedes Wort und jeder Schritt der Angehörigen der alten Schule, mochte es auch noch so gut gemeint sein, war manchen zum voraus verdächtig. Es ist nur aus der Männern strenger Wissenschaft öfters eigenen Arglosigkeit zu erklären, wenn Döllinger trotzdem sich herbeiließ, im Jahre 1861 seine verhängnisvollen Odeon-Vorträge zu halten. Er wollte die Befürchtung mancher Katholiken, daß mit dem drohenden Fall des Kirchenstaates auch das Papsttum fallen müßte, zerstreuen; er wollte die Kleingläubigen mit der Versicherung trösten, daß sich für den Nachfolger Petri, selbst wenn er aus Rom vertrieben würde, ein Delos finden werde, und wenn es erst aus dem Meere auftauchen müßte. Zum schmerzlichen Erstaunen des Redners — man denkt an das Wort, das Görres ihm einmal zugerufen haben soll: ‚In der Politik sind Sie ein Kind' — schlug das so gut gemeinte Unternehmen durch ein den Gelehrten verfolgendes Verhängnis zu seinem schweren Schaden aus. Die Rede ward als Ermunterung an Piemont gedeutet, den Kirchenstaat getrost einzustecken. Durch ostentatives Verlassen das Saales gab der Nuntius Chigi dieser Auffassung Ausdruck, und von da ab war Döllinger in weiten katholischen Kreisen ver-

fehmt oder wenigstens aus Klugheit gemieden. Mancher glaubte nun durch hochfahrendes Abkanzeln des unglücklichen Veteranen sich nicht nur an Kirchlichkeit, sondern auch an Wissenschaft ihm überlegen. Auch die in bester Absicht, um eine Vereinigung oder wenigstens Verständigung der feindlichen Brüder anzubahnen, im September 1863 nach München berufene Versammlung katholischer Gelehrter trug, infolge mancher Mißgriffe und Empfindlichkeiten auf beiden Seiten, ihm und seinen Gesinnungsgenossen nur neue Demütigungen ein.

Wer die hier angedeutete Entwicklung bis zum Jahre 1870 verfolgt, kann sich über die Gestaltung der Dinge nicht allzusehr verwundern. Döllinger, der dank seinen vorzüglichen internationalen Verbindungen über so vieles unterrichtet war, wollte gegen eine Richtung, die seiner Überzeugung nach sich mit Unrecht mit der Kirche identifizierte, nicht gegen die letztere kämpfen, auch dann nicht, als er zu sehen glaubte, daß es jener Richtung gelungen sei, die kirchliche Auktorität ins Schlepptau zu nehmen. Auch ist zu beachten, daß die von kirchenfeindlichen Organen beliebten böswilligen und höhnischen Mißdeutungen und Übertreibungen von Inhalt und Umfang der Unfehlbarkeit vielfach auf Äußerungen übereifriger und kurzsichtiger Freunde dieser Lehre sich berufen konnten, welche bisweilen ihre Kirchlichkeit nicht klarer beweisen zu können meinten, als indem sie recht geflissentlich alles hervorkehrten, was den modernen Menschen abstoßen mußte: credo, quia absurdum. ‚Nicht immer,‘ sagt der Herausgeber unserer Briefe (S. 9), ‚ist das Zuviel an Eifer, ist die Enge und Unduldsamkeit gegenüber zulässigen Meinungen und Bestrebungen vermieden worden; ein unitaristischer Druck legte sich hier und da auf die Geister.‘ Dies alles bedenkend wird man das Urteil aussprechen dürfen, daß Döllinger und seine Anhänger keineswegs allein die Schuld an der tiefbedauerlichen Entwicklung tragen, sondern daß sein und ihr Blut auch von jenen gefordert werden wird, die Jahrzehnte hindurch so lieblos und selbstsüchtig an der Verdächtigung und Verbitterung so verdienter Männer gearbeitet hatten. Der päpstliche Magister sacri palatii Schiara schrieb ausgangs des 18. Jahrhunderts: Wenn man früher die sogenannten Jansenisten con più sincerità e con minore acrimonia behandelt hätte, würde es gar keine Jansenisten geben. Vielleicht wird eine spätere, unbefangene Zeit finden, daß dieses Wort bis zu einem gewissen Grade auch auf die altkatholische Bewegung bezogen werden könnte.

Ohne damit die seinerzeit von manchen beliebte, historisch sehr wenig zutreffende Bezeichnung des Altkatholizismus als Neujansenismus etwa gutheißen zu wollen, soll doch auf eine Ähnlichkeit zwischen dem Bischof Cornelius Jansen von Ypern (1636—1638) und dem Münchener Stiftspropst hingewiesen werden. Von jenem sagte ein französisches Witzwort, er habe eine Sekte gestiftet, zu der er selbst vielleicht gar nicht gehörte. Bekanntlich hat auch Döllingers historischer Sinn sich dagegen gesträubt, daß der Altkatholizismus Altar gegen Altar stelle und ein eigenes Kirchen-

wesen schaffe. Er hat sich nie an diesem beteiligt und die über ihn verhängte Exkommunikation stets respektiert. Man könnte nun freilich sagen, und hat es wohl auch gesagt, seine religiösen Bedürfnisse hätten ihm persönlich überhaupt alles Kirchentum als überflüssig erscheinen lassen. War es ja nach seinem eigenen Geständnisse nicht so fast religiöse als vielmehr wissenschaftliche Begeisterung, Interesse für die Theologie, die ihn zum Priesterberuf führte. ‚Es ist,' erinnert der protestantische Kirchenhistoriker Th. Kolde nicht mit Unrecht, ‚was sicher vieles in seinem Leben erklärt, nicht ein religiöses, sondern ein rein intellektualistisches Interesse, was seine Berufswahl entscheidet'. Daneben ist aber sehr zu beachten, was Schrörs (S. 49) von der Zeit sagt, in der Döllinger groß geworden, und was auch von diesem selbst gilt: ‚Er liebte es nicht, die Fragen des Gewissens vor fremden Augen auszubreiten. Auch Anna v. Bary pflegte solche Angelegenheiten als Geheimnisse des Innern zu behandeln.' Wir kennen mehrere solche Naturen, und es sind keineswegs die am wenigsten innerlichen. So erklärt sich auch die verhältnismäßig seltene Erwähnung religiöser Dinge in den Briefen. Doch ist zu den von Schrörs a. a. Orte angeführten Beispielen noch beizufügen Brief 32, 69, 70, 85, 96 u. a. Die von Lady Blennerhassett berichtete Szene, wo sie den greisen Gelehrten in einem verborgenen Winkel der Liebfrauenkirche ins Gebet versunken beobachtete, dürfte manchen zu denken geben. Man sollte auch nicht vergessen: es waren nicht religiöse, waren nicht einmal theologische, sondern — bezeichnend, aber nicht erfreulich — kirchenpolitische Fragen, durch deren Behandlung Döllinger zuerst, Jahrzehnte vor dem Vatikanum, mißliebig wurde.

Und so mögen diese Briefe, die uns den Vielverkannten als Menschen, und wahrlich nicht als schlimmen, zeigen, dazu beitragen, das Urteil über ihn leidenschaftsloser und gerechter zu gestalten. Pietät ist eine echt christliche Tugend, die, weiß Gott, auch Platz haben sollte gegenüber einem Manne, der über ein Menschenalter hindurch seine reiche Kraft selbstlos und mit reichem Erfolge in den Dienst der Kirche gestellt hat. Am allerunchristlichsten wäre der Versuch, diese Briefe, wozu man bereits Lust zeigte, gegen ihn auszunützen. Man klagt oft über die Neigung der bösen Welt zur Erfindung und Verbreitung übler Nachreden gegen den Klerus. Wie wollten wir aber angesichts der erwähnten und mancher anderer Beispiele der Behauptung entgegentreten, daß innerhalb der verleumdeten Kaste selbst die Verleumdung mißliebiger wirklicher oder ehemaliger Standesgenossen eifriger am Werke sei als irgendwo? Man kann doch wohl die Ansichten eines Mannes für falsch, sein Tun für ein objektiv verfehltes erklären, ohne darum ihn selbst als intellektuell oder moralisch minderwertig, als vogelfrei zu behandeln. Qui bene distinguit, bene docet, sagt nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Gerechtigkeit und die christliche Liebe.

# Kleine Bausteine

## Rückblick auf das vierte Kriegsjahr*
## Von Friedrich Otto

Dunkel ist die Zukunft! Auf Vermutungen, die aus der geschichtlichen Entwicklung sich bilden, sind die Menschen angewiesen. Den starken unter ihnen geben sie Hoffnung, die schwachen beherrscht die Furcht. Zwischen beiden Gegensätzen schwankt die Mehrheit der Leute hin und her. Im Weltkriege tritt dies besonders hervor. Noch immer ist kein Absehen seines Endes, keine Aussicht auf allgemeinen Frieden. Aber Großes erreichte der Vierbund schon, mit Vertrauen kann er daher an die Zukunft denken, deren Dunkel durch das Licht seiner bisherigen militärischen Erfolge bereits etwas erhellt wird. Denn diese berechtigen jetzt zu der Vermutung, daß der Weltkrieg in nicht zu ferner Zeit günstig für ihn ausgehen werde. Im Osten fiel bereits dessen Hauptentscheidung durch die Niederwerfung Rußlands und Rumäniens. Noch aber steht die Schlußentscheidung aus, die zu Lande im Westen erstritten werden muß, worauf dann die ‚Aufräumungsarbeiten' in Italien, auf dem Balkangebiete und in Asien zu erledigen sind. Bedeutsam ist auch der Kampf zur See; wollen doch die brotneidigen, gewinnsüchtigen angelsächsischen ‚Krämer' den Vierbund dauernd vom überseeischen Handel absperren und sein Großgewerbe vernichten. Den Land- und Seestreitkräften des Vierbundes stehen also noch große Aufgaben bevor. Für deren Lösung ist der Zeitbedarf nicht zu ermessen, nicht einmal abzuschätzen. Verzögernde Wendungen und Weiterungen des Weltkrieges sind nicht ausgeschlossen. Günstig beschleunigend könnten dagegen unvorherzusehende Ereignisse wirken, wenn z. B. Seuchen, Aufstände, Zerwürfnisse beim Einkreisverband eintreten würden.

Mit Befriedigung darf zurzeit der Vierbund die Ergebnisse des vierten Kriegsjahres miteinander abgleichen, sind doch einzelne Rückschläge dieses Zeitabschnittes durch große Erfolge überreichlich wettgemacht. An Kriegsneuerungen des Stoffgeschickes sind hauptsächlich stetige Verbesserungen der bestehenden Kriegsmittel hervorgetreten; hievon sind besonders zu nennen: Unterseekreuzer, Riesenflugzeuge, Kampfwagen (bewaffnete, gepanzerte Kraftfahrzeuge: ‚Tanks'), dann als Wunder des Geschützbaues die deutschen ‚120-Kilometer-Fernkanonen'. Im Zusammenwirken mit den Fliegerwaffen werden diese in Zukunft voraussichtlich eine vollständige Umwälzung des gesamten Kriegswesens verursachen. Keine Fortschritte mehr machten die Luftschiffe, die sich wenig kriegsbrauchbar er-

* Vgl. ‚Rückblick auf das dritte Kriegsjahr'. Hochland, Jahrgang 1916/17, 2. Band, S. 735.

wiesen und anscheinend mehr berufen sind, dem Friedensverkehr zu dienen durch rasche Beförderung von Fahrgästen und wertvollen Kleingütern, vorausgesetzt, daß ihre Fluggeschwindigkeit bei Windstille auf mindestens 200 Kilometer die Stunde gesteigert werden könnte. Mit Flugzeugen, die zurzeit schneller fliegen als die vom Winde mehr abhängigen Luftschiffe, wurde in manchen Ländern noch während des Krieges bereits ein geordneter Luftpostverkehr eingerichtet. Ob die Feldpost auch schon davon Gebrauch macht, ist nicht sicher bekannt. Versuche fanden bereits statt zwischen Wien und Kiew, 1200 Kilometer mit viermaligem Flugzeugwechsel.

Auf seelischem Gebiete setzte der Einkreisverband seinen schon im tiefsten Frieden begonnenen Lügen-, Verleumdungs- und Beschimpfungsfeldzug gegen den Vierbund in heftigster Weise fort, um seine militärischen Mißerfolge auszugleichen, namentlich aber, um bei den eigenen und den ohnseitigen Völkern den Haß gegen ihre Gegner auch für die Zeit nach dem Kriege lebendig zu erhalten und damit die künftige Wiederaufnahme des überseeischen Handels mit den Vierbund-Kaufleuten zu verhindern. Steht doch besonders den Angelsachsen der wirtschaftliche Sieg höher als der militärische; für sie ist eben der Krieg ein ‚Geschäft'. Von solch unanständigem Kampfmittel, das der heuchlerische Präsident Wilson in besonders starkem Maße verwendet, halten sich die Regierungen des Vierbundes fern. Aber wie im gewöhnlichen Leben der anständige, vornehm denkende und handelnde Mensch gegenüber niederträchtigen Leuten, denen kein Mittel zu schlecht ist, immer zu kurz kommt, so geht es auch im politischen Leben. Hier zog bisher der Vierbund immer den Kürzeren; seinen Staatsunterhändlern werden daher allgemein bitterste Vorwürfe gemacht. Am grellsten zeigte sich dies bei dem Friedensangebote des Vierbundes vom 12. Dezember 1916, das der Menschenschlächterei und den Kriegsverwüstungen Einhalt bringen sollte, aber vom Einkreisverbande schnöde zurückgewiesen wurde und daher kriegsverlängernd wirkte. Erblickte dieser doch mit Recht darin ein Zugeständnis von Schwäche, denn geschichtlich war es das erstemal, daß die militärisch im Vorteile befindliche Kriegspartei solches Angebot machte. Sonst mußte immer der besiegte, zur Nachgiebigkeit gezwungene Teil um Frieden bitten. Gleiche Ablehnung widerfuhr der päpstlichen Friedensvermittlung vom August 1917, weil zu dieser Zeit die Kriegslage für den Einkreisverband ungünstig war. Aber dennoch: ‚Der Friede marschiert'! Im Osten erreichte er bereits das Ziel. Nur der allgemeine Friede hat noch einen weiten Weg vor sich. Zu dessen Abkürzung braucht der Vierbund erst eine siegreiche Schlußentscheidung, die unsere Feinde zum Frieden nötigen würde. Zu einer ‚Verständigung' sind sie zunächst nicht bereit; Gewalt soll Verstand ersetzen.

Bei Beginn des vierten Kriegsjahres war für den Vierbund die Lage durchaus vorteilhaft. Rußland, die stärkste Landmacht der Erde, war niedergebrochen und im Zustande der Zersetzung. Hiedurch war das ebenfalls besiegte Rumänien seines Rückhaltes beraubt, vom Einkreisverbande

abgeschnitten und vereinzelt. In der Hauptsache war anfangs August 1917 im Osten der Krieg schon fertig. Zwar blieben starke Kräfte des Vierbundes vorerst dort gefesselt, während auf den übrigen Kriegsschauplätzen die anderen auf die Abwehr der gegnerischen Durchbruchsversuche sich beschränken mußten. Erst nach Eintreffen von Verstärkungen aus dem Osten konnten die Vierbundheere auch in Italien und im Westen mit Erfolg zu Angriffen eingesetzt werden, wodurch sich bis zum Ende des vierten Kriegsjahres die Lage des Vierbundes ganz bedeutend verbesserte trotz der Rückschläge im letzten Monate. Im Weltkriege sind solche unvermeidlich; sie bilden Schwankungen der Entwicklung und müssen im Rahmen der Gesamtlage beurteilt werden.

Für einstigen Abschluß des von allen Völkern ersehnten allgemeinen Friedens sind von grundlegender Bedeutung nicht die politischen Friedens- sondern die militärischen Kriegsgrenzen. Bei den Verhandlungen bilden die von ihnen umschlossenen, besetzten gegnerischen Gebiete zum Austausch dienende Faustpfänder, wobei der Vierbund und der Einkreisverband je als einheitliches Ganzes gerechnet werden müssen. Auf jeder Seite hat zu gelten: ‚Alle für einen, jeder für alle.' Denn gemeinsam wurde erstritten ‚was das Schwert erwarb'. Selbstverständlich sollen unter den Verbündeten auch die Gebietsgewinne und -verluste ausgeglichen werden; ausgeschlossen erscheint, daß ein Bundesgenosse allein die Gewinne einheimst, ein anderer allein die Verluste trägt. Am 31. Juli 1918 hielt der Vierbund in Europa besetzt: rund 29 000 qkm von Belgien (Gesamtgebiet 29 455 qkm), 22 000 qkm von Frankreich, 14 500 qkm von Italien, 17 000 qkm in Nordalbanien, ganz Montenegro 14 200 qkm, 85 700 qkm von Serbien, insgesamt also rund 182 000 qkm europäischen Gebietes mit ungefähr 25—30 Millionen Einwohnern. Für den allgemeinen Frieden zählen als Faustpfänder nicht mehr 580 000 qkm, nämlich die bereits durch die Sonderfrieden mit Rußland und Rumänien festgelegten Landgewinne, sowie die vom früheren russischen Reiche abgefallenen und zur Zeit noch von Vierbundstreitkräften besetzten Randstaaten, deren Selbständigkeit das neue bolschewistische ‚Großrußland' im Frieden von Brest-Litowsk anerkannte. In der militärischen Gewalt des Einkreisverbandes sind dagegen 2039 qkm in Europa* und die deutschen Schutzgebiete, sowie Ägypten, Palästina und Mesopotamien. Nur gegen Rückgabe dieser Länder wird der Vierbund auf seine Faustpfänder verzichten, sonst behält er diese selbst, wobei Nordostfrankreich und Belgien, dessen bedingungslose Herausgabe ohne Gegenwert **niemals** erfolgen darf, in erster Reihe zum Austausche gegen die deutschen Schutzgebiete und Oberelsaß zu dienen hätten. Zu erwähnen ist noch, daß die von den Italienern weggenommenen früheren türkischen Provinzen Trypolitanien und Cyrenaika im letzten Jahre bis auf 6 Küstenorte von den Türken und Senussi zurückerobert wurden. Vorerst setzen sich

* Südtirol und Oberelsaß.

auf allen Kriegsschauplätzen die Feindseligkeiten noch fort, also sind auch die derzeitigen militärischen Kriegsgrenzen, die heutzutage durch die vordersten Schützengräben bezeichnet werden, vorerst nicht feststehend, sondern bis zur Waffenruhe andauernd Verschiebungen unterworfen.

Von unvermeidlichen Schwankungen abgesehen, war der Verlauf des vierten Kriegsjahres für den Vierbund vorteilhaft. Während des Riesenkampfes im Osten mit der ‚russischen Dampfwalze' waren die Vierbundheere seit dem Herbste 1914 auf den übrigen Kriegsschauplätzen in der Hauptsache auf die Abwehr der gegnerischen Angriffe angewiesen. Mußten doch alle Kräfte aufgewendet werden, die Millionenheere Rußlands zu besiegen. Nachdem dessen Kaisertum unter diesen Erfolgswirkungen schon im März 1917 zusammenbrach, trat bis zum Anfang des vierten Kriegsjahres eine derartige innere Zersetzung des russischen Reiches und seiner Kriegsmacht ein, daß diese zu großzügigen Kämpfen nicht mehr fähig war und sich fast ausschließlich auf die Verteidigung beschränken mußte. Dadurch wurde auch das rumänische Heer lahm gelegt, auf der Vierbundseite aber so viele Kraft frei, daß im Herbste 1917 endlich ein großer Angriff auf Italien unternommen werden und sowohl das von den Welschen am Isonzo besetzt gewesene österreichische Gebiet befreit, als auch der größte Teil von Venetien erobert werden konnte. Bald darauf, im November 1917, erfolgte ein abermaliger Umsturz in Rußland, der den Wirrwarr dort noch mehr vergrößerte und die russischen Streitkräfte fast bis zur Wehrlosigkeit zersetzte. Vom Vierbund jedoch wurde diese günstige Wendung nicht sofort ausgenützt, sondern die von der neuen russischen Regierung der Bolschewiki (Mehr- oder Meistfordernder) angebotene Friedensunterhandlung angenommen und zunächst Waffenruhe, dann am 15. Dezember Waffenstillstand abgeschlossen. Außerordentlich große Mäßigung zeigte dabei der Vierbund, indem er das nun vereinzelte, aber gleichwohl trotzig zögernde Rumänien nicht sofort bedingungslos unterwarf; doch schließlich mußte auch diese Kriegsmacht nachgeben und dem Beispiele Rußlands folgen. In dem vergeblichen Bestreben der Bolschewiki, einen allgemeinen Weltaufstand vorerst im Vierbund, dann auch in den übrigen Staaten der Erde hervorzurufen, wofür überall umfangreiche Arbeitsausstände angezettelt wurden, trat eine hinhaltende Verzögerung und schließlich am 10. Februar 1918 der Abbruch der Friedensverhandlungen ein. Nach Ablauf des hiemit gekündigten Waffenstillstandes begannen die deutschen Ostheere am 18. Februar trotz der rauhen Winterzeit den Vormarsch in das innere Rußland, der nur auf geringen Widerstand stieß, da die meisten russischen Soldaten zuchtlos ihre Stellungen verließen. Nachdem die russische Regierung die gleichzeitig gestellte Schlußforderung des Vierbundes annahm und am 3. März der Friede abgeschlossen wurde, erfolgte sofort die Einstellung der kriegerischen Bewegungen in Großrußland. Mit dem rechten Flügel waren die Deutschen bis zum mittleren Dnjepr, mit dem linken Flügel bis zur Narowa-Mündung an der Ostsee gekommen. Mit dem neugebildeten Randstaate Ukraine bestand Friede

schon seit 9. Februar, am 7. März wurde solcher mit Finnland, am 26. März mit Rumänien abgeschlossen. Noch während der Verhandlungen wurden große Mengen deutscher Truppen nach dem Westen gesandt, wo nun endlich aus der dreijährigen Abwehr zum Angriffe übergegangen werden konnte. Schon am 21. März wurde dieser auf die britischen Stellungen zwischen Arras und La Fere unternommen und erfolgreich bis zum Striche Albert—Montdidier vorgeführt. Dann geschah ein neuer deutscher Vorstoß am 6. April über die Oise zwischen La Fere und Chauny bis zum Oise-Aisne-Kanal, zugleich ein Durchbruch zwischen Armentieres und La Bassee bis zum Striche Meteren—Merville, nördlich anschließend bei Warneton und südlich Dixmuiden gegen Ypern und die Kemmelberg-Stellungen, die am 25. April erobert wurden. Weiter südlich kam dann am 27. Mai der überraschende deutsche Angriff auf die britisch-französischen Stellungen am Frauenweg zwischen Soissons und Reims, der in 18 Tagen siegreich bis zur Marne führte. Endlich am 15. Juli wurde zum Schlusse des vierten Kriegsjahres noch ein großer Angriff südwestlich und östlich Reims unternommen, der zwar zunächst erfolgreich war, jedoch den Gegnern vorzeitig bekannt (vermutlich durch unterirdische Fernschreib- oder Fernsprecherverbindung) und durch Gegenmaßregeln schon am 16. Juli zum Stehen gebracht wurde. Dann erfolgte am 18. Juli ein überfallartiger, feindlicher Gegenangriff auf die deutsche Einbuchtung südwestlich Soissons, der zwar am 19. Juli von den Deutschen angehalten und abgewiesen wurde, aber doch veranlaßte, zur Blut- und Kräfteeinsparung den seit Ende Mai erzielten Geländegewinn größtenteils freiwillig aufzugeben und die deutschen Truppen des rechten Angriffsflügels unter Nachhutkämpfen auf die nördlichen Ufer von Aisne und Vesle zurückzunehmen. Auch im Südwesten war ein zur ungünstigen Zeit der Schneeschmelze gegen Italien am 10. Juni unternommener großer Angriff des österreichisch-ungarischen Heeres den Gegnern ebenfalls vorzeitig bekannt geworden, kam nach anfänglichen Erfolgen durch die feindlichen Abwehrmaßnahmen und Witterungseinflüsse zum Halten und dann zur Aufgabe der neu erzielten Geländegewinne. Mit einigen Mißklängen schloß also das vierte Kriegsjahr, das den Türken zwar den Verlust des südlichen Palästina mit Jerusalem, sowie des oberen Mesopotamien kostete, dagegen die Wiedergewinnung seiner kaukasischen Gebiete und das Zurückwerfen der Italiener in Tripolitanien brachte.

Im ganzen ist die Jahresabgleichung gewinnbringend für den Vierbund. Seit dem 1. August 1917 besetzten seine Heere an feindlichem Gebiete im Osten, in Italien und im Westen insgesamt rund 218 000 qkm, ungerechnet das an der Marne wieder geräumte Land, seit Kriegsanfang also 770 000 qkm. Ferner säuberten sie in Finnland, in der Ukraine und Krim rund 800 000 qkm von räuberischen Banden. Dazu erbeuteten sie 7000 Geschütze, über 24 000 Triebwerkgewehre, 750 000 Einzelgewehre, fast 3 Millionen Geschützschuß, mehr als 100 Millionen Gewehrschuß, 2000 Flugzeuge, 200 Fesselbälle, 300 Kampfwagen; außerdem ungeheure

Kriegsvorräte. Weiters wurden 838 500 Mann gefangen, womit die Gesamtzahl der Gefangenen auf nahezu $3^1/_2$ Millionen stieg. Nach vorsichtigen Schätzungen betrugen im vierten Kriegsjahre die Menschenverluste des Einkreisverbandes an Toten und Verwundeten über 6 Millionen, seit Beginn des Krieges $21^1/_2$, demnach mit Einrechnung der Gefangenen insgesamt 25 Millionen Mann. Durch die deutschen Luftstreitkräfte wurden im vierten Kriegsjahre 3617 Flugzeuge des Einkreisverbandes vernichtet, womit dessen Gesamtverluste seit Kriegsbeginn die Zahl von 5915 Flugzeugen und 430 abgeschossenen Fesselbällen erreichten. Dagegen verlor in den vier Jahren die deutsche Streitmacht nur 1927 Flugzeuge und 163 Fesselbälle. Lahmgelegt durch die Wirkungen der Tauchschiffe unter dem Wasserspiegel fanden auf diesem keine Entscheidungskämpfe der Schlachtflotten statt. Besonders eindrucksvoll war eben die Tätigkeit der deutschen Tauchschiffe vor den Dardanellen im ersten Kriegsjahre gegen den feindlichen Flottenangriff auf Gallipoli. Als eine hervorragende Waffentat von folgenschwerem Ergebnis erscheint die damalige Verjagung der britisch-französischen Kampfgeschwader. Mit kurzen Unterbrechungen blieben seitdem die feindlichen Großkampfschiffe durch unsere Unterseewaffe an ihren Ankerketten in den Heimatshäfen, während die deutschen Tauchschiffe wirksam die Handelsschiffahrt des Einkreisverbandes verminderten, im letzten Kriegsjahr allein um fast 8 Millionen Brutto-Register-Tonnen Frachtraum mit einem Werte der Schiffe und Ladungen von vielleicht 20 Milliarden Mark. Außerdem gingen im gleichen Zeitabschnitte von den Kriegsflotten des Einkreisverbandes durch kriegerische Einwirkungen zugrunde: 63 Zerstörer, 28 U-Schiffe und 24 Hilfskreuzer. Die Gesamtverluste des Verbandes an Kampfschiffen seit Kriegsbeginn betragen nun 25 Linienschiffe, 26 Panzerkreuzer, 45 geschützte Kreuzer, 187 Zerstörer, 87 Tauchschiffe, 73 Kanonenboote, 75 Hilfskreuzer, also ungefähr die Stärke der deutschen Kriegsflotte vom 1. August 1914. Von dieser ging während des Krieges außer kleineren Kampfeinheiten nur 1 Linienschiff (‚Pommern', vor dem Skagerrak) verloren. Für etwaige Friedensverhandlungen bilden vorstehende zahlenmäßige Feststellungen eine gediegene Grundlage.

Wie weit jedoch die beiden Kriegsparteien noch von einer Verständigung entfernt sind, zeigen die wenig wahrscheinlichen Friedensbedingungen, die angeblich von ihren Staatsunterhändlern gestellt wurden. Nach einer russischen Zeitung erklärte der Vierbund:

1. Das Deutsche Reich will im Westen weder Aneignung noch Geldentschädigung.
2. Die mit Rußland und Rumänien abgeschlossenen Friedensverträge bleiben in Kraft und können auf der zwischenstaatlichen Friedensberatung keiner Durchsicht unterliegen.
3. Unverändert bleibt der Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker und wird, wie auch das Schicksal Belgiens, auf der Friedensberatung entschieden.

4. Offen gelassen wird die Balkanfrage, sie wird auf der Friedensberatung durchgesprochen und entschieden.
5. Freie Seefahrt, Entwaffnung von Gibraltar, Suezkanal usw., das Recht der Benutzung von Kohlenhäfen durch die Vierbundschiffe.
6. Die Frage der Schutzgebiete wird nach dem Stande vor dem Kriege beigelegt.

Den Einkreisverband aber läßt eine Schweizer Veröffentlichung folgende Forderungen stellen:

1. Bedingungslose Herausgabe und Entschädigung Belgiens für alle seine durch den Krieg erlittenen Nachteile. Von einer Benützung Belgiens als Faustpfand könne gar keine Rede sein.
2. Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich.
3. Abtretung von Triest und Trient an Italien.
4. Großbritannien behält Ägypten und alle im Weltkriege in der Türkei gemachten Eroberungen.
5. Das Deutsche Reich verzichtet auf seine Schutzgebiete.
6. Bei Annahme dieser Mindestforderungen würde der Einkreisverband auf die Loslösung von Preußisch-Polen und die Zerstückelung Österreich-Ungarns verzichten. Selbstverständlich hätte dieses Serbien, Montenegro und Albanien herauszugeben, sowie auf die Ordnung der Balkanangelegenheiten zu verzichten. Albanien käme unter italienischen Schutz.

Den größten Gewinn des vierten Kriegsjahres bildet unzweifelhaft der im Osten erreichte Friede. Wenn er nun auch wieder vom Einkreisverband gestört werden will und statt Rußland Amerika am Kriege teilnimmt, so ist das russische einstige Zwölfmillionenheer auf Jahre hinaus in seiner alten Trefflichkeit nicht wieder herzustellen und auch nicht durch das amerikanische Stegreifheer zu ersetzen. Hoffnungsberechtigt können wir der dunklen Zukunft entgegenblicken. Unmittelbar vor der Ermordung in Kiew mahnte der Blutzeuge des Deutschtums Generalfeldmarschall v. Eichhorn: ‚Man schrieb und sprach viel von den Ursachen des Krieges. Mehr und mehr rang sich die Erkenntnis durch, daß der Kriegsgrund auf einen sehr einfachen Ausdruck zu bringen sei. Es ist der Neid anderer Völker auf die Arbeitskraft des deutschen Volkes. Deutsches Volk, willst du sie dir bewahren, so halte aus und schwinge frohen Mutes weiter das Schwert! Deine Enkel, die im Frieden die Früchte ihrer Arbeit genießen sollen, werden es dir danken.‘ Möchten die Deutschen sich dies zu Herzen nehmen und tapfer ausharren; sicher ist dann ihnen und ihren Bundesgenossen der Endsieg! —

# Kritik

## Moderne deutsche Lyrik / Von M. F. Cyprian

In R. M. Rilkes Prosabuche ‚Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge'* findet man die folgenden sehr treffenden Bemerkungen über das Wesen der Dichtung: ‚Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen, man muß fühlen, wie die Vögel fliegen, und die Gebärde wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muß zurückdenken können an Wege in unbekannten Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah ... Auch bei Sterbenden muß man gewesen sein, muß bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster und den stoßweisen Geräuschen. Und es genügt auch noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen selbst sind es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht.'

Darin, daß die Dinge der Welt Blut in ihm werden, besteht das Schicksal des Dichters. Er muß mit begehrenden Augen die Natur in sich aufnehmen, die Erlebnisse, die Erschütterungen, die Untergänge, die göttlichen Geheimnisse. Des wahren Dichters Leben ist eine ewige Pilgerschaft nach dem Blut des Lebens, nach dem Sinn des Lebens. Seine falschen Freunde sind es, die ihn bewahren wollen vor der eingeborenen Tragik seiner Sendung: er muß durch die Not und das Leiden, er muß über die Abgründe hinweg, die ihn zu verschlingen drohen; denn aus der Passion reift sein Werk — entflieht der Dichter der Tragik seines Lebens, so entflieht er zugleich der Gnade seiner Sendung. Erst im Leiden wird ihm die Welt bewußt, häuft sich Erkenntnis an Erkenntnis, wächst sein Mitleid, reift seine Güte, werden die Mysterien in ihm offenbar. So ist der Dichter krank an einer ewigen Sehnsucht, das Leben zu durchdringen und seinem Bewußtsein zu erobern; er kann nicht wie der Bürger sein Leben behüten, vor undurchkosteten Möglichkeiten des Lebens entsagend resignieren. In ihm brennt jenes unstillbare Verlangen, das Reinhard Johannes Sorge einmal in diesen Versen sagte:

‚Ich schaue viele Stufen noch vor mir im Licht
Und viele Reinheiten, die ich noch nicht durchwandelt ...
Ich ahne viele Liebe noch vor mir im Licht,
Und viele tiefe Lust, die ich noch nicht durchkostete ...'

Und eine gleiche Sehnsucht ist es im Grunde auch, die eine so ganz anders geartete Dichterpersönlichkeit wie Richard Dehmel erfüllt:

---

* Leipzig, Insel-Verlag 1910.

'Ich will ergründen alle Lust,
so tief ich dürsten kann;
ich will sie aus der ganzen Welt
schöpfen, und stürb ich dran.
Ich will's mit all der Schöpferwut,
die in uns lechzt und brennt;
ich will nicht zähmen meiner Glut
heißhungrig Element.'

So ist der Dichter ein Eroberer des Lebens, der die Einsicht in Wesen und Gehalt des Geschehens sich erringt. Demütig muß er sich hingeben der Schöpfung Gottes und doch zugleich ihr Blut in sein Blut aufnehmen. Nichts törichter, wie den Dichter als den beschaulichen Menschen in Gegensatz zu stellen zu dem Manne der äußeren Tat. Auch die Eroberung des Weltbewußtseins durch den Dichter ist Tat, Tat im höchsten Sinn. Wir nennen Napoleon einen Tatmenschen. Aber vielleicht waren seine Taten in ihm mehr dumpfer Drang als tätiges Bewußtsein; Gebot der göttlichen Vorsehung, deren tieferer Sinn nur dumpf in sein Blut drang. Und was ist von ihm geblieben? Eine dunkle Sage, eine verworrene Erinnerung, Umgestaltungen, denen er dienen mußte, die aber längst von seinem Namen gelöst sind. Und doch könnte Napoleon wieder auferstehen, um dauernd zu bleiben, wenn die Bewußtheit eines großen Dichters ihn aus einer historischen Erinnerung umzuschaffen vermöchte zum mythischen Symbol. Da stände er auf: der von den Dämonen des Schicksals aus kleinen Anfängen zu gebietender Macht Emporgetragene, der plötzlich am Wendepunkt seines Lebens im Anblick des brennenden Moskau nicht mehr zu handeln vermag, der hilflos erschauert vor der Gewalt der Flamme, die auch seines Handelns Macht ist, der schaut ohne zu wirken und so — die Tragik seines Schicksals heraufbeschwört. Die Tragik, die den Gebieter der Welt kreuzigt mit der Qual eines widersinnig tatenlosen Lebens — auf einem fernen Eiland — jenseits der wirkenden Welt. So den metaphysischen Sinn der historischen Geschehnisse aufzudecken, das ist des Dichters Tat.

Einer der größten Dichter der Gegenwart, Alfred Mombert, hat einmal dem Eroberer folgende Worte in den Mund gelegt über den Dichter, der nach ihm kommen wird.*

'Es lebt Einer, der immer hinter mir wandert.
Der hinter mir die Meere überschifft
kühn allein in einem Nachen.
Mein Geschichtschreiber:
mein Sänger und mein Sterndeuter.
Der mein strömendstes Leben
tönend formt zur Dauer.
Der meine Kämpfe,
alle Machtbrünste des Dämon
auslebt: ausringt: aussingt:
als Menschheitsage einschreibt in sein Buch.
Ein Buch, um das er die Urweltschlange windet,
die alles abschließt.'

* Alfred Mombert, Aeon vor Syrakus. Drama. Berlin, Schuster und Löffler, 1911.

Versuchen wir uns diese großen Dichterworte in ihrem ganzen Tiefsinn zu eigen zu machen. Gewiß wandert der Dichter hinter dem Helden; aber nicht wie jener steht er im Gedränge des geschichtlichen Lebens: in kühner Einsamkeit überschifft er die Meere. Er zeichnet des Helden Leben auf und preist es, so ist er Geschichtschreiber und Sänger, aber er wirkt mehr noch: er erfaßt den metaphysischen Sinn des Heldenlebens — so wird er zum ‚Sterndeuter'. Was im bunten Fluß der Geschichte zu verschwinden drohte, gestaltet er neu in der bleibenden Form des Werkes: so wandelt der Dichter strömendstes Leben in dauernde Gestalt. Was der Held durchlebt hat, das muß auch der Dichter bis in seine letzten Konsequenzen durchleiden, so daß er ‚alle Machtbrünste des Dämon auslebt, ausringt, aussingt', auf daß dann dieses Heldenleben als unvergängliche Sage eingeschrieben ist im Bewußtsein der Menschheit. Aber dieses Heldenschicksal bleibt in dem Werke des echten Dichters nicht in der stofflichen Begrenztheit befangen. Es wird in Beziehung gesetzt zu den Urgründen des Seins: um die Episode der Menschheitsgeschichte wird die Urweltschlange gewunden, die alles abschließt.

So muß von dem echten Dichter jeder Stoff in seiner Ganzheit durchlebt, durchlitten und durchrungen werden. So wird vielleicht auch einmal ein ganz großes dichterisches Genie das ganze Leid dieses Krieges in sein Bewußtsein nehmen, aber auch allen Heroismus und alle Opfer — und so die Kraft gewinnen, das wirbelnde Geschehen des Weltkrieges zu bannen in geprägter Form und durch sein Werk dieses ungeheueren Geschickes Sinn uns zu deuten. Das Versagen der heutigen Kriegsdichtung besteht gerade darin, daß sie noch garnicht die Distanz hat, das gewaltige Geschehen in seiner Totalität zu begreifen und in Beziehung zu dem Absoluten zu setzen. So bleibt die Kriegsdichtung von heute in der lokalen Episode befangen, in der vergänglichen Stimmung oder gar in der politischen Phrase.

Ich habe nie zu denen gehört, die Ernst Lissauer für einen großen Dichter hielten und seinen ‚Haßgesang gegen England' zur deutschen Nationalhymne erheben wollten. So wird man es mir auch nicht mißdeuten, wenn ich mich an der inzwischen Mode gewordenen gehässigen Verkleinerung dieses Schriftstellers ebensowenig beteilige. Man hat Lissauers Dichtungen vorgeworfen, sie seien alttestamentarisch — als wenn es für Dichtungen dieser Zeit ein Vorwurf wäre, wenn sie an die religiöse Gewalt des Alten Testamentes erinnerten. Aber leider lebt in der Dichtung Lissauers nicht das starke Blut des alten Prophetentums: sie ist nicht jüdischen, sondern heidnischen Geistes. Doch dieses Heidentum Lissauers hat eine innere Konsequenz, eine Erlebtheit und Geschlossenheit, eine Echtheit und Eindringlichkeit, die seine Gedichte über den Durchschnitt der Kriegslyrik erheben. Es mag uns als Christen ruchlos, brutal und rüde erscheinen, wie Lissauer Gottes Walten in der Geschichte im Auswirken der heidnischen Macht erblickt, aber man darf ihm, der schon zur Jahrhundertfeier des Jahres 1813 diese Gesinnung in seinen Versen vertreten hat, nicht Gesinnungsmache vorwerfen, wenn er nun während des Krieges die für unser christliches Bewußtsein ungeheuerlichen Verse niederschrieb:

‚Gott
ist mit den stärksten Bataillonen.
Er ist ein Gott der Kraft,
er will den Kampf,
er will nicht Völker müde und erschlafft,
er redet im Getöse der Kanonen,

er tost im Sturmlaut, graut im Pulverdampf,
er waltet ob der Schlacht
und gibt den Mächtigen die Macht.'

Jedenfalls: bei Lissauer ist das Erlebnis des Krieges in konsequente Beziehung gesetzt zu den letzten und endgültigen Werten. Eine solche konsequente Deutung vom christlichen Bewußtsein aus wird man so leicht in der umfangreichen deutschen Kriegslyrik nicht finden.* Am ehesten noch bei dem plötzlich viel gefeierten Heinrich Lersch.** Er ist kein Dichter großer Dimensionen, aber einer, der zuweilen in echter Ergriffenheit Verse formt, die überzeugende Gewalt haben. Ihm ist aus dem Schauer des Krieges das Erlebnis christlicher Bruderliebe geworden. Als er den ‚Kamerad Franzos' erschossen hat, da wird ihm die Erkenntnis offenbar:

‚Ich bin dein Bruder ja, bin dein Genoß;
Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut.'

Aber solche Erlebnisse bleiben doch nur eindruckhafte Schau, werden nicht zur bewußten metaphysischen Sinndeutung. Es ist nicht schwer, in der umfangreichen, allzu umfangreichen Kriegslyrik Lerschs Stellen aufzuweisen, in denen er der Auffassung des Kriegsleides als christlichen Opfers untreu geworden ist. Nur an den Stellen fast ekstatischer Steigerung wird eine Ahnung offenbar, daß auch die qualvolle Tragik des Weltkrieges ihren tiefen Sinn hat in der Vorsehung des göttlichen Heilsplanes, daß der Weg zur großen Läuterung durch die große Not, die große Schuld und das große Opfer hindurchführen muß:

‚In allen unsern Herzenstiefen rast das heiße Verlangen:
Ströme und Meeresfluten müßten den heiligen Leib der Erde zerreißen
zwischen uns und — drüben.
Unser armes, zerquältes Herz bettelt und bittet um Erdbeben und tiefe Nacht,
um so große Not, die allem Streit und Haß
zwischen den Menschen ein Ende macht.'

Aber von dieser Höhe des Glaubens, die oft in katholischer Symbolik zum Ausdruck kommt, die zuweilen aber auch in modern pantheistischer Weise zu uns redet, sinkt der Dichter in Stimmungen der Verlassenheit herab in stumpfen Zweifel:

‚Denn — Gott wohnt auf dem fernsten Sterne und sieht die Menschen nicht an —
er mag nicht das Jammern hören von jedem einzelnen Mann.
Gott will ja: es wird gestorben! und Sterben ist unsere Pflicht. —
Und eh ich nicht bin verdorben, erlöst Gott die Menschheit nicht.'

---

* ‚Die Frömmigkeit der deutschen Kriegslyrik' hat Otto Herpel jüngst in einer Studie behandelt (Gießen, Alfred Töpelmann 1917), die, weil sie heute noch nicht das Material zu überschauen vermag und in der Betrachtung undurchlebter Durchschnittswerke gefangen bleibt, nur soziologische und zeitpsychologisch interessante Ergebnisse zu zeitigen vermag. Dichter von äußerster Bedeutung für dieses Problem wie Franz Werfel, Alfred Lichtenstein und Johannes R. Becher sind mit keinem Worte erwähnt; Stefan Georges Kriegsdichtung konnte aus zeitlichen Gründen nicht mehr in die Studie einbezogen werden.

** Heinrich Lersch, ‚Deutschland' (Jena, Eugen Diederichs) 1918, sein neuestes Buch, in dem — trotz des peinlichen Kriegsanleihe-Gedichts — das Menschheits-Gefühl stärker durchbricht als in den früheren, stärker nationalistisch getönten Versbänden.

Man soll sich gewiß freuen, daß ein einfacher Handwerker uns Verse von solch dichterischer Gestaltung schenkte — doch auch hier muß man sich vor der heute üblichen Verwechslung hüten, aus Freude am sachlichen Gehalt und am dokumentierten Gefühl den ästhetischen Wert unserer Kriegslyrik zu überschätzen. Wenn man in den Diederichsschen Verlagsanzeigen die Pressehymnen über die Verse von Max Barthel* und der Frau Kalkowska** liest, so glaube man darum nicht, unerhörte literarische Grosztaten seien bei uns im Hinterlande geschehen. Denn was an den epigonischen und sentimentalen Gedichten des Max Barthel und den Rilke erfolglos nachahmenden Versen der Eleonore Kalkowska fesselt, ist das Stoffliche, nicht das Dichterische — das Blut plastischer Gestaltung fehlt ihnen. Und wenn kluge, feinsinnige Menschen angerührt werden von diesen Versen, so sollten sie dennoch nicht die Freude an der Vaterlandsliebe des sozialistischen Arbeiters und das Mitgefühl mit dem Kriegsleid der Frau verwechseln mit der ausstrahlenden Schaffenskraft des vom wirklich begnadeten Dichter gesetzten Wortes.

Da ist in Karl Brögers*** starker, stämmiger Art mehr Zeug zu einem echten Dichter. Auch hier keine überquellend geniale Kraft, keine richtungweisende Schöpfung. Wohl aber die Fähigkeit, mit vorgefundenen sprachlichen Mitteln Gedichte von hämmerndem Rhythmus und schlichter Monumentalität zu gestalten. Karl Bröger ist keiner, der über eine üppige Fülle der Bilder verfügt; aber seine Bilder sind geschaut, klar, eindringlich. Und so wird man sich dem Eindruck nicht entziehen können, eines Dichters Stimme zu hören, wenn man in seinem Gedicht ‚Urlaub‘ Verse liest wie diese:

‚Meinen Augen, von Blut und glutender Brunst gequält,
werden wieder die silbernen Märchen der Sonne erzählt.

Und mein Ohr, das noch Tosen der Schlacht bedrückt,
ist von rauschenden Bäumen, von lachenden Mädchen, von klingendem Wind entzückt.

Sonne aus heimischem Himmel, Glanz über heimischem Land
rinnt in lauterer Flut von meiner erhobenen Hand.

Die sich rauh und rissig durch leidende Erde gewühlt,
wird vom Leuchten der Heimat gewaschen und klar gespült.

O des hohen Gefühls, gleich einem Bade so rein:
Jetzt keines Menschenbruders drohender Tod zu sein!‘

Wenn man bei Heinrich Lersch einen gewissen Mangel des metaphysischen Bewußtseins beklagen muß, so möchte man sagen, daß bei Franz Werfel das fast entgegengesetzte Phänomen vorliegt: die metaphysische Problematik ist stärker

* Max Barthel, ‚Freiheit!‘ Neue Gedichte aus dem Kriege (Jena, Eugen Diederichs) 1917.

** Eleonore Kalkowska, ‚Der Rauch des Opfers.‘ Ein Frauenbuch zum Kriege (Jena, Eugen Diederichs) 1916.

*** Karl Bröger, ‚Soldaten der Erde.‘ (Jena, Eugen Diederichs) 1918.

als die künstlerische Fülle des Dichters.* Aber Franz Werfel gehört zu den ganz wenigen modernen Lyrikern, die eine von Buch zu Buch aufsteigende Entwicklung zeigen. Hofmannstal, Klabund, Becher haben in ihrem ersten Versbuch schon ihr Bestes gegeben; Dehmel, Rilke und Schaukal schon früh den Höhepunkt ihrer lyrischen Möglichkeit erreicht und — überschritten. Die aufstrebende Dynamik im Schaffen Werfels weckt freudige Zuversicht.

Man hat Werfel einen Dichter der Menschenliebe genannt und damit sicher richtig das Empfinden getroffen, das schon seinen frühen Versen ein gewisses religiöses Gepräge gibt. Selbst wo man es am wenigsten vermuten sollte, in einem anekdotischen Gedicht ‚Das Malheur', das von einem Dienstmädchen erzählt, welches bei einer Abendgesellschaft die Schüssel fallen ließ, flutet die Wärme menschlichen Brudergefühls. Aber dieses Menschlichkeitsgefühl ist noch abstrakt und starr: es bringt noch nicht in mystische Tiefen. Die Ausdrucksmittel sind spröd und gekrampft, der Rhythmus dürr, die Sprachschöpfung karg. Nun füllt sich von Gedichtband zu Gedichtband die Menschenliebe mit christlichem Gefühl, die Sprache mit innerer Symbolik, der Vers mit Klang und Duft. Hingegen ist in den späteren Bänden Werfel oft einer anderen Gefahr nicht entgangen: der Gefahr, das Revolutionäre seines Erlebens durch epigonische Glattheit der Form abzuschwächen. Die Versuchung ist für den Erben einer großen lyrischen Tradition allzu verlockend; auch andere Lyriker unserer Zeit, wie Reinhard Johannes Sorge und Max Fischer, liefern bezeichnende Beispiele, wie der Wohllaut überlieferter Form mit Abschwächung der Intensität ihres dichterischen Ausdrucks erkauft wird. Vielleicht in einem einzigen Gedicht nur, dem wundervollen ‚Veni creator spiritus', ist es Werfel gelungen, schöpferisches religiöses Erleben und formale Glätte ganz in Harmonie zu setzen.

Wenn Werfel zu diesem Kriege eine negative Stellung hat, so geschieht es nicht aus dem zersetzenden Radikalismus jenes Berliner Literatenkreises, dem auch er nahe stand. Seine Ablehnung des Krieges ist die notwendige Folge seiner zärtlichen Bruderliebe für alle Menschen. Weil sein religiöses Empfinden nur Humanität fordert und nicht durch das Begreifen des christlichen Opfergedankens hindurchgegangen ist, sieht er in dem Krieg nur die Gewalt der Zerstörung:

‚Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Brudertums in uns, das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbebten,
Ist nur der Raub für eine Rattenpest.'

Er hat nicht das Bedürfnis, den Krieg zu begreifen als ein irgendwie notwendiges Glied im Plane der göttlichen Vorsehung; er sieht nur die verbrecherische Verruchtheit der Kainstat:

‚Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen, und sie singt.
Ach, der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt.

Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indes die Frechheit einen Sinn erschwitzt.

---

* Von Franz Werfel erschienen die Gedichtbände: ‚Der Weltfreund' 1911, ‚Wir sind' 1914, ‚Einander' 1915, ‚Gesänge aus den drei Reichen' 1917. Sämtlich bei Kurt Wolff, Leipzig.

Und eh' nicht die Gerichtsposaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.'

Aus dieser Verderbtheit einer gottlosen Zeit kann nur unsere Menschenliebe eine leise Hoffnung wecken:

'Vor jeder kleinen Güte
Geh'n Gottes Augen über,
Und jede kleine Liebe
Rollt durch die ganze Ordnung.'

Der Kampf unseres kreaturbeengten Hasses mit der die Unendlichkeit umspannenden Güte — das ist das seelische Grundmotiv der Werfelschen Lyrik. Von hier aus gesehen, recken sich alle menschlichen Probleme ins Transzendente. Auch das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das Werfel in einem seiner schönsten Gedichte behandelt, wird ihm zum Sieg der menschlichen Verbundenheit über den Widerstreit der Generationen. Am tiefsten aber und am stärksten mit christlichem Blute gedrängt ist dieser Aufschrei nach verbindender Liebe in jener Anrufung des Heiligen Geistes, welche die Tradition der großen mittelalterlichen Hymnen weiterführt:

'Komm, Heiliger Geist, du schöpferisch!
Den Marmor unsrer Form zerbrich!
Daß nicht mehr Mauer krank und hart
Den Brunnen dieser Welt umstarrt,
Daß wir gemeinsam und nach oben
Wie Flammen ineinander toben!

Tauch auf aus unsern Flächen wund,
Delphin, von aller Wesen Grund,
Alt allgemein und heiliger Fisch!
Komm, reiner Geist, du schöpferisch,
Nach dem wir ewig uns entfalten,
Kristallgesetz der Weltgestalten!

Wie sind wir alle Fremde doch!
Wie unterm letzten Hemde noch
Die Schattengreise im Spital
Sich hassen bis zum letzten Mal,
Und jeder, eh er ostwärts mündet,
Allein sein Abendlicht entzündet,

So sind wir eitel eingespannt
Und hocken bös an unserm Rand,
Und morden uns an jedem Tisch.
Komm, Heiliger Geist, du schöpferisch,
Aus uns empor mit tausend Flügen!
Zerbrich das Eis in unsern Zügen!

Daß tränenhaft und gut und gut
Aufsiede die entzückte Flut,
Daß nicht mehr fern und unerreicht,
Ein Wesen um das andre schleicht,

Daß jauchzend wir in Blick, Hand, Mund und Haaren
Und in uns selbst dein Attribut erfahren!

Daß, wer dem Bruder in die Arme fällt,
Dein tiefes Schlagen süß am Herzen hält,
Daß, wer des armen Hundes Schau'n empfängt,
Von deinem weisen Blicke wird beschenkt,
Daß alle wir in Küssens Überflüssen
Nur deine reine heilge Lippe küssen!'

Aus diesem Grundgefühl seiner Religiosität, der Güte, die alles liebend umfassen muß, dringt Werfel bis zur letzten, fast paradoxen Konsequenz vor in seinem vielumstrittenen Gedicht ‚Jesus und der Äser-Weg'. Ich glaube auch diesem Gedicht ein tiefes religiöses Grundgefühl zusprechen zu müssen, so peinlich nahe hier auch das Ekelhafte und das Erhabene aneinander grenzen. Das Gedicht geht von der Legende aus, daß der Heiland und seine Jünger einen Weg gehen, der auch gefüllt ist mit stinkendem Aas, so daß sie in hilflosem Grausen sich abwenden. Christus in seiner Alliebe aber begehrt, den Ekel zu überwinden, auch dem verwesenden Aase noch Bruder zu sein. So überwindet der Heiland den greulichsten Menschenekel, umkränzt sich mit verfaulenden Leichen und macht die ganze Natur staunend erbeben vor der grenzenlosen Inbrunst seiner Liebe.

Mir erscheint Werfel als ein starker Dichter religiös getönter Menschenliebe, der die religiöse Vorstellung um manches tieferlebte Gleichnis bereichert hat. Seine Religiosität ist frei von jenem spielerischen Ästhetizismus, der sich bei Rilke und Else Lasker-Schüler oft peinlich bemerkbar macht.* Werfels Religiosität ist ehrlich und ernst, aber was ihr fehlt, das ist die gefüllte Symbolik — zu schwach noch ist die Anknüpfung an die große christliche Tradition — zu zaghaft noch die Einbeziehung aller, auch der alltäglichsten Dinge in den religiösen Grundton. Aber Werfel ist eine reiche Begabung, die noch am Anfang des Weges steht und daher Starkes erhoffen läßt.

Werfels Problematik ist so metaphysisch tief, daß sie zwar zuweilen dichterisch umgestaltet, nie aber unkünstlerisch wirkt. In Walter Hasenclevers Gedichtbuch ‚Tod und Auferstehung'** ist hingegen die Kraft des reflektierenden Intellekts zerstörerisch, weil das Dichterblut dünn ist und statt des großen hymnischen Drangs nur ein willenhaftes Pathos vorhanden ist. So fehlt der Lyrik des Dichters mehr noch als seinen Dramen die innere Form und zwingende Gewalt. Es ist viel Gekünsteltes und leer Pathetisches. Es fehlt an der Ausprägung einer eigenwüchsigen Dichterpersönlichkeit; man findet nirgends Verse von überzeugender Monumentalität.

Intensiver und schöpferischer als Hasenclever ist Johannes R. Becher, der radikalste Sprachneuerer unter den modernen deutschen Lyrikern.*** Freilich wird die Dichtung Bechers den meisten Lesern zunächst nur abstrus und bizarr erscheinen, und gewiß ist dieses Dichters Schaffen beherrscht von innerer Zerfahrenheit, morphinistisch gekrampft und voll gellen Aufschreis. Aber ich glaube nicht,

* Vgl. die Rundschau-Glosse ‚Der Ästhet und der Dichter' im Märzheft 1918.
** Leipzig, Kurt Wolff 1917.
*** Von Johannes R. Becher sind erschienen: ‚Triumph und Verfall' 1914 (Leipzig, Inselverlag); ‚Verbrüderung' 1915 (Leipzig, Kurt Wolff); ‚An Europa' 1916 (Leipzig, Kurt Wolff).

daß man es sich darob so leicht machen und seine Verse einfach als pathologische Erscheinung ablehnen darf. In dieser jäh zerrissenen Genialität steckt mehr Blut des Dichters als in vielen glatten, ansprechenden Talenten. Jedesmal, wenn ich ein Buch Bechers beiseite werfen will, entsetzt über die krankhafte Überreiztheit, das Wühlen in Schweinereien, die Perversität verrenkter Empfindungen — werde ich hilflos gepackt von Dichterworten, denen eine ganz reine Schlichtheit, ja zuweilen selbst Anmut und Süße inne ist. Am stärksten habe ich das empfunden in Bechers Erstlingsbuche ‚Verfall und Triumph', das mitten unter grotesken Ungeheuerlichkeiten Strophen von bezwingender Innigkeit und Wortprägungen von monumentaler Großheit aufweist. Und auch in seinen neuen Büchern, in denen das Erlebnis des Krieges überwiegt, ist der Dichter noch nicht rettungslos im Krampf verzerrter Übersteigerung untergegangen: aus dem qualvoll erlittenen Hexensabbath der Gegenwart erheben sich kristallklare Imperative; aus dem zerrüttenden Kampfe der Völker, aus Ekel und Zerstörung des Krieges hebt sich, stärker fast noch als ein Klang Werfelscher Menschenliebe, die beseligende Kunde von dem neuen Europa:

‚Berlin wird jauchzend um Paris sich schließen,
Auch London sich, ein Blond-Gestirn, entfalten,
Roms Marmor-Wildnis dürft kaum tönend rieseln,
Stockholm klirrt hell, die kleine Quint im Psalter.
Wien aber dehnt sich teppichbunt in Wiesen,
Die schwellen hoch, unmöglich, sich zu halten.
Europas Völker wollen fließen, fließen,
In größten Städten. Glühende Verwalter.
Jahrhundert! Kind, du der empörten Zonen!
Steigt auf! Steigt auf!
Olymp, Olympe thronen!!!'

Der solche Verse schreiben kann, ist kein Literat, sondern. trotz allem Abstoßenden und Grimassenhaften, das sein Werk schändet, ein Dichter von Rang. Es ist eine Stoßkraft in Bechers Versen, die sich Bahn zu brechen sucht zu einem neuen monumentalen und schlichten Stil. Daß Becher selbst zu ihm nicht sieghaft durchbricht, daß er nur in vereinzelten Strophen genießbar, in vereinzelten Zeilen wirklich groß ist, das ist seine Tragik, deren tiefere Ursachen wir Mitlebenden wohl kaum schon zu übersehen vermögen. Aber daß Becher irgendwie eine entscheidende Durchbruchsnatur ist von bleibender Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung der deutschen Literatur, das freilich möchte ich behaupten.

Gegenüber der tatarischen Wildheit Bechers erscheint die Lyrik Alfred **Wolfensteins** unnaiver, reflektierter und zuchtvoller.* Auch in Wolfensteins Gedichten lebt eine Dynamik, und sie ist auf ähnliche Ziele gespannt wie bei Becher — aber diese Dynamik ist keine wilde Kraft, die in ekstatische Vermessenheit genialisch emporsteigt, sondern sie wird überschaut von der überlegenen Klarheit eines durchdringenden Intellekts. Auch Wolfenstein ist ein Dichter von expressionistischem Schauen, der unseren dichterischen Sprachschatz um neue Bilder und Vergleiche bereichert; aber seine Sprachschöpfung ist nie von gewaltsamer Monumentalität, sondern von bohrender Eindringlichkeit. Auch aus seinem Versbuche tönt die Fanfare verbrüdernder Freundschaft, siegender Menschenliebe. Doch Wolfensteins

* Alfred Wolfenstein, ‚Die Freundschaft', Berlin, S. Fischer 1917.

Fanfare hat weder die sehnsüchtige Reinheit Werfels noch die schmetternde Wildheit Bechers: sie ist weniger eindringlich, aber überreich in ihrer Tonskala. Eine große Bildhaftigkeit, die nicht immer, doch oft schöpferisch wurde, tritt aus den Versen Alfred Wolfensteins entgegen.

In den Versen Wilhelm Klemms* überwiegt das Bildhafte ganz. Wie einst Richard Schaukal und Reiner Maria Rilke impressionistische Bilder in Worten fügten, so entstehen in der neuen Generation Verse von expressionistischer Bildhaftigkeit. Erscheint bei einem Dichter großer Dimension wie Theodor Däubler das Überwiegen des Malerischen als eine Gefahr der Verwischung der Künste, wie sie die vorlessingsche Zeit gesehen, so wird bei Klemm, bei dem die bindende Idee und episch aufbauende Phantasie Däublers fehlen, das Gedicht zu einem Kunststück, malerische Expression durch Worte wiederzugeben. Das aber ist ein spielerischer Versuch, dem die Elementarität echten lyrischen Schaffens nie eigen ist.

Leider wandelt auch Theodor Däubler, der einst aus großem und notwendigem Erlebnis ‚Das Nordlicht' und die ‚Hymne an Italien' schuf, heute spielerische Wege. Er hat französische Gedichte des 19. Jahrhunderts in deutschen expressionistischen Stil übertragen,** auf solche Weise mehr vage Nachdichtungen als wesensgetreue Übersetzungen bietend. Es ist dabei oft interessant, ein bekanntes Gedicht in ein ganz anderes Stilgefühl übertragen wieder zu lesen. Am besten scheinen mir die expressionistischen Übertragungen die Dichter der größten Dynamik vertragen zu haben: Rimbaud und Verhaeren.***

Der dichterische Expressionismus, der am stärksten von Däubler vertreten wird, beherrscht immer mehr die jungen, neu formenden Talente. Daneben zeigt sich auch etwas verspätet, daß Alfred Momberts dichterische Art Nachfolge findet. Sein eigenes neues Gedichtwerk ‚Der Held der Erde', seit langem angekündigt, ist noch immer nicht erschienen. Dieses Buch wäre uns wertvoller als die prätentiösen Gedichtsammlungen seiner Epigonen. In Kurt Heynickes Versen† tönt gewiß eine rhythmische Musik und steht manches geschaute Bild — doch die Eruptivität und kosmische Erschütterung Momberts, an den sich der Rhythmus anlehnt, sucht man vergebens. Friedrich Kurt Benndorf†† hat als Kommentator Momberts beträchtliche Verdienste — seine eigenen Verse tragen die großen Bilder, die Mombert im Verkehr mit Sonne und Meer gebrauchte, in den banalen Alltag und sind kaum mehr als anspruchsvoller Dilettantismus. Man hat bei Benndorf das peinliche Gefühl eines sehr tiefen Kunstgenießers, der um jeden Preis selbst ein Dichter sein möchte.

Johannes von Günther, der durch seinen farbigen Roman ‚Martinian sucht den Teufel' den Lesern des ‚Hochland' noch in Erinnerung sein wird, hat ein Versbuch veröffentlicht.††† Man kann Günther nicht zu den lyrischen Neutönern

---

* Wilhelm Klemm, ‚Aufforderung', Gesammelte Verse, Berlin-Wilmersdorf, Verlag der Aktion 1917.

** Theodor Däubler, ‚Der Hahn'. Berlin-Wilmersdorf Verlag der Aktion 1917.

*** Von Verhaeren ist übrigens soeben im Insel-Verlag ein von Paul Zech sehr gut verdeutschtes Versbuch erschienen, das den Sänger moderner Großstadtlyrik von einer überraschend neuen Seite zeigt. Es ist betitelt ‚Die wogende Saat' und enthält ländliche Gedichte und Idyllen von satter Anschaulichkeit.

† Kurt Heynicke, ‚Rings fallen Sterne'. Berlin, Verlag der Sturm 1917.

†† Friedrich Kurt Benndorf, ‚Kreise.' Gesammelte Dichtung. Dresden, A. Giesecke 1916.

††† Johannes von Günther, ‚Fahrt nach Thule'. München, Georg Müller 1916.

zählen; sein Rhythmus und seine Sprache sind ohne revolutionäre Gewaltsamkeit; an Goethe ist sein Kunstgefühl geschult. Doch was von den Modernen nur wenigen gelingt, das ist ihm gegeben: zuweilen schlichte innige Gedichte zu formen von gerundeter Schönheit. Sein Gefühl ist nicht gespannt mit dramatischer Stoßkraft und nicht überquellend von reicher Fülle, aber aus seiner zarten Dichterseele gehen Kunstwerke hervor von tief träumender Versonnenheit, die sich an unsere große lyrische Tradition nicht unwürdig anreihen. Gedichte wie dieses schöne Marien-Lied:

,Wie Kinder Sommers Blumen winden
Zur Schmückung des geweihten Orts,
So lehre du mich Worte finden,
O, süße Mutter du des Worts,

Du Tausendschön, du Ohnealter,
Du Mund, der niemals Urteil spricht,
Hilf dem verirrten dunklen Falter
Gewahren dein unsäglich Licht,

Auf daß er, sterbend in der Flamme,
Noch deines Lächelns wäre satt,
Verbanntes Kind aus Evens Stamme
Heimfände in die Goldne Stadt.'

Alexander von Bernus hingegen, dessen ,Gesammelte Gedichte' eben in prachtvoller Ausgabe erschienen sind,* führt die deutsche lyrische Tradition nicht weiter, sondern leiert sie in unfruchtbarem Epigonentum zu Tode. Man hört in diesen Gedichten die Stimmen von Goethe, Brentano, Eichendorff, Heine, Lenau, Schaukal, Hofmannsthal, George — und wer weiß wie vieler anderen noch in verblaßtem Widerhall —, aber eine eigene Stimme vermag man nicht zu vernehmen. Kein Gedicht ist organisch gewachsen, man hat das Gefühl, daß hier ein Mensch sich krampfhaft zum Dichter machen will: gereimte Leitartikel wechseln mit Treibhauslyrik. Für die dichterische Begabung, die fehlt, soll jenes wichtigtuerische, pseudoreligiöse Mystagogentum entschädigen, das heute immer mehr zur Mode wird.** Da ,dichtet' der große Prophet der Zeit gnadelose Reimereien wie diese:

,Nun erntet sie die Früchte eurer
Materialistischen Kultur:
Barbarischer und ungeheurer
An Greuel und Grausamkeit erfuhr
Noch keine Zeit, kein Volk in Fehde,
Im Altertum nicht, noch danach
Im Dreißigjährigen Krieg, wo jede
Äuß're und inn're Fessel brach.'

Diese Verse sind typisch für das ambitiöse theosophische Dilettantentum, das sich heute in der Kunst breitzumachen sucht. Bernus hat die Impotenz seiner Ge-

* München, R. Piper u. Co. 1918.

** Am Schluß des Nachworts befindet sich die astrologische Notiz: ,Dieses Buch steht über dem Zeichen der Sonne im Wassermann'. Offenkundig eine höchst unglückselige Konstellation.

dichte übertroffen mit zwei aus romantischen Reminiszenzen zusammengeflochtenen Dramen,* die an Banalität nur noch überboten werden durch das dramatische Machwerk seiner Frau,** einer hilflosen Blaustrümpferei, die mit höchstem dichterischem und ‚geisteswissenschaftlichem' Ehrgeiz in die Öffentlichkeit tritt.***

Auch Anton Wildgans,† eine interessante dramatische Begabung, ist kein lyrischer Neutöner. Zwar wirkt sein Schaffen ernst und ehrlich, aber in seinen Gedichten ist oft eine peinliche Epigonenglätte, die mit dem abgegriffenen Wort und verbrauchten Rhythmus sich begnügt. Und das ist sehr schade; denn Wildgans gehört zu den dichterischen Potenzen, die etwas zu sagen haben, weil sie seelisch etwas erleben. In seinem Gedicht ‚Im Anschau'n meines Kindes' steigert sich das Erlebnis des neuen Menschen so sehr zu mystischer Eindringlichkeit, daß man selbst durch die etwas blasse Sprache die Intensität dichterischen Erlebens mit Ergriffenheit fühlt:

‚Aus vielen Bluten ist dein Blut entkocht,
Aus vielen Flammen ward der zage Docht,
Der trübe noch in deiner Stirne brennt —
Aus Elementen neues Element.
Nicht nur, was wir am eignen Selbst erkannt,
Ist deinem Wesen erblich eingebannt.
Auch die Erträge uns'rer Dunkelheit
Sind in dein Klares heimlich eingereiht.
Was wir in uns an Bösem abgebaut,
An Listen und an Lüsten rückgestaut,
Das Meinen, das zum Wollen nicht genug,
Die Laßheit, die sich gern der Tat entschlug,
Der Zwiespalt, dem nur Zufall Lösung fand,
Der unvermochten Rache finst'rer Brand
In uns und fernster Ahnen Rätselreihn:
All dies bist du nun oder kannst es sein . . .'

Richard Knies findet in seinem Sonettbändchen ‚Die feierliche Zelle'†† differenziertere und modernere sprachliche Gestaltung — auch er freilich ist keiner, der der Sprache neue Töne abgewinnt, sondern er zehrt an dem Erbgut der Allerjüngsten statt an dem der Romantik. Doch wie aus der katholischen Gesinnung des Dichters sein Erleben einer monumentalen Weltanschauung sich einfügte und so vor moderner Zerrissenheit bewahrt wurde, so ballt Knies auch formal die

* Alexander Freiherr von Bernus, ‚Guingamor', ‚Der getreue Eckart'. Zwei Dramen. München. R. Piper u. Co.

** Jesa d'Ouckh, ‚Vom Baum der Erkenntnis'. Schauspiel in fünf Akten. München, Hans Sachs-Verlag 1916.

*** Dieses Meisterwerk begleitet der Verlag mit einem Waschzettel, in dem es u. a. heißt: ‚Man fühlt: das ist nicht die Arbeit eines Jungen der sich im dichterischen Ringen selbst noch auseinanderzusetzen hat mit dem Leben und den großen Fragen des Daseins, sondern es ist das Geschenk eines um die letzten Dinge Wissenden, eines reichen geistigen Bejahers. Hier ist die Erfüllung dessen, um was Strindberg bis zuletzt vergebens rang . . .'

† Anton Wildgans, ‚Mittag'. Neue Gedichte. Leipzig, L. Staackmann 1917.

†† Saarlouis, Hausensche Verlagsgesellschaft (Hausens Bücherei Nr. 63/64) 1917.

Sensitivität zeitgenössischen Empfindens zum strengen Rhythmus in der Zucht des Sonetts. Unter den katholischen Lyrikern der Gegenwart ist er der formstärkste: seine kunstvolle Bändigung steht in markantestem Gegensatz zu der noch zuchtlosen Ekstatik in Max Fischers Hymnen. Aber freilich verführt diese strenge Kunst leicht zur Künstlichkeit, wenn ein elementares Erleben und ein spröder Gehalt in die deutscher Herbe fremde südländische Form des Sonettes eingekerkert werden soll. So bekommt vieles, was im Urempfinden stark und ursprünglich sein mag, in der Gestaltung leicht etwas, was spielerisch und geziert wirkt. Nur zuweilen bricht eine echte religiöse Leidenschaft auch durch das starre Prokrustesbett der Sonettform, wie in dem folgenden Gedicht:

O Gott, ich möchte nichts als Dich bedenken
Und meine enge Seele weiten, Dich zu fassen,
wenn Du Dich groß in ihr willst auferstehen lassen
und sie erfülln mit Deines Allreichtums Geschenken.

Was ist die Welt? Was sind mir Sinne? Was die Massen
der äußeren Erlebnisse? Nur weil sie tränken
die Gottessehnsucht meiner Seele und sie lenken
auf Deine Spur, muß ich sie lieben und nicht hassen.

Sie sind ja auch von dir, durch dich, wieder in dir.
Doch der Erkenntnis scherbenreich zerbrochner Spiegel
zeigt mir nur wirr zerstreute Bilder. Meine Gier

jedoch lechzt tief nach Sammlung und Geschlossenheit.
Und deren sphärenweiter Ring und Riegel
bist du, o großer Gott der Unbegreiflichkeit.

Aus solchen Gedichten strömt eine Kraft und bodenständige Ursprünglichkeit, die uns trotz der Künstlichkeit dieses erstes Versbuch an Richard Knies als eines der versprechenden Talente der jungen katholischen Lyrik glauben läßt — und so sei die Hoffnung ausgesprochen, daß er in weniger beengenden Formen seinen eigenen schlichteren und kernigeren Rhythmus finde.

Auch Peter **Bauer**, dessen Versbuch leider noch immer den selbstlosen Verleger nicht fand, der aber den Lesern des „Hochland" durch die zwei schönen Gedichte im Juliheft bekannt und lieb sein wird, ist eine verheißungsvolle Begabung der modernen katholischen Lyrik. Noch ist manches bei ihm zu glatt und undurchdrungen, doch schon erfreut die organische Schönheit seiner Landschaftsbilder und die schlichte Innigkeit der Verse an Frau und Kind. Hoffentlich bewährt er in seinem inneren Schaffen die Kraft, unbeeinflußt von allen Moden der Zeit, seine innere Stimme zu hören und zu gestalten.

Des Künstlichen haben wir genug in unserer heutigen Lyrik, und auch des Glitzernden, des Virtuosen, den Nuancierten. Was uns fehlt, ist die Zusammenballung der reichen Kräfte, der Mut zu monumentaler Einfachheit. Wenn unsere kommende Lyrik diese Qualitäten besitzen wird, dann wird zeitgenössische Lyrik aufhören, wie heute nur Angelegenheit einer literarischen Oberschicht zu sein; sie wird wieder wahrhaft volkstümlich werden.

# Rundschau

## Zeitgeschichte

### Kriegsbetrachtung für Juli 1918*

Im letzten Monat des vierten Kriegsmonats tobten schwere Landkämpfe, die dem Vierbunde einige Rückschläge brachten. Da diese nur Gewinneinbußen verursachten, verzögerten sie wohl das bisherige siegreiche Fortschreiten und erzwangen einen Stillstand der Heeresbewegungen, änderten jedoch nichts an der allgemein günstigen Kriegslage der Mittelmächte.

Zunächst im Seekriege fand auch im Juli auf dem Wasserspiegel keine Entscheidungsschlacht statt. Unter dem Wasserspiegel setzten die Tauchschiffe ihre stetigen, langsam vernichtenden Zerstörungswirkungen fort. Bei Beginn des 48. Kriegsmonats war nach deutschamtlicher Zusammenstellung der Welthandelsschiffsraum seit Kriegsanfang schon um 18 251 000 BRT. verringert. Hievon gehörten 11 175 000 BRT. der britischen Handelsflotte. Seitdem wurde durch Einzelveröffentlichungen der deutschen Admiralität vom 1.—31. Juli 1918 noch bekannt der Verlust von 514 500 BRT. gegnerischen Frachtraumes. Damit erreicht der Gesamtbetrag nun schon fast die 19. Million. Den Schiffsversenkungen gegenüber ergeben die Ersatzneubauten weniger als die Hälfte; im ersten Halbjahr 1918 wurden monatlich im Durchschnitt 330 000 BRT. mehr versenkt als neu gebaut. Nach einer Ende Juli veröffentlichten Auskunft des Admirals v. Holtzendorff, Chefs des deutschen Admiralstabes, sei bereits eine ungeheure wirtschaftliche Schädigung des Einkreisverbandes erreicht. Schätzungsweise überschritt am 1. Juli 1918 der die Gegner treffende Wertverlust rund 50 Milliarden Mark für Schiffe und Ladungen, ungerechnet die sehr hohen militärischen Einbußen an Kriegsfrachten und Seestreitkräften sowie die neuerlich gemeldeten Schiffsversenkungen an der amerikanischen Ostküste. Während also in früheren Kriegen Großbritannien durch seine Eilandslage den schadenfrohen Dritten darstellte, der aus dem Streite der Anderen stets unbeschädigt und gewinneinheimsend hervorging, wurde ihm nun der Krieg durch die Unterseewirkungen und Flugangriffe zum ersten Male seit Jahrhunderten in das eigene Land getragen und am wohlgepflegten Leibe jedes Briten wirtschaftlich empfindlich fühlbar. Demnach ist dieser Weltkrieg für die ‚englischen Krämer‘ kein gutes Geschäft; die kaufmännische Berechnung hiefür stimmt nicht. Wenn sie nicht falscher, politischer Eigensinn daran hinderte, würden sie wohl bald versuchen, durch Friedensschluß den ungünstigen ‚Handel‘ einzustellen, bevor der geschäftliche Zusammenbruch eintritt. Nach Erklärung des Marine-Staatssekretärs v. Capelle am 5. Juli im Reichstage sei die deutsche Unterseewaffe nach Zahl und Güte der Schiffe im Steigen begriffen, während der dem Einkreisverband zur Verfügung stehende Schiffsraum durch die Versenkungen trotz vermehrter Ersatzbauten stetig zurückgehe und schon seit geraumer Zeit nicht mehr ausreiche, die Versandbedürfnisse unserer Feinde zu decken. Täglich werden vier bis fünf größere Schiffe mit wertvollen Ladungen an Truppen, Lebensmitteln, Kriegs- und Rohstoffen versenkt. Mit jedem amerikanischen Krieger aber, der in Europa landet, wachse der Bedarf an Schiffsraum einmalig um rund sechs BRT. für

* Vgl. die Abhandlung ‚Kriegsbetrachtung für Juni 1918‘ Hochland 15. Jahrgang 1917/18 Augustheft S. 437.

seine Herüberbringung und dauernd über etwa drei BRT. für die ihm nötige Zufuhr. Der Enderfolg sei dem Vierbund sicher. Gewiß werde der Unterseekrieg das ihm gesteckte Ziel erreichen. — Auf dem Wasserspiegel fand nur am 2. Juli im Adriatischen Meere ein Begegnungsgefecht zwischen einem österreichisch-ungarischen und einem feindlichen Torpedoschiffsgeschwader statt, das von diesem, nachdem ein Zerstörer in Brand geschossen und einer schwer beschädigt war, durch raschen Rückzug abgebrochen wurde. Bedeutsam ist dagegen, daß zur Verhinderung der Vierbundversorgung mit Rohstoffen durch großrussisches Gebiet dessen Einfuhrhäfen an der Murmanküste, in Archangelsk und Wladiwostok Seestreitkräfte des Einkreisverbandes besetzten und dort Truppen landeten. Zunächst geschah dies zur Absperrung des Vierbundes vom Meere, jedoch mit der offen zugegebenen Absicht, später nach einem Gegenumsturz in Rußland dessen neuzubildende Kriegsmacht zu verwenden, um den jetzt im Frieden befindlichen Osten des Vierbundes erneut mit Krieg zu überziehen. Unzweifelhaft ist diese Absicht großzügig gedacht, ob sie bei den gegebenen Verhältnissen von Raum, Zeit und Kräften, sowie dem unzweifelhaften Friedensbedürfnisse der östlichen Völker durchführbar ist, wird die Zukunft lehren. Ruhig kann der Vierbund dieser scheinbar großen Gefahr entgegensehen, denn neben dem großen Zeitbedarf erwächst dem Einkreisverband durch das Unternehmen eine große Kräftezersplitterung, während dieser der Vierbund in seinem ‚Kampfe auf der inneren Linie‘ gesammelt gegenüber sich befindet und als seine ‚Wacht im Osten‘ Vortruppen vom Asowschen Meer bis zum Bottnischen Meerbusen, fast 1000 Kilometer östlich seiner Grenzen, stehen hat. Würden im Westen die Vierbundstreitkräfte ebenso große Gebiete besetzt halten, dann wären ganz Frankreich und Norditalien in ihrer Gewalt. Möchten kleinmütige Miesmacher hierdurch die ‚neue Gefahr im Osten‘ nicht überschätzen, sondern vertrauensvoll und zuversichtlich die weitere Entwicklung abwarten. —

In der nun schon gewohnten Weise tobt der Luftkrieg über Land und Wasser heftig weiter. Nach halbamtlicher Bekanntgabe vernichteten unsere Luftstreitkräfte im Juni 487 feindliche Flugzeuge, davon blieben 216 in deutscher Hand, 250 wurden auf gegnerischer Seite zum Absturze gebracht und völlig zerstört, 21 zur Notlandung gezwungen. Deutscherseits gingen 51 Fesselbälle und 153 Flugzeuge verloren; von diesen 86 auf feindlichem Gebiete. Besonders hervorzuheben ist das Zusammenwirken der deutschen Flug- und Seestreitkräfte. Bei einem neuerlichen Kampf zwischen ‚Fisch und Vogel‘ wurden am 6. Juli vor der Themsemündung in der Nähe des Sandes von Shipwasch britische U-Schiffe von deutschen Marinefliegern angegriffen mit dem Erfolge, daß ‚C 25‘ völlig bewegungsunfähig in sinkendem Zustande vor dem Strome trieb und ‚C 51‘ schwer beschädigt von hinzugekommenen britischen Zerstörern geschleppt werden mußte. Zur Unterstützung der deutschen Tauchschiffe war ferner sehr nützlich, daß in jüngster Zeit 6 britische Curtisfliegerboote von unseren Marinefliegern vor der Themsemündung und in der südlichen Nordsee vernichtet wurden, denn solche Boote sind den Engländern ein wirksames Mittel zur Störung des Unterseekrieges vor ihren Küsten. Ausgerüstet mit zwei starken Triebwerken zu je 350 PS hat jedes Fliegerboot Betriebsstoff für 10 Stunden und 155 Kilometerstunden Geschwindigkeit, dann 1 Kommandanten und 4 Mann Besatzung, endlich eine Bewaffnung von 5 Maschinengewehren und 4 Wasserbomben.

Während des Monats Juli lag das Schwergewicht des Weltkrieges zu Land im Westen. In der ersten Hälfte dauerte zwar der Mitte Juni eingetretene Stillstand der großen Heeresbew-

gungen mit reger örtlicher Kampf-, Geschütz- und Erkundungstätigkeit noch an. Doch am 15. Juli begann ein neuer deutscher Vorstoß, der südwestlich und östlich von Reims, diese Festung auf drei Seiten umklammernd, in Teile der französischen Stellungen eindrang, außerdem zwischen Jaulgonne und östlich von Dormans die Marne überschritt. Den Gegnern waren Orte, Tag und Stunde der deutschen Angriffe vorher bekannt geworden, so daß sie rechtzeitig Gegenmaßnahmen treffen konnten. Dem ersten Ansturm wichen ihre Truppen aus, indem sie durchschnittlich 5 Kilometer weit auf ihre rückwärtigen Abwehrstellungen zurückgingen. Aber schon am 16. Juli begannen heftige Gegenangriffe mit rechtzeitig bereitgestellten Streitkräften. Zunächst konnten die Deutschen die Geländegewinne festhalten und sich sogar noch seitlich ausbreiten, jedoch nicht mehr weiter vordringen, denn ein großzügig angelegter Durchbruchsversuch des Einkreisverbandes zwischen Soissons und Chateau-Thierry nötigte sie, vom Angriff zur Verteidigung überzugehen. Ohne Geschützvorbereitung, allein durch Verwendung stärkster Geschwader von neugebauten, leichtbeweglichen Panzerkraftwagen gelang es am 18. Juli den Gegnern, in jenem Geländeabschnitte an einzelnen Stellen überraschend in die deutschen vordersten Infanterie- und Artilleriestellungen einzudringen und nach ihren Berichten angeblich 20 000 Gefangene und 400 Geschütze zu erbeuten. Deutscherseits wurden vom 15.—31. Juli 24 000 Gefangene gemacht. Durch entsprechende Gegenmaßnahmen wurde der feindliche Durchbruch vereitelt und neue feindliche Angriffe am 25. Juli blutig abgewiesen. Doch veranlaßte die starke Einbuchtung der deutschen Stellungen zwischen Aisne und Marne die Oberste Heeresleitung, die in der rechten Flanke bedrohten vorgeschobenen Truppen zurückzunehmen und in den folgenden Tagen einen erheblichen Teil der Geländegewinne freiwillig aufzugeben, statt ihn eigensinnig zu verteidigen. Das südliche, linke Marneufer wurde ebenfalls geräumt und bei Monatsschluß vorerst neue Abwehrstellung nördlich des Striches Fere-en-Tardenois—Ville-en-Tardenois genommen. Damit beugte die Heeresleitung der sonst drohenden gefährlichen Umklammerung vor, verkürzte die eigene Kampfstellung, sparte Kräfte, und entzog den fest eingebauten schweren Geschützen der Feinde ihre Ziele. Zum Schlusse des 48. Kriegsmonats kam die seit 15. Juli wütende Schlacht, in der etwa 70 feindliche, darunter 6 amerikanische Divisionen mit mindestens 1 Million Streitern kämpften, zum vorläufigen Stillstand; vorerst ist der Durchbruchsversuch des Einkreisverbandes gescheitert. Wie eine italienische Zeitung erzählte, wurde der Durchbruch schon zum 12. Juli beabsichtigt, aber durch den vorzeitig gemeldeten deutschen Angriff des 15. Juli verzögert und auf den 18. Juli verschoben. In dem von zahlreichen guten Straßen durchschnittenen großen Walde von Villers-Cötterets konnten die großen Mengen der Angriffstruppen unauffällig versammelt werden, wobei nachtsüber strömender Gewitterregen die letzten Maßnahmen sicher verdeckte. Gegenüber den Waldungen waren die neu gewonnenen deutschen Stellungen zwischen Soissons und Chateau-Thierry noch nicht fest ausgebaut, ohne durchgehendes Drahtverhau und ohne feste Unterstände. Durch das Ausbleiben des sonst die Angriffe vorbereitenden Trommelfeuers glückte der Überfall auf die überraschten deutschen Truppen. Inzwischen wurden von unserer Obersten Heeresleitung für die kräftige Fortsetzung der Entscheidungsschlacht entsprechende Maßnahmen getroffen, denn eine französische Zeitung schrieb schon am 29. Juli: ‚Die verbündeten Vortruppen stellen eine täglich wachsende Widerstandskraft der Deutschen fest. Der französische Oberbefehlshaber Foch wolle noch vor dem Winter den Sieg erringen;

man stände unmittelbar vor dem zweiten Teil seines Vorgehens, während dessen Unterbrechung mit allen Kräften neue Vorbereitungen getroffen würden. Anscheinend holen jedoch auch die Deutschen zu einem neuen Schlage aus; ihr neuer Angriff sei gegen Mitte August zu erwarten. Voraussichtlich werde die Schlacht noch den ganzen August andauern.' Kriegsberichterstattern gegenüber gab General v. Ludendorff freimütig zu, daß die letzte Angriffsabsicht zwar nicht geglückt, doch die Zuversicht nicht im geringsten schwächer geworden sei. Generalfeldmarschall v. Hindenburg fügte hinzu: ‚Wenn alle Deutschen so zusammenhalten wie in diesen 4 Jahren schwerster Kämpfe, dann werden sie den Rest, der noch zu tun übrig bleibt, auch schaffen.' An den übrigen, nordwestlichen und südöstlichen Teilen der militärischen Kriegsgrenzen des Westens fanden keine Entscheidungskämpfe statt. Auf die britischen Truppen besonders wirkte anscheinend die seit ihren Frühjahrsniederlagen bestehende besondere Mannschaftsnot stark lähmend.

Am italienischen Kriegsschauplatze blieb die Lage im Juli unverändert. Zu dessen Beginn versuchten zwar die Italiener, auf das östliche, linke Piaveufer überzugehen, doch wurden sie von den österreichisch-ungarischen Truppen erfolgreich abgewiesen. Nur das noch besetzt gehaltene Piave-Delta konnten sie zurückgewinnen. Laut Meinung eines französischen Kriegsberichterstatters vom 6. Juli seien die Aufgaben des italienischen Heeres für jetzt erfüllt, denn dessen Gegenstoß habe die Leitungsabsichten erreicht. Tatsächlich trat hier ein Stillstand der Heeresbewegungen ein und fanden bis Monatsschluß nur kleinere örtliche Kämpfe statt. Nach welschen Zeitungen seien die Nachschubrückhalte des Heeres erschöpft; sie warnen deshalb vor einem Angriffe über die Piave. Auch winke die Gefahr eines neuen deutsch-österreichischen Vorgehens; bereits seien 8 deutsche Divisionen nach dem italienischen Kriegsschauplatze unterwegs (?). Übrigens nähere sich ein entscheidender Abschnitt des Krieges und bringe vielleicht die Erfüllung der italienischen Hoffnungen.

Inzwischen wurde ein Teil hievon bereits auf dem Balkangebiete zerstört. Am 6. Juli begannen zwar in Albanien zwischen dem Devoli- und dem Osum-Flusse französisch-italienische Angriffe auf die österreichisch-ungarischen Gebirgsstellungen, die unter dem Drucke starker gegnerischer Kräfte am 9. Juli geräumt wurden. Nördlich des Striches Fieri—Berat wurde von den Verteidigern eine neue Abwehrstellung bezogen. Siegfreudig schrieb am 16. Juli eine italienische Zeitung: ‚Die Vorgänge in Albanien sind nur das Vorspiel noch größerer Ereignisse an den italienischen Kampfstellungen. Wir befinden uns vor einer Überraschung größter Art . . .' Nach kurzer Kampfstille erneuerten die Italiener am 19. Juli ihre Angriffe, konnten jedoch keine Vorteile mehr erringen, sondern wurden vom 29. Juli an durch Gegenangriffe des kühn von Wien auf Flugzeug herbeigeeilten trefflichen österreichisch-ungarischen Heerführers Pflanzer-Baltin zum Rückzuge nach Süden wieder auf ihre Ausgangsstellung Fieri—Berat genötigt. In Mazedonien hatten während des Juli die Bulgaren nur einflußlose örtliche Kämpfe mit ihren Gegnern. Somit war die Lage auf dem Balkangebiete am Schlusse des 48. Kriegsmonats wieder wie an dessen Beginn.

Im Osten machte sich der Friede wenigstens insoweit wirksam, daß den vom Asowschen Meer bis zum Bottnischen Meerbusen ausgebreiteten Besatzungstruppen des Vierbundes keine kriegerische Tätigkeit mehr, sondern nur noch Ordnungsdienst zufiel. Aber außerhalb ihres Bereiches herrscht keine Ruhe. Überall ist Wirrwarr und Bürgerkrieg, der vom Einkreisverband heftig geschürt wird, um das zerfallene Russische Reich wieder

herzustellen und von neuem in den Krieg gegen den Vierbund zu hetzen. Kein Mittel ist ihm hiezu schlecht genug. So dingten seine Unterhändler Meuchelmörder, die am 6. Juli den deutschen Gesandten in Moskau, Grafen Mirbach, dann am 30. Juli den Befehlshaber des deutschen Besatzungsheeres in der Ukraine, Generalfeldmarschall von Eichhorn und dessen Adjutanten Hauptmann Dreßler töteten. Auch die Ermordung des abgesetzten Russischen Kaisers Nikolaus II. ist auf seine Rechnung zu setzen. Eine große Liste von solchen Fällen hat nun der Einkreisverband schon auf dieser Rechnung; es sei nur an den Fürstenmord von Serajewo und die Tötung des friedensfreundlichen Franzosen Jaurès vor Kriegsbeginn erinnert. Wegen Raummangels können hier die inneren kriegerischen Vorgänge, die in Rußland im Juli spielten, nicht eingehend erörtert werden. Militärisch ist besonders bedeutsam, daß die jetzige Regierung Großrußlands durch die Auflösung des alten kaiserlichen Heeres sowie die Untergrabung alles Ansehens und Gehorsams nahezu wehrlos wurde und durch die Enteignung der besitzenden Volksschichten diese sich zu Feinden machte. Damit hat der Einkreisverband für Durchführung seiner Absichten verhältnismäßig leichtes Spiel. Bereits landete er Truppen in Wladiwostok, Archangelsk und an der Murmanküste, die schon in das Innere Rußlands eindringen und im Zusammenwirken mit den Tschecho-Slowaken sowie den in Persien befindlichen britisch-indischen Truppen obenerwähntes Ziel erreichen sollen. Um dies zu verhindern, werden möglicherweise die Ostheere des Vierbundes den zurzeit noch in Rußland herrschenden Bolschewiki helfen müssen. Bedauerlich ist, daß die deutschen Truppen in Finnland aus politischer Rücksicht auf dieses ohnseitig bleibenwollende Land nicht gegen die britischen Landungstruppen an der Murmanküste verwendet werden können. Vermutlich geht es da ebenso wie bei dem Kampfe gegen die Einkreislandungstruppen von Saloniki, deren Verfolgung nach ihrer Niederlage gleichfalls aus politischen Rücksichten an der griechischen Grenze eingestellt wurde. Nun ist Griechenland dennoch beim Einkreisverbande! Hoffentlich geht es in Finnland nicht ebenso; eine Verspätung ließe sich nicht mehr gut machen, wie das Beispiel von Mazedonien lehrt. Bezweckt doch die britische Besetzung der Murmanküste, ebenso wie damals die der griechischen Küste, dem Vierbund die überseeische Zufuhr dauernd auch für den Frieden abzuschneiden und während des Krieges seinen Landheeren in die Flanken zu fallen.

Unverändert blieb im Juli die Lage auf den türkischen Kriegsschauplätzen in Asien. Im Kaukasusgebiete trat endlich Frieden und Ruhe ein, nachdem mit den dort neugebildeten Freistaaten das Osmanische Reich sich freundschaftlich verständigte und engere politische Beziehungen mit ihnen herstellte. Wichtig ist namentlich, daß die Armenier von den Osmanen gestützt werden, um künftigen Streitigkeiten und britisch-französischen Aufhetzereien vorzubeugen. Aus Mesopotamien fehlen Kriegsberichte; vermutlich hat die Sommerhitze völligen Stillstand der Heeresbewegungen erzwungen. Dagegen wurde in Palästina während des 48. Kriegsmonats andauernd heftig gekämpft, ohne nach einer oder andern Richtung eine wesentliche Kräfteverschiebung herbeizuführen. Bis jetzt wurden die Hoffnungen enttäuscht, daß es den türkischen Streitkräften gelingen könnte, die Eindringlinge aus ihrem Reiche zu vertreiben und vielleicht sogar in Ägypten und Indien anzugreifen.

Große Erfolge hatten jedoch ihre Stammesgenossen in Tripolitanien gegen die Italiener, die aus dem Lande auf die befestigten Hafenorte Tripolis, Homs, Lebda, Masrata, Benghasi und Derna zurückgetrieben und dort mit Un-

terstützung deutscher Tauchschiffe stark bedrängt wurden. — Aus Ostafrika wurde durch feindliche Nachrichten bekannt, daß General v. Lettow-Vorbeck mit den deutschen Schutztruppen um Mitte Juni die Gegend um Villa Esperanza, Hauptstadt der Provinz Quelimana, erreichte, also 500 Kilometer tief in portugiesisches Gebiet eindrang und zurzeit deren best angebautes Land bedrohe. Nur mehr 100 Europäer und 7—800 Askaris, die jedoch eine vierjährige Kriegserfahrung besitzen, soll seine Streitmacht stark sein. Daß diese immer noch entwischen könne, selbst wenn sie schon nahe umzingelt sei, verdanke sie der großen Ausdehnung des dicht bewaldeten Landes. Ende Juni und Anfang Juli rückte sie in südwestlicher Richtung durch die Baraga- und Licungotäler, kämpfte erfolgreich am 1. bis 3. Juli bei Nhamacura, am 21. und 23. Juli bei Ociva, Tibe und Namirroe. — In Südafrika setzte sich die Gärung fort, indem unter dem Eindrucke der deutschen Siege in Frankreich über das britische Landheer gefährliche Unruhen der Buren und Arbeiter entstanden. Besonders wehren sich die nichtenglischen Südafrikaner, zum Waffendienst für das verhaßte Großbritannien sich zwingen zu lassen, während ihnen ihre frühere volksherrschaftliche Selbständigkeit vorenthalten wird. — Mit erzwungener Teilnahme Chinas entschloß sich Japan, anfangs Juli in Sibirien einzugreifen, nachdem ihm für dieses Land der Kriegsrat des Einkreisverbandes mit Zustimmung Amerikas vollständig freie Hand ließ. Notdürftig scheint jetzt der zwischen Amerika und Japan klaffende Riß vorerst verkleistert zu sein, obwohl nach einem verratenen Geheimvertrag zwischen Japan und Rußland vom 3. Juli 1915 zum Schutze Chinas ein gemeinsames bewaffnetes Eingreifen in Ostasien gegen Amerika und Großbritannien noch vor dem Sommer 1921 vereinbart war. Für sein Eingreifen soll Japan sibirisches Gebiet versprochen sein, das zweieinhalbmal so groß sei als das Deutsche Reich und die beiden besten Häfen Wladiwostok und Nikolajewsk umfasse. — Zu besserer wirtschaftlicher Vergewaltigung durch Großbritannien wird demnächst Island zum militär-, also wehrlosen selbständigen Staat erklärt, der künftighin mit Dänemark nur mehr durch den gemeinsamen König verbunden bleibt.

Ernst gestaltete sich im Juli der Krieg mit Amerika. Außer den sechs Divisionen, die an der Schlacht zwischen Aisne und Marne teilnahmen und der französischen Führung als Kanonenfutter dienten, sei noch eine Anzahl amerikanischer Truppenteile an den anderen Stellungsabschnitten in Truppenverbände der Verbündeten eingeteilt worden. Ihre Gesamtzahl betrage nach Schweizer Zeitungsmeldung höchstens 150 000 Mann; in Italien seien vorläufig nur zwei Negerbataillone angekommen, einige Verstärkungen noch in Aussicht. Während ihre Ausrüstung tadellos und ihre Gliederung erstaunlich sei, wären sie nach italienischem Urteil doch nur ungenügend ausgebildete Stegreifsoldaten. Die Mehrzahl der eingetroffenen Truppen werde daher noch zurückgehalten; so seien von ihnen zur Verhütung eines deutschen Durchbruchs in Richtung Calais stärkere Mengen hinter den britischen Stellungen bereitgestellt. Bis jetzt seien 186 000 Neger in das Heer eingestellt, ihre Zahl soll bis auf 900 000 gesteigert werden können. Wie eine holländische Zeitung berichtete, erreichten die amerikanischen Verluste nach den amtlichen Listen schon die Höhe von 80 000 Mann, darunter 10 000 Tote. Infolgedessen warnte bereits ein englischer Kriegsberichterstatter vor dem rücksichtslosen Verbrauch der amerikanischen Truppen, denn sie seien der letzte Mannschaftsrückhalt des Einkreisverbandes. Monatlich würden, laut Mitteilung des französischen Kriegsministers, 52 000 Amerikaner nach Europa gesandt.

In den Staaten des Einkreisverbandes werden die sogenannten Friedensfreunde oder Pazifisten wegen Flaumachens als Vaterlandsverräter angesehen und gerichtlich verfolgt. Z. B. in Amerika wurde sogar Ellen Keys Buch von 1916 ‚Krieg, Frieden und Zukunft' wegen jetzt gefährlicher Meinungen verboten, ferner der frühere Sekretär von Fords Friedenskonferenz, Lockner, zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt wegen Fortsetzung seiner Friedensarbeit in Amerika. Im Vierbunde läßt man sie frei gewähren. Man muß sich solche Tatsachen gegenwärtig halten, um zu erkennen, wie schädlich gerade im gegenwärtigen Augenblick die Verfolgung des in der Wirklichkeit unerfüllbaren Traumzieles vom ‚ewigen Frieden' ist.

Generalmajor Friedrich Otto. (m)

**Hundert Jahre J. P. Bachem.** Die tätige Anteilnahme der deutschen Katholiken am öffentlichen Leben ihrer Volksgesamtheit war vor hundert Jahren noch recht bescheiden. Was im letzten Drittel der Aufklärungszeit im deutschen Katholizismus an Versuchen, außerhalb der kirchlich-religiösen Schranken kulturell (und sei es auch nur publizistisch) mitzuarbeiten, rege geworden war, hatte der Rauhreif der napoleonischen Gewaltherrschaft wieder vernichtet. Im Deutschen Bunde aber, dieser wenig glücklichen Schöpfung des Wiener Kongresses, war für weiter greifende katholische Bestrebungen wissenschaftlich-kultureller Natur zunächst kein Boden; zu leidenschaftlich tobte der öffentliche Meinungsstreit um rein politische Ziele, zu laut und ungestüm kämpften Reaktion und Fortschritt im Staatsleben wider einander an. Görres, der nachmalige machtvolle Bahnbrecher des katholischen Gedankens, war noch erst auf dem Wege zu seiner späteren Aufgabe, die Romantik steckte noch in den Kinderschuhen, einige schöngeistige Konvertitenzirkel blühten erst im Verborgenen, katholisches Schrifttum von allgemeinerer Bedeutung wagte sich noch nirgends hervor. Der katholische Verlagsbuchhändler Bartholomäus Herder, der sich 1801 in Meersburg, dann in Konstanz, 1810 in Freiburg i. B. niedergelassen hatte, beschränkte sich in der ersten Zeit auf die Herausgabe pädagogischer und theologischer Schriften; die Erwerbung der Bibliothek des aufgehobenen Klosters St. Blasien deutete erst größere Zukunftspläne an.

In solchen Zeitläuften war es für einen katholischen Buchhändler wahrhaftig kein leichtes Unternehmen, katholischem deutschen Schrifttum, das über die Grenzen des ausschließlich religiösen und theologischen Bedürfnisses hinausging, eine Heimstätte auf deutschem Boden zu schaffen. Und wenn vor nunmehr 100 Jahren Johann Peter Bachem trotzdem den ersten Spatenstich zu diesem Unternehmen tat, so war dieser Schritt bei aller anfänglichen Zurückhaltung in konfessionellen Dingen doppelt gewagt in Rücksicht der örtlichen Verhältnisse, die ihn begleiteten. Köln a. Rh., das dank seiner Hochschule in der vornapoleonischen Zeit ein Mittelpunkt rheinischer Kultur und regen geistigen Schaffens gewesen, hatte (1796) nicht nur seine Universität eingebüßt, es war auch in seiner allgemeinen kulturellen Bedeutung tief gesunken, und die spätere Wiedererrichtung der ehemals kölnischen Hochschule in Bonn trug nicht dazu bei, das entschwundene Leben Kölns rasch wiederkehren zu lassen. Dazu bedurfte es langer, zäher Arbeit. An dieser Arbeit großen und erfolgreichen Anteil genommen und zugleich dem besonderen kulturellen Interesse der westdeutschen Katholiken die dankenswertesten Dienste geleistet zu haben, ist ein hoher Ruhmestitel der Verlagsfirma J. P. Bachem. Es ist daher nur recht und billig, wenn an dem hundertjährigen Gedenktage der Gründung des Bachemschen Verlagshauses, den die Firma vor kurzem beging, auch die katholische Öffentlichkeit mit Genugtuung Anteil nimmt. Ein Gedenkbuch, das Georg

Hölscher im Auftrag seiner Verlagsfirma verfaßt und dem der Schriftleiter der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, Dr. Karl Hoeber, ein aufschlußreiches Geleitwort mitgegeben hat, gibt der allgemeinen Anteilnahme am Geschäftsjubiläum des Hauses Bachem eine tiefere Begründung; denn es zeigt in sorgsamer geschichtlicher Linienführung, wie vier Generationen der Familie Bachem in einem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsenden Maße das Schrifttum der deutschen Katholiken und damit deren Bedeutung und Einfluß im öffentlichen Leben unseres Volkes gefördert und bereichert haben. Die Zahl der Schriften und Bücher, die im Zeitraum von hundert Jahren die Druckpresse des Verlags J. P. Bachem verlassen haben, ist Legion; dabei gibt es wohl keine Seite unseres gesamten Kulturlebens, die im Verlagsverzeichnis der Firma nicht vertreten ist. Wie sehr es dem Verlage dabei auch auf praktische Förderung des Schrifttums ankam, mag wohl am besten daraus ersehen werden, daß zu allen Zeiten nicht nur gute alte Namen unter den Autoren des Hauses Bachem zu finden sind; auch nicht wenige neue Talente haben von dessen Schwelle aus den Flug ins Weite angetreten: Hoffmann von Fallersleben, August Reichensperger, Freifrau von Brackel, Freiherr von Hertling, Cardauns, Antonie Jüngst, M. Herbert, A. Schott, H. Dransfeld, E. von Handel-Mazzetti und Anna von Krane finden sich hier erstmals neben manchem anderen Namen von gutem Klang in Wissenschaft und schöner Literatur.

Das Maßhalten in allen öffentlichen Streitfragen, das noch heute das Kennzeichen des Hauses Bachem ist, ging in den ersten Jahrzehnten unter Johann Peter Bachem († 1822) und dessen Bruder und Geschäftsnachfolger Lambert († 1854) so weit, daß wir in heißen politischen Kämpfen aufgewachsene Nachgeborene es nur zu verstehen vermögen, wenn wir uns in den Geist jener Jahre voller Unklarheit gänzlich hineinversetzen. Dann erscheint es uns begreiflicher, daß die Firma J. P. Bachem nicht bloß Schriften gegen die Vorkämpfer einer Verfassung in Preußen und einige rein protestantische Bücher verlegte, sondern auch dem ‚Kölner Ereignis‘ (20. Nov. 1837), dessen Vorgeschichte (Streit um die gemischten Ehen seit 1825) und dem entschiedenen Eintreten Joseph von Görres' für den Kölner Erzbischof gegenüber eine ablehnende Haltung einnahm, während sie gleichzeitig Verteidigungsschriften für die Hermesianer verlegte. Dabei steht der aufrichtig katholische Sinn Lambert Bachems außer Zweifel. Ein entschiedener und für die fernere Entwicklung des Bachemschen Verlags entscheidender Umschwung zu positivem Mitschaffen am katholischen öffentlichen Leben in Deutschland trat während der Gärung der vierziger Jahre ein. Lambert Bachems Sohn Joseph scheint aus Paris, wo damals Graf Montalembert und Veuillot an der Spitze der katholischen Bewegung standen, jenen katholischen Aktivismus mitgebracht zu haben, aus dem nach dem vorübergehenden Zusammenbruch der Firma Bachem (1840) neben einigen religiösen Zeitschriften die katholischen politischen Zeitungen ‚Rheinische Volkshalle‘ (1848 bis 1849), ‚Deutsche Volkshalle‘ (1853 bis 1854), die Vorläuferinnen der ‚Köln. Volkszeitung‘, unter allerlei Fährlichkeiten geboren wurden. Die höchst merkwürdige Geschichte jener politischen Kinderjahre der west- und süddeutschen Katholiken hat Dr. Karl Bachem in seinem Werke ‚Josef Bachem und die Entwicklung der katholischen Presse in Deutschland‘, auf das an anderer Stelle zurückzukommen sein wird, ausführlich dargestellt. Gefestigtere politische Anschauungen vertraten die 1860 von Josef Bachem ins Leben gerufenen ‚Kölnischen Blätter‘, die 1869 den Titel ‚Kölnische Volkszeitung‘ annahmen. Damit war endlich die große katholische Tages-

zeitung geschaffen, die unter hervorragenden Schriftleitern und unter steter persönlicher Einflußnahme der Familie Bachem, auch in deren vierten Generation seit Lambert Bachem, einen geistig-politischen Mittelpunkt des katholischen Deutschlands darstellt, dem auch die Gegner ihre Achtung nicht versagen. Daß eine Firma, die im katholischen Zeitungs- und Buchwesen seit langen Jahren an führender Stelle steht und in deren Verlagsverzeichnis neben Görresgesellschaft und Borromäusverein die christliche Sozialpolitik einen bevorzugten Rang einnimmt, ihren eigenen Geschäftsbetrieb sozial vorbildlich durchgestaltet hat, sei zum Schlusse nur des Gesamtbildes wegen erwähnt. Möge die Firma J. B. Bachem auch weiterhin auf den bewährten Bahnen wandeln und in ihrem Schaffen gesegnet sein! In diesem Sinne: Ad multos annos!

Dr. F. Wetzel.

## Literatur

**Über René de Clercq's ‚Nothorn'.** René de Clercqs Dichtung kommt vom Idyll her. Liebenswürdige Kinderlieder, kleine Genrebilder aus dem Kinderleben wie des trauten häuslichen Familienglückes, volkstümliche Weisen, reizvoll frische Natur- und Volksschilderungen aus flandrischen Landen (daneben auch einmal die herberen Klänge der das Genter Arbeiterelend beleuchtenden ‚Toortsen', zu deutsch: Fackeln) sind bezeichnend für sein dichterisches Schaffen in Friedenszeiten.

Bis der Weltkrieg kommt und die geliebte flandrische Heimat von den schlimmsten Stürmen desselben, von allen Schauern des Untergangs bedroht wird. Äußerlich und innerlich. Nach außen hin dadurch, daß sie zum großen Teil den Platz für das Ringen und den gräßlichen, übergewaltigen Totentanz der aus allen fünf Erdteilen zusammengewürfelten Heerscharen des Völkerkriegs abgeben muß. Mehr noch bedroht vom inneren Untergang, in Kern und Wurzel ihrer Volksart, durch den Pakt, den die Regierung in Le Havre mit den Vertretern einer benachbarten französischen Kulturnation und deren zahlreichen angeblichen Freunden und Verteidigern schließt. Worin, wenn der Endsieg auf jene Seite fiele, die die Insel des Flamentums die Jahrhunderte hindurch umbrandende und ihre Festen zu unterwühlen suchende Verwelschungsgefahr mit all den bekannten Schädnissen in geistig-kultureller, sittlicher wie sozialer Hinsicht die letzte, vielleicht entscheidende Stärkung erhielte.

So, im Blut- und Flammenschein des Jüngsten Tages, der über sein Land hereingebrochen scheint, stößt René de Clercq in sein ‚Notborn'. Er nennt so, wohl in Anknüpfung an die Sage vom sterbenden Roland, der im Tal von Roncesvalles, von den Sarazenen überfallen, zum letzten Hilfeschrei sein Horn an den Mund setzt, einen neueren, im Jahre 1916 erschienenen Gedichtband (in deutscher Übersetzung im Insel-Verlag 1917). Aus dem Idyllischen reckt er sich hier ins Heroische. Aus demselben Idyllischen, aus dem zutiefst und in seinem ganzen Bestand gefährdeten und gestörten Heimglück und Heimatfrieden erhält sein neuer ‚Löwenhaß' und -zorn, seine neue Kampflust aber auch den rechten Anschwung und die Stoßkraft. ‚Aus Liebe, aus Liebe (zu dir) allein, Flandern, will ich dein Streiter sein.' Zunächst schwankt de Clercq noch im Ziel seines Zornes. Er scheint Fehde nach allen Seiten verkünden zu wollen: ‚Unverdeutscht und unverfranzt — für Flandern nur der Löwe (das flandrische Wappentier) tanzt.' Mutig steht er allein, gewurzelt nur im guten Recht seines Volkes auf die eigne Art, wie eine Eiche auf flandrischem Boden. Mag sich alles wider ihn erheben: Feindschaft macht zum Manne, spannt uns den Nakken und zwingt zu starken Taten: ‚Erst

wenn das Schwert dem Halse droht, reck ich das Haupt recht himmelan.' Dann aber macht er immer mehr und ausschließlicher Front gegen die Französlinge in Le Havre, von woher, wie er bald untrüglich fühlt, die einzige und tiefste Gefahr für die Heimat lauert. Wie sie, als aus der gleichen Windrichtung kommend, seit Jakob van Maerlant und seinen wackeren Freunden Breidel und de Coninck mit ihrem Schlachtruf: ‚Wat walsch (d. h. welsch) is, falsch is,' schon so viele seiner dichtenden Landesgenossen erschaut und davor in ihren Liedern warnend und beschwörend die Hände erhoben haben. ‚Wij sijn Germanen, geen (keine) Latijnen!' erkennt de Clercq — zugleich auch, daß neben dem Löwen der Fuchs, neben Mut und Kraft die Klugheit des Augenblicks führendes Zeichen sein soll. Die befiehlt aber, als einzige Rettung aus dem Wirbel der Zeitgeschehnisse, für Flandern jetzt einen näheren Anschluß, oder wenigstens die Anlehnung an das große und mächtige Brudervolk der Deutschen. Nicht leicht und schnell ist de Clercq diese Erkenntnis gekommen; viele innere Kämpfe erst mußten sie vorbereiten helfen, wofür seine Gedichte ergreifendes Zeugnis ablegen. Einige von diesen, wie vor allem der wuchtige, helle Streitruf ‚An die zu Le Havre, als sie vergaßen, daß auch Flandern in Belgien liegt' — werden unvergängliche National- und Kampflieder flandrischer Zunge bleiben.

Rührend auch sind die Rückblicke des Dichters auf das, was war, die uns immer wieder wie kurze friedliche Besinnungen mitten in dem Waffengerassel seiner Kriegsstrophen anmuten. Vor allem schmerzt es ihn, dessen tiefstes ‚Christsehnen' stets nach Frieden geht, daß er seinem geliebten Weib, die schon ‚still unter Schmerzen' die Last seines Nachwuchses getragen, nun auch die eigene Not noch mitaufbürden muß, wie daß er zu lange schon den unvergessenen Heimatort mißte:

Beim Ruhen und im Sturme
Seh' ich dich früh und spat —
Das Dörfchen mit dem Turme
Und Vaters singend Rad.

Doch was sind dem Kriegssänger Not, Leid und Tod des einzelnen, wo es um Größe und Freiheit des Landes geht. Zuversicht auf das ‚güldne, reiche Reich', das ihm im ‚Frühlingsgruß 1916' zu nahen scheint und für das seine Lieder wie wilde Vogelschwärme die ersten Lenzesboten sein sollen, wechselt mit düsteren Befürchtungen von ‚Flanderns Untergang':

Kein Abgrund oder Schlund sind tief genug,
Die diese Sonne in sich bergen wollten.
Doch was wir dann in Lieb und Schreck bewundern sollten:
Was dies ersterbend Volk an Not und Tod Jahrhunderte hindurch ertrug!

Er weiß, daß das Flamenvolk Schuld, schwere Schuld an der eignen Schande hat, daß daher Gott die Geißel der Liebe zur Hand genommen. Lange zwar gibt sich de Clercqs Kraftnatur trüben Anwandlungen nicht hin. Und so erhebt er sich, der seinem Heimatland Blüte und Freiheit oder Untergang wünscht, am Ende des Buches zur ganzen Größe eines Propheten seines Volkes, eines Sehers, in dem prachtvollen und monumentalen, von apokalyptischem Wetterleuchten umzuckten ‚Sang von Großflandern', mit den Schlußversen:

‚Voor alle tijden
Glorievol waart, glorievol zijt,
Vlaanderen, Grootvlaanderen in eenwigheid!'*

In dem Wunsche, daß diese Verkündigung des Dichters aus den schrecklichen Mutterwehen und der Gebärnot der Zeit heraus noch einmal wahr werde in froher und reichster Erfüllung, reichen wir de Clercq die Bruderhand.

Karl Gabriel Pfeill.

* Tijden = Zeiten; zijt = seid; eenwigheid = Ewigkeit.

# Kunst

**Romantische Landschaft.** Wir sind heute in den Jahrhundertgedenktagen der Nazarenerkunst und der deutsch-romantischen Malerei. Damals war Ziel der Künstler und Fruchtboden der Kunstformen nicht Paris, wie es vorher und nachher gewesen, sondern Rom. Das ergab im Geistigen den Unterschied einer geschichtlich geläuterten von einer bühnenhaft stofflichen Anschauung und im Natürlichen den Gegensatz von geschichtlich überhauchter Landschaft zu atmosphärischer Örtlichkeit. Die Entwicklung ist durch das ganze folgende Jahrhundert auf dem letzteren Wege weiter gegangen und dadurch von der geschichtlichen Größe immer mehr los geworden, dem einzelseelischen Ausdruck und der Kraft der unmittelbaren malerischen Sprache aber immer näher gekommen. Schließlich ist ja auch die Wahl der Orte und Stoffe nur eine Folge der Bewegung und Richtung der Geister.

Am 29. Juni 1818 ist der junge Heidelberger Karl Philipp Fohr mit dreiundzwanzig Jahren beim Baden im Tiber ertrunken. Von seinen ganz wenigen Gemälden ist uns seine ‚Romantische Landschaft' wie kaum ein Bildbeispiel seiner Zeit, gerade in seiner jugendlich motivreichen, mehr geahnten als bezwungenen Fülle, charakteristisch für eine Kunst, die ihren jugendlichen Willen nicht zu einem vollen geistigen Ziel und zu ihrer inneren Vollendung bringen konnte. Die Anempfindung alter Schönheit ist noch um so klarer und lieblicher, je schwebender und ungegenwärtiger der künstlerische Wille noch war. Fohrs poetisches Werk atmet zwischen den größeren Tafeln des klassisch erhabeneren, wenn auch schon zu einer neuen Unruhe drängenden Tirolers Josef Anton Koch und den sanft heroischen italienischen Schildereien des schon bald bürgerlich heimatlich werdenden Ludwig Richter eine Empfindung aus, die ihre Größe nicht aus Form und Szene und ihre Eigenart nicht in Sehnsucht und Idylle hat, sondern von einem dritten Element, das wir zunächst nur in einer spielend gebundenen Freiheit und Bewegung der Sinne genießen.

Wir sehen die lieblich schlichte Gestalt der Frau mit den beiden Kleinen wie auf einem Fort- oder Heimgang, ebenso im Gange die wandernden und musizierenden Gesellen, und dann die Gruppe der Pilger in einer Gesprächswendung, die ihnen zu einer kleinen Wegstockung wird, die Schafhürde mit dem hohen Hüttendach wie aus einem alten Bild, Bach, Wege, Gestein und Fels, den Zug der Hügel und Berge, Bäume, die von alters in die Gefilde schauen, eine reiche Landschaft, die doch wie unaufgeschlossen ist. Es ist eine Erzählung, doch ohne Wissen nur fürs Schauen, Szene, doch ohne absichtlichen Mittelpunkt, ein Geschehen mit innerem Zusammenklang, aber ohne ein deutliches begriffliches Thema. Der Sinn wird gespeist, aber nicht festgehalten; er bleibt nicht am Orte und nicht an einem Gedanken. Da kommt dann das Gefühl in Schwingung. So ist auch das Bild in seinen Teilen bewegt, die Fläche tritt vor und zurück, nicht zu einer idyllischen Örtlichkeit, sondern zu einem freieren Rhythmus; die Linien fallen und steigen, nicht zu einem monumentalen Raume, sondern zu einem Gefühl von Erhebung, das man wie den Wechsel von Tag und Nacht ein mehr zeitliches, dichterisches Monumentalgefühl nennen könnte. Das Licht des Himmels greift durch die Schatten. Die Farben lassen sich besonders für die Gestalten erkennen als wirksam in der Art der alten Lokalfarben, wie sie auf mittelalterlichen Bildern waren, wo ihre Nebeneinanderfügung gerade einen Rhythmus in der Fläche und nicht eine räumliche wirkliche Örtlichkeit wie bei den Bildern bis zur heutigen modernen Kunst hin erreichte. Gerade mit ihren Lokalfarben

waren die Bilder der alten Kunst nicht so unfrei an die natürliche Wirklichkeit gebannt wie die der späteren Naturmalerei. So geht auch hier alles mehr in den Blick, und dieser bleibt doch nicht aussichtsartig im Bilde hängen.

Ein solches Bild ist ein kleines, aber besonders deutliches Beispiel einer Kunst, als deren Hauptelement man das dichterische oder das musikalische empfand. Es ist damit eine Welt angerührt, die wir weniger sehen und weniger begrifflich fassen, aber um so mehr fühlen. Die einzelne Kunstart tritt zurück, und es öffnet sich das tiefere, allgemeinere, sich von den Dingen lösende Kunstgefühl. Diese dichterische oder musikalische Empfindung in unserer älteren romantischen Malerei erleben wir auch in der mittelalterlichen Kunst, dort allerdings viel dinghafter, voller; und für die Fülle des Gefühls, das wir dort haben, will das Verbleiben in der musikalischen Empfindung nicht genügen. Es ist dort ein Gefühl von einer reiferen geläuterteren Größe, es ist mit dem Inhalte zusammen ein geschichtliches Gefühl und meist der Abglanz eines religiösen Gehobenseins. Es ist jenes schöpferische Nachgefühl, in dem die einzelnen Dinge dann so deutlich vor dem Auge entstehen und doch nicht fürs Auge und um ihrer selbst willen da sind, sondern als Zeugnisse einer geistigen Ordnung des Dinglichen und Menschlichen.

K. W.

# Theater

**‚Weibsteufel'. Die Stellungnahme** des Herrn Erzbischofs von München-Freising zur Münchener Aufführung von Schönherrs ‚Weibsteufel', die aus den Pressefehden bekannt sein dürfte, findet neuerdings von liberaler Seite eine interessante, beachtenswerte Beleuchtung, und zwar durch einen Artikel, den der bekannte Hallenser Philosoph Geheimrat Vaihinger in Nr. 100 der Literaturbeilage der ‚München-Augsburger Abendzeitung' veröffentlicht.

‚Als Verfasser eines der radikalsten Bücher, die die Geschichte der Philosophie zu verzeichnen hat,' schreibt Vaihinger, ‚als Professor an der spezifisch protestantischen Universität Halle-Wittenberg, als Mitglied des daselbst gegründeten und ansässigen Evangelischen Bundes kann ich nicht in den Verdacht kommen, etwaige priesterliche Unduldsamkeit eines katholischen Kirchenmannes in Schutz nehmen zu wollen. Auch hänge ich den Mantel nicht nach dem Winde. Wenn ich dem Münchener Erzbischof nicht bloß meine Zustimmung, sondern auch meine Anerkennung für sein Vorgehen gegen den „Weibsteufel" hier ausspreche, so geschieht dies natürlich meinerseits nicht aus religiösen Motiven, sondern schlechterdings nur aus ästhetischen und ethischen Gründen.'

Vaihinger wendet sich dann nicht gegen das ganze Stück, und man wird ihm darin Recht geben müssen, daß ‚die Exposition im ersten Akt, die Verwicklungen in den folgenden, die Katastrophe im letzten ohne Effekthascherei und doch mit dramatischer Hochspannung sich in natürlicher und lebenswahrer Steigerung entwickelt. Dennoch kommt er zu einer entschiedenen Ablehnung des Dramas in seiner jetzigen Fassung, und zwar aus der ‚jedem unverbildeten und natürlichen Empfinden' naheliegenden Erwägung, daß das Böse, das Teuflische am Schlusse nicht triumphieren dürfe. Er erblickt darin einen Verstoß gegen die unerbittliche Strenge des kategorischen Imperativs aller Dramatik, der zum mindesten verlange, daß das Böse, wenn es siege, als moralisch gerichtet erscheinen müsse. Er wendet sich also gegen den Ausgang des Dramas, dies aber mit so gut begründeter Entschiedenheit, daß er das Stück mit diesem Schluß als dem sittlichen Urteil jedes unverbildeten und natürlichen Menschen widersprechend ablehnen muß.

Vaihinger begnügt sich nun, und das

ist besonders erfreulich an seiner Auslassung, nicht mit der Kritik, sondern versucht, mit einem kühnen Griff Remedur zu schaffen. In der jetzigen Fassung endet das Drama, in welchem das an einen schwachen, kränkelnden Mann gebundene Weib nach psychologischen Verwicklungen den in sie verliebten Grenzjäger schließlich zur Ermordung ihres Mannes bewegt, mit den triumphierenden Worten des von beiden Männern befreiten Weibes: ,Ihr Mannsleute, euch ist man noch über!' und der Zuschauer kann nach seinem Belieben sich ausmalen, wie die Heldin des Stückes als starker, unbekümmerter Diesseitsmensch behaglich im großen Haus am Markt sich einrichten wird und mit dem Gelde ihres Mannes in Freiheit sich ausleben kann; man möchte es ihr auch nicht allzusehr verargen, wenn sie dann in Beschaulichkeit nach Bildung strebend in diesem oder jenem modernen Philosophen eine wissenschaftliche Rechtfertigung ihres Handelns fände.

In den praktischen Konsequenzen begegnen sich oft viele denkend auseinanderstrebenden guten Geister wieder, und Kants Diener Lampe ist, symbolisch genommen, doch nicht nur ein Heinesches Zweckmäßigkeitsinstitut, sondern vielleicht hin und wieder auch ein Wertmesser. So können auch wir den Vaihingerschen Empfindungen über den Schluß des Stückes nur zustimmen und dürfen auch seine vorgeschlagene Änderung als glücklich und eines dramatisch gesund und folgerichtig denkenden Dichters würdig bezeichnen.

Vaihinger schlägt vor, das Weib solle sich nach dem oben wiedergegebenen Schluß an den Grenzjäger mit den Worten wenden: ,Hinaus mit dir, Mörder!' Der Jäger wankt langsam zur Türe, dann richtet er sich straff auf und ruft ihr das Wort zu: ,Mörderin!' und schlägt die Tür hinter sich zu. Seine Schritte verhallen, und das Weib geht mit raschen, kräftigen, entschiedenen Schritten nach der Seite der Schlafkammer; aber vor dieser liegt der Tote. Sie sieht ihn an, erschrickt und Entsetzen packt sie. Mit ausgestreckten, abwehrenden Armen geht sie langsam zurück nach der anderen Seite, so weit sie kann, bricht dann in die Knie zusammen und wiederholt mit anderer Betonung, schluchzend das Wort: ,Mörderin' —

Es ist Vaihinger auch m. E. darin Recht zu geben, daß dieser Schluß dem Charakter des Weibes, das als eine von Haus aus anständige Natur angesehen werden kann und das erst durch Verschulden der beiden Männer zur Teufelin geworden ist, nicht widerspricht.

Warten wir ab, ob der Dichter sich mit einer Änderung im Sinne Vaihingers einverstanden erklären wird.

—n

# Unsere Kunstbeilagen

Das Gemälde ,Romantische Landschaft' von K. Ph. Fohr ist in dem betreffenden Rundschaubeitrag betrachtet.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor **Karl Muth**, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Emma Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

